3 1761 07359499 6

405

Dr. L. G. Blanc's

Handbuch des Wissenswürdigsten

aus der

Natur und Geschichte der Erde

und ihrer Bewohner.

Zum Gebrauch
beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Siebente Auflage,

durchgesehen, berichtigt, fortgesetzt und vermehrt
von

Dr. Adolph Diesterweg.

Mit 106 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 2 angehängten Holzschnitttafeln.

Dritter Theil.

Asien. Australien. Afrika. Amerika. Vollständiges Register über alle drei Theile.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1857.

G
115
B55
1857
v. 3

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

B. Asien.

Namen. Lage. Grenzen. Größe.

Im Osten von Europa und Afrika nimmt Asien, der größte aller Erdtheile und die Hauptmasse des alten Continents, zu der sich Europa und Afrika wie Halbinseln verhalten, die ganze östliche Hälfte der alten Welt ein. Der Ursprung des Namens Asia, welcher den Griechen schon vor den Zeiten Herodots bekannt war, ist durchaus ungewiß. Einige leiten ihn von einem semitischen Worte her, welches Mitte bedeutet, weil dieser Erdtheil zwischen Europa und Afrika in der Mitte liege; Andere von einem Worte derselben Sprache, welches Feuer, Licht, Aufgang der Sonne bedeutet; noch Andere, und wohl am Wahrscheinlichsten, von einer Stammsylbe as der ältesten indischen Sprachen, welche soviel als Höhe und Wohnsitz andeutet, weil Asien in der That nicht allein die höchsten Gegenden der Erde umfaßt, sondern auch, nach dem Zeugniß aller Geschichte, der älteste Stammsitz, die Wiege des Menschengeschlechtes und aller Cultur gewesen. — Asien gehört ganz der nördlichen Halbkugel an; es grenzt an 4 verschiedene Oceane und ist beinahe von allen Seiten vom Meere umflossen: nördlich wird es von dem nördlichen Eismeere bespült, welches hier mehrere übrigens wenig bekannte Meerbusen am Ausfluß der Riesenströme jener Gegend bildet, als der des Obi, des Jenisei, der Lena u. s. w.; östlich wird Asien von dem großen östlichen Ocean, auch wohl das stille Meer genannt, umflossen, welches an der Küste den anadyrschen Meerbusen, das Meer von Kamtschatka, das ochotskische oder lamutische Meer, das japanische Meer und den großen Meerbusen Hoang-Hai oder das gelbe Meer bildet; in Südosten berührt Asien das chinesische Meer, welches in das nordchinesische oder Tung-Hai, und das südchinesische oder Nan-Hai getheilt wird; zu diesem gehören die Meerbusen von Tonkin und Siam; im Süden liegt das indische Meer, welches zwischen beiden indischen Halbinseln den Meerbusen von Bengalen, zwischen Vorderindien und Arabien aber das arabische

oder persische Meer bildet, aus welchem abermals zwei tief in's Land dringende Meerbusen sich nach NW. erstrecken, nämlich der persische Meerbusen, zwischen Persien und Arabien, und der arabische oder das rothe Meer, zwischen Arabien und Afrika; im Westen endlich berührt Asien das mittelländische Meer, dessen einzelne uns schon bekannte Theile das ägäische Meer, die Straße der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmara oder die Propontis, die Meerenge von Constantinopel oder der Bosporus, das schwarze Meer (**Pontus Euxīnus** der Alten) und das asowsche Meer sind. — Die ausgezeichnetsten Vorgebirge sind im Norden: das Cap Taimura, sonst auch Nordost-Cap (**Sjewero-wostotschny**) genannt, unter 78½° n. Br.; im NO.: das Ost-Cap an der Behrings-Straße, und Tschukotskoi-Noß unter 64° n. Br.; im S.: das Cap Romania und Cap Buro, westlich davon die Südspitzen der Halbinsel Malakka, letzteres unter 1¼° n. Br., und die südlichste Spitze des festen Landes von Asien; das Cap Comorin, die südlichste Spitze von Vorderindien. — Mit Nord-Amerika und Australien steht Asien durch Inselgruppen in Verbindung, und die von Malakka nach Neu-Holland ziehenden Inseln Sumatra, Java, Sumbava, Flores, Timor, erscheinen gleichsam als Trümmer eines Isthmus zwischen Asien und Neuholland, ähnlich dem, welcher Nord- mit Süd-Amerika verbindet. Mit Afrika hängt Asien nur durch eine ziemlich schmale Landzunge, an der nördlichsten Spitze des arabischen Meerbusens, bei Suez zusammen. So genau diese Grenzen von der Natur selbst bezeichnet sind, so schwierig ist die wahre Grenze zwischen Europa und Asien anzugeben; im N. wird zwar allgemein der Ural als natürliche Grenze angenommen; südlicher aber, wo sich unübersehbare Steppenflächen mit unbedeutenden Erhöhungen um das caspische und schwarze Meer ausbreiten, wird bald der Ural-Fluß, bald die Wolga und der Don, bald Wolga und Kaukasus, bald die zwischen Ural, Wolga und Don streichenden höchst unbedeutenden Erhebungen zur Grenze genommen. Wir haben uns, doch ohne dies für eine Naturgrenze auszugeben, des Don- und Wolga-Laufes als Grenze bedient. Nach diesen verschiedenen Bestimmungen weichen natürlich auch die Angaben des Flächeninhalts von Asien bedeutend von einander ab und schwanken zwischen 7 und 900000 □M.; doch kann man 880000 □M. (davon 73000 auf die Inseln gerechnet) als der Wahrheit am Nächsten kommend annehmen. Das feste Land von Asien erstreckt sich von 1¼° bis zu 78½° n. Br. und von 43⅔° bis 208° ö. Lg., vom Cap Baba, unter 39⅓° Br., bis zum Ost-Cap; die Inseln aber im SO. von Asien reichen hin bis 11° s. Br. Seine größte Ausdehnung von W. nach O. beträgt 1300, die von N. nach S. 1150 Meilen. Asien, welches mehr zugerundet und massenhafter als Amerika gebildet ist, nähert sich zwar in seiner Gestaltung Afrika, zeigt aber doch eine weit größere Entwickelung seiner Küstenlinie und größere Gliederung als dieser Erdtheil. Der Stamm des Continents hat die Form eines Trapezes oder Vierecks, dessen Oberfläche 675000 □M. beträgt; seine Glieder oder Halbinseln, welche gegen S. hin, am indischen Weltmeere, am Bedeutendsten entwickelt sind, nehmen ein

Areal von 155000 □M. ein*) und besitzen allein eine Küstenlänge von 4200 Meilen, während die des ganzen Erdtheils nur 7700 M. beträgt. Dies giebt nur 1 M. Küste auf 105 □M. Oberfläche, so daß also durch das Eindringen des Oceans in den Continent doch die Zugänglichkeit seines Hauptstammes eben nicht erheblich gesteigert erscheint**). — Bei der Beschaffenheit und den politischen Verhältnissen der Länder dieses Erdtheils ist es kaum möglich, die Zahl seiner Bewohner auch nur annähernd zu bestimmen; die Angaben darüber schwanken, auf Vermuthungen und ungefähre Schätzungen gegründet, berechnet der berühmte Statistiker v. Reden ihre Zahl auf 763 Millionen.

Gebirge und Gewässer.

Hier, wie bei den folgenden außereuropäischen Erdtheilen, wo des Unbekannten ungleich mehr ist, als des wahrhaft Bekannten, werden wir uns bemühen, jedesmal in der Einleitung ein möglichst vollständiges, allgemeines Bild von der Gestalt der Oberfläche des ganzen Erdtheils und den bedeutendsten Gewässern desselben zu entwerfen und die Hauptelemente seiner klimatischen Verhältnisse in gedrängter Uebersicht zusammenzustellen, um künftige Wiederholungen zu vermeiden und bei der Betrachtung der einzelnen Länder den dadurch gewonnenen Raum, theils zu Ergänzungen über jene physischen Verhältnisse, theils zur genauern Beschreibung der Producte und der Bewohner zu benutzen.

Das ganze innere Asien, von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu den Küsten des großen Oceans und im Ganzen genommen zwischen dem 30. und 50. Grade n. Br., bildet ein zusammenhängendes Hochland, dessen höchster Theil, der östliche, zwischen dem 90. und 140. Grade ö. Lg. sich befindet; der westliche Theil steigt in mehreren Stufen oder Terrassen bis zum mittelländischen Meere herab. Dies Hochland, welches aus Hochgebirgen und Plateaux zusammengesetzt ist, erstreckt sich quer durch den ganzen asiatischen Continent, nimmt im Osten, bei einer nahe ostnordöstlichen Hauptrichtung der großen Anschwellung des Bodens in Gestalt von Hochebenen an Breite zu, wird aber in der Mitte, etwa unter dem Meridian des 90. Grades, durch die von N. und S. eindringenden Tiefländer gleichsam zu einem erhabenen Isthmus zusammengezogen, welcher die Theilung in das west-

---

*) Nach Engelhardt beträgt das Ganze weniger, nämlich 794000 □.-M.

**) Obige Zahlen uber die Ausdehnungen in Asien sind — Zahlen, die keine anschauliche Vorstellung erzeugen. Durch Vergleichung mit bekannten Größen kann man diese eher erhalten. Z. B.: Um Preußen in seiner ganzen Länge zu Fuß zu durchwandern, braucht man etwa 1 Monat Zeit; um Asien — ein Jahr. Ein Reisender, der auf die Beschauung jeder Quadratmeile einen Tag verwenden wollte, würde dazu in Preußen 15 Jahre, in Asien 2000 Jahre nöthig haben u. s. w.

liche oder vorderasiatische (etwa 70000 □M.) und in das östliche oder hinterasiatische Hochland (300000 □M.) begründet. Theils ist der Rand des großen Hochlandes wallartig mit mehr oder minder hohen Gebirgen besetzt, welche oft nur eine mäßige Erhebung über die Hochebenen zeigen, obwohl sie, von den angrenzenden Tiefländern aus betrachtet, zu außerordentlicher Höhe ansteigen, so daß hier wahrscheinlich überhaupt die höchsten Punkte der Erdoberfläche zu suchen sind; — theils steigen auf seiner Fläche selbst ansehnliche Gebirgsketten empor, welche weithin in paralleler Richtung das Plateau durchziehen. Die bedeutendsten Ströme Asiens verdanken ihren Ursprung den Gebirgsrändern, deren verschiedene Reihen sie oft in wilden Stürzen durchbrechen, um dann in den niedrigen Gegenden ihren mittlern und untern Lauf zum Meere fortzusetzen. Das Hochland selbst besitzt kaum einen einzigen ansehnlichen Strom, und seine wenigen Flüsse versiegen entweder bald im Sande oder endigen in Binnenseen. Außer jenem zusammenhängenden großen Hochlande besitzt der Erdtheil noch mehrere untergeordnete, zum Theil noch unmittelbar damit verbundene Gebirgsländer, in deren Ketten die Meridianrichtung meist vorherrscht, nämlich 1) im Süden von Hochasien: die Hochländer von Syrien und Arabien (über 50000 □M.), das Plateau von Dekan (südlich vom Ganges, 50000 □M.) und die Kettengebirgssysteme Hinterindiens (30000 □M.); — 2) im Norden: auf der Grenze mit Europa den Gürtel des Ural, im fernen Osten das aldanische Gebirge und der Stanowoi-Chrebet, und dicht am großen Ocean das Gebirgssystem der Halbinsel Kamtschatka (3000 □M.); endlich lagert sich noch, im W. von Hochasien, fast damit verbunden, das Hochgebirgsland des Kaukasus auf der Landenge zwischen dem schwarzen und caspischen Meere, 4000 □M. groß; — 3) an der Ostseite Hochasiens bemerken wir den Nan-ling, südlich vom Jan-tse-kiang; den Pe-ling, zwischen dem Jan-tse-kiang und Hoang-ho; und die Meridiankette der Halbinsel Korea. Im Allgemeinen ist die Massenerhebung des asiatischen Continents weniger einfach als in Amerika; östlich von der großen Krümmung des tübetanischen Flusses Dzangbo und von einer in der Richtung SSW.-NNO. gezogenen Linie zeigt hier die Erdoberfläche einen außerordentlich gestörten, verwickelten Bau: mehrere Gebirgssysteme durchkreuzen sich hier, Gebirgsknoten oder besondere Gruppen bildend, und charakterisiren den Osten des Continents in hohem Grade. Dagegen herrscht westlich von jener die Bogen des Hoang-ho-Stromes durchschneidenden Linie eine große Einfachheit des Baues, eine bewundernswürdige Beständigkeit in der Richtung der großen Gebirgssysteme, denen sich die Hauptabdachungen des Bodens nach zwei Richtungen anschließen. Die Hauptketten, die Systeme des Altai, des Thian-schan, des Küen-lün nebst dem Hindu-kho und Elburz, des Taurus, des Himalaya streichen ziemlich parallel dem Aequator oder in der Richtung der großen Axe des asiatischen Continents. Eine zweite Gruppe von Gebirgssystemen zieht in Meridianrichtung (oder eigentlich mehr von SSO. nach NNW.) vom Cap Comorin bis zum Eismeere, nämlich der Ural, das goldführende kusnezkische

Gebirge, der Bolor und das Soliman-Gebirge. Zwischen dem Altai und dem Thianschan liegt das Becken von Ili und die Dsungarei; östlich davon liegt die Mongolei; zwischen dem Thian-schan und Küen-lün die sogenannte Hohe Tartarei, Kleine Bucharei oder Ost-Turkestan, mit Kaschghar, Khotan und der Oase von Hami (Khamil) in den Sandflächen der Gobi; im O. wird das Land auch Tangut oder Sifan genannt; zwischen dem Küen-lün und Himalaya endlich die hohen Plateaux von Ladak und H'Lassa, Klein- und Groß-Tübet. Die 4 Gebirgsketten, welche in der Richtung der Parallelen streichen, haben eine sehr beträchtliche Längenausdehnung, nämlich: der Altai 170 Meilen, der Thian-schan 370 M., der Küen-lün 260 M., der Himalaya, welcher von jener Richtung in einem großen Bogen eine Strecke weit abweicht, 350 M. Nichtsdestoweniger zeigen sich selbst noch in den verwickelten Durchkreuzungen (s. oben) mit den Meridianketten im östlichen Asien mehr oder weniger deutliche Spuren ihrer Fortsetzungen, welche mitgerechnet die Länge des Thian-schan auf 470, die des Küen-lün auf 475, die des Himalaya endlich auf 600 Meilen wächst; und wenn man das System des letztern als verlängert durch den Hindu-kho und den persischen Elburz bis zum Westende des caspischen Sees betrachten will, so erreicht diese Kette die gewaltige Länge von 950 geogr. Meilen, was der Entfernung Lissabons von Kabul gleichkommt. Von diesen großen Gebirgssystemen durchziehen zwei, nämlich der Thian-schan und Küen-lün, das Plateau der Wüste Gobi, bevor sie in die östliche Region der vielfachen Durchkreuzungen treten. Das westliche Ende des Hindu-kho ist von der Taurus-Kette in Kleinasien durch das Plateau von Aderbidjan und Kurdistan geschieden; diese Kette hat auf der weiten Strecke von Lycien bis Kafiristan ebenfalls nahe einerlei mittlere Richtung, nämlich wieder die eines Parallels. Die wahre östliche Fortsetzung des indischen Kaukasus oder Hindu-kho und der ganzen Kette an der Grenze Persiens ist in der That jedoch nicht im Himalaya zu suchen, sondern vielmehr in dem Gebirgssysteme des Küen-lün, welches im S. das Plateau von Khotan (Ost- oder Chinesisch-Turkestan), im N. die Plateaux von Ladak und Tübet begrenzt. In einem Gebirgsknoten, wo sich der Bolor an den indischen Kaukasus anschließt, bildet sich eine Gabeltheilung der das tübetanische Plateau einfassenden Ketten, und von diesen streicht der Küen-lün (am Westende Thsungling genannt) genau in der Richtung des Hindu-kho fort, während dagegen der Himalaya als ein Seitenzweig desselben südlicher zieht. Der Küen-lün verbindet sich im O. mit dem großen Gebirgsknoten des Khu-khu-noor, und so ist es eigentlich dieser Gebirgsrücken, welcher sich zwischen 35 und 36½° Br. von Lycien über den Elburz und Vulcan Demawend in Persien bis zu jenem Knoten 580 Meilen weit erstreckt, die längste von allen in der Richtung eines Parallelkreises streichenden Ketten auf der Erdoberfläche bildend. Sie ist fast halb so lang, als die mit minder Regelmäßigkeit die Meridianrichtung innehaltende Kette der Andes in Süd-Amerika. Nächstdem ist der hervortretendste Zug in der Gestalt der Oberfläche die

Reihe von 4 Meridianketten (Ghates, Soliman=Gebirge, Bolor und Ural) zwischen dem Cap Comorin und dem Polarmeere; diese ziehen in der mittlern Richtung SSO.=NNW. zwischen 84 und 95° ö. Lg., und wechseln in ihrer Stellung, so daß jeder der 4 Meridianrücken erst in einer Breite beginnt, welche die vorhergehende Emporhebung noch nicht erreicht hat. Wie in Amerika herrscht auch in Asien die Kettenform in den Gebirgen vor; aber diese sind zum Theil Randgebirge ausgedehnter Hochebenen, ähnlich wie in Afrika, und erreichen selbst da, wo sie von der Gesammterhebung der Oberfläche getrennt emporsteigen, wie im Kaukasus, in Kamtschatka und in den insularen Vulcanreihen an der Ostküste, noch den Charakter der Hochgebirge, was in Amerika nicht der Fall ist, so daß hinsichtlich der Erhebung seiner Gebirge Amerika von Asien weit übertroffen wird.

Wir beginnen die genauere Beschreibung der Oberfläche mit dem Hoch= und Gebirgslande von Ost= oder Hinter=Asien, der größten Massenerhebung der Erde. Dasselbe nimmt ohne die angehängten Gebirgsglieder über ein Drittel vom Erdtheil ein und stößt an das sibirische Tiefland, das japanische und chinesische Meer, die Tiefebenen Chinas, an Tonkin und Hinterindiens Ketten, Hindostan, das turanische Tiefland und an die NO.=Ecke des vorderasiatischen Hochlandes. Von letzterer bis zum tatarischen Sunde beträgt seine (größte) Ausdehnung 750 M.; es hat die Gestalt eines Vierecks, dessen längste Seite die gen S. gerichtete ist. Hier bildet seinen Rand auf einer Strecke von 34 Längengraden das höchste und mächtigste Gebirge auf der Erde, der Himálaya, d. i. Wohnung des Schnees *) oder das indische Alpenland, zwischen dem Indus und Brahmaputra. Dies Alpenland bedeckt einen Raum, der etwa dreimal so groß als Frankreich ist. Der Himalaya besteht, bei 40—50 M. Breite und 370 M. Länge, aus mehreren parallelen Ketten, die von S. nach N. hin an Höhe wachsen, so daß die höchste eine mittlere Kammhöhe von 15000' erreicht, worüber sich dann noch viele Berge um 5000 und höher erheben. Unter diesen Hochgipfeln sind die bemerkenswerthesten: der Berg (Mount) Everest (nach dem Namen eines frühern Chefs der Landesverwaltung), jetzt für den Bergriesen des Erdballes gehalten 27212 Par. F. hoch; dann Nr. 2 der Kintschindjunga oder Kunchinginga **) 26419; hierauf der Dhaulagiri oder Dha=

---

*) Die Namen vieler Gebirge sind weniger Eigennamen als Bezeichnungen; viele bedeuten, da so viele Ketten mit ewigem Schnee bedeckt sind, nichts Anderes als Schneegebirge, Eisberge. Daraus erklärt sich, weshalb manche Namen in den entferntesten Gegenden wiederkehren, und wie aus einem und demselben Gebirgszuge, wegen der verschiedenen Benennung desselben oder einzelner Theile bei den verschiedenen Völkern, auf den Karten nicht selten ganz verschiedene Ketten gemacht worden, was nicht wenig Verwirrung bei der Geographie Asiens veranlaßt hat.

**) Nach verschiedenen Reisenden hat der Kunchinginga eine West= und eine Ostspitze; jene wird von ihnen zu 26438, diese zu 27825 Par. F. angegeben.

walagiri 25171; der Junnon 23749; der Kabron 22519; der Tschumalari 22468 Par. F. Im Norden dieser Gebirgskette bilden die oberen Thäler des Indus, Dzangbo-tsiu u. s. w. 11000, 12000, ja bis 16000′ hohe Längenthäler. Nördlich davon ziehen mehrere nur relativ niedrige Parallelketten, und auf den dazwischen gelegenen Plateauflächen erblicken wir die heiligen Seen, Manasorowara und Rawana-hrada in der gewaltigen Höhe von 14100′, und mehrere Steppenseen, wovon der weiter nach dem Innern zu gelegene Tengri-noor der ansehnlichste ist. In seiner ganzen Breite wird das Gebirgssystem des Himalaya nur vom Indus, Sedledsch und Brahmaputra durchbrochen; die ersteren beiden haben an den Durchbruchsstellen noch die ansehnliche Höhe von 8000′, das Alpenthal von Kaschmir dagegen, am Tschilum, einem Nebenfluß des Indus, besitzt vielleicht nur 5000′ absolute Höhe. Längs des ganzen Südfußes des Himalaya zieht ein hügliger, von Sümpfen unterbrochener und mit dichten Waldungen bedeckter Landstrich, Tarai genannt, hin, aus welchem man gegen S. in's indische Tiefland tritt. Die östliche Fortsetzung des Südrandes von Hochasien jenseit des Brahmaputra, oder der Siue-schan, ist noch fast ganz unbekannt; aber soviel wir wissen, bildet er ein ungemein rauhes, wildes, unzugängliches Alpenland, dessen Spitzen den Gipfeln des Himalaya an Höhe kaum nachstehen mögen. Seine breite Fortsetzung gegen O., der Nanling (d. h. südliches Gebirge), besitzt ebenfalls noch Schneegipfel, nimmt aber ostwärts an Höhe ab, begrenzt die Tiefebene des blauen Stroms im Süden und endigt an der Straße von Fu-kian, der Insel Formosa gegenüber. Zu dem indischen Alpensysteme gehören folgende Landschaften: Klein-Tübet, am obern Indus; Kaschmir oder Kohestan, zwischen Querthälern des Indus und Satadru; Sirinagur, an den Quellen des Ganges und der Djumna; Nepal und Butan (Bhotan), im Süden der Hauptkette; nördlich von dieser Groß-Tübet, am Dzangbo-tsiu; und Assam, am untern Querthal des Brahmaputra.

Wir wenden uns nun zum Ostrande des Hochlandes. Hier erheben sich sehr wenig bekannte Gebirgslandschaften, nämlich im S. das verzweigte chinesische Alpenland, welches von den beiden großen Strömen Chinas durchbrochen wird und eine natürliche Grenze dieses Reiches gegen W. bildet; im S. heißt es der Yün-ling. Wo es mit der Küen-lün-Kette zusammentrifft, entsteht um das Becken des Khu-khu-noor (blauen Sees) ein alpiner Gebirgsknoten; gegen O. zieht als niedriger Ausläufer jener Kette der Pe-ling (d. h. nördliches Gebirge), welcher die Ebenen des gelben und blauen Stroms von einander scheidet. Nördlich von der großen Krümmung des Hoangho erscheint der von W. nach O. streichende In-schan als eine östliche Fortsetzung des Thian-schan. Von hier zieht der (östliche) Khin-gan, Khingan-Petscha oder das mandschurische Alpenland am Ostrande des hinterasiatischen Hochlandes gegen NNO., welches sich im Gebiet des Amur weit verzweigt und, noch 3—4000′ hoch, ungemein steil zum japanischen Meere

abfällt. Zwischen dem japanischen und dem gelben Meere zieht sich auf der Halbinsel Korea eine Gebirgskette in Meridianrichtung nach Süden. — Der Nordrand des Hochlandes wird ebenfalls von verzweigten, zum Theil Alpencharakter tragenden Gebirgen, welche gegen N. in das sibirische Tiefland hinaustreten, eingenommen; es sind im O. des Baikal-Sees das mongolische Grenzgebirge, welches am rechten Ufer des Onon den Namen Onon-Gebirge oder (westlicher) Khin-gan-oola führt, der sich wie der Jablonnoï- und Stanowoi-Chrebet mit vorherrschender Streichungslinie von SW. nach NO. vom großen Gebirgsknoten des Kentei (bei Urga) abzweigt und der mit seinem Südfuße auf der hier 3—4000′ hohen Plateauebene der Mongolei, mit seinem Nordfuße auf der etwa 2000′ hohen Fläche Dauriens (spr. da-ur.) steht. Nördlich hiervon breitet sich das daurische Alpenland aus, von welchem das Baikal-Gebirge einen Hauptbestandtheil ausmacht. Hier liegt Kjachta nahe 2100′ über dem Meere, und selbst der tiefe Baikal-See, der größte Alpensee der Erde, welcher eine gewaltige Längenspalte erfüllt und bei 84 M. Länge und 5—10 M. Breite einen Raum von mehr als 600 □M. bedeckt, erreicht noch 1330′ absolute Höhe. Nördlich und nordöstlich davon ziehen noch mehrere niedrige Ketten, wie der Wiluiski-Chrebet, das aldanische Kettengebirge u. s. w., mit vorherrschender Richtung gegen NO.; trotz ihrer geringen Höhe ist ein Theil von ihnen als Wasserscheiden zwischen bedeutenden Strömen und als Grenzen verschiedener Klimate und Producte bemerkenswerth. Westlicher finden wir um die Quellen des Jenisei und Irtysch und nicht als Randgebirge das System des Altai, wozu wir mannigfach benannte O.-W.-Ketten rechnen, wie das sajanische Gebirge; südlich davon den Schnee tragenden Tangnu-oola, die alte Völkerscheide zwischen dem türkischen Stamme im S. und den Kirgisen im N., und die Urheimath der Samojeden (Sojoten), welche bis zum Eismeere wanderten; und den wenig bekannten Ulangom- und Malacha-oola, welcher sich bis zum hohen Knoten des Kentei, der Wasserscheide zwischen Amur und Baikal, ostwärts erstreckt. Weiterhin breitet sich der eigentliche oder kleine Altai (**Altain-oola**, d. h. Goldgebirge) aus, welcher als westlichstes Vorgebirge des ganzen Kettensystems, außer im O. von Tiefland umgeben, auftritt *), dessen vorherrschend aus Thonschiefer bestehende Hochmasse im majestätischen Schneepik Bjelucha bis 10300′ ansteigt, und dem sich Mittelgebirge, wie die Meridiankette des kusnezkischen Gebirges, welche 6000′ Höhe und mit dem Ural sowohl in der Richtung als in den Gebirgsarten und dem Metallreichthum große Aehnlichkeit besitzt, u. m. a. gegen das Tiefland hin vorlagern. Obwohl im O. des teletzkischen Sees (1600′ hoch) die von W. nach O. streichenden Parallelketten des eigentlichen Altai mit Meridianerhebungen sich kreu-

---

*) So hat Barnaul am Ob nur 360′, Semipalatinsk am Irtysch 710, Ustkamenogorsk 790′ absolute Höhe.

zen, so bleibt doch auch hier noch jene Richtung die vorherrschende. Einen großen Altai, wie er auf den Karten heißt, giebt es nicht, sondern nur einzelne Bergketten, parallel denen am Norduser des Narym, die nach S. hin immer mehr an Höhe abnehmen. Zwischen dem Dsaisang-See und dem Issikul nennt man die meist niedrigen, wenig zusammenhängenden Gebirgszüge, worunter im Innern der steil abfallende W.-O.-Rücken des Tarbagatai-oola (d. i. Murmelthierberg, über 10000′ hoch), und der südlichere Ala-tau (d. h. bunte Berge), mit ewigem Schnee, am Bedeutendsten zu sein scheinen, mit einem gemeinsamen Namen das dsungarische Bergland. Niedrige Ausläufer, wie der Ulu-tau, der Mingbulak-tau im N. vom Tschui u. a. setzen noch in die westlich anstoßenden Steppen der Kirgisen fort.

Den Westrand des Hochlandes von Hinterasien bildet das aus parallelen und durch Hochthäler oder Plateaux getrennten Ketten zusammengesetzte Hochgebirge des Bolor-tagh (Belur, Beluth), der Imāus (Schneegebirge) oder Emōdus der Alten, welcher reich an Gold und Silber sein soll und an den sich im W. das Alpenland von Turkestan anschließt. Der Bolor, eine lange verkannte Meridiankette mit ewigem Schnee, deren an Höhe abnehmende nördliche Fortsetzung jenseit der Kreuzung mit dem Asferah der Sir durchbricht, liegt auf der Westgrenze des chinesischen Reiches und ist ein kaum bekanntes, wildes, unzugängliches, schneebedecktes Gebirgsland (Sogdiana und Ferghana). Er erstreckt sich vom 33. bis 45.° Br., 180 M. weit; seine größte Höhe beträgt über 18000′ und zwar liegt der höchste Theil in der Region der Knoten (35—40° Br.), welche aus der Durchkreuzung mit den dem Aequator parallel laufenden Ketten entspringen; hier soll der Tutukan-Mutkani 19500′ (35½° Br.) erreichen; nördlicher liegt die Gruppe Puschdikur am Rande der großen Anschwellung des berühmten Plateaus Pamir (Pamer), in dessen Mitte der See Sirikol (14250′ hoch) die Hauptquelle des Oxus speiset. Der Bolor sendet westwärts mehrere Zweige in die turanische Tiefebene und kreuzt die westlichste Fortsetzung des Thian-schan, welcher südlich vom Issi-kul Temurtu-tagh, nördlich von Kaschghar Terek-tagh und jenseit der Durchkreuzung zwischen den oberen Läufen des Gihon und Sir Asferah oder Aktagh genannt wird. Wo der Bolor den Küen-lün kreuzt, heißt das Gebirge Thsung-ling, ein Name, der jedoch von den Chinesen auch auf den ganzen Bolor ausgedehnt wird. Das große, gegen W. offene Becken zwischen dem Altai und Thian-schan wird von kleinen Bergketten mit verschiedenen Richtungen durchzogen; es ist besonders merkwürdig durch eine Reihe mehr oder weniger bedeutender, aber wenig bekannter Seen, worunter der Issi-kul (chines. Je-haï, d. i. warmes Meer), mit dem Steppenfluß Tschui; der Salzwassersee Balkhasch oder Tenghiz (bei den Chinesen Meer des Westens genannt), einer der größten Seen Mittelasiens, welcher von O. her den Ili aufnimmt; der Ala-kul (kirgisisch: bunter See) und der Dsaisang- oder Saisan-See, durch welchen der Irtysch fließt, die wichtigsten sind.

Durch die innere Scheitelfläche des Hochlandes ziehen, wie schon gesagt, von W. nach O. der Thian-schan und der Küen-lün. Der Thian-schan (d. h. chines. Himmelsgebirge) bildet im westlichen Theil des Hochlandes dessen eigentlichen Nordrand und wird hier auch wohl Mus-tagh (d. h. Eisgebirge) genannt; er läuft als bedeutende Alpenkette mit eigentlichen Gletschern und ewigem Schnee bedeckt, welche im N. vom Lopnoor (noor heißt See) wahrscheinlich zu dem culminirenden Gipfel der ganzen Kette, der Massenerhebung des Bogdo-oola ansteigt und in dem westlichen Theile den Vulcan Pe-schan und den von Ho-schan trägt, nimmt aber ostwärts bald sehr an Höhe ab. Ungefähr in seiner Verlängerung liegt der In-schan (d. i. Silberberg). — Südlich von jener Gebirgsmauer läuft ziemlich regelmäßig in derselben W.-O.-Richtung die hohe Kette des Küen-lün oder Kulkun (mongol. Tengri-tagh); er bildet die gerade, eigentliche Fortsetzung der nördlichen Hindu-kho-Kette östlich von deren Durchkreuzung mit dem Bolor, zieht bis zum Quellgebiete der beiden großen Ströme Chinas, wo er sich am Khu-khu-noor zu einem Alpenlande verzweigt, jenseit dessen der Pe-ling (s. oben) als sein östlicher Ausläufer auftritt. Nördlich vom Khu-khu-noor zieht, ebenfalls von W. nach O., die schneebedeckte Kette des Nan-schan. — Zwischen dem Küen-lün und dem Himalaya giebt es noch uns jedoch fast ganz unbekannte Alpenketten, welche trotz ihrer großen absoluten Höhe, wegen der gewaltigen Höhe der Grundfläche, auf welcher sie sich erheben, nur eine geringe relative Erhebung haben und zum Theil dem Himalaya-System selbst angehören; dahin gehört z. B. am rechten Ufer des Indus das Nubra- oder Karakorum-Gebirge, am linken Ufer des Dzangbo-tsiu die Kette des Kentaisse*).

Nachdem wir so das Hochland Hinterasiens in Hinsicht seiner Gebirgszüge an den Rändern oder auf dem Plateau selbst kennen gelernt haben, müssen wir noch einen Blick auf seinen innern Grund oder seine Scheitelfläche werfen. Man hatte bis auf die neueste Zeit die übertriebensten Vorstellungen von der Ausdehnung, wie von der Erhebung eines Plateaus hier, welches gewöhnlich das der hohen Tatarei genannt wurde. Die neuesten Untersuchungen haben jedoch dargethan, daß das eigentliche Plateau der Gobi zwar immer noch den gewaltigen Flächenraum von 24000 □M. einnimmt, daß jedoch seine mittlere Höhe nur auf 4000′ anzuschlagen ist, wobei jedoch nicht unerwähnt bleiben darf, daß nur das Nord- und Südende des Hochlandes einigermaßen bekannt sind. Das eigentliche centrale Plateau besitzt übrigens, was mit Sicherheit erkannt ist, eine sehr ungleiche Höhe in seinen verschiedenen Regionen. In dem kleinen östlichen Theile, zwischen Kjachta und Peking, beträgt die mittlere Höhe 4000′; dies ist nur halb soviel, als ehemals angenommen worden. Auf der

*) Im N. des Kailasa-Gebirges, bei den Heiligen Seen, soll eine Kette nördlich vom rechten Ufer des Indus sogar zu 28150′, also noch etwa 1800′ höher als der Dhawalagiri, ansteigen.

ganzen Linie zwischen jenen beiden Städten liegen die höchsten Punkte, 5000—5500′ hoch, im N. bei Urga und im S. in der Nähe der chinesischen Mauer, und in der Mitte (bei Ergi) erreicht dagegen das Plateau kaum 2400′, so daß hier also eine merkliche Einsenkung auftritt. Unter den übrigen Einsenkungen der Hochebene sind als die ansehnlichsten zu nennen: die Steppenflächen um den Balkhasch-See im W. und die Ebenen um den Dsaisang-See; ferner südlich vom Himmelsgebirge das Becken des Lop-noor, der von W. her den ziemlich bedeutenden Binnenstrom Tarim aufnimmt und dessen Flugsandflächen vielleicht nur 1200′ absolute Höhe besitzen, obwohl diese Region früher für ein ausnehmend hohes Plateau angesehen wurde. Selbst im westlichen Theile dieses Beckens, um Kaschghar, Yarkand und Khotan kann das Plateau nicht 2500—3500′ übersteigen, denn das Klima dieser Gegenden ist so milde, daß Baumwolle, Wein ꝛc. daselbst trefflich gedeihen. Beträchtlich größer, wenn auch ebenfalls nicht ohne ansehnliche Vertiefungen, ist dagegen die Erhebung der Scheitelfläche südlich vom Küen-lün, worauf als Einsenkungen zu bezeichnen sind: das Becken des Khu-khu- und Tengri-noor und die Thäler Tübets, worin der Indus und Dzangbo-tsiu nach entgegengesetzter Richtung fließen, zwischen deren Quellen ein Gebirgsrücken die Wasserscheide bildet, welcher zugleich das Plateau von Tübet in ein östliches und in ein westliches theilt. Einzelne unter den Pässen, welche hier hinauf von S. her über den Himalaya führen, erreichen die gewaltige Höhe von 17500′; das sogenannte tübetanische Plateau, welches jedoch wenig eigentliche Ebenen enthält, hat bei den Seen Manasa und Rawana-hrada 14000′, das ganze Plateau von Ladak vielleicht über 13000′ (nach Anderen 1500′′) Höhe, und die mittlere Höhe des groß-tübetanischen Plateaus wird zwischen 8000 und 11000′ angeschlagen; dagegen erreicht Kaschmir, an der SW.-Ecke des hinterasiatischen Hochlandes, vielleicht kaum 5000′ absolute Höhe. Obwohl die höchsten Theile des Hochlandes hier zwischen 11500 und 14500′ erreichen mögen, so liegen doch die Punkte an den großen Strömen weit tiefer, so Iskardo am Indus kaum 6000′, Schipke 9800′, Kunawur 8000′, H'Lassa schwerlich über 9000′. Soviel ist gewiß und durch die vorigen Angaben dargethan, daß sich im Allgemeinen annehmen läßt, daß die Höhe der Scheitelfläche des Plateaus von N. und NO. nach S. und SW. hin wächst. Nur ein kleiner Theil der großen Hochebene, vorzüglich die Flußthäler und Seeufer, besitzen fruchtbaren, angebauten Boden; wo aber die Bewässerung mangelt, erblickt man nur Steppenflächen oder baum- und vegetationslose Wüste. So ist die ganze Mongolei, der östliche Theil der Tatarei und Dsungarei mit weiten wasserlosen Sandwüsten bedeckt, welche dort Gobi oder Schamo (Scha-mo heißt Sandwüste) genannt werden. Diese erstreckt sich mit dem hohen Plateau von Tübet in der Richtung von SW. nach NO. 250 M. weit, und zusammen nehmen sie ein Areal von 35000 □M. ein, so daß dies als die größte zusammenhängende Plateauerhebung auf der Erdoberfläche erscheint. Während im westlichen Theil der Gobi der Boden vor-

herrschend aus beweglichem Flugsande besteht, treten im O. (also ganz ähnlich wie in der afrikanischen Wüste Sahara) mehr Felder von Steinblöcken und zertrümmerten Felsbrocken auf; im Allgemeinen nimmt der Sand überhaupt nur den kleinern Theil des sogenannten Sandmeeres (Scha-mo) der Mongolei ein. Die Einförmigkeit dieser wüsten Regionen wird durch Untiefen im N. und S. des Thian-schan, durch trockene Schluchten, weite mit Flugsand bedeckte Becken, deren Boden mit Salztheilen geschwängert ist, durch lange Klippenreihen und Hügelzüge unterbrochen, und alle diese Verhältnisse geben der Vermuthung Raum, daß einst hier ungeheure Binnenseen mit Salzwasser existirten, wie deren noch in kleinerem Maßstabe mehrfach angetroffen werden. — In der Wüste Gobi sind die wilden Pferde (die sogenannten Dschiggetai's) einheimisch, auch zweibuckelige Kameele. Daß sich hier die Heimath unserer Hausthiere finde, ist oft behauptet, noch öfters bestritten worden. Unsere jetzigen Hausthiere kommen nirgends auf der Erde vor; die ihnen ähnlichen wilden Thiere kann man für verwilderte ansehen. Die Knochen unserer Hausthiere findet man übrigens in den Tertiärformationen; folglich lebten sie damals schon und haben sich bis in die Zeiten des Menschengeschlechtes hinüber gerettet.

Denkt man sich die Axe der großen Erhebung Mittel- oder Central-Asiens verlängert, so gelangt man zu den Hochebenen Irans und Süd-Arabiens. Wir betreten hier das Hochland von West- oder Vorder-Asien. Dasselbe grenzt an Hindustan, das hinterasiatische Hochland, Turan, den Fluß Kur, den Kaukasus, das schwarze, ägäische und levantische Meer, das syrische Hochland, Mesopotamien, den persischen Meerbusen und das arabische Meer. Es erstreckt sich in seiner größten Ausdehnung, bei einem Areal von etwa 70000 □M., von OSO. nach WNW. 540 M. weit und nimmt dabei von W. nach O. hin allmälig an Breite zu. Der Nordrand des westasiatischen Hochlandes streicht bis zum Südufer des caspischen Sees in der Verlängerung des Küen-lün. Hier erhebt sich zunächst auf der Westseite des Bolor, zwischen den Quellgebieten des Amu und Kabul, das Kettensystem des Hindu-kho (Hindu-kusch ist nur der Name eines Berges und Passes), der die untere Grenze des ewigen Schnees übersteigt, sich an 60 M. breit ausdehnt, von W. nach O. zieht und Turans Tiefebenen von der hindustanischen in Gestalt rauher, wilder, wenig zugänglicher Gebirgswälle scheidet. Außer diesem Gebirgssysteme, dessen beide nördliche Ketten der indische Kaukasus, die dritte der Sufeid-kho, die vierte die Kette von Kalabagh heißen, haben alle übrigen mehr oder weniger den Charakter von Randgebirgen des Plateaus. (Die nördlichste Kette ist die eigentliche Fortsetzung des Küen-lün; die folgende erreicht die größte Höhe, 19000′.) Während der Himalaya südlich an die weite Tiefebene Indiens, nördlich an das vielleicht 10000′ hohe Plateau Central-Asiens oder Tübets stößt, zeigt sich beim Hindu-kho das umgekehrte Verhältniß: ihm liegt auf der Südseite die Hochebene von Kabul 5—6000′, auf der Nordseite hingegen die niedrigen Landschaften Turkestans an. Die westliche Fortsetzung des Hindu-kho oder der **Paropamīsus** der Alten ist

ein niedriges, kahles Bergland, mit tiefen Thälern und reich an Weiden, welches nach W. hin noch an Höhe abnimmt und vielleicht überhaupt kaum die Höhe von 4000′ übersteigt. Sein südlicher Abfall zur Plateaufläche ist daher oft kaum merklich; dagegen dacht er sich schnell gegen N. zum turanischen Tieflande ab. Dieser Gestaltung des Plateaurandes verdankt hier das westasiatische Hochland seine Zugänglichkeit, welche auf Asiens Völkergeschichte und Völkerzüge stets vom größten Einfluß gewesen ist. Endlich erhebt sich die größte Parallelkette des Continents wieder an der Südostecke des caspischen Sees, wo das wilde, waldreiche Elbrus- (Albors-) Gebirge steil zum Südufer dieses Sees abfällt, während die Abdachung gegen S. sanfter auf die Scheitelfläche Irans führt, wo Teheran am Fuße des Gebirges noch 3750′ absolute Höhe besitzt. Unter den zahlreichen kegelförmigen Gipfeln dieses Gebirges zieht der Vulcan Demawend wegen seiner Lage besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich, dessen Höhe 18846′ erreichen soll und somit der Höhe der culminirenden Gipfel des benachbarten Kaukasus (Elbrus 17350′, Kasbek 15510′) ziemlich nahe kommen würde. — Den Südrand des Plateaus von Iran bildet eine Strecke weit das Meer, von welchem die Scheitelfläche durch mehrere parallele Ketten mit steilen, kahlen Felskämmen geschieden wird, welche wie die dazwischen gelegenen, terrassenförmig ansteigenden Thäler nach dem Innern zu immer höher werden. Diese reizenden Thäler, welche gegen die schmale, niedrige, heiße, unfruchtbare Sandebene des Küstensaumes, wie gegen die nackten Steppen und Wüsten auf der Plateaufläche selbst überraschend, fast zauberhaft abstechen, enthalten die gesegnetsten, angebautesten Landschaften Persiens; in einem der höchsten dieser Thäler liegt Schiras 4200′ hoch. Nur wenige und dabei beschwerliche Pässe führen auf der ganzen 200 M. langen Strecke des südlichen Randes zu jenen Thälern; kein Querthal durchbricht die Gebirgsmauer gegen das Meer, wohin der Abfall sehr steil ist; kein einziger Fluß von Bedeutung mündet auf dieser langen Strecke. Denselben Charakter behält das Gebirgssystem des Zagros und Luristans im Südwesten der Hochfläche, welches von SO. nach NW. läuft und die mesopotamische Tiefebene auf der Ostseite begrenzt. Seine Höhenverhältnisse sind zwar wenig bekannt; aber auch hier steigen die Thäler zwischen den parallelen Gebirgsketten nach O. terrassenförmig auf, und die höchsten Thalebenen, zunächst der Plateaufläche Irans gelegen, haben etwa 4000′ Höhe, während man die Gipfelerhebung auf 8—11000′ anschlägt.

Am rechten Ufer des Indus-Stromes erhebt sich der Ostrand des iranischen Plateaus, welchem man den Namen des indisch-persischen Grenzgebirges beigelegt hat. Es besteht aus mehreren parallelen Meridianketten, breitet sich gegen W. in mehreren NO.-SW.-Rücken aus — so in der Terrassenlandschaft von Kelat, welches 5500′ über dem Meere liegt — und fällt äußerst steil zum Indus-Thal ab. In diesem Meridiangebirge des Ostrandes, welches im nördlichen Theile, der dicht am Indus aufsteigt, Soliman-Kette, im S. Brahui- oder Hala-Gebirge genannt wird und dort sich im Tukhti

Soliman oder Salomons Thron zu 10500′ (9100′?) erhebt, führt kein einziges Querthal aus dem Tieflande am Indus auf die Plateaulandschaft im W., so daß dieselbe deshalb von jener Seite her nur sehr schwer erstiegen werden kann. Nur das schöne Thal des Kabul-Flusses zwischen der südlichen Hindu-kho-Kette und der parallelen, bis über 14000′ sich erhebenden des Sufeid-kho bildet einen natürlichen Verbindungsweg aus Hindustan nach Iran; in dieser Einsenkung liegt Peschauer nur 1000, dagegen die Sohle des Thales von Kabul 6000′ hoch. Südlich davon erhebt sich Ghizni 7200′ über den Ocean, während Attok nicht mehr als 750′ und der Spiegel des Indus unter der Breite des Tukhti-Soliman kaum noch 200′ Höhe besitzt. Westlicher hat Bamian, nahe bei dem noch 17000′ erreichenden Pik Kohibaba, über 7500′ absolute Höhe.

Das Innere des westasiatischen Hochlandes, dessen Ränder wir in seinem östlichen breitern Theile oben betrachtet haben, ist eine einzige zusammenhängende Hochfläche ohne bedeutende Gebirge. Es zerfällt in das Plateau von Iran im O., gegen 20000 □M. groß, in das westlich davon gelegene medische oder kurdisch-armenische Alpenland, welches sich um den Wan-See und die Quellen des Euphrat und Tigris lagert (s. u.), woran sich endlich das Hochland von Anadoli oder Anatolien gegen W. anschließt. Der östliche Theil des Plateaus von Iran besteht aus den Ländern Afghanistan (einst Drangiana) und Beludschistan (Gedrosia); westlich vom Meridian des Zareh-Sees liegt das eigentliche Persien mit den historisch berühmten Landschaften Khorasan oder Kohestan, Tabardestan (Parthien), Masenderan (Hyrkania) auf oder am Nordrande; Kerman (Karamanien), Farsistan (Persis) und Loristan (Susiana) auf oder am Südrande. Die Scheitelfläche von Iran ist großentheils eine weite baumlose Wüste mit Sand-, Kies- und Salzboden, wasser- und vegetationsarm, daher fruchtbare Ebenen selten sind und nur nach den Rändern hin Steppenweiden an der Stelle von angebautem Lande und Waldungen auftreten. Der Anbau des Bodens, der einst durch Anlagen zur künstlichen Bewässerung hergestellt war, ist mit deren Verfall verschwunden und hat sich nur in den Thälern am Rande erhalten, wo sich zugleich eine höchst mannigfaltige Vegetation zu außerordentlicher Pracht entwickelt. Die Mitte des iranischen Plateaus ist dagegen eine große, äußerst dürre Stein- und Kiesebene mit salzhaltigem Boden, die von Salzpflanzen bedeckt ist, und nur an den niedrigeren Stellen treten salzige Lachen und kleine Moräste statt fließender Gewässer auf. Diese große Salzwüste beginnt südlich von Teheran und erstreckt sich 20—40 M. breit in südöstlicher Richtung 120 M. weit, bis sie im Meridian des Zareh-Sees zu beiden Seiten des Hilmend- (Hindmund- oder Helmund-) Flusses in eine wahre Sandwüste übergeht, die ihren Bereich in Folge der steten Wanderungen des Flugsandes immer weiter über alte Culturlandschaften ausdehnt und dabei den Lauf der sparsamen Gewässer hemmt, ihr Bett verstopft und sie ganz versiegen macht. Wie auf dem hinterasiatischen Plateau zeigt auch Iran in verschiede-

nen Theilen Niveauverschiedenheiten: während es am Fuß des Hindukho in den unebenen Gebirgslandschaften von Kabul zu 6000′ und darüber ansteigt, sinkt es zu Kandahar auf 3250′, nach der Mitte zu, in der Gegend des Zareh-Sees, allmälig vielleicht noch unter 2000, herab, um sich wieder dann weiter westwärts zwischen Teheran, Ispahan und Schiras zu einem Plateau von 3500—4500′ absolute Höhe zu erheben; es behält eine ansehnliche Höhe in der Küstenterrasse von Beludschistan und steigt im Plateau von Kelat selbst auf 7800′ (nach Anderen nur 5400′) an, erhebt sich aber nur um wenige hundert Fuß in Khorasan, gegen den mittlern Theil des Nordrandes hin, über das allgemeine oder mittlere Niveau der Hochebene.

An der Nordwest-Ecke von Iran steigt zwischen dem Urmia-See und dem caspischen See, auf einer Grundfläche von etwa 4500′ Höhe das Alpenland Aserbeidschan, mit Gipfeln von mehr als 10000′ Höhe und zerklüfteten Gebirgsrücken empor, in deren Mitte der Salzwasser haltende und im Abnehmen begriffene Urumia- oder Urmia-See (Spauta?), 18 M. lang, 7 M. breit, 3900′ hoch, in fruchtbaren Umgebungen liegt. Fast ganz unbekannt ist das westlich anstoßende Gebirgsland von Kurdistan mit der Zagros-Kette, welches aus der nordwestlichen Fortsetzung der parallelen Randgebirgsketten Irans gebildet ist und vom Euphrat und Tigris durchbrochen wird. Es grenzt an die mesopotamische Tiefebene, und während einzelne Gipfel noch in die ewige Schneeregion reichen sollen, gedeihen in manchen tiefen Thälern Trauben und selbst Datteln. Nördlich hiervon steigt das fruchtbare Hochland Armenien, voll waldiger Bergzüge und mit einzelnen Schneegipfeln, empor, unter denen der weltberühmte, mit ewigem Schnee bedeckte Ararat (Abus), bei den Eingeborenen Masis, bei den Türken Agri-dagh, auf einer 2800—3000′ hohen Grundfläche bis 16050′ sich erhebend (der südöstliche Gipfel 12200′), der bedeutendste und zugleich der höchste Punkt auf der westasiatischen Halbinsel ist; er ist erst in der neuesten Zeit bestiegen worden. Daselbst erreicht das Plateau von Erzerum 5700′ absoluter Höhe. Armenien dacht sich im Allgemeinen sanft zu den benachbarten Hochländern ab; aber steil ist sein Abfall zum schwarzen Meere. Der wichtigste Fluß, welcher von hier zum caspischen Meere fließt, ist der Kur (Cyrus), welcher den Aras (Araxes) aufnimmt; nördlicher entspringt der im Alterthume als die Grenze Asiens und Europas berühmte Phasis, jetzt Rion; südlicher der Euphrat und Tigris. Längs des gleichfalls salzhaltigen Wan-Sees (Arsissa, 5100′ hoch) zieht sich die eigentliche westliche Fortsetzung der Kette, welche wir früher als den Nordrand des iranischen Plateaus beschrieben haben. Wir bezeichnen dieselbe, statt der vielen hier vorkommenden Specialnamen, als den östlichen, gegen WSW. streichenden Flügel der Taurus-Kette (westlich davon liegt die Kette des Antitaurus), welche dort noch über 10000′ und die ewige Schneegrenze erreicht und deren Päffe 3—5000′ hoch liegen, vom Euphrat durchbrochen wird und längs der Südküste Karamaniens, wo die Erhebung der Hauptkette kaum unter 9200′ bleibt, in meh-

reren parallelen Bergzügen ohne Unterbrechung, vom Golf von Skanderun aber in OW.-Richtung, bis zur Küste des ägäischen Meeres fortzieht. Sie fällt als Südrand des Hochlandes hier steil gegen S. zum mittelländischen Meere ab; dicht am Busen von Adalia erhebt sich der Tachtalü-dagh noch sogar zu einer Höhe von 6900′. — Das Innere des kleinasiatischen Hochlandes (Anadoli) ist noch sehr wenig erforscht; aber es scheint, daß die ganze Halbinsel, wo vulcanische Erscheinungen nicht selten sind, zwischen zahlreichen Berggruppen und Höhenzügen und einzelnen Hochgipfeln, von einem hügeligen, hier und da nur ebenen Plateaulande, welches Steppen und Weideland trägt, erfüllt ist; dieses steigt wahrscheinlich nach NO. am Höchsten auf, läuft gegen das ägäische Meer in mehreren parallelen Bergketten aus und fällt in steilen Stufen zum schwarzen Meere ab, deren Thäler gut bewässert und fast die einzigen wohl angebauten Culturgegenden der Halbinsel sind. Die meisten Flüsse Kleinasiens fließen nach N. und W. in's schwarze und ägäische Meer. Die bedeutendsten sind: der Kisil-Irmak (der Halys der Alten); der Sakarija (Sangarius); der durch seine Windungen im Alterthume schon sprichwörtlich berühmte Maeander (jetzt Menderes-tschai oder Bujuk-Minder) und der Hermus (jetzt Kedis-tschai oder Sarabat); an der Südküste münden nur unbedeutende Gebirgsbäche. Unter den zum Theil isolirten Gebirgen scheint der Ardschisch (sonst Argaeus) im Innern, bei Kaisarijeh, 12400′ hoch und beständig mit Schnee bedeckt, der bedeutendste zu sein; westlicher sind der Keschisch-dagh, im Alterthume Olympus, der Baba (Cadmus) und der Ida die bekanntesten.

Wir wenden uns nun zu den Gebirgslandschaften, welche sich dem großen asiatischen Hochlande anlagern, und beginnen mit denen auf der Südseite desselben. Am Golf von Skanderun steht das syrisch-arabische Hochland mit dem Taurus in naher Verbindung. Das syrische Bergland zieht fast in Meridianrichtung längs und ganz nahe der Küste des mittelländischen Meeres südwärts bis zum rothen Meere und besteht aus einer mit Bergzügen besetzten Hochfläche, die sich zu Damaskus 2250′ erhebt und ostwärts gegen die den Uebergang zum untern Stufenlande des Euphrat bildende syrisch-arabische Wüste senkt. Ein tiefer Spalt durchfurcht dieselbe vom Golf von Akaba an, zum Theil El-Ghor genannt; darin liegt das todte Meer, die größte bekannte Einsenkung innerhalb der Continente unter das Niveau des Oceans, denn sein Spiegel liegt um 1235′ tiefer als dieser; weiter nördlich erweitert sich dies Thal, vorzüglich bei Baalbek, das Thal Bkaa, bei den Alten Cölesyrien, in welchem der Leontes, jetzt Kasmijeh oder Nahr el-Litani, südwärts fließt, während der Orontes, jetzt Asi, seinen Lauf gegen N. nimmt. Es steht mit der levantischen Küstenebene bei Tyrus, Tripolis und am untern Orontes durch schmale Querthäler in Verbindung. Durch diese wird das Gebirgsland an der Küste in 4 Abschnitte getheilt, worunter der Libanon (Libanus), etwa 9000′ hoch und ziemlich lange mit Schnee bedeckt, aber doch fruchtbar, der in Terrassen zur

Küste abfällt, der ansehnlichste ist; derselbe bildet den westlichen Rand des Plateaus von Syrien oder Soristan, welches das arabische mit dem Südrande des vorderasiatischen Hochlandes (einer Kette des Taurus, dem **Amănus** der Alten), am Golfe von Skanderun (**Sinus Issicus**) verbindet, etwa 30 M. breit und 120 M. lang ist und mit seiner südlichsten Fortsetzung die Halbinsel zwischen den Golfen von Suez und Akaba am rothen Meere erfüllt. — Südlich vom Libanon liegt zunächst das plateauartige, von vielen schmalen Thälern zerschnittene und nur 1—2000′ hohe Bergland von Palästina, worin der isolirt gelegene, 1760′ hohe Tabor (**Tor**), südlicher (auf der Ebene Jesreel) der kleine Hermon und das Vorgebirge Karmel (1747′ hoch), ferner das Gebirgsland des eigentlichen Judäa bemerkenswerth sind. Oestlich vom Jordan steigt dessen Thal schroff zu einer oben nicht unfruchtbaren Hochebene empor, welche sich aber bald nach O. senkt und in die Wüste übergeht. Vom todten Meere bis zur Landenge von Suez, wo eine Bodensenkung auftritt, zieht sich das Plateau der Sandwüste El-Tih, und auf der Halbinsel im S. davon, zwischen den beiden äußersten Spitzen des arabischen Meerbusens: dem Bahr el-Kolzum, das Schilfmeer der Bibel (**Sinus Heroopolites**) im W. und dem Bahr el-Akaba (**Sinus Aelaniticus**) im O., erhebt sich im peträischen Arabien inselartig und schroff vom Meere das bis 9000′ hohe Massengebirge des Sinai (**Tor Sina** bei den Arabern), Gebel oder Dschebel Musa, dessen nordöstlichster Gipfel der Horeb der Bibel ist. Ein anderer Gipfel ist der Katharinenberg. Auf der Ostseite der oben genannten Spalte steigt die syrische Bergplatte steil und wild zerrissen auf; hier liegt gegenüber dem Libanon der Antilibanon (mit dem Hermon der heiligen Schrift), bis gegen 9500′ hoch; beide vorherrschend Kalkgebirge. Ostwärts ziehen von hier niedrige Felskämme durch die syrische Wüste. Am Südfuße des Antilibanon entspringt der Jordan (El-Urdun, auch Scheriah), welcher in dem großen Längenthale zuerst durch den von reizenden Ufern umgebenen See von Tiberias, jetzt Tabarieh (**Lacus Genezareth**) noch 700′ unter dem Ocean in einem ganz wüsten und öden, tiefen Thale südwärts fließt und sich in das todte Meer (**Lacus Asphaltitis**), bei den Türken Ulu-Degnizi, bei den Arabern Birket Lut (Loths Meer) genannt, verliert. Das Wasser dieses Sees, von dessen Ufern jede Spur von Vegetation verschwunden ist, ist außerordentlich salzig und bitter.

Das arabische Hochland, welches mit Ausnahme schmaler Küstensäume ein einziges zusammenhängendes Plateau zu bilden und die ganze Halbinsel Arabien zu erfüllen scheint, steht im N., wie schon erwähnt, mit dem syrischen Berglande und der syrisch-arabischen Wüste in Verbindung. Sein Inneres wird von Bergketten durchzogen, ist uns aber noch äußerst wenig bekannt; doch wird das Land Nedsched, mit kahlen Felsgipfeln von vielleicht 9000′ Höhe, in der Mitte für den höchsten Theil angesehen; seine Erhebung muß ansehnlich sein, da es oben nicht selten friert. Das Plateau fällt im S. unmittelbar als kahler, schluchtenreicher Felsrand zum Ocean ab; im O. und W.

treten niedrige, schmale Küstensäume auf, und gegen W. scheint die Abdachung in Terrassenform statt zu finden. Hier liegt am rothen Meere das Land Jemen oder das glückliche Arabien, angeblich 6—7000′ hoch, mit dem sandigen Strande Tehama längs dem rothen Meere; nördlich davon die Landschaft Hedschas; am persischen Golf zieht sich das sandige Küstenland El-Ahsa hin. Im Ganzen ist die arabische Hochfläche eine höchst dürre, sandige Wüste, welche ähnlich wie die Gobi keine Flüsse und Bäume, nur sparsame Vegetation besitzt, und nur an wenigen Stellen von steppenartigen Oasen unterbrochen ist. Nur unbedeutende, im Sommer meist ganz versiegende Küstenbäche und sogenannte Wadi's (Bergschluchten), in denen zuweilen Regenwasser oder schwache Bäche fließen, bilden die fließenden Gewässer. Die abgeschlossene Plateauform, wie die Bodenbeschaffenheit, Klima und Vegetation nähern jedoch Arabiens Charakter mehr Afrikas, als dem Asiens; es bildet gleichsam das Uebergangsglied zwischen beiden Continenten.

Auf der mittlern Halbinsel Südasiens oder Vorderindien nimmt ebenfalls ein Plateau, das von Dekan, welches ohne allen Zusammenhang mit den nördlichen Hochgebirgen ist, den größern südlichen Theil ein. An seinem Nordrande erhebt sich, durch das tiefe Thal des Nerbudda geschieden, das wenig bekannte kleine System des Vindhya-Gebirges in mehreren parallelen Ketten, welche sich nicht über 4600′ zu erheben scheinen und dadurch merkwürdig sind, daß sie neigen, von der OW.-Richtung nach SW. hin abzuweichen, während im N. des Himalaya allgemein ein Streben in den Parallelgebirgen sichtbar ist, nach SO. abzulenken (bei den Meridianketten nach SW.). Im O. hängt es durch ein 2000′ hohes Bergplateau mit der großen Hochfläche der Halbinsel zusammen, und im N. reiht sich daran das ebenso hohe waldreiche Plateau von Malwa, welches mit über 3000′ hohem steilen Westrande aus dem Tieflande aufsteigt. Südlich vom Vindhya laufen damit ziemlich parallel die Gundwana- und Satpura- (d. i. Ort der Seligen) Berge. Am Westrande erhebt sich, vom persischen Meere nur durch einen wenige Meilen breiten Küstensaum (Malabar, indisch Malayavara, d. i. Bergland) getrennt, steil und mauerartig die felsige, dicht bewaldete, 170 Meilen lange Meridiankette der West-Ghats (Ghats, Ghauts, Ghates bedeutet Engpässe), mit der Richtung NNW.-SSO., welche gegen O. sanft zu der 2000—2400′ hohen innern Plateaufläche sich abdacht und deshalb von dieser aus viel niedriger, als von der Westküste gesehen, erscheint. Ihr Kamm erhebt sich nach S. und hat 2000—3600′, der höchste Gipfel (unter $12\frac{1}{4}$° Br.) 5350′ Höhe. Das Plateau im Innern, welches der Kistnah-Fluß in das von Punah und Golkonda im N. und in das von Mysore (spr. meißuhr) im S. theilt, ist jedoch keine ganz ebene Fläche, sondern es erheben sich (z. B. im NO., in dem kühlen, unzugänglichen Lande der Goands) darauf niedrige Höhenzüge, welche selbst bis 5000′ ansteigen. Die Hochfläche senkt sich im Ganzen nach O. allmälig, bis die niedrigere Kette der Ost-Ghats, welche den östlichen Rand des Plateaus, ge-

gen die breitere, niedrige Küste Coromandel hin, bildet, sich schneller abdacht. Dieser Bergzug, der fast in entgegengesetzter Richtung streicht, wie die West-Ghats, ist vielfach durchbrochen, steigt nicht über 3200′ auf (d. h. nicht einmal so hoch als das Plateau von Mysore) und ist größtentheils nur als Abfall der ganzen Plateaufläche zu betrachten, der deshalb auch nur von der Küste aus als Kette erscheint. Bei der Dreiecksgestalt des Plateaus von Dekan treten die Südenden der beiden Ghats-Ketten näher an einander, und hier erhebt sich an ihrer Vereinigungsstelle unter 12° Br. die höchste Gebirgslandschaft der ganzen vorderindischen Halbinsel, nämlich der Gebirgsknoten der Nilgherri (spr. neilg.) oder das blaue Gebirge, bis zu 7900′. Sie stürzen äußerst jäh zu einem schmalen, tiefen, waldigen Querthale, dem Gap, hinab, welches die flachen Ebenen beider Küsten mit einander verbindet; aber südlich von dieser Spalte steigt nochmals eine Gebirgsmasse plötzlich zu nahe gleicher Höhe empor, das System der Ali-gherri, welche die Südspitze der Halbinsel bis zum Cap Comorin einnehmen. Aehnlich trennt die Palks-Straße die inneren Hochflächen der Insel Ceylon, welche sich im S. bis 2400′ im Mittel erheben und auf denen einer der höchsten Gipfel, der Adams-Pik, noch zu einer Höhe von 6960′ aufsteigt. — Nur der Nerbudda (Namadus) und der Tapty, welche im nördlichen Theile des Hochlandes gegen W. fließen und in den Meerbusen von Cambay, gegenüber der Halbinsel Guzerate, münden, entspringen nicht, wie alle größeren Flüsse des Dekans, am Ostfuße der westlichen Ghats, von wo diese in ihrem östlichen Laufe die Ost-Ghats durchbrechen, um sich dann in Deltalandschaften am bengalischen Meerbusen auszubreiten; so der Mahanudy, der Godavery, welcher nur 15 M. von der Westküste entspringt; der Kistnah oder Krischna, und südlicher die kleineren Flüsse Pennar und Cavery. Die steile Felswand der West-Ghats entsendet nur unbedeutende Waldbäche, aber mit großartiger Kataraktenbildung, nach W. hin. Die Bewässerung des ganzen Hochlandes, selbst des Innern, ist in Folge seiner Lage und der eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse außerordentlich günstig und reichlich; nirgend erblickt man hier Steppen oder Wüsten, wie auf den übrigen Hochflächen des asiatischen Continents, sondern die üppigste, mannigfaltigste Vegetation entfaltet sich hier vor unseren Blicken. Besonders ist der westliche Theil von Dekan trefflich bewaldet; mehr nackt sind die östlichen Abfälle des Hochlandes.

Auf der östlichen Halbinsel Südasiens oder Hinterindien verschwindet die Plateaubildung, die wir bei der westlichen und mittlern vorherrschend gefunden haben. Lange, waldreiche, aber sehr wenig erforschte Kettengebirge, welche sich an den Südrand des ostasiatischen Hochlandes anschließen und nicht die Grenze des ewigen Schnees zu erreichen scheinen, durchziehen die hinterindische Halbinsel mit vorwaltender Meridianrichtung. Es ist: 1) das aus mehreren Ketten bestehende und am Irawaddy-Delta endigende Küstengebirge von Arakan, mit steilem Abfall gegen W., meist 3—6000′ (in einem Gipfel 8300′) hoch. 2) Das birmanische Gebirge, zwischen dem

Irawaddy und Thaluayn oder Saluen), wo sich Höhenzüge auf plateauartiger Basis bis mindestens 5000′ Höhe erheben. Der Irawaddy scheint die waldigen Gebirge im N. zu durchbrechen; doch ist es noch immer nicht völlig ausgemacht, ob der große Strom Tübets (der Yaru-dsangbo-tsiu) der obere Lauf des Brahmaputra ist, wie meist angenommen wird, oder ob derselbe im Irawaddy fortsetzt und seine Wasser östlicher in den Meerbusen von Bengalen ergießt. In der Niederung von Pegu bildet der Irawaddy ein weit ausgebreitetes, viel verzweigtes Deltaland. 3) Das dicht bewaldete westsiamesische Scheidegebirge, welches von dem Tafellande von Ober-Laos ausbricht und im S. auf der Landzunge durch eine breite Einsenkung, die Ebene Krah, vom 4) Gebirgszuge der Halbinsel Malakka geschieden wird. Jenseit einer andern Einsenkung (unter 9° Br.) erhebt sich dieser Zug höher (zu 6000′), um sich dann wieder auf seiner südöstlichen Fortsetzung, parallel der Gebirgsinsel Sumatra streichend, zu senken; zu beiden Seiten finden sich auf der Halbinsel flache oft morastige Küstenebenen. 5) Das fast unbekannte ostsiamesische Scheidegebirge, welches der Menam in vielen Katarakten durchbricht. Endlich 6) das Scheidegebirge zwischen Cambodja und Cochinchina, ein breites Bergland, welches bis an das Gestade des südchinesischen Meeres tritt. An einzelnen Stellen dehnt sich der niedrige Küstensaum weiter in's Innere aus. Der mächtige Strom Maykaung oder Cambodja, dessen Quellen in weite Ferne nahe denen des Jan-tse-kiang auf dem hinterasiatischen Hochlande gelegt werden, soll die östliche Fortsetzung des Himalaya (den Siue-schan) mit seinen hohen Schneebergen in der ganzen Breite durchbrechen; in seinem untern Laufe breitet er sich in einer weiten Niederung zu einem Deltalande aus.

Die östlichen Gebirgsländer Asiens, den Nan-ling, Peling und die Meridiankette von Korea haben wir bereits bei Beschreibung des Ostrandes von Hochasien aufgeführt, und die am Nordrande auftretenden oder getrennt aufsteigenden Gebirgszüge, — nämlich die ostsibirischen Ketten und Kamtschatkas Gebirge, an der NO.-Ecke des Hochlandes; der Kaukasus, auf dem Isthmus zwischen dem schwarzen Meere und dem caspischen See, welcher durch untergeordnete Bergzüge und hohe Steppenplateaux sich an den Nordrand des vorderasiatischen Hochlandes lehnt; das Meridiangebirge des Ural, welcher von allen anderen Gebirgen des alten Continents durch weite Tiefebenen geschieden wird und als letzte Ausläufer niedrige Hügelzüge von seinem Südfuße zum Truchmenen-Isthmus, zwischen dem Aral- und caspischen See, entsendet, — sind bereits früher in allgemeinen Umrissen beschrieben worden. Wir wenden uns deshalb gegenwärtig, um das orographische Bild des Erdtheils zu vollenden, zu den

Tiefebenen Asiens, wobei wir zugleich die Hauptströme nach ihren wichtigsten Verhältnissen darstellen werden. Die Tiefländer, welche neben und zwischen den genannten Hoch- und Gebirgsländern des Erdtheils sich ausbreiten, nehmen über ein Drittel seiner räum-

lichen Ausdehnung ein; aber sie bilden nicht, wie Afrikas Tiefebenen, eine einzige zusammenhängende ungeheure Fläche zur Seite des Hochlandes, sondern dringen vielfach in die Gebirgsländer ein und umgeben den eigentlichen Kern, die großen Anschwellungen des Bodens zu Plateauflächen und Gebirgsmassen, auf allen Seiten, während sie in Amerika nur auf eine Seite der großen Gebirgserhebung dieses Erdtheils beschränkt sind.

Das große nordische oder sibirische Tiefland, welches über 180000 □M. ($^2/_9$ der ganzen Oberfläche des Erdtheils) einnimmt, also größer als ganz Europa ist und das ausgedehnteste auf der ganzen Erdoberfläche bildet, dehnt sich, nach O. hin an Breite zunehmend, 600 Meilen weit von W. nach O., vom Ural bis zum aldanischen Gebirge und Stanowoi-Chrebet, aus und wird gegen N. vom Eismeere bespült. Sein Niveau ist mit Ausnahme seines südlichen Randes höchst einförmig: der Irtysch liegt bei Buchtarminsk 930', bei Tobolsk nur 110', der Obi bei Barnaul 360', die Lena bei Kirensk 730', bei Jakutsk nur 290' über dem Spiegel des arktischen Oceans. Die großen wasserreichen Ströme: Ob oder Obi, der größte Asiens, dessen Stromgebiet bei einer Länge von 480 M. 64000 □M. umfaßt, Jenisei und Lena und ihre bedeutendsten Nebenflüsse entspringen am Nordrande des Hochlandes; die beiden ersten im Altai. Sie fließen im untern Laufe zuerst durch Wälder, nördlicher durch weite Steppen und Morastflächen; der Jenisei, an welchem erst die eigentliche asiatische Pflanzenwelt zu beginnen scheint, durchbricht die sajanische Kette in einer höchst malerischen Spalte (Bom). Aber ihr Wasserreichthum vermag unter den Einflüssen des Klimas wenig zur Productivität des Bodens beizutragen, und ihre Benutzung ist sehr beschränkt, da sie dem unwirthbaren Norden, dem unzugänglichen Eismeere zuströmen. Zwischen den Quellen des Tobol und Ischim hängt das sibirische Tiefland im SW. mit der großen Tiefebene von Turan, 50000 □M., zusammen, welches sich vom ostasiatischen Hochlande bis zum caspischen Meere und nördlich davon noch zum Ural nach Europa hinein erstreckt und welches wegen der kesselförmigen Bodeneinsenkung um den caspischen See so merkwürdig ist. Kein Gebirgszug zwischen dem Altai und Ural scheidet diese beiden größten Tiefländer des Erdtheils von einander; nur einzelne, nicht zusammenhängende und ganz niedrige Höhenzüge (meist kaum 600' absolut hoch) treten in den Steppen auf. Die weite tiefe Einsenkung des Bodens des turanischen Beckens — der Spiegel des caspischen Sees (hyrkanische Meer der Alten) liegt 78' unter dem mittelländischen Meere, der Aral (das blaue Meer bei den Russen) nur 34' darüber —, welche noch ostwärts sich über die turkestanischen Wüsten zu erstrecken scheint, hat durch die Gestalt wie durch die Beschaffenheit des Bodens, den Salzgehalt jener beiden großen Steppenseen und vieler kleineren Seen und Lachen zu der Vermuthung geführt, daß in uralten Zeiten und wahrscheinlich in der langen Furche, welche, von kleinen Steppenseen erfüllt, sich vom Aral, der noch Seehunde nährt und dessen Ufer sich zurückziehen, nordostwärts bis zu den Steppenlachen der Barabinzen-

Steppe hinzieht, bei einem einst höhern Stande der Gewässer, das mit Wasser bedeckte Tiefland des caspischen und aralischen Beckens mit dem arktischen Ocean in Verbindung gestanden, so daß derselbe einen Busen dieses Meeres gebildet, dessen Ostufer im Norden der kleine Altai gewesen. Später mag der Aral mit dem caspischen See im S. des Ust-urt zusammengehangen haben, wohin man auch den Arm des Orus legt, der noch in der historischen Zeit das caspische Meer erreicht haben soll. Oertliche Hebungen und Senkungen des Bodens, die in langen Perioden unregelmäßig am caspischen Meere ein Fallen und Sinken seines Spiegels unterstützten, mögen bei den hier stattgehabten Veränderungen auch im Spiel gewesen sein. Die Ausdehnung des continentalen (untermeerischen) Gebiets, welches in dem turanischen Tieflande unter dem Spiegel des Meeres liegt oder von einer Linie begrenzt wird, deren Höhe 0′ über dem Meere ist (dieselbe schneidet die Wolga zwischen Saratow mit + 6, und Zaryzin mit — 5 Toisen Höhe, auch der Elton-See liegt sogar 5 Toisen oder 30′ und Kalmykowa am Ural-Fluß schon 12 Toisen tiefer als das schwarze Meer), läßt sich zwar noch nicht genau bestimmen, dürfte aber mit Einschluß des caspischen Sees selbst mindestens 10100 □M. betragen, d. h. 500 mehr als ganz Frankreich. — Gegen das turanische Tiefland hin dachen sich die unteren Stufenländer des Gihon, Sir, Ural und der Wolga ganz sanft ab, denn am Fuße des turkestanischen Alpenlandes besitzt die südöstliche Ebene von Turkestan etwa 1850′, Balkh nur 1700′, Bokhara 1100′, Orskaja am Ural 570′, Orenburg 250′, Uralsk 34′ absolute Höhe über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Das Tiefland, dessen Einförmigkeit durch verkrüppelte Fichten, niedrige Felsklippenzüge oder einzelne Emporhebungen, wie die Balkhan-Berge am Ostufer des caspischen Sees, den großen Bogdo (600′) in der innern Kirgisensteppe, und durch die niedrige plateauartige Erhebung des Ust-urt von 600′ Höhe auf dem Truchmenen-Isthmus unterbrochen wird, und daher weit geringer ist als die Einförmigkeit der Ebenen (Llanos) der neuen Welt, besteht jetzt größtentheils aus Steppen und Wüsten. Die ausgedehnteste Wüste, die turkomanische (Descht-Kowar), welche sich 90 M. weit von W. nach O. am Nordrande von Iran hinzieht, begräbt die Gewässer, welche von diesem herabfließen, in ihrem Flugsande, und dieser hat auch wahrscheinlich den Arm des Gihon, der einst in's caspische Meer gemündet zu haben scheint, verschüttet. Der Truchmenen-Isthmus besteht fast ganz aus wüsten Sandflächen, und auch östlich vom Aral-See ziehen sich große, hier und da von Steppen unterbrochene Sandwüsten bis nahe an den Westrand des großen centralen Hochlandes. Die quellenreichen Oasen innerhalb dieser Wüste weichen immer mehr der Herrschaft des Flugsandes, der selbst das Delta des Jaxartes beträchtlich eingeengt hat, und größeren Flächen mit fruchtbarem, angebautem Boden begegnet man nur in den Thälern des Orus und am mittlern Jaxartes. Nördlich von den beiden großen Seebecken herrscht, wie im südöstlichen Sibirien, dürrer, fast überall baumloser Steppenboden vor; es sind dies die Kirgisen-Steppen,

welche gegen N. bis zum Obschtschei-Syrt und zum Ural-Gebirge reichen und in die höher gelegene ischinsche Steppe übergehen. Diese ungeheuren Steppen dehnen sich 70000 □M. aus. Ihr Boden besteht meist aus Thon, Kies und Flugsand, mit Natron und Bittersalz gemischt, ist daher meist unangebaut und macht den ermüdenden, lähmenden, man kann sagen: schrecklichen Eindruck aller Steppen. Die Quellen fehlen fast gänzlich und enthalten meist bitteres Wasser, das den Thieren (Pferden ꝛc.) noch schädlicher ist als den Menschen. Einzelne Theile dieser Steppe liegen 2—300′ tiefer als die Oberfläche des Meeres. — Die rauchblätterigen Pflanzen saugen mit ihren Haaren und Stacheln die Feuchtigkeit aus der Luft. Von Thieren findet man Schaaren von Nagethieren, Mäusen, Ratten, Murmelthieren, Mardern, Wieseln und wilden Schweinen, die sich meist von Mäusen nähren; von Vögeln: Krähen, Raubvögel und Hühnerarten, die mit Hülfe der Flügel fortlaufen, gleichsam rudern. — Der Beschaffenheit des Bodens ist es zuzuschreiben, daß fast alle Gewässer Turans zu Steppenflüssen werden, indem sie größtentheils im dürren Sande versiegen oder in seichten Lachen enden. Nur die gewaltigen Wassermassen des Sihon oder Sir-darja (Jaxartes oder Oxyartes der Alten), welcher einst die äußerste Grenze der alten persischen Monarchie gegen die unwirthbaren Scythen-Regionen bildete, und des Gihon oder Amu-darja (Oxus), überwinden auf ihrem über 200 Meilen langen Laufe die Dürre und den lockern Sandboden, welcher das meiste Wasser verschluckt, und ergießen sich in den Aral, nächst dem caspischen See der größte Steppensee auf der Erde. Obwohl sie nach einem kurzen obern Laufe im untern Stufenlande keinen einzigen großen Nebenfluß aufnehmen, so bilden sie doch noch an ihrer flachen Mündung weite Deltalandschaften, welche mit Sumpf und Rohrdickicht bedeckt sind oder worin, wie beim Jaxartes, Sand vorherrscht. Im Oxus-Delta werden die Theilungen des Stroms und Canäle zur Befruchtung der angebauten Uferlandschaften benutzt. Auch der Jaïk oder Ural-Fluß, welcher wegen seines gekrümmten Laufs merkwürdig ist, fließt in seiner untern Stufe von Uralsk an durch niedrige Steppen mit Salzboden; seine Ufer sind theils morastig, theils bewaldet, und an seiner Mündung bildet er ein kleines sumpfiges Delta. Sein Wasserreichthum und klippenloses Bett würden seine Schiffbarkeit nicht wenig erhöhen, beschränkte nicht eben die Steppe seine Benutzung.

Südlich von Hochasien dringen die Tiefebenen von Mesopotamien, Hindustan und Hinterindien in das Hochland ein. Das mesopotamische Tiefland oder das untere Stufenland des Euphrat und Tigris stößt, nebst der syrisch-arabischen Wüste im Westen des untern Euphrat, an die Plateaux von Syrien und Arabien und an das vorderasiatische Hochland. Der Euphrat (Euphrâtes, im obern Laufe Arsanias oder Teleboas) ist 300 M. lang und hat ein Gebiet von über 11000 □M. Er entspringt im armenischen Hochlande aus zwei Bächen, wovon der südliche Murad heißt, durchbricht den Taurus und tritt dann mit SO.-Richtung in sein unteres Stufenland, wo er

links den Chabur (Chaboras oder Aborrhas der Alten) aufnimmt, während auf dem rechten Ufer bedeutende Nebenflüsse fehlen. Sein größter linker Nebenfluß, der Tigris (Tigris), dessen Quellen denen des Hauptstromes benachbart liegen, durchströmt Kurdistan und gelangt dann, südöstlich fließend, in die mesopotamische Ebene; er empfängt von O. her den großen Zab (Lycus und Zabatus), den kleinen Zab (Caprus), die Diala (Delas) ꝛc. Der obere Theil der Ebene am Euphrat mag noch gegen 1000′ über dem Meere liegen; zu beiden Seiten des mit Waldung bedeckten Thales tritt eine dürre Steppenplatte mit niedrigen Felsrücken und etwa unter dem 38. Breitengrade von W. her die syrisch-arabische Wüste an den Fluß. Bei Babylon, wo der Strom 200 Schritt breit und bis 40′ tief ist, fängt das ganz ebene und waldlose Niederungsland an, einst von zahlreichen, jetzt zerstörten Canälen und Stromarmen benetzt und wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesen. 21 M. von der Mündung in den persischen Meerbusen vereinigen sich die beiden großen Ströme, der träge, klare Euphrat und der reißende, trübe Tigris, dessen Schiffbarkeit zahlreiche Stromschnellen beschränken, und führen nun den Namen Schat-el-Arab, dessen westlicher Arm allein mit größeren Fahrzeugen befahren werden kann. Das Deltaland ist ein Insellabyrinth mit seichten Canälen und verwandelt sich vom März bis Juni und oft nochmals im Herbst durch die austretenden Gewässer in eine einzige Wasserfläche. Jetzt ist das Land hier, nachdem die Canäle längst verfallen sind, meist Steppenboden, Weideland oder Sumpf. Auch der persische Meerbusen ist in seinem innersten Winkel durch den Strom verschlämmt.

Hindustan oder die unteren Stufenländer des Indus und Ganges, auch Sind- und Hind-Ebene genannt, welche durch keine hervortretende Wasserscheide von einander getrennt werden, wird von dem asiatischen Hochlande im W. und N., dagegen im S. vom Plateau von Dekan begrenzt und nimmt etwa 24000 □M. Oberfläche ein. Der Sind oder Indus der Alten, welcher wie der Dzangbo-tsiu, den man für den Quellenfluß des Brahmaputra oder Burremputer hält, am Nordabhange des Himalaya entspringt, ist 340 M. lang und sein Gebiet hat 19000 □M.; er durchbricht nach einem langen NW.-Laufe in einem Längenthale, wie jener Strom, das Hochgebirge, um in der Ebene rechts den Kabul und links die schon vereinigten Gewässer der Tschunab und Sedledsch, welche durch das fruchtbare Land Pendschab (d. i. Fünfstrom-Land) fließen, worin Lahore 850′ Höhe besitzt, aufzunehmen. Die 5 Ströme, welche zuletzt vereinigt der Punjund genannt werden, sind: der Jelum, Djylum oder Behut (Hydaspes der Alten); der Tschunab (Acesīnes); nach deren Vereinigung nehmen sie den Rawi (Hydraotes) und dann den ansehnlichen Sedledsch oder Sutledsch (Hyphăsis) oder Gharra auf, der sich vorher mit dem Beja vereinigt. Wie beim Nil fehlen weiter abwärts alle größeren Nebenflüsse; der Indus fließt träge nach S. dahin, spaltet sich schon 60 M. oberhalb seiner Mündung, bildet ein 30 M. breites, aber wenig fruchtbares, baumloses, meist sandiges oder sumpfiges und ungesundes Delta, und von seinen

11 Mündungsarmen ist der östlichste gegenwärtig, in Folge eines Erdbebens, in einen See verwandelt. Daran stößt die Niederung das Runn, eine salzige, baumlose Sandwüste, die zur Zeit der Ueberschwemmungen, welche besonders im August eintreten und wo der Strom oft um 20—30′ anschwillt, zu einer morastigen Lagune wird. Am rechten Ufer des Indus erhebt sich der hohe Ostrand des iranischen Plateaus; am linken Ufer und am Sedledsch breitet sich eine 20—40 M. breite, öde, niedrige Sandwüste, das Thurr, mit salzhaltigem Boden und vielen Oasen, gegen 100 M. weit nach N. hin aus. — Der Ganges (indisch Gangâ), welcher in einer Vorkette des Himalaya entspringt und aus 2 Bächen entsteht, wovon der westliche, Baghiratha-Ganga, aus ungeheuren Schneefeldern 12800′ hoch hervorbricht, und der östliche Alaknanda-Ganga genannt wird, erhält seinen Namen erst nach deren Vereinigung (1400′ hoch). Er durchbricht nur die vorderen Parallelketten des Himalaya-Systems in reißendem Laufe, tritt bei Hurdwar, etwa 1000′ hoch, in die ungemein fruchtbare und reich angebaute indische Ebene, und nimmt im Tieflande auf seinem Laufe zum bengalischen Meerbusen noch 11 wasserreiche, große Ströme, darunter die Djumna, den Gogra (Agoranis) und Dewah, auf. Er ist 290 M. lang, hat bei Allahabad nur noch 325′ Höhe (Delhi an der Djumna hat 800′), überwindet leicht die durch Vorberge des Plateaus von Malwa entstehenden letzten Stromschnellen und tritt dann in die eigentliche Niederung von Bengalen. Seine Spaltung in Arme beginnt 45 M. oberhalb der Mündung und dieselben durchnetzen sich mit denen des Brahmaputra zu einem dichten Gewebe von Wasseradern, die ein ungeheures, gegen 50 M. breites Delta mit zahlreichen Zwischenarmen, 17 Haupt- und vielen Nebenmündungen bilden. Unter diesen Mündungsarmen ist jedoch nur der westlichste, der Hugly, künstlich vor Verschlammung gesichert und 50 M. weit aufwärts für Seeschiffe fahrbar. Dies Delta *), über doppelt so groß als das berühmte des Nils, ist in beständiger Veränderung begriffen (daher ist auch die Schifffahrt in diesem Labyrinth von Canälen höchst gefährlich) und rückt schnell vor. Die beiden großen Ströme, deren Stromgebiet zusammen auf 25000 □M. angeschlagen wird, setzen diese Niederung auf weite Strecken unter Wasser; aber nur die Sunderbunds, ein 10—15 M. breiter Strich an der Küste, voll zahlloser Lachen und mit Schilf und undurchdringlichen Wäldern bedeckt, welche den wilden Thieren zum Aufenthalt dienen und die rechte Heimath der Tiger, Elephanten, Nashörner, Schlangen ꝛc. sind, sind ein eigentliches Sumpfland, dessen verpestete Luft den Menschen zurückscheucht, während das Delta weiter landeinwärts, mit Hülfe künstlicher Anlagen, schnell trocken gelegt wird und höchst fruchtbare, angebaute Landschaften bildet. Sehr verschieden hiervon ist die Landschaft am Indus: statt der reichen Culturflächen

---

*) Dieser Name ist von dem griechischen Buchstaben D, welcher Delta heißt und diese Gestalt Δ hat, entlehnt.

des Ganges-Tieflandes oder der Hind-Ebene zeigt sich dort ein weit magererer Boden, minder reich an Bewässerung.

Ganz anders sind die Tiefebenen Hinterindiens vertheilt. Nicht ein einziges großes Tiefland breitet sich hier aus, sondern getrennte Küstenebenen und schmale Niederungen an den Mündungen der großen Ströme, die uns fast nur hier bekannt sind, ziehen sich zwischen den Gebirgsketten in's Innere. Sie bilden die meist noch ganz unbekannten Landschaften: Arrakan, welches mit Hindustan zusammenhängt, längs der Küste des bengalischen Busens; Pegu und Birma oder Awa, am Irawaddy und Salüen oder Lukiang; Siam, am Menam, der in den Busen von Siam mündet; Cambodscha und Anam (Cochinchina und Tonkin) am May-kaung oder Cambodscha und längs der Küste der südchinesischen See.

Endlich breiten sich noch östlich vom hinterasiatischen Hochlande die etwa **10000** □M. einnehmenden chinesischen Tiefebenen an den unteren Läufen des Hoang-ho und Jan-tse-kiang aus, welche im S. vom Nan-ling-Gebirge begrenzt und durch den Pe-ling in das Tiefland des blauen und des gelben Stroms getheilt werden. Sie sind die fruchtbarsten und angebautesten Gegenden der Erde, so benutzt, daß selbst die Menschen ihre Wohnungen zum Theil auf den Gewässern aufgeschlagen haben, und werden von zahllosen Armen, Canälen und Gräben durchschnitten. Diese Ströme setzen oft große Strecken der Niederung unter Wasser, und stellenweise wird daher der Fruchtboden in Sumpf- oder Wiesenland verwandelt. Diese beiden Riesenströme entspringen im unwirthbaren Innern des Hochlandes, durchbrechen mit vielen Wasserfällen das chinesische Alpenland und bilden in ihrem verbundenen Deltalande große Seen und stehende Lachen, wie der Nil. Der Jan-tse-kiang wird die letzten hundert Meilen seines Laufs so breit, daß man von einem Ufer das andere nicht erblicken kann; er steht mit großen Landseen in Verbindung und hat vor seiner Mündung die **20** M. lange Insel Tsong-ming gebildet. Aus dem blauen Strome oder dem Jan-tse-kiang *) (d. i. Sohn des Meeres), dem längsten Flusse Asiens (**700** M.), geht der große Kaiser-Canal (Jün-ho) mit vielen Nebenzweigen, **120** M. lang und **100—150** Schritt breit, zum Hoang-ho oder gelben Strome, von seinem trüben Wasser also genannt, welcher **550** M. lang ist, und weiter nordwärts bis zum Busen von Pe-tschili. Jener großartige Canal ist die besuchteste Handelsstraße des Landes, besonders auch, weil Sandbänke, namentlich in dem überall seichten gelben Meere (Hoang-hai) und Klippen längs der Meeresküste die Seeschifffahrt hier nicht wenig gefährlich machen.

Außer im Westen des Continents, wo die größten Steppenflüsse liegen, die das Weltmeer nicht erreichen, entspricht die Wichtigkeit

---

*) Ströme zweiter Größe heißen in China nicht kiang, sondern ho.

der Ströme des Erdtheils der Entwickelung seiner Küsten gegen N., S. und O. Merkwürdig ist dabei, daß Asien mehrere Zwillingsströme besitzt, d. h. solche, welche paarweise Quellgegend und Mündungsland gemein haben und sich zuweilen sogar noch, ehe sie das Weltmeer erreichen, mit einander verbinden. Dergleichen Strompaare sind der Gihon und Sir, der Euphrat und Tigris, der Ganges und Brahmaputra, der Jan-tse-kiang und Hoang-ho. Andere Ströme Asiens bilden ein System mit paralleler Richtung ihrer Läufe, wie Sibiriens und Hinterindiens Ströme; die nordischen sind wie die amerikanischen, welche dem arktischen Ocean zufließen, durch die Bildung von Limanen an ihren Mündungen ausgezeichnet; die hinterindischen theilen den Charakter der großen Ströme Südasiens, welche dem indischen Ocean ihre Wassermassen zusenden, indem sie mehr oder weniger ausgebreitete, vielarmige Deltalandschaften bilden. Nur der Amur (Saghalin-ula, d. i. schwarzer Fluß), dessen Stromgebiet an 40000 □M. umfaßt, und der Indus stehen vereinzelt in ihren hydrographischen Verhältnissen da.

Es bleiben uns nun noch, um die allgemeine Uebersicht von der Oberflächengestalt des Erdtheils zu vollenden, die Inseln zu betrachten. Asiens Inseln, welche fast ausschließlich an der Ost- und SO.-Seite des Erdtheils lagern, gehören im Allgemeinen den hohen, auf plutonischem Wege gebildeten an. Als Fortsetzung der Vulcanreihe Kamtschatkas zieht sich ein langer Vulcangürtel auf der großen Inselkette längs der Ostküste südwärts, von den Kurilen bis zu den Molucken, wo diese Vulcanreihe, die ostasiatische, welche sich auf Nipon selbst bis in die ewige Schneeregion (über 12000′ hoch) erhebt, mit der australischen auf Neu-Guinea zusammentrifft. Westlich von dieser Insel zieht die südasiatische Vulcanreihe von O. nach W. auf der nur durch schmale Canäle getrennten Kette der Sunda-Inseln. Auf den Gebirgsketten dieser Inseln bilden die zum Theil erloschenen Vulcankegel meist die höchsten Gipfel, und vorzüglich reich an hohen Feuerbergen ist Java, welches, außer an der ebenen, flachen Nordküste, von parallelen Ketten durchzogen wird und 40—50 solcher Berge besitzt, unter denen der Gede, Tegal, Semiru, Arjuna rc. zu 9—10000′ ansteigen. Noch höher, wenn auch minder zahlreich, erheben sich die kolossalen Vulcane (16) Sumatras auf den Ketten und Plateauflächen, denn der Gunong-Dempo hat über 11000, der Berg von Benkulen 9500′, der Pik von Indrapura 11500′, der Merapi und der Gunong-Ophir 9000′, der Kosumba 14000′ (?) Höhe. Als die letzten Glieder dieser sumatraschen Vulcanreihe sind einige kleine Inseln im bengalischen Golf, östlich von der Insel Groß-Andaman und an der Südwest-Ecke von Arrakan anzusehen. Auch Borneo und Celebes, mit sehr merkwürdiger Gestalt, welche jedoch noch wenig bekannt sind, gehören zu der Classe der hohen Inseln. Nur die Lakka- und Male-diven, im W. und SW. von der Küste Malabar gelegen, und die kleinen Koralleneilande, welche vielen der oben genannten hohen Inseln vorliegen, sind zur Classe der niedrigen zu rechnen. — Noch müssen wir der Erscheinung noch thä-

tiger Vulcane im tiefen Innern des Continents Erwähnung thun, welche dadurch vorzüglich merkwürdig wird, daß solche bei dem jetzigen Zustande der Erdoberfläche im Allgemeinen sonst nur auf Inseln oder doch in der Nähe der Küsten des Oceans auftreten. Am nördlichen Abhange der Kette des Thian-schan, also in der mittlern der 4 großen WO.-Ketten Asiens, giebt es nämlich wahre Vulcane mit Feuerausbrüchen, Lavaströmen rc.: es ist der Pe-schan (d. i. weißer Berg) oder Ho-schan (Feuerberg), welcher nicht weniger als 380 M. vom Eismeere und vom indischen Ocean und 340 M. vom caspischen See entfernt liegt, und in dessen Nähe nordwestlich heiße Quellen und andere vulcanische Anzeichen vorkommen; westlicher erhebt sich noch der Vulcan von Ho-tschëu in Turfan und die Solfatara von Urumtsi, welche eine große Menge von Salmiak oder tatarischem Salz liefert. Der Berg Aral-tube, welcher sich südlich von der Kette des Tarbagatai im See Alakul erhebt, ist keinesweges, wie man bisher angenommen hat, ein (erloschener) Vulcan. — In China sind keine eigentlichen Vulcane bekannt; aber doch mangelt es hier nicht, so wenig als im W. und im Innern des Continents, an Aeußerungen der vulcanischen Thätigkeit des Erdinnern gegen die Erdkruste, wie namentlich Erdbeben; man gewahrt dort auch die eigenthümliche Erscheinung von Feuerbrunnen (Ho-tsing) und Feuerbergen (Ho-schan), wo brennbares Gas aus der Erde strömt und zum Theil von den Bewohnern der Nachbarschaft benutzt wird.

Wenn die klimatischen Verhältnisse auch nur in flüchtigen Umrissen hier zur Sprache gebracht werden können, so lassen sich doch durch eine allgemeine Zusammenstellung der Hauptelemente am Leichtesten die gewaltigen Gegensätze erkennen, welche verschiedene Regionen des großen Continents in dieser Beziehung darbieten; Gegensätze, welche in keinem andern Erdtheile so groß sind und auch ihren lebendigen Ausdruck in den Formen der organischen Natur finden. Wenn auch die Zahlenelemente, welche wir für das weite Gebiet Asiens besitzen, im Verhältniß zu seiner Größe noch höchst sparsam genannt werden müssen und uns für viele Gegenden gänzlich fehlen, so werden die weiterhin mitgetheilten doch manchen Anhaltpunkt zur Vergleichung der verschiedenen Klimate unter einander und mit den entsprechenden Breiten anderer Erdtheile liefern. Um diese zu erleichtern, unterwerfen wir den Erdtheil erst einer Betrachtung seiner Verhältnisse hinsichtlich seiner Weltstellung und der dadurch bedingten Ursachen des Klimas.

Asien erstreckt sich durch alle Zonen, und schon deshalb müssen seine klimatischen Verhältnisse sich zu einer hohen Mannigfaltigkeit entwickeln, obwohl dieselben auf weiten Räumen einen gleichförmigen Charakter besitzen. Seine lange Nordküste stößt überall an die Wintergrenze des Polareises; die kalten Nordwinde werden auf weiten Strecken durch keinen Gebirgszug gehemmt, sie wehen über Schnee- und Eis-

flächen, über gefrorenen Steppen- und Sumpfboden, aus Regionen, welche das eine Maximum der Kälte (den östlichen Kältepol) auf der nördlichen Halbkugel umgeben. Obgleich etwa ein ebenso großer Theil des Continents der heißen Zone als der kalten angehört ($^1/_8$), so durchschneidet doch der Aequator, außer den Inseln, kein festes Land zwischen den Meridianen seiner Ost- und Westgrenze *), und daher muß die mächtige Wirkung der Sonne auf große Länderräume innerhalb der Tropen, wie sie uns in Afrika namentlich entgegentritt, beträchtlich vermindert werden, so daß in Folge dessen auch der continentale Theil Asiens, der in dem gemäßigten Erdgürtel gelegen, weit weniger die wohlthätige Wirkung des aufsteigenden heißen Luftstromes der Tropen genießt, welche z. B. Afrikas Stellung für Europa so wohlthätig macht. Dazu treten noch manche andere abkühlende Ursachen, wie seine horizontale Gestalt, seine Höhenverhältnisse und die Beschaffenheit des Bodens, seine zusammenhängende und nach O. breiter werdende Masse festen Landes, ohne tiefe Meerbusen und bedeutende Halbinseln nördlich vom 30. Breitengrade; die großen von W. nach O. streichenden Gebirgssysteme, deren höchste Ketten gerade zunächst der heißen Zone emporsteigen und die sich dem freien Fortschreiten der warmen Winde des Südens zu den kühleren Erdregionen mehr oder weniger hemmend entgegenstellen; die hohen Plateaux, welche sich in gewaltiger Ausdehnung von Kaschmir in nordöstlicher Richtung bis zum arktischen Tieflande, größtentheils in der gemäßigten Zone gelegen, erstrecken und auf denen sich, wie auf den Gebirgen, die Schneemassen aufhäufen, welche sich bis tief in den Sommer hinein erhalten und die Temperatur der Umgebungen erniedrigen. Selbst die im nördlichen Theile vorherrschenden westlichen Winde, welche durch den Einfluß der Meereslüfte noch Europas Klima gleichförmiger machen, gewinnen hier, fern vom Ocean, wegen der bedeutenden Zunahme des alten Continents an Breite nach O. hin, einen völlig continentalen Charakter, so daß sie namentlich östlich von der niedrigen Gebirgsmauer des Ural als Landwinde wirken. Auf der andern Seite steigern der vorherrschend continentale Charakter, die Plateauform und die pflanzenarmen, wasserlosen Steppen und Wüsten die Sommerwärme nicht unbeträchtlich. So entwickeln sich durch diese Umstände bedeutende Gegensätze zwischen Europas und Asiens Klima, und aus ihnen erklärt sich die so verschiedene Vertheilung der Wärme unter die verschiedenen Jahreszeiten, die nach dem Aequator gerichtete Krümmung der Isothermen-Linien und das nirgend auf der Erdoberfläche so stark ausgeprägte continentale Klima, welches zwar schon im östlichen Europa sich zu zeigen beginnt, in Asien aber doch noch in bedeutendem Grade excessiver wird: sehr heiße Sommer folgen hier in der gemäßigten Zone auf ungemein strenge Winter, und der Uebergang zwischen beiden Jahreszeiten ist bei Weitem schneller als in Europa.

---

*) Von allem festen Lande, welches der tropischen Zone angehört, besitzt Asien nur $^1/_9$, Australien $^1/_8$, Amerika $^3/_{10}$ und Afrika allein $^{46}/_{100}$ oder beinahe die Hälfte.

Breite und Länge, wie die Erhebung 2c. lassen, besonders wenn man zugleich auf die Formen der organischen Welt Rücksicht nimmt, den Erdtheil in mehrere große Bezirke theilen, in denen sich eine gewisse Gleichförmigkeit der klimatischen Verhältnisse kund giebt. Nord-Asien trägt ganz den Charakter der Polarländer der Erde; lange, trockene, strenge Winter mit heftigen Winden, auf welche im schnellsten Uebergange kurze, regenarme, heiße Sommer folgen; ein beständig gefrorner Boden, der nur an der Oberfläche aufthaut; große Wälder kommen schon nördlich vom 55. Breitengrade selten vor (s. u. über die Baumgrenze), nördlicher gedeihen noch die europäischen Getreidearten; aber selbst im südlichen Sibirien gedeihen der Weinstock und unsere Obstarten nicht mehr. Im nördlichen Theile breiten sich die gefrornen Moos- und Flechtensteppen (die Tundra) aus. Das so schwach bevölkerte hinterasiatische Hochland, welches weniger durch seine Kälte als wegen seiner außerordentlichen Trockenheit merkwürdig ist, trägt nur auf seinen Hochgebirgen ewigen Schnee. Die heftigsten Stürme, welche besonders im Winter ausbrechen und hier Sand und Schnee aufthürmen, machen dann das Land ganz unzugänglich; aber der Schnee schwindet schnell im Frühling und an feuchten Stellen entwickelt sich nun in kurzer Zeit ein schöner Pflanzenteppich auf den Bergsteppen, welche dann von Karavanen und Heerden besucht werden. Aber die heiße Sonne, welche bei dem heitern Himmel die spärliche Feuchtigkeit dem Boden bald wieder entzieht, verwandelt die Oberfläche schnell in einen dürren Anger, und heiße Winde vermehren die Gefahren einer Wanderung durch die Wüste. Wo dagegen, wie an den Abfällen des Hochlandes, die Bewässerung einigermaßen reichlich vorhanden ist, treten statt der Steppen- und Salzpflanzen Wälder, Rasen und eine reiche Vegetation auf, und bei der hohen Sommerwärme gedeihen z. B. selbst im Thale des Tarim noch Wein, Baumwolle und Seidenzucht; ja auf dem weit höhern Plateau Tübets, wo 5—8 Monate lang in den strengen Wintern Schnee fällt und ein Regenfall im Sommer zu den Seltenheiten gehört, reift dieser mit seiner Hitze doch in den Thälern noch Wein, sogar in 8000′, Aepfel, Aprikosen und Nüsse bei 8800′, Weizen bis über 11000′, Roggen noch etwas höher und Gerste selbst bis zu 13800′ Höhe, obgleich das Getreide hier erst im December, oft unter Schneegestöber, geerntet werden kann. Nirgend zeigen sich auf der Erde unter dieser Breite (30—32°), bei gleicher Höhe, ähnliche Vegetationsverhältnisse; und auch auf die Thierwelt hat ein so eigenthümliches Klima einen entschiedenen Einfluß ausgeübt, denn wir begegnen hier ganz eigenthümlichen, dem Klima entsprechend von der Natur ausgerüsteten Geschöpfen. Der Einfluß der warmen Südwinde auf der einen Seite der Himalaya-Ketten, die hohe Sommertemperatur der trockenen Atmosphäre über den dürren Steppen und Wüsten der Hochfläche auf der andern bewirken in den Grenzen der Vegetation und des ewigen Schnees auf beiden Abhängen des Himalaya eine merkwürdige Abweichung von der Regel, welchen Einfluß im Allgemeinen die geographische Breite auf diese Grenzlinien ausübt. Am Nordabhange beginnt nämlich der

ewige Schnee erst bei 15000—15600′, am Südabhange, trotz seiner größern Nähe am Aequator, schon bei 12000′ absoluter Höhe (s. u.). Aehnliche Anomalien zeigen die oberen Grenzen der Pflanzen: während Fichtenarten am indischen Abhange des Gebirges bis 11100′, die Zwergbirke bis 12200′ aufsteigt, endigt die Waldregion (Birken) auf der tübetanischen Seite erst in 13200′ Höhe, und Gesträuche trifft man sogar noch bis zu 15900′, also weit über der Gipfelhöhe des Montblanc, an. — Den größten Gegensatz zu dem Klima Hochasiens bildet die schwüle Hitze der feuchten, in starken Regengüssen sich regelmäßig entladenden Atmosphäre über dem reich bewässerten bengalischen Tieflande, mit Palmenwäldern, baumartigen Farrnkräutern und Gräsern (Bambus), vielen Gewürzpflanzen und der großartigen tropischen Vegetation, deren Fülle und Mannigfaltigkeit nicht hinter denen des tropischen Amerika zurücksteht. Nicht minder großartig und in den mannigfaltigsten Formen hat sich die Thierwelt hier, am Südabhange des Himalaya, entwickelt. Mit zunehmender Höhe wird auf der vorderindischen Halbinsel die Luft trockener, kühler; Palmen steigen wenig über 3000′ auf, dichte Wälder von immergrünen Bäumen und eine höchst reiche Vegetation treten an ihre Stelle; das Hochland von Dekan erfreut sich eines ewigen Frühlings, welcher die edlen Früchte zeitigt. Das südliche und südöstliche Asien besitzt einen nirgend auf der Erde in der Ausdehnung und Regelmäßigkeit wiederkehrenden eigenthümlichen Wechsel der Jahreszeiten, welche durch den periodischen Wechsel der Moussons (d. h. Winde der Jahreszeiten) bedingt werden. Mit dem SW.-Mousson treten an der Westküste von Vorderindien Nebel und heftige Regengüsse oder der Winter der Tropen ein; die Mauer der Ghats bildet hier eine Wetterscheide, welche die Wolkenmassen langsam übersteigen, um dem Plateau einzelne Regengüsse zu bringen, während Coromandel noch immer heitern Himmel und trockne Zeit hat. Erst um die Zeit, wenn der NO.-Mousson an dieser Küste eintritt, bricht hier die Regenzeit an, während derselbe Mousson der Küste Malabar Sommer bringt. So herrscht an der Westküste und im Innern Hindustans die etwa 3—5 Monate anhaltende nasse Zeit zwischen Mai und September (je weiter nach N., desto später beginnt sie), während die Niederschläge an der Ostküste vom October bis Januar niederfallen. Was das Umsetzen des einen Moussons in den entgegengesetzten betrifft — eine Zeit, worin Windstillen und veränderliche Winde an die Stelle der regelmäßigen Luftströmungen treten —, so ist es natürlich nicht an einen bestimmten Tag geknüpft; so beginnt der NO.-Mousson zu Madras zwischen Ende September und Anfang November; der SW.-Mousson zu Anjarakandy (Malabar) zwischen Mitte Mai und Mitte Juni. Aehnlich, jedoch mannigfaltig modificirt nach Eintrittszeit und Dauer, ist der Wechsel der beiden Jahreszeiten auf den benachbarten Halbinseln, dem indischen Ocean und im Archipel Südost-Asiens. Je weiter nördlich, desto später beginnt der SW.-Mousson, dessen Einsetzen deutlich von der Zeit abhängig ist, wann die Sonne durch den Scheitelpunkt des Ortes geht; so beginnt der Mousson an der Nordküste von Ceylon 2—3

Wochen früher als auf der Küste von Coromandel. Hiervon hängt also auch der Anfang und die Dauer der nassen Jahreszeit ab.

Fassen wir die Regenverhältnisse hier noch etwas näher in's Auge, so finden wir, daß zu Calcutta, wo der jährliche Niederschlag 77 englische Zoll erreicht, der wenigste Regen im December und Januar, am Meisten (18″) im Juni fällt; zu Benares fallen 44″, am Meisten (20″ allein) im Juli; zu Bombay 81″; auf dem benachbarten Plateau von Punah dagegen nur 23½″, am Meisten (6″) im Juni zu Madras 49″, am Meisten im November (14″); zu Anjarakandy 124″, und davon fallen im regenreichsten Monat, dem Juli, nicht weniger als 39″ herab; zu Utacamund 45″, wobei die Regenzeit 2 Maxima im Jahre zeigt (im Mai und Juni, und im September und October); zu Kandy 82″; zu Macao 69″, am Meisten im Mai (12″). Dabei ist die Mächtigkeit einzelner Regengüsse oft ganz gewaltig, denn man hat zu Calcutta in 24 Stunden 12 Zoll (über die halbjährige Regenmenge Norddeutschlands), zu Bombay 8⅔″ Regen beobachtet. Wir finden im Allgemeinen die mächtigsten Niederschläge mit dem SW.-Mousson an der Westseite der Ghats; auf der Hochfläche Dekans nimmt die Regenmenge ab; das Maximum an der Westküste fällt auf den Sommer, das der Ostküste, beim NO.-Mousson, auf den Herbst. Von der herabstürzenden Wassermenge wird die Temperatur mehr oder weniger herabgedrückt, wie dies die Monate mit der höchsten und niedrigsten mittlern Wärme (s. u.) unmittelbar zu erkennen geben.

Abweichend gestaltet sich das Klima der chinesischen Ebenen. Die Lage im östlichsten Theile Asiens, zwischen den schneeigen Hochgebirgen im W. und dem Ocean im O. haben ihm in anderer Weise ein gleichfalls eigenthümliches Gepräge verliehen: ausgezeichnet durch verhältnißmäßig kalte Winter, dabei aber gemilderte Sommerhitze. Zwar herrscht in Südchina noch indische Luft und Vegetation, aber im N. ist Schnee gar keine Seltenheit mehr. Furchtbar heftige Orkane (Teifuns) brechen hier, wie südlicher auf den benachbarten Meeren und an den Gestaden mit einer gewissen Regelmäßigkeit aus. Die Vegetation zeigt, mit Ausnahme vieler europäischen Culturgewächse, viel Eigenthümliches; hier gedeiht u. a. in den Voralpen im W., welche zwei trockene und zwei nasse Jahreszeiten besitzen, der für China so charakteristische Theestrauch und auf der Scheitelfläche des Plateaus der Rhabarber.

Wenden wir uns endlich zum westlichen Asien, so finden wir hier größtentheils ein vorherrschend continentales und sehr trockenes Klima, besonders im Innern der Plateauflächen, welche durch ihre Randgebirge und Terrassen gegen S. dem Einfluß des Oceans mehr oder weniger entzogen werden. So steigt man aus der dürren Hitze der persischen Küste durch das glückliche Klima der Terrassenthäler, worin eine Fülle der prächtigsten Vegetation herrscht, wo Weizen bis 4000′, Orangen bis 3000′ gedeihen, wo europäische Obsthaine mit Myrthen, Wein, Rosen und edlen Fruchtbäumen wechseln, auf die kältere, waldlose Scheitelfläche von Iran, mit trockner, fast stets heiterer

Atmosphäre, wo kalte Nächte und kühle Winter, in denen selbst Schnee fällt, auf heiße Tage und glühend heiße Sommer folgen. Diese Beschaffenheit des Klimas, in Verbindung mit der dürren Natur des Bodens, welcher ohne künstliche Bewässerung keinen Anbau des Bodens gestattet, verleiht dem Plateau den Charakter der Steppe oder Wüste; aber überall, wo reichlicher Niederschlag an den Abhängen fällt, wie in Ghilan und Masenderan, erreicht die Pflanzenwelt eine merkwürdige und auffallende Fülle und Ueppigkeit; so gedeihen am Südufer des caspischen Sees Wein, Maulbeeren, edle Früchte, Reis und Zuckerrohr, und dichte Waldung bekleidet die Abfälle des Gebirges hier.

Aehnlich ist das Klima, der Boden und die Vegetation des turanischen Tieflandes beschaffen; nur sind die Gegensätze der Jahreszeiten in diesem extremen Steppenklima weit schroffer als in Persien, die Pflanzenwelt noch ärmer. Man hat hier zwischen dem Nordufer des caspischen und Aral-Sees Winter von — 12 und — 16° R. mittlerer Wärme beobachtet, ja im Winter von 1839 auf 1840, unter 47½° Br., das Quecksilber gefrieren sehen, während im August selbst noch nördlicher (50° Br.) die Hitze 37° R. erreicht. Schreckliche Schneestürme bringen nicht selten im Winter den Heerden der Kirgisen Verderben, und die beispiellose Trockenheit der Luft in der warmen Jahreszeit trägt vorzugsweise zu dem schnellen Austrocknen der dortigen Gewässer bei. Erst am Kaukasus, in Armenien und Kleinasien, mit ihrem Gebirgs- und Plateau-Klima, beginnt europäische Vegetation, Cultur, Weiden und Hochwaldung; hier macht sich der Einfluß des oceanischen Klimas noch durch die Meeresumgebungen geltend, und Klein-Asien erscheint als der Uebergang aus der continentalen Natur des Orients zu dem unter dem Einflusse des Oceans stehenden Occident der alten Welt auf der nördlichen Halbkugel. Dahingegen schließt sich Syrien und vorzüglich Arabien in ihrer Flora und Fauna an Afrika an. S y r i e n liegt jedoch, wie Mesopotamien, schon ganz außerhalb der tropischen Zone. Hier regnet es vorzugsweise in der kältern Jahreszeit. Wo es nicht an Bewässerung fehlt, da erscheinen Wälder und Wiesen; Wein, edle Früchte, Baumwolle ꝛc. gedeihen trefflich; aber wo jene mangelt, tritt auch Pflanzenarmuth hervor. **A r a b i e n** gehört zwar seiner Hauptmasse nach den Tropen an; seine große Dürre und geringe Bewässerung jedoch ist die Ursache der sparsamen Vegetation, denn die Regenzeit, welche mit den Moussons des indischen Oceans am rothen Meere in den Sommermonaten eintritt, bringt keinen ansehnlichen Niederschlag, ja in manchen Gegenden regnet es oft das ganze Jahr über nur ein einziges Mal. Der Thau ist in diesen warmen Klimaten auf die Küstenstriche beschränkt und fehlt im Innern der wasserlosen Ebenen fast gänzlich. Die Dattelpalme ist der wichtigste Baum an der Küste wie auf dem syrisch-arabischen Plateau, und nur in den Gebirgslandschaften des Libanon und auf den Terrassen des glücklichen Arabien ist die gesteigerte Bewässerung einer höhern Entwickelung der Vegetation günstig; es gedeihen Palmen, der Caffeebaum, Sorgho, Gewürzpflanzen ꝛc.; aber Waldun-

gen fehlen, und eine trockene Steppenvegetation, das Weideland edler Pferde, ersetzt die Wiesen. Auch die Hausthiere und wilden Thiere, die schnell von Oase zu Oase gelangen können, hat Arabien mit den benachbarten Regionen Afrikas gemein.

Zum Schluß dieser Betrachtung des Klimas wollen wir noch einige Zahlen über Wärme- und Regenvertheilung in Asien anführen, und da die Seltenheit der Beobachtungspunkte nicht gestattet, dies behufs einer vergleichenden Uebersicht, bei jeder einzelnen oben geschilderten Klimaregion des Erdtheils zu thun, so begnügen wir uns damit, die Temperaturangaben nur für den so verschiedenen Norden und Süden des Continents zu trennen, ohne daß wir dies jedoch für eine ganz naturgemäße Eintheilung ausgeben können. Indem wir zunächst auf die Zahlenelemente der vergleichenden Klimatologie, welche wir bereits früher für das gesammte russische Reich mitgetheilt haben, verweisen, stellen wir in der folgenden Tafel einige Angaben für das nördliche und mittlere Asien zusammen, welche das, was früher über den Lauf der Isothermen und über die Vertheilung der Wärme unter die verschiedenen Jahreszeiten gesagt worden, näher darlegen.

Ort.	Nördliche Breite.	Oestliche Länge F.	Höhe Par. Fuß.	Mittlere Wärme des Jahres.	Winters.	Sommers.	Unterschied der Sommer- und Winterwärme.
Nowaja Semlja	74°	52½°	—	— 6°	— 11½°	3½°	15° R.
Ustjansk	71	153¼	—	—13	— 31	7½	38½
Beresow	64	82¾	—	— 3	——	——	——
Jakutsk	62	147½	270	— 8	— 31	13½	44½
Iluluk	53¾	188¾	...	+ 3½	0	7½	7½
Barnaul	53¼	101¾	360	— ¾	— 15	13½	28½
Petropawlowsk (Kamtschatka)	53	176¼	—	+ 1½	— 5½	10	15½
Irkutsk	52¼	122	1250	— 1	— 14	12½	26½
Nertschinsk	52	134¼	1750	— 4½	— 25	14	39
Orenburg	51¾	72¾	250	+ 1½	— 12½	14	26½
Astrachan	46¼	65¾	—70	7½	— 4	18	22
Tiflis	41¾	62½	1350	10	+ 1	18	17
Trebisond	41	57⅓	—	12	+ 7	18	11

Vom 40. Breitengrade an etwa besitzen wir unter anderen folgende Temperaturbestimmungen:

Ort.	Nördliche Breite.	Oestliche Länge F.	Höhe Par. Fuß.	Mittlere Wärme des Jahres.	Mittlere Wärme des Winters.	Mittlere Wärme des Sommers.	Unterschied des Winters und Sommers.
Peking	40°	134¼°	300	9°	— 3°	20°	23° R.
Buchara.....	39¾	82½	1150	..	— 1	...	...
Mossul	36¼	60¾	...	15½	+ 6	25½	19½
Beirut	33¾	53	—	16½	11	21	10
Nangasaki ...	32¾	147½	—	14½	6½	22	15½
Mussuri	30½	95¾	5900	11	4½	16	11½
Ambala	30½	94½	1000	18	10½	24	13½
Abuscheher ...	28¼	68½	—	20	13	26½	13½
Kathmandu ..	27¾	105¼	4350	13¾	6½	19½	13
Nasirabad ...	26¼	94½	1400	19½	12½	24	11½
Canton......	23¼	131	—	17	10	22	12
Macao	22¼	131¼	—	18	13	22½	9½

Auf der vorderindischen Halbinsel wie in den südasiatischen Ländern und auf den Inseln im SO. überhaupt, wo der Wechsel der Jahreszeiten nach dem Eintreten der Moussons bestimmt wird, welche den Einfluß der Sonne auf die Veränderung der Wärme im Laufe des Jahres mehr oder weniger abändern, hat die Eintheilung des Jahres in Jahreszeiten, wie sie in höheren Breiten gilt, ihre Bedeutung verloren. Wir geben daher hier, zum Theil, um zugleich auch die mehr oder weniger sichtbare Gleichmäßigkeit der Temperatur in den verschiedenen Monaten nachzuweisen, die Wärme und den Namen des kältesten und wärmsten an.

Ort.	Nördliche Breite.	Oestliche Länge.	Höhe.	Mittlere Wärme des Jahres.	Mittlere Wärme des kältesten Monats.	Mittlere Wärme des wärmsten Monats.	Unterschied des kältesten und wärmsten Monats.
Benares	25¼°	100½°	300′	20¼°	12° (Decbr.?)	26½° Mai	14½° R.
Calcutta	22½	106	—	20½	15 Jan.	24 Mai	9
Nagpur	21¼	96¾	850	22	17½ Jan.	28½ Mai	11
Bombay	19	90½	—	20¾	17 Jan.	23½ Mai	6½
Punah	18½	92	1700	20	16½ Dec.	22½ Mai	6
Madras	13	98	—	22¼	19¼ Jan.	25 Juni	5¾
Seringapatam	12¾	94¼	2250	20	17 Jan.	23½ Mai	6½
Anjarakandy	11¾	93¼	—	21¾	20½ Juli	24 April	3½
Utacamund, Nilgherri	11½	94½	6900	11	9 Dec.	13½ April	4½
Trinconomale	8½	99	—	22	20½ Jan.	23½ Juni	3
Trevandrum	8¼	90¾	180	21	20½ (Nov.?)	22½ März	2
Kandy	7¼	98½	...	18	17½ Jan.	19½ Mai	2
Singapore	1¼	121½	—	21¼	20½ Jan.	22 Juni	1½
Buitenzorg, Java	6½ südl.	124½	830	20½	19 Juli	20½ April	1½

Wir können endlich bei Gelegenheit der Betrachtung des Klimas noch des verwickelten Phänomens der Schneelinie an Asiens Gebirgen erwähnen. Zwar hat man viel von ewigem Schnee in Nord-Sibirien gesprochen und geglaubt, daß hier seine Grenze schon nahe im Niveau des Meeres angetroffen würde; aber nach den Berichten der Reisenden in den polaren Küstenstrichen hält sich hier nirgend eine auf weiten Räumen zusammenhängende Schneedecke den ganzen Sommer

über. (Einzelne Schneeflecke bleiben bekanntlich auch an geschützten Stellen auf Gebirgen liegen, die gar nicht die Schneelinie berühren und selbst weit darunter zurückbleiben.) Ueberall findet man noch Keime des organischen Lebens. Die Baum- und Strauchgrenze, welche nach der Behringsstraße zu, im Lande der Tschuktschen, nicht höher als 67° Br. geht, steigt allmälig nach W. hin gegen den Pol, und zwar bis zum 71. Breitengrade an. Jenseit dieser Grenze erblicken wir die Tundra, mit ihrer Filzdecke von Laubmoosen, dürren Flechten 2c., auf einem seit Jahrtausenden gefrornen Boden, und diese reicht mit ihrer traurigen Einförmigkeit überall bis an die Küsten des Eismeeres. — Die mannigfachen Umstände, welche den Einfluß der Breite auf die Senkung der Schneelinie vom Aequator nach den Polen hin modificiren, machen sich auch an Asiens Gebirgen sehr auffallend geltend und erzeugen sogar die oben schon erwähnte Ausnahme von der allgemeinen Regel am Himalaya, an dessen südlichem oder indischem Abhange der ewige Schnee tiefer herabreicht, als an dem nördlichen oder tübetanischen*). Die wichtigsten Höhenangaben stellen wir in folgender Tafel, nach der Breite geordnet, übersichtlich zusammen. (Man vergleiche damit die Angaben bei den Hochgebirgsketten Europas in entsprechenden Breiten.)

Gebirgsketten.	Nördliche Breite.	Untere Grenze des ewigen Schnees.
Aldanisches Gebirge	61°	4200 par. Fuß
Kamtschatka	56¾	4900
Unalaschka	53¾	3350
Altai	50	6600
Kaukasus	43	10200
Ararat	39¾	13300
Argaeus (Taurus)	38½	10050
Bolor	37½	15950
Hindu-kho	34½	12200
Himalaya, Nordabhang	30¾—31	15000
— Südabhang		12000

Allgemeines.

Asien ist nächst Europa für uns unstreitig der interessanteste Erdtheil, sowohl in Hinsicht auf die Natur, als auf die Geschichte. Asien ist durch die ungeheure Ausdehnung seiner Tiefebenen und

*) Wie in Hinsicht auf die Schneegrenze, so zeigt der Himalaya auch bei den Vegetationsgrenzen entsprechende Abweichungen, deren oben bereits kurz Erwähnung geschehen ist.

durch die Beständigkeit in der Richtung seiner Gebirgsketten fast noch merkwürdiger als durch die Höhe seiner Berge; trotz dieser und der gewaltigen Bodenanschwellung im Innern von Hochebenen wird jedoch seine mittlere Höhe über dem Meere, obwohl die größte unter den Erdtheilen, nur auf kaum 1080′ geschätzt, was wenig mehr als Süd-Amerikas (1060′) ist. Fast fünfmal so groß als Europa, reicht Asien mit seinen nördlichsten Gegenden in die erstarrten, mit ewigem Eise bedeckten Polarregionen, während sein südlicher Fuß sich in die heißen und fruchtbaren Gegenden der Tropenländer taucht, und es umfaßt in seinem weiten Umfange mehr als eine wahrhaft paradiesische Gegend, dergleichen die übrigen Welttheile an Milde des Klimas und an üppiger Fruchtbarkeit kaum Aehnliches aufzuweisen haben. An Reichthum der Producte kann sich kein anderer Erdtheil mit Asien messen. Zwar hat es nicht die ungeheure Vegetation von Amerika, sein größter innerer Raum ist selbst dem Baumwuchs entschieden ungünstig; dagegen aber bringt es viele ihm allein eigenthümliche Producte hervor, welche bis jetzt jedem Versuche der Verpflanzung mehr oder weniger getrotzt haben; es ist das eigenthümliche Vaterland des Thees, der edelsten Gewürze und wohlriechenden Pflanzen, der vorzüglichsten Farbstoffe, und ihm verdankt das ärmere Europa Alles, was es jetzt an edlen Pflanzen und Obstsorten besitzt (vergl. die Einleitung zu Europa). Höchst bedeutend ist ebenfalls Asiens im Alterthume vielleicht, wenigstens bei manchen Gebirgen, mehr bekannter und benutzter Reichthum an Mineralien und vorzüglich an edlen Metallen und Edelsteinen, welche alle, die in anderen Erdtheilen hin und wieder vorkommen, weit hinter sich zurücklassen. Noch wichtiger muß uns Asien erscheinen, wenn wir bedenken, daß es unstreitig das älteste bewohnte Land auf Erden, die Wiege des Menschengeschlechtes und der ältesten Cultur gewesen, indem die Geschichte aller gebildeten Völker auf Asien zurückweiset, und in den nur lange noch nicht hinreichend erforschten Sagen der ältesten gebildeten Völker jenes Erdtheils wahrscheinlich ein höchst bedeutender Schatz alter Naturkunde und Wissenschaft überhaupt verborgen liegt. Wir ersparen indeß die Betrachtung aller dieser Gegenstände auf die Beschreibung der einzelnen Länder, welche uns die natürlichste Veranlassung bieten werden, von den Producten, den verschiedenen Menschenracen, der Religion, der Sprache und den Sitten der verschiedenen Völker dieses Erdtheils zu reden.

Eintheilung.

Die Natur hat Asien in ein das ganze Innere einnehmendes Hochland und eine nach allen Weltgegenden mannigfaltig abfallende Abdachung getheilt. Glücklicher Weise fällt hier die natürliche Begrenzung meistens ziemlich genau mit der politischen zusammen, welche wir hier, wie im Bisherigen, zur Führerin nehmen müssen. Indem wir nun von Europa nach Asien übergehen, hat uns die Beschreibung

des russischen Reiches schon zur Betrachtung des nördlichen Asiens geführt. Das türkische Reich dagegen haben wir erst so weit kennen gelernt, als es europäische Länder umfaßt; wir schreiten daher hier abermals nach Asien über und betrachten zuerst:

I. Das türkische Asien oder die asiatische Türkei.

Lage. Grenzen. Größe.

Die Besitzungen der Türken in Asien umfassen die Länder zwischen dem 44. und 66. Grade östl. Lg. und dem 30. bis 42. Grade nördl. Br., und machen also einen bedeutenden Theil des westlichen oder Vorder-Asiens aus. Sie werden begrenzt nördlich von den Meerengen, welche das ägäische mit dem schwarzen Meere verbinden, von diesem letztern und von den russischen Provinzen am Kaukasus; östlich von Persien; südlich vom persischen Meerbusen, von Arabien, dessen Wüsten sich weit gegen N. (bis zum 36. Grade) zwischen die türkischen Provinzen hineindrängen, und endlich südlich und westlich vom mittelländischen Meere. Das Ganze mag etwa 24000 □M. enthalten, mit, wie man jedoch blos muthmaßlich annimmt, 12—16 Millionen Einwohnern.

Eintheilung.

Die asiatische Türkei wird, wie die europäische, in (19) Statthalterschaften, Ejalets oder Paschaliks, und diese wieder in Sandschake getheilt. Da aber diese Eintheilung, bei dem unruhigen Zustande des osmanischen Reiches, einem häufigen Wechsel ihrer Grenzen, je nachdem ein oder der andere Pascha sein Gebiet durch Gewalt der Waffen oder andere Mittel zu erweitern vermag, unterworfen ist, und die barbarischen Namen dieser Provinzen auf keinen Fall dem geschichtlichen Interesse der alten Eintheilung jener Länder zu vergleichen sind, so werden wir das ganze osmanische Asien in folgende 4 schon in der ältesten Geschichte begründete Provinzen theilen, nämlich: Klein-Asien, Armenien, Mesopotamien und Syrien.

1. Klein-Asien (Asia minor).

Wir verstehen darunter die ganze, vom schwarzen, ägäischen und mittelländischen Meere umflossene Halbinsel, welche östlich von dem

hohen Gebirgslande Armeniens und vom Euphrat begrenzt wird. Sie hat bei den Türken keinen gemeinschaftlichen Namen, denn Anadoli, — aus Natolien, dem europäischen Namen jener Gegenden, entstanden — umfaßt nur den bedeutendsten westlichen und nördlichen Theil der Halbinsel. Natolien oder Anatolien selbst bedeutet „östliches Land", von ἀνατολή der Sonnenaufgang, weil diese Länder östlich vom eigentlichen Griechenland liegen, sowie sie auch wohl im Handel vorzugsweise die Levante (le levant), d. h. die Gegend des Sonnenaufganges genannt werden, obgleich dieser Name auch im weitern Sinne von Constantinopel, Syrien, ja selbst Aegypten gebraucht wird.

Aeltere Geschichte.

Klein-Asien scheint schon im höchsten Alterthume von mehreren sehr verschiedenartigen Völkern bewohnt gewesen zu sein. Außer den an der westlichen Küste des Landes angesiedelten Griechen, Aeoliern, Joniern und Doriern, wovon im II. Theile gehandelt worden, kennt hier die Geschichte vorzüglich folgende Völkerschaften. Die Phrygier, im nordwestlichen Theile der Halbinsel, ein bedeutendes Volk, dessen Geschichte uns indeß nur aus fabelhaften Sagen bekannt ist. Sie zeichneten sich durch den abergläubischen und enthusiastischen Dienst der Cybĕle (der Mutter der Götter) aus, deren Priester, die Korybanten oder Kureten, sich häufig entmannten und bei ihren wahnsinnigen Tänzen zur Ehre der Gottheit zerfetzten. Später galten die Phrygier für weibisch und dumm. Die Trojaner, von denen ebenfalls bei Griechenland geredet worden, scheinen theils mit den Phrygiern, theils mit den Griechen verwandt gewesen zu sein. Südlich von diesen wohnten die Mysier, eine wenig bekannte Völkerschaft, welche ebenfalls mit den Phrygiern verwandt gewesen zu sein scheint. Die Karier, welche die südwestliche Ecke der Halbinsel bewohnten, waren als kühne Seeräuber berüchtigt. Die Lycier, östlich von den vorigen an der Küste, werden für Abkömmlinge der Kreter gehalten; sie waren ein tapferes, zur See mächtiges Volk, welches sich erst nach blutigen Kämpfen den Persern unterwarf. Nördlich, an der Küste des schwarzen Meeres, zwischen den Flüssen Parthenius und Halys, wohnten die Paphlagonier, welche ihre Unabhängigkeit selbst gegen die Perser beinahe immer behaupteten. Westlich von ihnen, zwischen dem Parthenius und dem Rhyndakus, wohnten die Bithynier. Alle diese Völker wurden im 6. Jahrh. v. Chr. von den Lydiern unterjocht. Die Lydier wohnten ursprünglich im Innern des Landes, zwischen den Phrygiern und dem Gebiete der griechischen Colonien. Ihre ältere Geschichte ist unbekannt und fabelhaft. Man nennt 3 Königsgeschlechter, welche hier geherrscht haben sollen: die Atyaden, die Herakliden, deren letzter, Kandaules, von seinem Diener und Freunde Gyges ermordet wurde, wodurch das Geschlecht der Mermnaden auf den Thron kam. Unter diesen ist der merkwürdigste

Crösus, im 6. Jahrh. v. Chr., wegen seiner Reichthümer sprichwörtlich berühmt, welcher die meisten benachbarten Völker unterjochte und das lydische Reich bis an den Halys ausdehnte. Er ward von den Persern unter Cyrus überwunden, gefangen und verschont; nach ihm wurden die bis dahin tapferen Lydier von den Persern absichtlich verweichlicht, weshalb sie von Griechen und Römern verachtet wurden. Ihre Kenntnisse in der Musik werden gerühmt. — Außer diesen einst von den Lydiern, dann von den Persern unterjochten Völkern wohnten in Klein-Asien noch folgende Völkerschaften: die Pamphylier, Pisidier und Isaurier, theils an der Küste östlich von Lycien, theils in den höheren Gebirgsgegenden; sie wurden selbst von den Persern nie völlig besiegt. Oestlich von ihnen an der Küste bis an die Grenzen Syriens wohnten die Cilicier, ein tapferes Volk, theils Hirten und Ackerbauer, theils gefürchtete Seeräuber, welche erst durch die ganze Macht Roms unter Pompejus gebändigt werden konnten. — Alle diese Völker trugen lange Zeit das Joch der Perser, und nachdem das persische Reich von Alexander war zerstört worden, entstanden in der Halbinsel folgende neue Reiche: Bithynien, worin sich ein persischer Satrap, Bias, sowohl gegen Alexander als gegen seine Nachfolger behauptete und ein eigenes Reich gründete, unter dessen Königen Prusias der bekannteste ist, welcher den Hannibal eine Zeit lang aufnahm; doch mußte später der Held sich den Tod geben, um nicht den Römern ausgeliefert zu werden. Der letzte König Nikomēdes vermachte sein Reich 75 v. Chr. den Römern. Kappadocien, welches die östlichen inneren Theile der Halbinsel umfaßte, erhielt nach dem Tode Alexanders eigene Könige, welche sich mit Mühe gegen die benachbarten griechischen Könige von Syrien und gegen Mithradates vertheidigten; lange Zeit Freunde und Bundesgenossen der Römer, wurden sie von diesen zuletzt, 17 J. v. Chr., unterjocht. Pontus, welches sich am schwarzen Meere vom Halys bis an den Kaukasus ausbreitete. Diese Gegenden hatten schon unter den Persern erbliche Satrapen vom Geschlechte der persischen Könige, welche nach der vorübergehenden Unterjochung durch Alexander sich wieder unabhängig machten. Unter den Königen von Pontus ist keiner mit Mithradates dem Großen zu vergleichen, dem furchtbarsten Feinde der Römer, welcher nicht allein beinahe ganz Klein-Asien eroberte, sondern selbst bis nach Griechenland vordrang. Vom Sulla 89 v. Chr. geschlagen, muß er zwar allen seinen Eroberungen entsagen, erhebt sich aber bald wieder; abermals vom Lucullus und später vom Pompejus besiegt und seiner Erbstaaten beraubt, flieht er in die nördlichen Gegenden des Kaukasus und sinnt auf den ungeheuren Plan, den Krieg nach Italien zu spielen, als die Verrätherei seines eigenen Sohnes Pharnäces ihn zwingt, sich 64 v. Chr. den Tod zu geben. Seine Nachkommen erhielten noch eine Zeit lang einen Theil des ursprünglichen Reiches, bis auch sie 93 n. Chr. den Römern weichen mußten. — Mitten unter den Unruhen, welche auf den Tod Alexanders folgten, erhoben sich die Statthalter der bis dahin wenig bekannten Stadt Pergămum oder Pergamus in Mysien, unweit

des Flusses Caïkus, zu unabhängigen Königen. Der Freundschaft der Römer verdankten sie lange Zeit ihre Erhaltung, bis der letzte von ihnen, Attälus III., 133 v. Chr., seine Schätze den Römern vermachte, welche nun auch das Reich an sich rissen. Dieser kleine Staat ist berühmt durch die Erfindung des Pergaments unter Eumĕnes II., welcher auch eine bedeutende Bibliothek zusammenbrachte, die später vom Antonius nach Aegypten gebracht wurde. — Endlich müssen wir noch eines Volkes erwähnen, welches aus dem entferntesten Westen sich Wohnsitze in Klein-Asien erwarb. Die Gallier, von den Griechen Galatier genannt, ursprünglich wohl aus Asien nach Europa gewandert, zogen im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. unter verschiedenen Anführern, meist Brennus genannt, also wohl der Name einer Würde, nach Italien, die Donau entlang nach Illyrien, Macedonien, Griechenland und Thracien; ihrer ist daher sowohl in der römischen als in der griechischen Geschichte erwähnt worden. Einer dieser Haufen, aus 3 Stämmen bestehend, kam um's Jahr 278 v. Chr., von den dortigen kleinen Fürsten als Hülfsvölker gerufen, über den Bosporus und verbreitete sich bald über ganz Klein-Asien. Attälus I. von Pergamus besiegte sie und beschränkte sie 238 auf den Besitz des Landes zwischen dem Halys und Sangarius, Bithynien und Phrygien, welches nun von ihnen den Namen Galatien erhielt. Sie lebten in 3 Stämme getheilt unabhängig, immer bereit, fremden Fürsten gegen Sold zu dienen; wurden zwar von Mithradates unterworfen, von den Römern aber wieder befreit und geschützt, bis auch sie endlich 25 v. Chr. die römische Herrschaft anerkennen mußten.

Jetzige Beschaffenheit und Bewohner.

Klein-Asien gehört unstreitig zu den herrlichsten Ländern der Welt und ist selbst noch in seinem jetzigen traurigen Zustande die reichste und bevölkertste Provinz des osmanischen Reiches. Größtentheils gebirgig, enthält sie dennoch weite fruchtbare Ebenen, unzählige schöne Thäler, treffliche Häfen und in vielen Gegenden einen vorzüglichen Boden. Der Argaeus (Ardschisch), westlich von der Kette des Antitaurus, welcher sich als Scheitelpunkt des Landes auf einer gegen 4000′ hohen Grundebene erhebt, ist ganz vulcanisch, hat 2 Krater und Lavaströme, und das ganze innere Plateau zeigt deutliche Spuren großer vulcanischer Revolutionen. Auf der Plateaufläche von Karamanien finden sich die größten, salzhaltigen Seen der Halbinsel, z. B. der Tus Tschölli. Das Klima, verschieden nach der Erhebung über das Meer, ist meist gesund und schön, besonders aber an der Küste des ägäischen Meeres (das alte Jonien) von unbeschreiblicher Milde; der Winter besteht in den niederen Gegenden meist nur in einer etwas rauhen Regenzeit. Die Gebirge sind zum Theil herrlich bewaldet; aber bei der unsinnigen Nachlässigkeit der Türken verwildern und verfaulen hier ganze Wälder des trefflichsten Nutzholzes unbeachtet, an anderen Orten ist schon gänzlicher Holzmangel eingetreten. Verschie-

dene Eichenarten liefern die zum Färben unentbehrlichen Galläpfel oder Knoppern. Die höheren Ebenen im Innern eignen sich vorzüglich zur Viehzucht und werden auch meist nur dazu benutzt. Alle Obstarten, wovon mehrere von hier aus erst nach Europa gekommen, gedeihen hier in höchster Vollkommenheit. Der Wein ist trefflich, wird aber nur von den Griechen benutzt; die Osmanen genießen nur die Trauben oder kochen daraus einen Syrup. Hauptproducte sind außer dem Getreide, welches jedoch kaum in hinreichender Menge gebaut wird, Taback, der beste im türkischen Reiche; Oliven, Baumwolle, Mohn, woraus das den Türken so wichtige Opium bereitet wird, indem man die Mohnköpfe, gleich nachdem die Blüthenblätter abgefallen sind, leicht ritzt und den herausfließenden, sich sogleich verhärtenden Saft sammelt; Safran, mehrere Farbenstoffe u. s. w. Das Thierreich liefert treffliches Rindvieh, gute Pferde, Schafe mit Fettschwänzen; merkwürdig sind die mit einem seidenartigen Haar versehenen Ziegen, welche sich nur in der Gegend von Angora finden; an Wild sind vorzüglich nur Hasen, Rebhühner, Wachteln und andere Zugvögel in Menge vorhanden; unter den Raubthieren findet man hier schon den Schakal, ein dem Wolf und Hund verwandtes, höchst gefräßiges Raubthier, von der Größe eines Fuchses und mit graugelbem Haar, welches sich in zahlreichen Haufen in der Nähe der Dörfer und Städte zeigt und für den Stammvater des gemeinen Hundes gehalten wird. Fische liefert die See in Menge. Auch die Seidencultur, sowie die Verarbeitung derselben, ist bedeutend. Der Mineralreichthum wird, wie überall von den Türken, so auch hier, wenig benutzt; doch wird viel Meerschaum zu Pfeifenköpfen in der Gegend von Brussa gegraben. — Die Einwohner, deren Zahl, auf 6 Millionen geschätzt, sich durchaus nicht sicher angeben läßt, bestehen vorzüglich aus folgenden 4 Hauptvölkern. Die **Türken**, hier die zahlreichsten (sie mögen wohl $^2/_5$ der ganzen Bevölkerung ausmachen), sind wo möglich noch roher, stolzer, unduldsamer, als die europäischen. Die **Turkmanen**, ein den Türken stammverwandtes Volk, aus den Gegenden zwischen dem caspischen und dem Aral-See, ziehen, in verschiedene Stämme unter ihren eigenen Beys oder Oberhäuptern getheilt, in der ganzen Halbinsel umher; sie führen mit ihren Kameelen, Büffeln, Schafen u. s. w., unter Zelten von Schaffellen wohnend, ein wanderndes Hirtenleben; stets bewaffnet, gastfrei und räuberisch, durchziehen sie die weidereichen Ebenen, ein Schrecken der Dorfbewohner, der Reisenden und selbst der zahlreichen Karavanen. Sie sind nur dem Namen nach den Türken unterworfen, in der That aber ganz unabhängig, und nicht selten widersetzen sie sich mit den Waffen in der Hand den Befehlen der Pforte und der Paschas, deren Gebiete sie berühren. Sie mögen leicht $^1/_5$ der ganzen Bevölkerung ausmachen und bekennen sich, wie die Türken, zum muhamedanischen Glauben. Ebenso zahlreich als die Türken sind die **Griechen**, hier wo möglich noch mehr als in Europa dem Drucke der Osmanen unterworfen. Ihr Schicksal, sowie das aller ärmeren Bewohner der Halbinsel, hängt ganz von der Laune oder der Klugheit des Paschas

ab. Hat dieser sich, wie häufig, so gut als unabhängig von der Pforte gemacht, so schont er natürlich seine Unterthanen, um sie zu gewinnen und sich zu bereichern; gehorcht er der Pforte, so denkt er nur an Erpressungen, um die kurze Zeit seiner Herrschaft für sich bestens zu benutzen. In diesem Falle wandern viele Unterthanen aus in das Gebiet eines klügern oder mildern Tyrannen. Die Griechen sind auch hier die gewerbfleißigsten Einwohner. Die Armenier, wovon weiter unten, nicht so zahlreich als die Griechen, leben meist nur vom Handel in den Städten und sind wohlhabender und weniger gedrückt als die Griechen, weil der Osmane den keckern Sinn dieser fürchtet, die Armenier aber als feige verachtet. — Unter dem eisernen, alle Thätigkeit hemmenden und zerstörenden Joche der Osmanen ist diese Halbinsel, einst der Sitz blühender Reiche und mit prachtvollen und wohlhabenden Städten bedeckt, jetzt in beinahe gänzliche Verwilderung hinabgesunken. Die herrlichsten, fruchtbarsten Ebenen sind den wilden Turkmanen überlassen; kaum das Nothwendigste wird dem überreichen Schooße der Erde durch kümmerlichen Anbau abgewonnen, und die Unsicherheit alles Eigenthums treibt auch hier die unglücklichen Bewohner immer mehr aus den Dörfern in die Städte. Selbst diese, wenngleich stark bevölkert, bieten überall den trostlosen Anblick des Verfalls und der Verarmung dar. Ueberall erblickt man nur enge, ungepflasterte, unebene und schmutzige Gassen, elende Lehmhütten, und selbst die wenigen besseren Gebäude zeigen noch die Barbarei ihrer Bewohner, indem man zu ihrer Aufführung ohne Unterschied das elendeste Material, vermischt mit den Trümmern der edelsten Werke der Kunst aus alter Zeit, angewendet hat. Ganz gewöhnlich findet man Bruchstücke von Statuen, Basreliefs, Säulen, Steine mit Inschriften in die Wände der Festungen, Moscheen u. s. w. vermauert. Ganz Klein-Asien ist mit Trümmern ehemaliger Städte übersäet; aber bei dem häufigen Wechsel der Ansiedelung der unglücklichen Bewohner ist meist auch die Erinnerung an das, was diese Ruinen gewesen, gänzlich verloren gegangen. Selbst die Flüsse haben ihren Lauf hin und wieder verändert, ganze Gegenden in Moräste verwandelt, die herrlichsten Häfen des Alterthums sind versandet und in Wiese und Sumpf umgewandelt.

Merkwürdige Oerter.

Die Beschreibung der meisten Städte der asiatischen Türkei, mit Ausnahme der wenigen, worin sich noch bedeutende Ueberreste des Alterthums befinden, würde eine unausstehliche Einförmigkeit herbeiführen, weil sie beinahe alle so beschaffen sind, wie so eben erwähnt worden. Wir begnügen uns daher, nur kürzlich diejenigen Oerter anzudeuten, welche entweder noch jetzt durch Volksmenge und Handel sich einigermaßen auszeichnen oder sonst geschichtlich merkwürdig sind.

a. An der westlichen Küste oder am ägäischen Meere liegen:

Ismir, im Alterthume und bei den Europäern Smyrna, im Hintergrunde eines tiefen Meerbusens, am linken Ufer des einst berühmten Meles, welcher aber jetzt im Sommer ganz verschwindet und überdies den alten Hafen ganz mit Sand ausgefüllt hat. Die alte Stadt lag nördlicher, auf dem rechten Ufer. Smyrna erhebt sich angenehm an einem Berge, dessen Gipfel von einem verfallenen Castelle gekrönt ist; sie ist zwar nicht viel besser gebaut, als die meisten übrigen türkischen Städte, ist aber im Besitz des wichtigsten Handels mit den Morgen- und Abendländern, daher auch die meisten europäischen Nationen hier Consuln, d. h. Handelsagenten haben. Die Zahl der Einwohner wird auf 120000 angegeben; aber die Pest, welche hier sehr oft wüthet, bringt die größte Unzuverlässigkeit in solche Zahlen. Die Türken mögen etwa die Hälfte, die Griechen ¼ der Bevölkerung ausmachen; letztere haben hier in der neuesten Zeit schöne und vielversprechende Bildungsanstalten errichtet; außerdem giebt es Juden, Armenier und etwa 1000 Europäer, welche ein abgesondertes Quartier am Meeresufer bewohnen. Von den Trümmern der alten Stadt ist so gut als nichts mehr vorhanden. Smyrna zählt 19 große Moscheen, 5 griechische, 1 armenische, 2 katholische und selbst 2 protestantische Kirchen. Weiter südlich liegt, Samos gegenüber, die tief herabgesunkene, verödete Stadt Scala nuova oder Kuh-Adasi, mit einem Hafen. — Von den vielen herrlichen griechischen Städten, welche südlich von Smyrna einst die Küste zierten, sieht man jetzt kaum noch ungewisse Spuren; ein Paar armselige Hütten beim Dorfe Ajasaluk, südlich von Smyrna, bezeichnen den Ort, wo einst Ephĕsus mit seinem prächtigen Dianentempel stand. Von Milētus, noch weiter südlich, am Mäander, erkennt man nur noch unter Sand und Schutthaufen die Spuren eines großen Theaters. Selbst eine neuere osmanische Stadt, welche einst hier gestanden und wovon noch einige Moscheen stehen, ist wieder verödet; doch heißt der Ort noch Palat, oder die Paläste. — Der Insel Chios gegenüber liegt der kleine Ort Tschesme, das alte Kyssos, wo einst die Römer die Flotte des Antiochus schlugen und wo 1770 die Russen die türkische Flotte vernichteten.

b. An der nördlichen Küste und am Marmara-Meere liegen:

Iskimid, das alte Nicomēdia, einst die Hauptstadt Bithyniens, dann von Diocletian bis auf Constantin Residenz der römischen Kaiser, jetzt ein unbedeutender Ort, im Hintergrunde eines Busens des Marmara-Meeres gelegen. Eine einzige Kirche scheint noch aus der ältern Zeit herzurühren. An demselben Meerbusen westlicher liegt der Ort Gebsa, ehemals Libyssa, bei welchem man einen Grabhügel für den des Hannibal ausgiebt. Von Eskiudar oder Skutari haben wir schon gesprochen.

Von den im Alterthum bekannten Städten am schwarzen Meere findet man noch, aber im traurigsten Verfalle: Sinop oder Sinub, ehemals Sinōpe, das Vaterland des Diogenes, mit 8000 E., welche starken Handel mit Schiffbauholz treiben. Keresun, das alte Ce-

räsus, woher die Kirschen ihren Namen haben, die Lucullus nach Rom brachte, mit höchstens 700 verfallenen Häusern, aber noch immer bedeutendem Obstbau. Taraboſan, Trebiſond oder Trapezunt, das alte Trapĕzus, einst die Hauptstadt eines eigenen kleinen griechischen Kaiserthums, welches sich nach der Einnahme Constantinopels durch die Kreuzfahrer gebildet hatte und selbst den Fall des eigentlichen Reichs noch eine Zeit lang überlebte; jetzt der lebhafteste Handelsort an dieser Küste, nicht mehr als 30000 E. Einige Kirchen, zum Theil in Moscheen verwandelt, einige Thore und anderes Mauerwerk sind noch aus älterer Zeit vorhanden; von dem Palaste der Comnenen aber findet sich keine Spur mehr. — Oestlich von hier liegt das gebirgige, waldige Land des wilden und räuberischen Volksstammes der Lasen (50000 Seelen).

c. An der südlichen Küste oder am Mittelmeere liegen:

Die Meerbusen von Makri und von Adalia mit trefflichen Häfen, wobei sich aber nichts als elende Hütten befinden. Tersus oder Tarsus, am rechten Ufer oder vielmehr an einigen Canälen, die aus dem Cydnus (jetzt Karasu) abgeleitet sind, in einer sehr schönen und fruchtbaren ebenen Gegend, die Vaterstadt des Apostels Paulus; sie soll im Winter an 30000 meist türkische Einwohner zählen, welche aber im Sommer der Hitze wegen großentheils in die Gebirge ziehen. Eine allerdings sehr alte Kirche wird als das Werk des Apostels betrachtet; sonst hat die Stadt keine Ueberreste ihrer ehemaligen Größe. Sie ist der Haupthandelsort für die reichen Kupferbergwerke in der Nähe (zu Maden). Westlicher liegen die Ruinen des einst so blühenden Seleucia, jetzt ein elendes Dorf, Selefkieh, wo man aber noch ein altes Theater, mehrere Sarkophage (steinerne Särge) und andere Ueberreste gefunden hat. — Adana, am Seihun, treibt viel Obst- und Weinbau und hat 30000 Einwohner.

d. Im Innern des Landes liegen mehrere zum Theil durch Volksmenge allerdings sehr bedeutende, sonst aber durch nichts als durch geschichtliche Erinnerungen ausgezeichnete Städte. Solche sind:

Isnik, das alte Nicaea, einst die Hauptstadt Bithyniens, berühmt durch die hier 325 gehaltene erste allgemeine Kirchenversammlung. Weit ausgedehnte treffliche Mauern, mehrere schöne Thore und Ueberreste von Palästen und Amphitheatern zeugen für ihre alte Größe; die heutige Stadt zählt kaum 1000 Hütten; der übrige Raum wird von Gärten eingenommen. Sie liegt am östlichen Ende eines von schönen Bergen eingeschlossenen Sees. — In geringer Entfernung südwestlich davon liegt Brussa, am Fuße des Olympus, welcher Constantinopel mit Eis versorgt, das alte Prusa, einst Residenz bithynischer Könige, zuletzt der osmanischen Sultane, ehe sie nach Europa übergingen. Jetzt ist sie eine der besten Städte des Reichs, mit 365 (nach Anderen nur 125) Moscheen, worunter einige sehr prächtige, einem festen Schlosse auf einem Felsen in der Mitte der Stadt, vielen Springbrunnen, berühmten und gut eingerichteten heißen Bädern, ansehnlichen Fabriken in Gold, Seide, Leder, und über 100000 E.

In der Nähe beim Dorfe Kiltschik wird der beste Meerschaum gegraben. — Südöstlich von Brussa die Stadt Eskischehr, das alte **Dorylaeum**, wo Gottfried von Bouillon 1097 die seldschuckischen Türken schlug; sie hat berühmte heiße Bäder. Nahe dem ägäischen Meere Manissa (Magnesia) in einem schönen Thale, mit 40000 Einw., welche Safranbau, Baumwollenweberei und blühenden Handel treiben. Guselhissar, am Menderes, mit 30000 E., Baumwollenindustrie und ansehnlichem Handel. Weiter östlich liegt Karahissar, welches Waffen und Teppiche verfertigt, mit 5000 E. In der Umgegend wird viel Opium gewonnen. — Angora, einst Ancyra, besser gebaut als die meisten türkischen Landstädte, mit etwa 20000 Einw. Sie ist berühmt wegen der seidenhaarigen Ziegen, die sich nur in dieser Gegend finden, ihres trefflichen Obstbaues und einiger Alterthümer, worunter ein wohlerhaltener römischer Versammlungssaal aus dem Zeitalter Augusts. — Kutahije, mit 50 Moscheen und 50000 E. — Bei Kastamuni, nahe dem schwarzen Meere, mit 50000 E. und Kattundruckereien, finden sich wichtige Kupfergruben. — Nach Süden, der Küste näher, liegt Konia, ehemals **Iconium**, lange Zeit die Residenz mächtiger seldschuckischer Sultane zur Zeit der Kreuzzüge; sie hat daher noch gute Mauern und schöne Thore, worin viele herrliche Basreliefs, Statuen und Inschriften vermauert sind, 12 große und prächtige Moscheen und an 100 kleinere, aber viele sind verlassen. Die ganze Stadt ist im Verfall und zählt vielleicht nur noch 15000 meist türkische Einwohner. Hier verloren die Türken 1832, wie östlicher bei Nisib am Euphrat 1839, eine Schlacht gegen die Aegypter. — Kaisarieh (Caesarea), am Nordfuße des Ardschisch, zählt 25000 E. und ist der Mittelpunkt des Binnenhandels auf der Halbinsel. — Im nordöstlichen Theile des Landes liegt die ehemals bedeutende Handelsstadt Tokat, ziemlich gut gebaut, auf der fruchtbaren Hochfläche, mit 50000 Einw. Es werden hier Leinwand, seidene Zeuge, Saffian und Kupferwaaren gemacht, zu denen die benachbarten wichtigen Kupfergruben das Material liefern. — Siwas, am Kisil-Irmak, in getreidereicher Ebene, treibt starken Handel und zählt 6200 Familien. — Amasia, die Vaterstadt Strabo's, deren Häuser zum Theil in Felsen gehauen sind, zählt über 30000 E. — Zu Klein-Asien gehört noch die Insel Kibris oder Cypern (vergl. Thl. II.).

Cypern (Cyprus) liegt zwischen dem 50. und 52¼° ö. Lg. und 34½—35½° n. Br. und mag etwa 290 □M. umfassen, worauf jetzt nur 110000 Einw. leben sollen, während sich in alten Zeiten über 1 Million darin befand; über die Hälfte besteht aus Griechen. Diese einst so blühende Insel, wegen ihres Klimas, des Ueberflusses an edlen Producten, an Blumen und Früchten, für das Vaterland der Venus gehalten, ist jetzt unglaublich verödet, und verwildert von Jahr zu Jahr mehr. Von den Metallen, Gold, Silber, vorzüglich Kupfer, von Edelsteinen, welche man sonst hier grub, wird nichts mehr gefunden, weil Niemand es wagt, danach zu suchen. Der Anbau der Olive, der Baumwolle, der Seide ist unglaublich gering; das

Zuckerrohr, welches die Venetianer hier anpflanzten, ist verschwunden; kaum daß noch etwas Getreide und trefflicher Wein gewonnen wird. Selbst die Natur scheint der Insel jetzt weniger günstig, die Erdbeben haben in neuerer Zeit viel Verwüstungen angerichtet, Heuschreckenschwärme sich häufiger gezeigt, und viele Quellen und Bäche sind versiegt. Die ganze Insel wird von einem in der Richtung von O. nach W. ziehenden Gebirgszuge, dessen höchster Punkt der Olympus, jetzt **Monte Sta. Croce** oder **Troodos**, im nordwestlichen Theile liegt, in eine nördliche und eine südliche Hälfte getheilt. Die nördliche ist wilder, bewaldet und kühler, die südliche außerordentlich heiß, dürr und stellenweise ungesund. — Cypern gehörte in der vorchristlichen Zeit zu Aegypten, kam dann an die Römer und bildete zu den Zeiten der Kreuzzüge, von 1191 an, ein eigenes christliches Königreich, welches der Familie Lusignan gehörte. Nach dem Aussterben dieses Hauses erlangten die Venetianer 1473 den Besitz der Insel, welche sie 1571 an die Türken verloren. — Die einzige, einigermaßen bedeutende Stadt der Insel ist Nikosia oder Lefkosia (**Leucosia**), im östlichen Theile, ziemlich regelmäßig befestigt, in einer fruchtbaren Ebene, mit etwa 15000 E. Sie ist ziemlich gut gebaut und hat noch mehrere schöne Kirchen aus der Zeit der Kreuzzüge, wovon aber die besten jetzt Moscheen sind. Der Palast des türkischen Statthalters steht in den Ruinen des Palastes der ehemaligen Könige aus dem Hause Lusignan. Auch der erzbischöfliche Palast ist ein sehr ansehnliches Gebäude. — Die einst blühenden Häfen der Insel sind jetzt im traurigsten Verfall; so: Famagusta, jetzt **Ammochostos** (**Fama Augusta**), an der Südostküste, wo nur wenige Hütten mitten unter den Ruinen ehemaliger Paläste und Kirchen stehen. Larnaka, einst **Citium**, an einer trefflichen Bucht, doch ohne eigentlichen Hafen, mit etwa 5000 E., die etwas Handel treiben; es wird hier viel Seesalz bereitet, wodurch aber die Luft ungesund wird. Baffa, einst **Paphos**, an der Südwestküste, ein elender Hafen mit wenigen Häusern mitten unter ausgedehnten Ruinen. Limasol, richtiger **Limessos**, an der südlichen Küste, mit einem Hafen und Salzlagunen; hier wächst der beste Wein der Insel. In dieser Gegend muß das alte **Amäthus**, berühmt durch den Dienst der Venus, gelegen haben.

---

2. Armenien (Armenia),

oder im weitern Sinne das Gebirgsland zwischen dem 56. und 61. Grade ö. Lg. und dem 36. und 42. Gr. n. Br. Die allgemeine Gestalt und Beschaffenheit dieses Landes haben wir schon oben berührt. Es besteht seiner Hauptmasse nach aus einer hohen Bergebene, auf welcher sich viele bedeutende Berge und unter ihnen am Höchsten der Ararat, erheben. Die Höhe des Ganzen ist so ansehnlich, daß die Hochebene ein zwar gesundes, aber sehr strenges Klima hat;

über 6 Monate lang liegt der Schnee, der zuweilen noch im Juni fällt, und auf mehreren Bergen liegt er Jahr aus Jahr ein. Die Hochebene Armeniens ist grasreich, aber baumlos, mehr zur Viehweide als zum Ackerbau tauglich; Wein und südliche Früchte gedeihen nur in den geschützteren und tiefer herabsteigenden Bergthälern. Wahrscheinlich sind die Gebirge sehr metallreich, denn schon im höchsten Alterthume kannten hier die Chalyber (ein griechischer Volksname) die Bearbeitung des Eisens.

Die ältere Geschichte des Landes ist uns so gut als gänzlich unbekannt; die heutigen Armenier, welche sich Haik und ihr Land Haicha nennen, halten sich für die Abkömmlinge Noahs. Nachdem Armenien lange unter persischer Herrschaft gestanden, machte es nach Alexander dem Großen, der das Land selbst nicht berührte, einen Theil der großen syrischen Monarchie unter den Seleuciden aus; bald aber machten sich die Statthalter aus alten eingebornen Geschlechtern unabhängig, und es entstand ein Königreich Armenien, dessen Fürsten indeß bald von den Römern, bald von den Parthern abhängig waren. Etwa um das Jahr 325 verbreitete sich das Christenthum in Armenien. Im 7. Jahrh., 650, ward Armenien von den Arabern erobert. Auch von dieser Zeit an wechselte es häufig seine Beherrscher, bis es 1552 von den Türken erobert ward; doch gehört noch jetzt der östliche Theil des Landes den Persern, und im N. sind bedeutende Districte im vorletzten Kriege an Rußland abgetreten worden. — Die heutigen Armenier sind ein stilles, ernstes, mäßiges Volk; die im Lande ansässigen treiben Ackerbau und Viehzucht; ihre Häuser, wenigstens auf der kalten Hochebene, bestehen aus gegrabenen Löchern, welche wieder mit Erde bedeckt werden, so daß man sich leicht auf einem Dorfe befinden kann, ohne es sogleich zu bemerken; Menschen und Vieh wohnen in diesen Höhlen beisammen. Unzählige Armenier aber sind über ganz Asien und einen Theil von Europa als Kaufleute verbreitet, und zeichnen sich durch Fleiß, Sparsamkeit, strenge Sitten, aber auch durch jüdischen Geist aus. Die Armenier bilden eine eigene christliche Partei; doch stimmen ihre Gebräuche, ihre kirchliche Verfassung und zum Theil selbst ihre Lehre mit denen der griechischen Kirche am Meisten überein. Ihre Geistlichen stehen ungefähr auf der nämlichen Stufe der Bildung, und das Volk ist höchst abergläubisch. Das Haupt ihrer Kirche, der Katholikos (allgemeine Bischof), wohnt in einem prächtigen Kloster, Etschmiadsin, jetzt im russischen Armenien, unweit des Ararat. — Der südöstlichste Theil des Landes, vorzüglich südlich vom Ararat und vom Tigris bis jenseit des Sees Urmia, wird zwar auch von Armeniern, noch mehr aber von einem eigenthümlichen, größtentheils nomadischen Volke, den Kurden, bewohnt, daher man diese Gegenden auch wohl Kurdistan nennt, obwohl dieser Name vorzüglich nur dem Theile des Landes der Kurden gegeben wird, der unter persischer Botmäßigkeit steht. Die Kurden sind ein Volk von ungewisser Abstammung (sie selbst halten sich für Abkömmlinge der usbekischen Tataren), zwar größtentheils Muhamedaner und theils den Türken, theils den Persern dem Namen

nach unterworfen; in der That aber gehorchen sie nur ihren eigenthümlichen Beys oder Oberhäuptern, welche ohne regelmäßige Erbfolge, doch immer aus denselben Familien ernannt werden oder sich durch Tapferkeit emporschwingen; die Pforte, der die Ernennung angezeigt wird, ist dann genöthigt, den Bey zu bestätigen. Die Kurden, in viele Stämme getheilt, welche sich zum Theil zum Christenthum bekennen, hassen die ansässige Lebensweise und treiben nur wenig Ackerbau, dagegen desto mehr die Vieh-, vorzüglich die Schaf- und Ziegenzucht; außerdem sind sie die verwegensten Räuber, die nicht selten den größten Karavanen gefährlich werden. Die im persischen Gebiete leben, werden jetzt etwas besser in Ordnung gehalten. Sie haben ihre eigenthümliche Sprache und Kleidung beibehalten und leben meist unter Zelten von schwarzem, aus Ziegenhaaren bereitetem Tuche oder Filze. Ihre Weiber werden weniger streng bewacht, als es sonst im Orient Sitte ist, und dürfen ohne Schleier umhergehen. Wahrscheinlich nur ein Stamm der Kurden, und diesen in Sprache und Sitten verwandt, aber noch ungleich räuberischer und wilder als sie, sind die Jeziden, welche im südlichen Theile von Kurdistan, vorzüglich am Tigris und Chabur, umherschweifen. Viele von ihnen sollen sich seit 1829 auf russischem Gebiete niedergelassen haben. Sie unterscheiden sich, vielleicht von allen Völkern der Welt, durch den sonderbaren Glauben, daß der Mensch der göttlichen Gnade ohnehin gewiß sei, dagegen sich um die Gunst des Bösen bewerben müsse, den sie hoch verehren und dessen Namen sie nicht einmal auszusprechen wagen. Eine genauere Bekanntschaft mit diesem kleinen, nur äußerst wenig bekannten Volke würde wahrscheinlich eine weniger auffallende Darstellung ihres Glaubens herbeiführen.

Die wenigen, einigermaßen bedeutenden Oerter dieser Gegenden sind: Erzerum oder Arserum (Arces), Hauptstadt eines bedeutenden Paschaliks, nicht weit von den Quellen des Euphrats, unter 40° Br., in einer schönen und fruchtbaren, aber hohen Ebene. Sie ist die ansehnlichste Stadt dieses Landes, mit einer ziemlich festen Citadelle, und soll jetzt nur noch 15000 (nach Anderen über 100000) Einwohner haben. Hier werden treffliche Waffen und Gewebe verfertigt. Der Handel nach allen Theilen der Türkei durch Karavanen ist sehr bedeutend. — Volkreicher ist Diarbekr am Tigris, mit einer guten Brücke über den Strom und ziemlich wohlgebauten Häusern. Die Einwohner (40000) sind gewerbfleißig und verfertigen vorzüglich schönen rothen Saffian und Zeuge. — Nördlicher, bei Maden, am Euphrat, werden die außerordentlich reichen Kupfergruben des Mehrab-dagh bearbeitet. Südlicher liegt Mardin, eine nach türkischer Art befestigte Stadt mit einer Citadelle, auf einem Berge, mit mehreren schönen Moscheen, im Ganzen gut gebauten Häusern und etwa 12000 E. Die Gegend ist so außerordentlich fruchtbar, daß der Ertrag vier- bis fünfhundertfältig sein soll, wird aber auch durch die räuberischen Kurden höchst unsicher gemacht. — Im östlichern Theile des Landes liegen: Wan, mit Baumwollenweberei und 15000 E., am Ostufer des gleichnamigen Sees, dessen Wasser salzig

ist; die Stadt ist stark befestigt und der Hügel, welcher die Citadelle trägt, enthält ungeheure Höhlen und Gewölbe mit Trümmern alter Denkmäler, Bildwerke und Inschriften. Bajesid, im Süden des Ararat, unweit der persischen Grenze, mit einer auf einem steilen Felsen gelegenen Citadelle und 15000 Einw. Kars, an einem Nebenfluß des Aras, jetzt Grenzfestung gegen Rußland, mit 8000 E. — Südlich vom Wan-See liegt das bedeutendste Fürstenthum der Kurden, das Land der Hakari oder Dschulamerk.

---

3. Mesopotamien (Mesopotamia),

oder das Land zwischen den armenischen Gebirgen und dem persischen Meerbusen, sowie zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris und östlich darüber hinaus, bis an die persische Grenze. Der älteste Name dieser Gegenden ist Aram Naharaim oder das Land der beiden Flüsse; Mesopotamien, welches dasselbe bedeutet, ist die griechische Bezeichnung. Jetzt wird der nördliche Theil Al Dschesirah (Assyria) oder die Insel genannt, der untere, südliche Theil aber Irak Arabi oder das Land der Araber (Babylonia, Chaldaea). Der nördliche Theil, welcher noch den mildern Südabfall des armenischen Hochlandes mit umfaßt, enthält selbst noch das Sindschar-Gebirge, und ist ein zwar wenig angebautes, aber höchst reizendes und fruchtbares Land. Der mittlere Theil, von Mossul bis Bagdad, ist seit Jahrtausenden eine durchaus ebene, baumlose, dürre Steppe, doch keineswegs unfruchtbar, wie die der Bewässerung fähigen Ufer der beiden Flüsse beweisen. In dieser von Europäern beinahe noch nie besuchten Wüste, wo jetzt nur Gazellen, Strauße, Raubthiere und diebische Araber umherziehen, sollen indeß noch bedeutende Trümmer ehemals bewohnter Orte sich befinden. Der untere Theil dieses Landes, von Bagdad bis zur Vereinigung der beiden Ströme bei Korna, ist jenes durch unglaubliche Fruchtbarkeit ausgezeichnete alte Babylonien, von tausend Bewässerungscanälen durchschnitten, die selbst den Euphrat seicht machen, und wo noch jetzt zahlreiche Dörfer, herrliche Palmenhaine und ein trefflicher Anbau sich finden. Von Korna bis an den Meerbusen, wo nun beide vereinigte Flüsse den Namen Schat el Arab führen, herrscht zwar die nämliche Fruchtbarkeit; aber die Furcht vor den Arabern der nahen Wüste hindert den Anbau, und das Land bietet nur den Anblick schilfreicher Canäle, welche zahllose Inseln umschließen, und weitläufiger Lagunen und Moräste dar. Bis Korna können selbst kleinere Kriegsschiffe den Fluß befahren. Oberhalb werden der Euphrat und der Tigris von den Gebirgen bis Bagdad nur mit Flößen, welche auf aufgeblasenen Schläuchen ruhen, stromabwärts beschifft; ein ganz neuer Versuch der Engländer, ihn mit Dampfschiffen zu befahren und sich so vom mittelländischen Meere aus, durch die syrische Wüste, einen kürzern Weg nach Ostindien zu bahnen, ist nicht nach Wunsch abgelaufen.

In der ältesten Weltgeschichte haben diese Gegenden einst eine höchst wichtige Rolle gespielt. Hier entstanden die ältesten Reiche, welche die Geschichte kennt, das babylonische im südlichen, und das assyrische im nördlichen Theile, welches unter kräftigen Regenten, wie Ninus und seine Gemahlin und Nachfolgerin Semiramis, Babylon und viele benachbarte Reiche unterwarf, aber unter dem schwelgerischen Sardanapal, etwa 800 v. Chr., wieder in viele kleinere Reiche zerfiel. Aus diesen bildeten sich ein neu-assyrisches und ein neu-babylonisches Reich, welche später den Medern und Chaldäern unterlagen, bis diese Gegenden von dem Gründer der persischen Macht, Cyrus, etwa 550 v. Chr., erobert wurden. Von den Persern kamen sie nach Alexander an die griechischen Könige von Syrien. Später ward Mesopotamien eine Beute der Parther und der streitige Schauplatz der Kriege zwischen diesen und den Römern. Den Neu-Persern ward es 651 von den Arabern entrissen, welche hier eine Zeit lang den Mittelpunkt ihrer Macht, das Chalifat von Bagdad, gründeten. Später hat es seine Beherrscher sehr oft gewechselt, bis es endlich 1637 den Persern von den Türken entrissen ward. Jetzt steht es größtentheils unter der Herrschaft des von der Pforte sehr wenig abhängigen mächtigen Paschas von Bagdad. — In diesem Lande der ältesten Reiche und der einst mächtigsten Städte können wir jetzt nur folgende Oerter auszeichnen. Im nördlichen Theile:

Orfa, das alte **Edessa**, einst eine mächtige Grenzfestung der Römer gegen die Parther und zur Zeit der Kreuzzüge die Hauptstadt eines eigenen kleinen christlichen Staates, liegt am Abhange zweier Berge, ist schlecht befestigt und mag über 30000 E. haben, welche bedeutenden Handel treiben und baumwollene Zeuge und schönen gelben Saffian bereiten. Weiter südöstlich muß das **Carrae** gelegen haben, wo das Heer des Crassus von den Parthern vernichtet ward. — Am Tigris liegt Mossul, eine ziemlich feste, übel gebaute, aber volkreiche und betriebsame Stadt, 1 M. im Umfange; sie soll über 70000 E. haben, welche vorzüglich schöne baumwollene Zeuge (Musselin) verfertigen und bedeutenden Handel treiben. Die Einwohner sind ein Gemisch von Türken, Armeniern, Kurden, Juden und Christen. In der Nähe von Mossul hat man in der neuesten Zeit bedeutende Ueberreste, Sculpturen und Inschriften, von Palästen und Tempeln des alten Ninive entdeckt. Nördlich davon liegt El-Kosch, mit einem Kloster, woselbst der chaldäisch-katholische Patriarch wohnt. Oestlich von Mossul muß das Schlachtfeld gesucht werden, wo bei **Arbēla** Alexander den Darius schlug; der Name eines Orts, Erbil, deutet entschieden darauf.

Von Mossul bis Bagdad ist jetzt Alles wüst; aber zahlreiche Trümmer von Städten und Moscheen zeigen noch deutlich, wie blühend die Ufer des Tigris zur Zeit der Chalifen gewesen. Da, wo beide Flüsse sich einander nähern, unter 33°, haben in verschiedenen Zeiten die mächtigsten, jetzt fast spurlos verschwundenen Städte in geringer Entfernung von einander geblüht. Hier lag einst, etwas südlicher als Bagdad, auf beiden Ufern des Euphrat, die alte ungeheure Stadt

Babel oder **Babylon**; Cyrus, Darius und Xerxes arbeiteten an ihrer Zerstörung. Von ihren Ruinen ist der berühmte pyramidalische Thurm, noch jetzt die Burg Nimrod's genannt, die gewaltigste; ihr Umfang am Fuß beträgt etwa 2300′ und die Höhe trotz des Verfalls 200′. Unter der griechischen Herrschaft entstand nicht weit davon, nordöstlich, unfern des rechten Tigris-Ufers die prächtige **Seleucia**; und nach deren Zerstörung erbauten die Parther, in geringer Entfernung östlich am linken Ufer des Tigris, das ebenso bedeutende **Ktesiphon.** Dieses ward wiederum von den arabischen Chalifen zerstört, welche nur wenig nördlicher, ebenfalls am linken Tigris-Ufer, das mächtige Bagdad erbauten. Von allen diesen und manchen anderen bedeutenden Städten, welche einst die Ufer der beiden Flüsse und der sie verbindenden Canäle bedeckten, ist beinahe nichts als Schutthaufen mehr vorhanden. Der Hauptgrund dieser gänzlichen Zerstörung liegt in dem schlechten Material, womit man in dieser von jeher baum- und felslosen Gegend zu bauen genöthigt war. Alles wurde von Backsteinen oder an der Sonne getrockneten Ziegeln aufgeführt; als Mörtel diente das Erdpech oder Bitumen, welches noch jetzt in dieser Gegend häufig gefunden und benutzt wird, vorzüglich bei Hit, 8 Tagereisen nördlich von Bagdad am Euphrat, in der Gegend von Mossul am Tigris und Arbela und am Fuß der ganzen Gebirgskette Persiens, vorzüglich am todten Meere. Das heutige Bagdad, unter 33¼°, obgleich noch immer die zweite Stadt im türkischen Reiche, zeigt kaum noch den Schatten seiner ehemaligen Herrlichkeit. Durch den Chalifen Mansur 762 gegründet, war sie bis 1258 der Sitz der Chalifen und vorzüglich im 8. und 9. Jahrhundert unstreitig die glänzendste Stadt der Welt, worin eine ungeheure Bevölkerung zusammengedrängt lebte und Künste und Wissenschaften blühten. Mit dem Reiche der Chalifen verfiel auch sie, und in den Kämpfen mit den Mongolen, Tataren, Persern und Türken hat sie den größten Theil ihres Glanzes eingebüßt. Jetzt soll sie nur noch 20000 Einw. zählen, welche einen höchst bedeutenden Handel mit den Waaren Indiens und des innern Asiens nach Europa treiben. Die Stadt hat ein persisches Ansehen, ist mit einer starken Mauer umgeben, hat tiefe Gräben und eine alte Citadelle. Eine Schiffbrücke führt über den Tigris; die Straßen sind überaus eng, ungepflastert und schmutzig. Die Basars oder gewölbten Kaufhallen sind die besten Gebäude der Stadt. Das Klima ist, obgleich im Sommer entsetzlich heiß und im Winter ziemlich kalt, im Ganzen gesund. — Westlich von Bagdad am Euphrat, unweit des alten Babylon, muß der Ort **Cunaxa** gelegen haben, wo der junge Cyrus Schlacht und Leben gegen seinen Bruder Artaxerxes verlor und von wo Xenophon mit den 10000 Griechen, die dem Cyrus gedient hatten, den kühnen und glücklich ausgeführten Rückzug in nördlicher Richtung über die Gebirge Armeniens bis an's schwarze Meer antrat. — Die ansehnliche Stadt Hilleh (bei Babylon) ist wie Bagdad, welches früher 80000 Einw. zählte, durch die Pest 1831 fast ihrer ganzen Bevölkerung beraubt worden. — Die Gegend unterhalb Bagdad am Tigris ist jetzt, obgleich höchst fruchtbar, ganz verödet, weil hier (in Irak-Arabi) der

mächtige Stamm der Montefik-Araber umherschwärmt, der seine Plünderungen oft bis an die Thore von Bagdad ausdehnt. — Am Schat el Arab, 7 M. von seinem Einfluß in den persischen Meerbusen, liegt unter 30½° Br. eine der bedeutendsten Handelsstädte des Orients, Basra oder Bassora. Schon 656 legten die Araber in dieser Gegend, gelockt von der günstigen Lage zum Handel und den herrlichen Palmenwäldern, einen Ort Basra an, welcher bald sich mächtig erhob, aber von den Persern wieder zerstört wurde; man vermuthet, daß derselbe an der Stelle des heutigen Zobeir, weiter südwestlich, an einem jetzt versandeten Arme des Flusses gelegen. Das heutige Basra ist ein elend gebauter, schlecht befestigter, ungesunder Ort, von vielen Canälen durchschnitten und schönen Palmen umgrünt, und nur ¼ seines Umfanges ist mit Häusern bedeckt; aber die vielen stehenden Wasser in der Gegend und die unerträgliche Hitze machen die Luft ungesund. In neuester Zeit will man hier eine sehr bedeutende Zunahme des Wassers bemerkt haben, welches Bassora mit einem baldigen Untergange bedrohe. Der Handel mit Perlen, Kaffee, indischen Waaren, Pferden u. s. w. ist höchst bedeutend und ganz in den Händen der Engländer und Araber; letztere machen auch den größten Theil der 50—80000 Einw. aus. Mit der Fluth können selbst Fregatten bis nach Basra kommen, welches man den Hafen von Bagdad nennen kann. Von den Palmen, welche hier in größter Fülle wachsen, zählt man über 40 Sorten, welche meistens ein Alter von 60—100 Jahren erreichen, aber auch erst im 9. oder 10. Jahre Früchte tragen. Diese Frucht, die Dattel, von der Größe einer großen Pflaume, enthält einen sehr harten Kern und macht ein Hauptnahrungsmittel jener heißen Länder aus; man ißt sie frisch, getrocknet, eingemacht und bereitet aus ihnen auch einen Syrup. Außer der Frucht werden noch die Blüthen und das Mark der Zweige genossen. Der Stamm, der stets gerade emporsteigt, ohne sich zu theilen, liefert ein leichtes Bauholz; erst vom äußersten Gipfel verbreiten sich die Zweige und bilden mit ihren fächerartigen Blättern eine schöne Krone; die Blüthen und Früchte entstehen an der Wurzel dieser Zweige, dicht am Stamme.

---

4. Syrien oder Soristan (Syria),

ein ziemlich schmaler Küstenstrich vom 31. bis 37. Grade n. Br. zwischen dem mittelländischen Meere und der syrischen Wüste, sowie zwischen dem Amanus, einer Vorkette des Taurus, im N. und der arabischen Wüste im S.; das Ganze mag etwa 2300 □M. groß sein. Ueber die Zahl der Einwohner läßt sich, wie überall im türkischen Reiche, nichts Genaues bestimmen; doch beträgt sie wohl nicht viel über 2 Millionen. Der im Lande selbst gewöhnliche Name des Ganzen ist Bar el scham, d. h. das Land zur Linken, nämlich von Arabien aus. Wegen der Beschaffenheit, der Gebirge und Gewässer

verweisen wir auf S. 18. Das Klima in den Gebirgen ist gemäßigt und gesund, an der Küste außerordentlich heiß und daher zum Theil gefährlich; der Boden in den Thälern ist meist höchst fruchtbar, und trotz des jetzigen beinahe ganz verödeten Zustandes ist das Land noch immer reich an mannigfaltigen Producten. Landplagen sind die häufigen und oft furchtbaren Erdbeben, Dürre, welche Hungersnoth zur Folge hat, und die Heuschrecken, welche sich oft aus der arabischen Wüste in unabsehbaren Schwärmen über große Gegenden verbreiten, alles Grün in wenigen Stunden vernichten und nicht selten durch ihre Verwesung pestartige Krankheiten hervorrufen. Außer den auch bei uns gewöhnlichen Getreidearten bringt Syrien noch Mais oder türkischen Weizen, Reis in sumpfigen Gegenden, und die den heißen Ländern eigenthümlichen Gewächse, den Sesam und die Durra, hervor. Der Sesam ist eine Pflanze, aus deren zahlreichen Körnern ein sehr gutes Oel gepreßt wird. Die Durra ist ein 6—7′ hohes Rohr, welches den Linsen ähnliche Körner trägt, die ein nahrhaftes Mehl geben; es ist in Syrien und in Afrika eine der gewöhnlichsten Speisen. Baumwolle und Wein gerathen überall vorzüglich, ebenso der Maulbeerbaum, welcher ein Hauptproduct Syriens, die Seide, bedingt. Auch der Taback wird sehr allgemein gebaut; seltener das Zuckerrohr, welches aber hier trefflich gedeiht. Die Gebirge haben alle unsere Obstarten, und die heißeren Thäler und Küsten alle Südfrüchte, selbst Datteln in höchster Vollkommenheit. Aus dem Thierreiche hat Syrien nur die in Vorder-Asien überall vorkommenden Thiere, als Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen u. s. w. Das einzige Metall, welches aufgesucht wird und sich häufig findet, ist das Eisen.

Aeltere Geschichte.

Dieses jetzt unter der türkischen Herrschaft tief von seinem ehemaligen Wohlstande herabgesunkene Land ist unstreitig, wäre es auch nur als die Heimath des Erlösers, das für uns bedeutsamste Land auf Erden. Drei ehemals dort mächtig gewesene Völker ziehen vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich. 1) Die Syrer, im nördlichen Theile des Landes. Von diesem Volke wissen wir wenig mehr, als daß es ursprünglich in mehrere kleine Staaten getheilt war, unter welchen Damascus frühe hervorragt; später, und zwar nach den Zeiten Salomos, ein bedeutendes Reich gebildet, welches durch Handel und Eroberung wichtig geworden, bis es von den Neu-Assyrern überwunden, zum Theil nach Ober-Asien an den Kur verpflanzt wurde und dann bis auf Alexander die Schicksale des persischen Reiches theilte. Die neue mächtige syrisch-griechische Monarchie verdankt ihren Namen mehr dem Lande, als dem Volke der Syrer. 2) Wichtiger in jeder Hinsicht sind die Phönicier, welche einen kleinen Küstenstrich am Fuße des Libanon bewohnten und zu den interessantesten Völkern der Welt gehören. Wahrscheinlich wurden sie in sehr

früher Zeit als ein schon Handel und Fischerei treibendes Volk von den Ufern des arabischen oder des persischen Meerbusens nach ihren späteren Wohnsitzen durch feindliche Gewalt oder andere uns unbekannte Ursachen gedrängt. Hier entstanden auf einem kleinen, kaum 25 M. langen und 3—4 M. breiten Küstenstriche, am Fuße rauher, waldreicher Gebirge, die zahlreichen phönicischen Ansiedelungen, welche auf diesem kleinen Raume wenigstens 6 bis 8 unabhängige Staaten bildeten, die nur lose durch das Band gemeinsamer Abstammung zusammenhielten. Die Regierungsform scheint ein Gemisch von Monarchie und Republik gewesen zu sein, indem sowohl von Königen als von Suffeten (Schofetim, Richter, zu vergleichen mit den Consuln der Römer) die Rede ist. Unter allen ragte früher Sidon, die älteste Niederlassung, später Tyrus als das Haupt der übrigen hervor. Der Mangel an Bodenraum nöthigte die Phönicier, frühzeitig sich auf Künste und Gewerbe zu legen; zur Zeit Homers und früher schon verstanden sie die Kunst, die Wolle zu verarbeiten, sie kunstreich, besonders in Purpur, mit dem Safte einer Seeschnecke, sagt man, zu färben, durch Stickerei die Schönheit des Gewebes zu erhöhen; künstliche Metallarbeiten zu verfertigen und bedeutende Werke der Baukunst aufzuführen. Die Kunst, Glas zu machen, hatten sie erfunden, und von den Alten wurde ihnen auch die Erfindung der Buchstabenschrift beigelegt. Eben jene Beschränkung des Raumes, verbunden mit einer günstigen Lage an der See und den Gebirgen, welche das Material zum Schiffbau lieferten, veranlaßte die Phönicier frühzeitig, erst nach der Sitte des höchsten Alterthums Seehandel mit Seeräuberei zu verbinden, in der Folge einen friedlichern Verkehr zu betreiben und zahlreiche Niederlassungen an allen Küsten des Mittelmeeres zu gründen. In sehr alter Zeit finden wir die Phönicier auf mehreren Inseln des ägäischen Meeres, an den südlichen und selbst nördlichen Küsten Kleinasiens; und als sie durch die Griechen von hier verdrängt worden, breiteten sich ihre Schifffahrt und ihre Ansiedelungen bis an's äußerste westliche Ende der damals bekannten Welt aus. Sie hatten Factoreien auf der ganzen Nordküste von Afrika, woraus zum Theil mächtige und unabhängige Staaten, wie Karthago, erwuchsen; auf Sicilien, Sardinien, den Balearen und vorzüglich auf den südlichen Küsten des damals silberreichen Spaniens, wo sie Tartessus und Gades (Cadiz) gründeten. Ja ihre kühnen Seefahrer wagten sich selbst über die Westgrenze Europas hinaus und gelangten ohne Compaß, auf kleinen, gebrechlichen Fahrzeugen, in Vergleich mit den unsrigen, bis nach England, von wo sie Zinn, nach Einigen sogar bis in die Ostsee, von wo sie den Bernstein holten. Ihre bedeutendste Unternehmung, deren Glaubwürdigkeit indeß vielfältig angefochten wird, ist die unter dem Pharao Necho von Aegypten, etwa 600 J. v. Chr., vom arabischen Meerbusen aus unternommene und in drei Jahren glücklich ausgeführte Umschiffung Afrikas. Blühend und reich erhielten die phönicischen Städte lange Zeit ihre Unabhängigkeit, bis, nachdem sich früher schon die übrigen den Assyrern unterworfen, endlich auch das auf einer Insel gelegene Tyrus, nach einer 13jährigen

Belagerung, von Nebucadnezar, König von Babylon, erobert ward. Ein neues Tyrus, glänzender als das vorige, erhob sich nun zwar wieder, welches später die Oberherrschaft der Perser anerkannte, aber doch mehrmals seine Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen versuchte, und wohl nie das persische Joch in dem Maße, wie die Städte des festen Landes, scheint getragen zu haben. Als Alexander auf seinen Siegeszügen in diese Gegenden kam, verweigerten ihm die Tyrier den Eintritt in ihre Stadt, und es erfolgte eine 7monatliche blutige Belagerung, welche endlich nur dadurch gelang, daß Alexander mit übermenschlicher Anstrengung einen Damm in die See werfen und die Stadt zur Halbinsel machen ließ. Zweitausend der edelsten Tyrier starben den Kreuzestod und über **30000** wurden als Sklaven verkauft. Tyrus bevölkerte sich zwar wieder, konnte sich aber nie wieder erheben, da indeß Alexandrien als übermächtige Nebenbuhlerin aufgetreten war. 3) Der südliche Theil des Landes mag wohl in den ältesten Zeiten von den Philistern, einem wahrscheinlich ägyptischen Stamme, bevölkert gewesen sein; daher der Name Palästina für jene Gegenden. Später wurden die Philister von canaäischen, mit den Phöniciern verwandten Stämmen, als Amoriter, Pheresiter, Chittäer, Jebusiter u. a. nach der Seeküste verdrängt, und nach ihnen wird das Land auch häufig in der Bibel Canaan genannt. Die Cananäer wurden wiederum, etwa **145** v. Chr., von den Hebräern, später Israeliten, jetzt Juden genannt, unter Moses' und Josua's Anführung, theils ausgerottet, theils vertrieben, theils unterjocht, und von diesen wurde das Land das gelobte, d. h. das ihnen von Gott verheißene, nach ihrem spätern Namen aber Judäa genannt. In christlicher Beziehung wird es auch das heilige Land genannt. Die Geschichte der Israeliten aber muß hier, zur Ersparung des Raumes und weil sie ohnehin, in der Bibel enthalten, als bekannt vorausgesetzt werden darf, übergangen werden.

Nach dem Sturze des persischen Reiches geriethen auch diese Länder in die Gewalt der Griechen, und als nach dem Tode Alexanders seine Feldherren in langer Fehde über sein Erbe stritten, bildete einer von ihnen, Seleukus Nikator, etwa **20** Jahre nach des großen Königs Tode, ein Reich Syrien, welches beinahe alle asiatischen Provinzen des ehemaligen persischen Reiches umfaßte. Unter seinen Nachfolgern ging manche Provinz wieder verloren; besonders entriß Arsaces, der Gründer der parthischen Monarchie, den Griechen die meisten östlichen Gegenden ihres Reichs. Noch einmal zwar, unter Antiochus dem Großen, **224—187** v. Chr., wurde Klein-Asien und der Osten bis gegen Indien wieder erobert; als aber Antiochus, vom Hannibal, dem er Schutz verliehen, gereizt, an den griechischen Händeln Theil genommen, ward er von den Römern **190** bei Magnesia geschlagen und mußte ihnen ganz Klein-Asien abtreten. Von nun an sank das syrische Reich durch äußere Kriege und innere Unruhen immer mehr, und in den Kampf der Römer mit Mithradates und mit Tigranes, König von Armenien, verwickelt, ward das ganze Reich zertrümmert und zur römischen Provinz, **64** v. Chr.

Von den neueren Schicksalen Syriens und Palästinas insbesondere begnügen wir uns, folgenden kurzen Abriß zu geben. Bis in's 7. Jahrh. machte Syrien einen Bestandtheil des oströmischen Reiches aus und war berühmt durch den Reichthum, aber auch durch die Weichlichkeit und Sittenlosigkeit seiner Bewohner. Als die Araber, von religiöser Begeisterung getrieben, aus ihrem Lande vordrangen, eroberten sie mit leichter Mühe Syrien 636, und es blieb unter einigen inneren Unruhen bis 968 in ihrem Besitz, wo es ihnen von den fatimitischen Chalifen aus Aegypten entrissen ward. Diese besaßen es bis 1078, wo die seldschuckischen Türken es eroberten, denen die Fatimiten es kurz vor der Ankunft der Kreuzfahrer wieder entrissen. Das rohe Betragen der Türken gegen die vielen Pilgrimme, welche Jerusalem besuchten, und gegen die im Lande ansässigen Christen war die nächste Veranlassung der Kreuzzüge, von denen wir schon früher im Allgemeinen geredet haben. Gottfried von Bouillon eroberte Jerusalem am 15. Juli 1099 und ward zum König von Jerusalem erwählt. So lange der erste Eifer der Kreuzfahrer anhielt, verbreitete sich die christliche Herrschaft über einen bedeutenden Theil Syriens; als aber dieser Eifer bald nachzulassen anfing, die Muselmänner sich von ihrem ersten Schrecken erholten, die Hülfe aus Europa immer spärlicher erfolgte, die Ungewohnheit des Klimas Viele dahinraffte und vorzüglich Zwietracht unter den Christen selbst immer mehr überhand nahm, wurden ihnen nach und nach alle ihre Besitzungen wieder entrissen, bis Selaheddin oder Saladdin, von dem Geschlecht der Ejubiden aus Aegypten, durch Kühnheit, Großmuth und Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichnet, am 3. October 1187 Jerusalem selbst eroberte. Noch blieben den Christen mehrere feste Plätze an der Küste, und Kaiser Friedrich II. errang selbst auf 15 Jahre, von 1229—1244, den friedlichen Besitz von Jerusalem wieder; als aber in Aegypten sich der kriegerische Stamm der Mamlucken erhob, gingen von 1262 bis 1291 auch alle noch übrigen christlichen Besitzungen an sie über. Endlich 1517 ward ganz Syrien von den Türken erobert, in deren Besitz es sich noch jetzt befindet, obwohl es seit 1833 auf einige Jahre dem mächtigen Pascha von Aegypten abgetreten worden. Nach Herstellung der unmittelbaren Herrschaft des Sultans ist es jetzt in einen elenden Zustand zurückgesunken.

Gegenwärtiger Zustand.

Von den älteren Bewohnern des Landes ist keine Spur mehr vorhanden. Die griechische Herrschaft hatte während ihrer langen Dauer so tiefe Wurzeln geschlagen, daß alle Einwohner zur Zeit der arabischen Eroberung als Griechen zu betrachten waren, daher auch jetzt die überwiegende Mehrzahl aus Griechen und Arabern besteht. Die arabische Sprache ist die allgemeine Landessprache; das alte Syrisch ist bis auf die letzte Spur aus dem Munde des Volkes verschwunden, und das Türkische wird nur von wenigen Eingebornen

verstanden. Außer den Griechen und Arabern, welche die Hauptmasse in Dörfern und Städten ausmachen, leben noch theils in einzelnen Districten, theils als Nomaden umherziehend, folgende Völkerschaften in Syrien. Zu den Ansässigen gehören: 1) Die Ansariés oder Nosairen, ein räthselhaftes Völkchen, welche den nördlichen Theil des Libanon zwischen dem Orontes und Tarablus an der Seeseite bewohnen. Einige halten sie für Ueberreste der alten heidnischen Bewohner, und in der That gehören sie weder zu den Christen, noch zu den Muhamedanern; sie sollen die Sonne anbeten und an die Seelenwanderung glauben. Sie sind ein sanftes, harmloses Völkchen, in mehrere Stämme getheilt, und von den Muhamedanern verachtet und gedrückt; ihre Zahl beträgt 25000 (nach Anderen 60000) Seelen. Ihre südlichen Grenznachbarn sind 2) die Maroniten. Schon im 6. Jahrhundert, im Zeitalter der heftigsten religiösen Streitigkeiten im oströmischen Reiche, wurde der Libanon die Zuflucht der wegen politischer oder religiöser Meinungen Verfolgten, welche hier in unzugänglichen Gebirgsgegenden ihre Freiheit behaupteten; ein heilig geachteter Mönch, Marun, soll jenen Flüchtlingen den Namen Maroniten gegeben haben. Ihre Lage setzte sie in den Stand, sowohl den Kaisern als den andringenden Arabern zu trotzen; letzteren unterwarfen sie sich nur insofern, daß sie ihnen einen mäßigen Tribut zahlten, wie jetzt den Türken; übrigens leben sie vollkommen frei, nach ihren eigenen Gesetzen. Sie sind nicht allein Christen, sondern haben auch selbst seit 1215 die Herrschaft des Papstes anerkannt. Ihre Priester sind, wie die griechischen, verheirathet, und das Abendmahl wird unter beiden Gestalten ausgetheilt. Die Messe wird in altsyrischer Sprache gefeiert, die Niemand versteht, das Evangelium aber arabisch gelesen. Sie haben eine große Menge Bischöfe, die zwar großes Ansehen, aber wenig Einkünfte besitzen; auch giebt es bei ihnen zahlreiche Klöster, die der strengen Regel des heiligen Antonius folgen. Das ganze Volk zerfällt in Scheikhs oder Edle, und Bauern, welche aber in der Lebensweise sich wenig von einander unterscheiden und völlig gleiche Rechte genießen. Alle bauen das Land; Seide, Baumwolle, Taback und Wein sind die Haupterzeugnisse. Alle gehen stets bewaffnet und sind zur Vertheidigung ihres Eigenthums bereit; dabei aber sind sie gastfrei, und es herrscht bei ihnen eine in den übrigen türkischen Provinzen unbekannte Sicherheit des Eigenthums. Ihre ganze Volksmenge mag etwa 100000 betragen. 3) Noch südlicher, auf demselben Abhange des Libanon, lebt das ungefähr ebenso zahlreiche Volk der Drusen. Den Maroniten an Verfassung und Sitten ähnlich, unterscheiden sie sich von ihnen einzig durch die Religion; doch ist man von dieser wenig unterrichtet. Das ganze Volk theilt sich in Eingeweihte und Unwissende. Jene, die kleinere Zahl, halten ihre Meinungen, die wahrscheinlich ein Gemisch heidnischer, christlicher und muhamedanischer Lehren sind, sehr geheim; sie verwerfen die Beschneidung, die Fasten; sie trinken Wein, essen Schweinefleisch, und halten die Ehen zwischen Geschwistern für erlaubt. Das gemeine Volk hält sich unter Muhamedanern zu diesen, unter Christen ahmen sie deren

Gebräuche nach. Ihre Lehren sind wahrscheinlich im 10. Jahrhundert entstanden, und sie selbst haben, von den Muhamedanern als Ketzer verfolgt, eine Zuflucht in diesen Gebirgen gefunden. Trotz des Unterschiedes der Religion haben sie zur Erhaltung ihrer Freiheit gewöhnlich mit den Maroniten gemeinschaftliche Sache gemacht. Wie diese, theilen sie sich in Scheikhs und Volk, und ein Emir, der immer aus der nämlichen Familie genommen wird und den die Pforte blos bestätigt, steht an der Spitze des Ganzen. Einer von diesen, Fakr-ed-din, durch Talente und Tapferkeit ausgezeichnet, hat im Anfange des 17. Jahrhunderts durch Erweiterung seines Gebiets und glückliche Kämpfe mit den Türken die Drusen in Europa bekannter gemacht; seitdem sind sie wieder auf ihre alten Wohnplätze beschränkt worden, wo sie, den Tribut abgerechnet, vollkommen frei leben. — Außer diesen ansässigen Völkern treiben sich in den vielen unangebauten, obwohl zum Theil fruchtbaren Gegenden Syriens folgende Nomaden umher: 1) Die Turkmanen, von denen schon oben gesprochen worden; sie zeigen sich blos in den nördlichsten Gegenden Syriens und verlassen sie meist im Sommer, um im höher liegenden Armenien bessere Weide zu finden. Sie mögen in Syrien etwa 30000 Seelen betragen. 2) Die Kurden, deren schon früher gedacht worden; auch sie besuchen nur die nördlichen und östlichen Gegenden Syriens, wo sie leicht an 20000 Zelte, d. h. Familien, stark sein mögen. 3) Die Beduinen. Das ganze Volk der Araber zerfällt in solche, welche Ackerbau treiben (Fella's), und diese machen die Mehrzahl der Einwohner Syriens und Aegyptens aus, und in solche, die, treu ihren uralten Gewohnheiten, mit ihren Heerden in der Wüste vom Euphrat durch Arabien und Afrika bis an's Weltmeer umherziehen; letztere, und zwar vorzugsweise diejenigen, welche die syrisch-arabische Wüste bewohnen, werden Beduinen, d. h. Männer der Wüste genannt. Sie haben sich seit den ältesten Zeiten beinahe ganz unverändert erhalten und sind mit Recht stolz auf die Reinheit ihres Blutes und daß sie nie unterjocht worden; ja sie haben nicht einmal zu den Eroberungen der Araber im 7. und den folgenden Jahrhunderten beigetragen, und die Lehren des Islam haben wenig in ihren Sitten verändert. Alle sind sehr laue Bekenner dieses Glaubens und diejenigen, welche das Innere der Wüste bewohnen, kennen kaum den Namen Muhameds. Sie sind in viele Stämme getheilt, die jeder von einem Emir geführt werden, die Familien haben einen Scheikh an ihrer Spitze; Gewohnheiten und Sitten, nicht Gesetze, sind ihre Richtschnur. Wie vor Jahrtausenden, so sind sie noch jetzt räuberisch und gastfrei, großmüthig und die Blutrache unerbittlich verfolgend, freiheitliebend und über alle Begriffe mäßig. Meistens sind sie von kleiner Statur und sehr mager, eine Folge der wenigen Lebensmittel, die sie genießen. Ihre Kameele, ihre Pferde von der edelsten Race, und ihr köstlichstes Besitzthum, ihr Vieh, machen ihren ganzen Reichthum aus; Milch, Kaffee, Datteln und ein Paar Körner Reis oder Durra sind ihre gewöhnliche Speise; Fleisch genießen nur die Reichsten und selten. Mit den Türken leben sie in ewiger Feindschaft und erkennen ihre Herr-

schaft nicht an; sie verachten diejenigen Araber, welche als Fella's oder Bauern angesiedelt und unterjocht sind. Die Beduinen durchstreifen den ganzen südlichen und östlichen Theil von Syrien; ihre Zahl läßt sich unmöglich bestimmen, soll jedoch mehrere Hunderttausende betragen.

Soristan wird von den Türken in 5 Paschaliks, das von Haleb, das von Tarablus, das von Akka, das von Damas und das von Jerusalem getheilt. Wir betrachten es, ohne Rücksicht auf diese Eintheilung, in 3 Abschnitten. — Im nördlichen Theile oder zwischen der nördlichen Grenze und der höchsten Region des Libanon bemerken wir:

Antakieh, das alte Antiochia, am südlichen Ufer des Orontes oder Asi und am Fuß eines steilen Berges. Die Stadt ward von Seleukus Nikator angelegt und nach seinem Vater benannt; sie war die Residenz der syrischen Könige und auch noch unter den Römern die prächtigste Stadt des Morgenlandes, berühmt durch ihre reizende Lage in einer höchst fruchtbaren Ebene, ihre gesunde Luft, die entzückenden Haine und Quellen in ihrer Nähe, wo bei der Vorstadt Daphne ein Tempel des Apollo stand, sowie durch die große Zahl ihrer Bewohner und ihre Liebe zu den Wissenschaften. Unter den christlichen Kaisern war sie der Sitz eines der 4 Patriarchen des oströmischen Reichs. Unter Justin ward sie durch ein Erdbeben fast ganz zerstört, prächtiger wieder aufgebaut, aber in den folgenden Jahrhunderten mehrere Male von den Persern verwüstet. Von 1097 bis 1268 war sie der Sitz eines eigenen, durch die Kreuzfahrer gegründeten Reiches, welches die Sultane von Aegypten zerstörten. Von ihrem ehemaligen Umfange zeugen noch die alten, ziemlich wohl erhaltenen, mit schönen Thürmen versehenen Mauern; die heutige Stadt aber nimmt kaum den 6ten Theil des innern Raumes ein, das Uebrige sind Trümmer und Gärten; Alterthümer sucht man hier vergebens. Die Stadt ist für eine türkische noch freundlich genug und treibt Saffiangerberei und bedeutenden Handel mit Seide. Der Einwohner mögen etwa 18000 sein. In der Stadt befinden sich 7 heiße Quellen. — Nördlich von Antakieh, an dem gleichnamigen Meerbusen, liegt der ehemals berühmte, jetzt ganz elende und wegen seiner verpesteten Luft entvölkerte Ort Skanderun, von den Schiffern Alexandrette genannt. Bedeutender ist noch südlich von Antakieh der Hafenort Latakia, ehemals Laodicēa, welcher noch manche Spuren seiner alten Pracht, unter anderen einen schönen römischen Triumphbogen zeigt. Der ehemals blühende Handel, vorzüglich mit Taback, ist durch die immer größer werdende Unsicherheit im Lande sehr herabgekommen, und die Zahl der Einwohner seit Kurzem auf 6000 zusammengeschmolzen. — Oestlich vom Orontes, in einer schönen und überaus fruchtbaren Thalebene, die sich gegen S. und O. in die Wüste verliert, liegt an dem schönen Bache Kaweik, der die weit berühmten Gärten in der Umgebung bewässert und einige Meilen weiter südlich einen Sumpf ohne Abfluß bildet, die Hauptstadt dieses Theils von Syrien, Haleb oder Aleppo, im Alterthum Beroea. Sie ist jetzt eine der angenehmsten und bedeutendsten Städte des Orients, der

Mittelpunkt eines nach allen Gegenden des innern Asiens ausgebreiteten Karavanenhandels und besitzt bedeutende Färbereien und Fabriken in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen u. s. w. Die Luft ist rein und gemäßigt, die Gegend ein blühender Garten, alle Lebensmittel finden sich hier im Ueberfluß, und selbst die Sitten der Einwohner sollen hier milder sein, als irgendwo in diesen Gegenden. Die Zahl der Einwohner wird auf 80000 angegeben, worunter etwa $\frac{1}{5}$ Christen von allen Parteien. Die Stadt zählt 100 Moscheen, hat 3 St. im Umfange und nur unbedeutende Mauern; in ihrer Mitte erhebt sich auf einem Hügel die ganz verfallene Citadelle; sonst ist die Stadt besser gebaut und reinlicher, als die meisten türkischen Städte. Am 13. August 1822 ereignete sich hier ein furchtbares Erdbeben, wobei über 20000 Menschen umgekommen sein sollen. — Südlicher, am Orontes und von Gärten reizend umgeben, liegt Hamah (Epiphania), eine bedeutende Handelsstadt und Karavanenstation, mit 50000 Einw. Nicht damit zu verwechseln ist das 6 M. südlicher, ebenfalls am Orontes liegende Hems oder Höms, Emesa, mit 12000 Einw. Mitten in der Wüste, südöstlich von Haleb und nur 3 Tagereisen vom Euphrat, liegen die prachtvollen Ruinen des im Alterthum berühmten Palmyra oder Tadmor (beides bedeutet Palmenstadt). Dieser Punkt, wo einige zwar schweflige, aber doch genießbare Quellen und ein den Palmen günstiger Boden den Anbau erlaubte, war schon in so alter Zeit wegen des Handels nach dem Euphrat und dem persischen Meerbusen bewohnt, daß Salomo sich desselben bemächtigte. Seine Größe und Pracht verdankt Palmyra den ersten Jahrhunderten n. Chr., wo sie in die Gewalt der Römer kam. Unter Odenat und seiner Gemahlin Zenobia ward es auf kurze Zeit die Hauptstadt eines unabhängigen Reiches, welches Aurelian, sowie die Stadt selbst, 275 zerstörte; sie erholte sich zwar wieder, ward aber 744 von den Sarazenen so gänzlich verwüstet, daß man bis 1691 nur dunkle Sagen von ihren Trümmern hatte. Diese Ruinen, welche aus unzähligen, theils noch aufrecht stehenden, theils niedergestürzten herrlichen, meist ionischen und korinthischen Marmorsäulen bestehen, bedecken eine unabsehbare Fläche, und unter den vielen Tempeln, Triumphbogen, Hallen, Gräbern u. s. w. zeichnen sich vorzüglich der große und herrliche Sonnentempel aus. Was die Größe des Anblicks noch vermehrt, ist, daß sich von gewöhnlichen Gebäuden der alten Stadt keine Spur mehr findet, und man unter diesem Labyrinth von Säulen nur noch einige elende Lehmhütten armseliger Araber, die hier etwas Getreide und Oliven ziehen, erblickt; Palmen findet man aber jetzt hier nicht mehr. — In diesem nördlichen Theile Syriens, und zwar in den unzugänglichsten Gegenden des Libanon, hausete zur Zeit der Kreuzzüge ein Volk, welches man die Assassinen nannte, ihrem Anführer, der Alte vom Berge genannt, blindlings ergeben und von ihm zu unzähligen Mordthaten ausgesendet, die sie mit unglaublicher Schlauheit und Unerschrockenheit ausführten; daher auch der französische Name Assassin für einen Meuchelmörder. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß dies Volk eine ketzerische Secte

von Muhamedanern gewesen, welche von einem ihrer ältesten Oberhäupter eigentlich den Namen Ismaëliten führte und sich vom 8. bis in's 12. Jahrhundert in Syrien und Persien mächtig verbreitete. Der Name Assassinen kommt wahrscheinlich von Haschischi (d. h. ein durch den Genuß von einem Aufguß auf Hanfblätter Berauschter) her, weil, wie man sagt, ihr Oberhaupt sich Jünglinge dadurch zu unbedingtem Gehorsam verpflichtete, daß er sie durch jenes Getränk berauschte und sie überredete, die wonnevollen Genüsse, wovon sie in diesem Zustande geträumt, seien ein Vorschmack der Seligkeit, die ihrer als Lohn ihres Gehorsams nach dem Tode wartete. Sie machten sich damals den Kreuzfahrern furchtbar. Noch jetzt soll es einige Ueberreste dieser einst mächtigen Secte im Libanon geben.

Im mittlern Theile Syriens bemerken wir folgende Küstenstädte: **Beirut** (Berytus), auf einer Anhöhe, mit massiven Häusern, einem Hafen und 10000 Einw.; sie ward bei der Belagerung 1840 in dem Kriege gegen den Pascha von Aegypten sehr zerstört. Weiter südlich: Saida (das alte Sidon), jetzt eine elende kleine Stadt, mit gänzlich versandetem Hafen, 2 halb verfallenen Schlössern und etwa 5000 Einw., die doch noch etwas Handel treiben. Ein wenig südlicher liegt auf einer Halbinsel Sur, im Alterthume Tyrus, jetzt ohne irgend ein Denkmal des Alterthumes, als einige Cisternen, mit nahe an 3000 Einw. In der Nähe vom (vielleicht höchsten) nördlichen Gipfel des Libanon findet man noch ein kleines Cedernwäldchen, als schwacher, aber jetzt heilig gehaltener und geschonter Ueberrest der mächtigen Waldungen dieser Art, welche einst das Gebirge bedeckten und auch noch an anderen minder bekannten Stellen angetroffen werden. Die wenigen alten Stämme, mehrere Hundert an der Zahl, haben zwar einen ungeheuren Umfang, aber nur eine geringe Höhe. Ganze Cedernwaldungen findet man jetzt nur noch auf dem Taurus, am obern Euphrat. — Im Innern des Landes liegen: Baalbek, das alte Heliopolis, in einem reizenden Thale zwischen dem Libanon und Antilibanon. Hier sieht man noch die durch ihre ungeheure Größe sowohl, als durch die Vortrefflichkeit der Arbeit ausgezeichneten Ruinen eines Sonnentempels und zweier anderer Tempel, welche wahrscheinlich unter den Antoninen erbaut wurden. Die Ruinen bestehen aus wenigen noch aufrecht stehenden, sehr hohen Marmorsäulen und gewaltigen Substructionen, zu welchen Marmorblöcke von 30 bis 60′ Länge und verhältnißmäßiger Stärke gebraucht worden sind. Erdbeben und Zerstörungssucht der Türken, welche die Steine zu anderen Bauten verwendet, haben diese Wunder der Kunst verwüstet. Der Ort ist seit dem Erdbeben von 1759 nur ein Haufen Trümmer und sonst ganz unbedeutend. — Deir el Kamar, der Sitz des Groß-Emirs der Drusen, mit 5000 E. und starker Seidenweberei. — Damask (Damascus), in einer höchst fruchtbaren Ebene, am Fuße eines Berges, am Bache Baradi, welcher unzählige Baumgärten bewässert und sich später in einen Landsee (wie der Bach von Haleb und im Grunde wie der Jordan) verliert. Die ganze Gegend, von Quellen und Bächen bewässert, gehört zu den schönsten in Syrien.

Die Stadt selbst ist ziemlich gut gebaut, die Straßen zum Theil breit und gepflastert, die Häuser innerlich prächtig; unter den 200 Moscheen trägt die größte, einst eine christliche Kirche, eine Kuppel und 7 Thürme; ferner sind hier prächtige Basare, ein Castell und die Zahl der Einwohner mag an 180000 betragen, worunter $^1/_{10}$ Christen. Die Degenklingen von Damask, daher Damascener genannt, ehemals hochberühmt, werden zwar noch hier gemacht, aber nicht mehr so gut als sonst; auch Baumwollen- und Seidenzeuge (daher der Name Damast) werden hier von vorzüglicher Güte gefertigt. Damask treibt einen sehr bedeutenden Handel theils mit diesen Fabrikaten, theils mit seinen trefflichen getrockneten und eingemachten Früchten. Der Handel wird vorzüglich belebt durch die große Karavane nach Mekka, welche sich alle Jahre hier aus allen Theilen des Reiches sammelt und oft 30—50000 Seelen stark unter dem Schutze und Geleite des Paschas von Damask, welcher in dieser Beziehung Emir Hadji heißt, zu dem Orte ihrer Bestimmung zieht.

Im südlichen Theile des Landes, dem alten Palästina, liegen:

Jerusalem, im Morgenlande selbst El-Kods (die Heilige) genannt, unter 31° 46¾′ n. Br. und 52° 53′ ö. Lg. und etwa 2400′ über dem Meere. Sie ist wie eine der ältesten, so unstreitig die merkwürdigste Stadt der Welt. Schon zur Zeit Abrahams finden sich wenn auch nur ungewisse Spuren ihres Daseins. Als die Israeliten unter Josua das gelobte Land eroberten, war diese Stadt im Besitze der Jebusiter, welche sich auch in dem höchsten und festesten Theile derselben, dem Berge Sion, behaupteten; erst David eroberte sie gänzlich und legte seine Burg und Residenz auf dem südlichen, höchsten Hügel Sion an, und seitdem blieb sie der geheiligte Mittelpunkt des jüdischen Reiches. Sie hieß jetzt Jerusalem (Wohnung des Friedens), welches die Griechen durch Hierosolyma (die heilige Solyma) ausdrückten, daher bei neueren Dichtern auch zuweilen blos Solyma. Salomo erbaute den prachtvollen Tempel auf dem nordöstlich vom Sion gelegenen, etwas niedrigern Hügel Moriah, wo der Sage nach Abraham seinen Sohn hatte opfern wollen. Nachdem Jerusalem unter den jüdischen Königen mehrere Male erobert und geplündert worden, ward sie endlich unter Zedekias durch Nebukadnezar von Babylon gänzlich zerstört und die Einwohner gefangen weggeführt (586 v. Chr.). 70 Jahre später erhielten die Juden vom Cyrus die Erlaubniß, in ihr Land zurückzukehren und Jerusalem wieder aufzubauen. Auch der Tempel ward an der alten Stelle, aber minder prächtig, wieder erbaut, von Herodes I. indeß nach und nach in allen seinen Theilen erneuert und verschönert. Zur Zeit Christi war die Stadt mit herrlichen Gebäuden angefüllt, hatte einen Umfang von beinahe einer deutschen Meile und war mit einer an manchen Stellen dreifachen, sehr starken Mauer umgeben. Alle diese Herrlichkeit ward 40 Jahre nach dem Tode des Herrn gänzlich zerstört, als Titus, der Sohn des Kaisers Vespasian, das empörte Jerusalem nach einer furchtbar blutigen Belagerung eroberte und Alles bis auf we-

nige allzu feste Thürme der Stadtmauer dem Erdboden gleich machen ließ. Unter Hadrian 126 ward hier eine neue Stadt Aelia Capitolina erbaut, in welcher ein Jupiterstempel auf der Stelle des alten Tempels stand; dies veranlaßte 133 eine neue furchtbare Empörung der Juden unter dem falschen Messias Barchochebas, welche eine gänzliche Verwüstung und Verödung des Landes zur Folge hatte; kein Jude durfte fortan in der neuen Stadt wohnen. Constantin und seine Mutter Helena ließen die heidnischen Tempel zerstören und erbauten mehrere der noch jetzt vorhandenen christlichen Kirchen; seitdem erhielt auch Jerusalem seinen alten Namen wieder. So blieb Jerusalem bis in's 7. Jahrh., wo sie 615 von dem Perserkönig Kosroes erobert ward; 629 erhielt sie der Kaiser Heraklius wieder, bis sie endlich 636 von dem arabischen Chalifen Omar den Christen entrissen ward. Nach manchem Wechsel der Herrschaft fiel sie am 15. Juli 1099 den Kreuzfahrern in die Hände, in deren Gewalt sie bis 1187 blieb. Im Ganzen ist Jerusalem 17 Mal von Feinden eingenommen und mehr oder minder verwüstet worden. Hierin liegt der ganz natürliche Grund, weshalb es so schwer ist, die Lage älterer merkwürdiger Oerter und Gebände anzugeben, obgleich die freche Unwissenheit der dortigen Mönche nicht allein mit Hintansetzung aller Geschichte und aller Wahrscheinlichkeit jeden durch das Leben des Heilandes geweihten Platz, sondern selbst die Wohnung solcher Personen, wie z. B. des Reichen und des armen Lazarus, anzugeben weiß, die nur in den Gleichnissen des Herrn vorkommen. Das heutige Jerusalem hat 1 St. im Umfange und liegt auf einer unebenen Bergfläche, 2450′ hoch, welche nach drei Seiten, gegen O., W. und S., von sehr schroffen Thälern begrenzt wird: im O. trennt das Thal Josaphat, in welchem der Bach Kidron, jedoch nur einen Theil des Jahres, fließt, die Stadt von dem höhern Oelberge, 2550′ hoch; im westlichen Thale fließt der Bach Gihon, welcher auch die Südseite der Stadt umgiebt und sich in den Kidron ergießt; im S. zieht sich das ebenfalls tiefe Thal Ben Hinnom von NW. nach SO. und vereinigt sich mit dem Thale Josaphat; im Thale Hinnom entspringt die Quelle Siloa in einer kleinen Seitenschlucht, die einzige Quelle der Stadt. Südlich von diesem Thale erhebt sich ein Hügel, höher als die Stadt, welcher an seinem Fuße, in der ganzen Länge des Thales, unzählige, zum Theil prächtige, in den Kalkfelsen gehauene Grabhöhlen, auf seinem Abhange die Trümmer vieler Gebäude und auf seinem Gipfel die Spuren einer alten Umfassungsmauer enthält. Diese Gräber werden von Einigen für die alten Königsgräber gehalten, welche Andere dagegen in einer ziemlichen Entfernung nördlicher von der Stadt suchen, wo sich ebenfalls bedeutende Trümmer von Mauerwerk finden, welche schon die Meinung veranlaßt haben, die alte Stadt habe sich einst soviel weiter nördlich erstreckt. Wahrscheinlicher ist es vielmehr, daß das alte Jerusalem sich weiter südlich bis zum äußersten Rande des Berges Sion erstreckte und daher nicht bedeutend viel größer als die heutige Stadt war. Das alte Jerusalem bestand aus 3 Haupttheilen, im S. der Berg Sion (Zion) oder

die obere Stadt; nördlich ihr gegenüber Akra oder die untere Stadt, und östlich von beiden, aber durch ein Thal davon getrennt, der Hügel Moriah, worauf der Tempel lag; später kam noch ein nördlicher Theil Bezetha oder die neue Stadt hinzu. Der Hügel Golgatha lag, aller Wahrscheinlichkeit nach, nordwestlich außerhalb der Mauern.

Die heutige Stadt wird von starken und hohen, mit Thürmen besetzten Mauern umgeben, welche ein Werk des Sultans Soliman 1542 sind; sie sind ziemlich, wie die 4 Thore der Stadt, nach den 4 Weltgegenden gerichtet, so daß die Stadt ein nur etwas unregelmäßiges Viereck bildet. In der westlichen Mauer ist die ganz verfallene Citadelle, auch der Thurm der Pisaner genannt, der Hippicus der Alten, zum Theil noch aus römischer Zeit. Die Stadt selbst ist ziemlich fest gebaut, viele Häuser sind von Quadern, die meisten aber freilich nur aus Lehm, mit flachen Dächern und ohne Fenster nach den Straßen; diese sind, mit Ausnahme dreier, eng und krumm, voll Schutt und Unrath und schlecht gepflastert. Die Stadt hat nicht einen einzigen öffentlichen Platz. Unter den christlichen Gebäuden sind zu bemerken: das Franciscaner-Kloster St. Salvator oder des Erlösers, im nordwestlichen Theile der Stadt. Es ist ein weitläufiges, unregelmäßiges, festes Gebäude mit einer eigenen Kirche, einer reichen Apotheke, worin vorzüglich Balsam bereitet wird, und vielen Wohnungen für Pilger. Es war ehemals sehr reich und bezog ansehnliche Einkünfte aus den katholischen Ländern Europas; in der neuesten Zeit, wo beinahe gar kein Pilger mehr aus Europa gekommen und selbst Spanien aufgehört hat, Beiträge zu senden, ist es in Armuth gesunken, und das Oberhaupt der wenigen noch vorhandenen Mönche hat seinen bisher bedeutenden Einfluß bei den Türken gänzlich verloren. Nur ein paar Hundert Schritt südöstlich davon, also mehr nach der Mitte der Stadt, liegt die einst so berühmte Kirche zum heiligen Grabe. Constantin der Große erbaute hier zuerst eine Kirche, welche aber schon im 7. und im 11. Jahrh. zweimal zerstört wurde; sie wurde 1048 wieder erbaut, die Kreuzfahrer setzten den Bau bis zu seiner jetzigen Größe fort. Sie bildet ein unregelmäßiges Ganzes von 120 Schritt Länge und 70 Schritt Breite und besteht eigentlich aus 3 verschiedenen Räumen unter einem Dache; westlich liegt die Kirche des heiligen Grabes, der älteste Theil des Ganzen, in der Mitte die des Calvarienberges und östlich die der Kreuzerfindung. Nur ein von den Türken bewachter Eingang an der Südseite führt in das Ganze. Unter der offenen Kuppel der westlichen Kirche befindet sich das sogenannte heilige Grab; dies ist eine kleine, von Marmor erbaute Capelle, 45′ lang und 20′ breit, in welcher man aus einer kleinen Vorhalle in das eigentliche Grab tritt, ein kleines, mit Marmor bekleidetes Gemach von 8′ Länge, 7′ Breite und 7′ Höhe, welches von ewig brennenden Lampen erleuchtet wird und worin man unter einem Altare einen Sarkophag von Marmor zeigt, in welchem der Leichnam des Herrn gelegen haben soll. Rechts vom Eingange der Kirche wollen neuere Reisende noch das Grabmal Gottfrieds von Bouillon gesehen haben; allein es ist gewiß, daß sowohl dies, als das seines

Bruders Balduin von den neidischen Griechen so gänzlich zerstört ist, daß nicht die geringste Spur mehr den Ort bezeichnet. Ehemals ruhte die Kuppel der Kirche, über der Grabcapelle, auf schönen marmornen Säulen; bei dem Brande aber, welcher 1808 die Kuppel vernichtete, wurden auch die Säulen beschädigt und durch schlechte gemauerte Pfeiler ersetzt, welche die neue Kuppel tragen. Das Innere der Kirche ist von den Mönchen dreier verschiedenen christlichen Parteien besetzt und bewohnt, nämlich den Katholiken, den Griechen und den Armeniern, welche sich jetzt in dem Besitze so getheilt haben, daß die Armenier die sogenannte Hellenencapelle, die Griechen die mittlere Kirche und die Lateiner die Grabescapelle inne haben. Die Türken erheben einen sehr bedeutenden Zoll für jeden Besuch von den Fremden, welche die Kirchen besehen wollen; daher manche Reisende mehrere Tage im Innern verweilt haben und von den darin wohnenden Mönchen sich haben beköstigen lassen, welchen übrigens selbst die Lebensmittel nur durch Löcher in den verschlossenen Thüren gereicht werden. Aus dieser Kirche steigt man einige Stufen zu einer zweiten empor, welche angeblich auf dem Calvarienberge liegt, und wo die Löcher, in welchen die drei Kreuze gestanden haben sollen, gezeigt werden; noch weiter östlich befindet sich eine dritte Kirche in dem Hügel selbst, wo man zur Zeit, als die Kaiserin Helena in Jerusalem war, im Anfange des 4. Jahrh., das wahre Kreuz will gefunden haben. Schon diese kurze Darstellung reicht hin, die Aechtheit aller dieser heilig gehaltenen Oerter sehr verdächtig zu machen, die doch wohl unmöglich nur so wenige Schritte von einander dürften gesucht werden und auf jeden Fall im Mittelpunkte der alten Stadt müßten gelegen haben, während alle Berichte der Evangelisten deutlich angeben, daß der Ort der Kreuzigung und das Grab außerhalb der Stadt gelegen. Neuere Reisende haben nur mit dem tiefsten Unwillen die frevelhaften Gaukeleien, womit die Unwissenden am heiligen Grabe getäuscht werden (wenn z. B. im Osterfeste alle Lampen am Grabe gelöscht werden und die Priester vorgeben, daß ein wunderbares Feuer vom Himmel sie wieder anzünde), und die ärgerlichen alle Vorstellung übersteigenden Zänkereien, ja Balgereien der verschiedenen Parteien am Grabe selbst betrachten können; dies Alles, verbunden mit den dabei mit Peitschen die Ordnung nothdürftig erhaltenden Türken zeigt den unendlich tiefen Verfall des Christenthums im Orient und ist wohl mehr geeignet, Ekel, als Andacht einzuflößen. Die Zahl der Pilger, welche das heilige Grab besuchen, ist in neueren Zeiten auf wenige Tausende gesunken, und darunter befindet sich nur selten ein europäischer Katholik; auch sind die Abgaben, welche vom Eintritt in das gelobte Land und bei den vielen Punkten der frommen Wallfahrt an die Türken bezahlt werden müssen, sowie die sogenannten freiwilligen Geschenke an die Mönche, so bedeutend, daß nur Wohlhabende einen solchen Aufwand bestreiten können. Reicher und bedeutender, als die der Katholiken, sind die Kirchen, Klöster und Hospicien der Griechen und Armenier; das Kloster der Letzteren auf dem Berge Zion besonders soll an 1000 Zimmer enthalten und ihre Kirche die schönste in der

Stadt sein. Von den übrigen sogenannten Heiligthümern, welche die Pilger vorschriftsmäßig besuchen, als das Haus des Pilatus, die Wohnung des Herodes, die verschiedenen Punkte, welche die Leidensgeschichte des Herrn bezeichnen sollen, welche alle nur Trümmerhaufen von unbezweifelter Unächtheit sind, enthalten wir uns billig zu reden. — Unter den muhamedanischen Gebäuden ist nur eins von Wichtigkeit, die prächtige Moschee, welche der Chalif Abd al Melek 686 erbauen ließ und welche von seinen Nachfolgern noch bedeutend vergrößert ward. Auf einem 550′ langen und 450′ breiten, mit schönen Cypressen und anderen Bäumen besetzten Platze, Haram es Scherif genannt, stehen zwei Hauptgebäude, die prächtige Salomons-Moschee oder Kubbet es Sakhrah; sie bildet ein regelmäßiges Achteck, im Innern stehen nicht weit von den Wänden 24 Säulen, und mehr nach der Mitte zu 16 andere, durch ein eisernes Gitter verbundene, die Kuppel tragende Säulen, welche einen runden Raum einschließen, in dessen Mitte, gerade unter dem Thürmchen, welches die Kuppel krönt und durch welches Licht in das Gebäude fällt, ein weißer Stein von unregelmäßiger Gestalt liegt, auf welchem man eine Fußspur Muhameds sehen will. In geringer Entfernung auf demselben Platze steht ein Bethaus, El-Aksa genannt, ebenfalls mit einer Kuppel, welche auf vielen Marmorsäulen ruht. Kein Jude und kein Christ darf bei Todesstrafe diesen heiligen Bezirk betreten. Das Ganze liegt im südöstlichen Theile der Stadt, am Rande der Abgründe, auf dem nämlichen Platze, welchen einst der Tempel einnahm, und wird eben deshalb von den Muhamedanern (nächst Mekka und Medina) für den dritten ihrer heiligen Oerter gehalten. Der Padischah in Konstantinopel hat dem jetzigen Kaiser der Franzosen die St.-Anna-Kirche zum Geschenk gemacht. Nach der Tradition wohnte an ihrer Stelle die heilige Anna, die Mutter der Maria. — Außerhalb der Stadt bemerken wir im südlichen Thale die Quelle Siloah, welche dem Kidron zufließt; sie erhält ihr Wasser durch einen unterirdischen Canal aus der etwas nördlicher gelegenen sogenannten Marienquelle. Im östlichen Thale, welches einen Theil des Jahres hindurch vom Kidron bewässert wird, befinden sich auch viele Gräber aus verschiedenen Zeiten, unter anderen ganz nördlich eins, welches für das der Jungfrau Maria, jedoch ohne allen Grund, ausgegeben wird. Noch jetzt begraben hier die Juden aus der Stadt ihre Todten; hier will man auch noch die Stelle des Gartens von Gethsemane finden: einige sehr alte Oelbäume in einer Befriedigung sollen den Platz bezeichnen. Der Oelberg, welcher dieses Thal östlich begrenzt, ist jetzt fast ganz ohne Anbau; doch sieht man noch einige Obstbäume darauf; dieser Berg ist der höchste in der nächsten Umgegend und von ihm überschaut man die ganze Stadt; auf seinem Gipfel, an der Stelle, von wo man meinte, daß der Herr gen Himmel gefahren, sieht man die Ruinen einer von der Kaiserin Helena erbauten Kirche und eine kleine Moschee. Nördlich, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, befinden sich ebenfalls mehrere schöne Gräber, wie alle übrigen in Felsen gehauen und zum Theil noch mit steinernen Thüren versehen; man giebt sie fälsch-

lich für die Gräber der Könige aus. — Die Bevölkerung von Jerusalem betrug 1851 etwa 23000 Seelen; darunter sind etwa 7000 Christen, welche hier mehr als irgendwo den Bedrückungen der Türken (12000) ausgesetzt sind; sie nährten sich bisher großentheils von Anfertigung von Rosenkränzen, Crucifixen, Reliquienkasten und anderen dergleichen von den Pilgern gesuchten Dingen. Die Juden, 3500, in einige schmutzige Straßen im südlichen Theile der Stadt, zwischen dem Moriah und dem Sion, eingeschlossen, sind hier überaus elend und arm. Seit 1841 ist hier von England und Preußen ein evangelisches Bisthum errichtet worden. — Die ganze Umgegend von Jerusalem ist jetzt der Unsicherheit wegen verlassen und öde und eine eigentliche Felsenwüste geworden.

2 St. südöstlich von Jerusalem liegt in einer fruchtbaren und lieblichen Gegend, zwischen Bergen und Thälern, der kleine Ort Bethlehem, 2450′ hoch, mit 3000 E. In der sehr schönen, aber sehr verfallenen Marienkirche, welche die Kaiserin Helena erbaut, zeigt man eine enge Höhle, in welcher angeblich der Heiland geboren sein soll. Um die Kirche liegen drei Klöster, der Katholiken, Griechen und Armenier, welche sich hier wie in Jerusalem um den Besitz der Kirche und des Heiligthums streiten. In der Nähe befindet sich ein anderes Kloster mit einer Johannes dem Täufer geweihten Kirche, welche angeblich an der Stelle steht, wo er geboren. — Jericho, jetzt Riha, 3 M. nordöstlich von Jerusalem, in einer von Bergen eingeschlossenen sehr heißen Ebene, 630′ unter dem Niveau des mittelländischen Meeres, wo ehemals die Balsampflanze gebaut wurde, ist jetzt nur noch ein elendes Dorf, von 200 Arabern bewohnt. 1½ St. östlicher fließt der Jordan, hier in einem öden und unfruchtbaren Thale, und erreicht dann bald das todte Meer, welches 10 M. lang, über 2 M. breit ist und 1235′ unter dem Spiegel des mittelländischen Meeres liegt. Alles verkündigt hier die furchtbare Naturerscheinung, der dieser See seinen Ursprung verdanken soll; die nackten und kahlen Felsen, welche den tiefen Kessel von allen Seiten einschließen, zeigen deutliche Spuren vulcanischer Thätigkeit, und das Erdpech, welches häufig auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und stellenweise die Felsen durchdringt, läßt wohl vermuthen, daß die einst blühende Gegend, welche jetzt der See einnimmt, durch unterirdisches Feuer zu Grunde gegangen und versunken sei. Das Wasser ist äußerst salzig und bitter, daher auch sehr schwer; ob es Fische enthalte, ist bis jetzt noch nicht ausgemacht. Am südlichen Ende des Sees ist er so seicht, daß man ihn durchwaten kann. Keine Spur von Vegetation zeigt sich an seinen Ufern, und die salzigen Ausdünstungen sind so stark, daß sie in kurzer Zeit die Kleider Derer durchdringen, die sich in der Nähe aufhalten. — Südlich von Jerusalem liegt Hebron, jetzt El-Khalil; mit 10000 E. und einer herrlichen Moschee, wobei die angeblichen Gräber Abrahams, Isaaks und Jacobs. Nördlich, in einem fruchtbaren Thale, zwischen den Bergen Garazim im S. und Ebal im N., liegt Nablus oder Naplus (Neapolis, Naplusa), das alte **Sichem**, welches noch immer an 10000 E. hat und starken

Handel treibt, wo 1856 in Folge der Gleichstellung der Muhamedaner und Christen fanatische Ausbrüche jener gegen diese und mancherlei Gräuelscenen vorfielen. In der nördlichsten Provinz des alten Palästina, in Galiläa, liegt Nasra en Nasirah, das alte Nazareth, 1030′ hoch, zwischen Kreidehügeln, in einem schönen Thale, ein kleiner offener Ort mit 3000 E., worunter etwa 2/3 Christen. Die Kirche des Franciscaner-Klosters, eine der schönsten des Landes, soll angeblich an der Stelle liegen, wo einst das Haus der Maria stand. In der Nähe östlich liegt der Berg Tabor in der wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmten Ebene Esdrelon. Die Lage des alten Capernaum, am See von Genezareth, 700′ tief, kann nicht mehr genau bestimmt werden; an eben dem See lag Tiberias, jetzt Tabarijeh, ein höchst armseliger Ort mit 2000 Einw., worunter die Hälfte Juden, zum Theil aus Spanien und Polen. Etwas nördlicher liegt die vierte der heiligen Städte der Juden (die anderen sind Jerusalem, Tiberias und Hebron), Safed oder Saws, mit gegen 10000 E., darunter viele Juden. Hier waren einst berühmte jüdische Schulen und Druckereien. Nordöstlich davon liegt der See El-Hûleh in einer sumpfigen Gegend, welcher die Quellströme des Jordan aufnimmt. — Die hohe Gebirgsebene östlich vom Jordan, welche sich allmälig nach der großen Wüste zu senkt, das Peräa oder jenseitige Land der Alten, jetzt Hauran, ist, obwohl schlecht bewässert, doch keinesweges unfruchtbar und war zur Zeit der Römer mit bedeutenden Städten bedeckt, deren zum Theil herrliche Ruinen erst die neueren Reisenden wieder aufgefunden haben. So entdeckte z. B. Seetzen 1816 bei dem heutigen Dscherasch die Ruinen des alten **Gerasa**, welche aus mehreren Tempeln, zwei Amphitheatern und besonders zwei herrlichen korinthischen Säulengängen bestehen, die sich in einem Halbkreis von 60 ionischen Säulen endigen; sie übertreffen noch die Ruinen von Palmyra an Pracht und Größe. Uebrigens gehören diese Gegenden, obgleich sie jährlich von der großen Karavane nach Mekka durchzogen werden, zu den unbekanntesten der Erde. Ihre Höhen betragen 3—6000′.

An und in der Nähe der Küste liegen:

Gaza oder Gasa (die Araber sprechen es wie **Razze** aus), die südlichste Stadt dieser Gegend, 1 St. vom Meere und in einer sehr fruchtbaren Ebene, welche sich die ganze Seeküste entlang zieht. Obgleich äußerst verfallen und voller Trümmer, hat Gaza doch wieder zugenommen und ist jetzt ein bedeutender Ort, wegen der Karavanen zwischen Syrien und Aegypten, welche sich hier versammeln, mit Proviant versehen und erholen. Sie mag an 16000 E. zählen. Kein Denkmal, keine Ruine früherer Zeiten ist mehr vorhanden. Weiter nördlich liegt auf einer felsigen Landspitze die feste Stadt Jaffa, das alte **Joppe**, in einer gut bewässerten, reizenden Gegend; sie hat in der neuesten Zeit durch Eroberungen der Franzosen unter Bonaparte unendlich verloren und soll nur noch etwa 5000 Einw. haben. Obgleich Jaffa nur einen unbedeutenden und gefährlichen Hafen

hat, so ist es doch der Ort, wo alle Pilgrimme nach Jerusalem landen und wo überhaupt der wenige Handel dieser Hauptstadt getrieben wird. Von hier geht die durch die Araber höchst unsicher gemachte und an sich schon sehr beschwerliche 12 bis 15 St. lange Straße über Ramleh, vielleicht das alte Arimathia, welches in einer reizenden Ebene zwischen Obstbäumen und Weingärten liegt, mit etwa 3000 E., nach Jerusalem. — Noch weiter nördlich an der Küste liegen die jetzt gänzlich verlassenen Ruinen der einst prachtvollen Stadt Cäsarea, welche Herodes dem August zu Ehren anlegte und welche nach der Zerstörung Jerusalems die Hauptstadt von Palästina war; nur wilde Thiere bewohnen sie jetzt, und ein großer Theil ihrer herrlichen Säulen ist von den Türken nach Akre geschafft worden. Nur wenig weiter gegen N. liegt die stark befestigte, in der neuen Kriegsgeschichte wieder bekannt gewordene Stadt Akka, gewöhnlich Akre oder St. Jean d'Acre genannt, das alte Ptolemaïs, vor welcher 1799 Bonaparte's Kriegsglück scheiterte; 1832 eroberte sie Ibrahim Pascha, und 1840 fiel sie nach einem zweitägigen Bombardement in die Hände der Engländer, worauf der Pascha von Aegypten seinen Ansprüchen auf Syrien 2c. entsagen mußte. Von den Kreuzfahrern ward der Ort 1104 erobert, ging 1187 wieder verloren, ward von Richard Löwenherz 1191 wieder erobert und Sitz der Johanniter-Ritter; 1291 endlich ward er den Christen, als ihr letzter Besitz in Palästina, entrissen. Die Stadt liegt auf dem nördlichen Ufer eines kleinen Meerbusens, dessen südliche Ecke durch das Vorgebirge des Berges Carmel gebildet wird. Der Hafen ist jetzt zwar versandet, aber noch der beste an dieser ganzen Küste. Der durch seine Grausamkeit wie durch seinen Muth berühmte Djezzar Pascha hatte mehrere schöne Gebäude aufgeführt, u. a. eine prächtige Moschee und einen schönen Brunnen; allein bei den letzten Eroberungen der Stadt ist sie fast ganz in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Die Stadt hat 10000 (nach Anderen 15000) Einw., welche starken Handel mit Baumwolle treiben.

II. Arabien (Arabia).

Die große Halbinsel, welche sich in südöstlicher Richtung zwischen dem persischen Meerbusen und dem arabischen oder rothen Meere vom 50. bis 78. Grade ö. Lg. erstreckt und südlich vom indischen Ocean begrenzt wird, hat im N. nur unbestimmte Grenzen. Sieht man auf die Natur des Landes und der Bewohner, so muß man die große syrisch-arabische Wüste zwischen Syrien und dem rechten Euphrat-Ufer noch zu Arabien rechnen, und das Ganze mag dann über 50000 □M. mit einer Bevölkerung von 10—12 (nach Anderen 8) Millionen enthalten und erstreckt sich von $12\frac{2}{3}$ bis beinahe 34° n. Br.

Die Türken nennen dies Land Arabistan; im Lande selbst wird es gewöhnlich Dschesirat-el-Arab oder die Insel der Araber genannt (Araba heißt Wüste oder Ebene); in der Bibel heißt es Kedem, das Morgenland, in Bezug auf Palästina nämlich.

Allgemeine Beschaffenheit.

Aus der schon oben gegebenen Beschreibung der arabischen Halbinsel sehen wir, daß die Natur dieses Land in 3 sehr verschiedenartige Regionen getheilt hat. Die uns beinahe gänzlich unbekannte Hochebene oder Nedsched (Arabia deserta), welche den innern größten Theil des Landes ausmacht; der Gebirgsrand Dschebel (Berg), welcher sie im W., S. und O. umgiebt, und vorzüglich im südwestlichen Theile oder Jemen nicht als eine Gebirgsreihe, sondern als ein sehr ausgedehntes und breites Gebirgsland zur Küste hinabsteigt; endlich die flache, ebene Seeküste Tehama (Arabia felix), welche im O. am Schmalsten, im W. zwar breiter, aber doch immer höchstens 1 bis 1½ Tagereise breit ist. In der weitesten Bedeutung des Namens rechnet man wohl noch zu Arabien die große syrische Wüste bis zum Euphrat und das Arabia petraea der Alten, welches die Halbinsel des Sinaï, zwischen den beiden nördlichsten Meerbusen des rothen Meeres und die nördlich davon bis zum Mittelmeere sich erstreckende Wüste El-Tih umfaßt. Diese wird von der großen syrischen Wüste durch einen Gebirgszug getrennt, welcher vom Ostufer des todten Meeres bis zum ailanitischen Meerbusen sich hinzieht und welcher die lange, jetzt ganz versandete Thalspalte El-Ghor, südlicher Wadi el-Aräbah genannt, begrenzt, vor Alters eine bedeutende Handelsstraße nach dem rothen Meere hin. Die Beschaffenheit des Bodens, des Klimas und der Producte dieser Theile ist höchst verschieden. Große Ströme fehlen gänzlich; selbst Steppenflüsse sind sparsam vorhanden, und nur kurze Küstenflüsse und die Wadis, welche sich meist nur zu Zeiten mit Regenwasser füllen, bilden die Bewässerung. Das durchaus sandige und öde Tehama, von keinem einzigen Flusse bleibend bewässert, leidet an einer oft fürchterlichen Hitze und Dürre; oft vergeht ein Jahr, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. Beim Graben findet man hier zwar Wasser, aber es ist salzig und schwefelig; erst in einer Tiefe von mehr als 150′ findet sich genießbares Wasser. Die gebirgige Region ist dagegen unendlich begünstigter; hier fällt in der Regenzeit von der Mitte Juni bis Ende September beinahe unaufhörlicher Regen; Quellen und Bäche sind hier zahlreich, aber nur äußerst wenige erreichen selbst in der Regenzeit das Meer; nicht immer, aber doch oft, regnet es auch im Frühling, wo denn alle Producte dieses glücklichen Bodens um so reichlicher gedeihen. Das uns beinahe völlig unbekannte Nedsched ist weder durchaus eben, noch durchaus wüste; im östlichen Theile läuft der Djebl Tueik. Es ist ziemlich stark von umherziehenden Stämmen bewohnt, und enthält also gewiß viele fruchtbare und wenigstens

einen Theil des Jahres hindurch bewässerte Oasen; auch soll es eine große Abwechselung von Bergen und Thälern darbieten; der größte Theil jedoch, vorzüglich südöstlich, besteht aus völlig unwirthbaren Sandwüsten, und überall ist die Vegetation hier kümmerlich. Die Höhe des Ganzen kann nicht unbedeutend sein, da es hier einen Theil des Jahres empfindlich kalt ist und zuweilen selbst bei Nacht Eis entsteht. Der Nachtthau ist in ganz Arabien sehr stark und ersetzt einigermaßen den in vielen Gegenden so seltenen Regen. Im Ganzen ist das Klima von Arabien sehr gesund, und wenige Völker der Welt leiden so wenig an Krankheiten, als die Araber, was aber auch vorzüglich ihrer großen Mäßigkeit zuzuschreiben ist. Der Aussatz, jene, wenn sie den höchsten Grad erreicht, fürchterliche Hautkrankheit, ist zwar in Arabien einheimisch, doch keinesweges häufig. — Zu den ausgezeichneten Producten Arabiens gehören die Pferde, nicht sowohl an Schönheit, als an Schnelligkeit, Ausdauer und Gelehrigkeit die ersten der Welt. Dem Beduinen ist seine Stute (die man allgemein dem Hengste vorzieht und nach welchen die Geschlechtsregister dieser Thiere geführt werden) das köstlichste Besitzthum. Indeß sind die eigentlich edlen und geschätzten Pferde auch hier sehr selten und theuer. Für die edelsten werden die gehalten, welche angeblich von den fünf Stuten Muhameds abstammen; dann solche, deren Geschlecht man seit mehreren Jahrhunderten kennt und mit der höchsten Sorgfalt vor Vermischung mit unedlen Racen bewahrt hat. Das Nedsched ist das rechte Vaterland dieser Pferde. Die Kameele sind die unentbehrlichsten Begleiter der Wüstenbewohner, und auch der Esel, hier schöner und stärker als bei uns, keinesweges verachtet. An wilden Thieren finden sich Löwen, Hyänen, Schakals, Gazellen, Strauße und besonders in Jemen sehr viele Affen. Heuschrecken sind oft eine Landplage; die meisten Arten derselben werden zum Theil selbst als Leckerbissen verzehrt. Ein übrigens auch in anderen heißen Ländern der alten Welt vorkommender Wurm, Hautwurm (Filaria medinensis) genannt, erzeugt sich (wie man sagt, nach dem Genusse unreinen Wassers) unter der Haut und muß, einem oft mehrere Fuß langen Faden gleich, vorsichtig und sehr langsam (einige Wochen werden dazu erfordert) herausgewunden werden. Endlich liefert das Meer Perlmuscheln. — Die Vegetation ist in einem großen Theile von Arabien äußerst dürftig; doch wird selbst im Tehama und Nedsched an einzelnen Punkten etwas Getreide, vorzüglich Durra und Gartengewächse, besonders Melonen, gebaut. Die Dattelpalme, der einzige Baum in den Oasen der dürren Sandwüsten, und der Cocosbaum sind ein Hauptsegen des Landes, und die Dattel ist ein Hauptnahrungsmittel der Einwohner. Eigentliche Wälder giebt es nirgend, der größte Theil der Halbinsel ist völlig baumlos. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo sind zwar vorhanden, werden aber wenig benutzt; Reis gedeiht in dem zu trocknen Lande nicht. Das edelste Erzeugniß Arabiens und der Hauptgegenstand seines Handels ist der Kaffeebaum, dessen Bohne Bunn, der daraus bereitete Trank aber Kahwe heißt; er wächst vorzüglich nur in den Gebirgen von Jemen und fordert ein mildes,

nicht allzu heißes Klima und gute Bewässerung; die Araber selbst glauben, daß er aus Abyssinien zu ihnen gekommen sei. Sie rösten die Bohnen zum jedesmaligen Gebrauch in einer offenen Pfanne, zerstoßen sie dann, lassen sie kochen und genießen das Getränk stets ohne Milch und ohne Zucker; weil es aber für zu erhitzend gilt, so genießt man in den heißen Monaten lieber ein anderes Getränk, welches man Kaschri nennt und wie das vorige, aber aus den Schalen der Kaffeebohne, bereitet; es soll dem Thee ähnlich sein. Andere Gewächse der Halbinsel sind: der Weihrauch, welcher vorzüglich in den südöstlichen Gegenden wächst, hier aber schlecht ist; der bessere kommt aus Abyssinien und von den indischen Inseln. Der Balsambaum wächst in Jemen, vorzüglich aber in der Gegend von Medina; der edelste Balsam ist der, welcher von selbst aus den Zweigen schwitzt, der schlechtere wird durch Ritzen der Zweige gewonnen; endlich findet sich Aloe und die Sennesstaude häufig, deren Blätter bekanntlich in der Medicin gebraucht werden. Von Mineralien wird blos etwas Eisen, Kupfer, Blei, Stein- und Seesalz gewonnen.

Einwohner. Religion. Verfassung.

Die Araber gehören zu dem großen Völkerstamm, welchen man, von dem vermeinten Stammvater Sem, den semitischen nennt und zu welchem man außer ihnen noch die Hebräer, die Aramäer (Chaldäer und Syrer), die Phönicier und die Aethiopier rechnet. So lange die Geschichte sie kennt, haben sie, wie jetzt, sich in Nomaden (Beduinen) und Ansässige (Haderi) getheilt, wie die Natur ihres Landes es mit sich bringt. Schon in den ältesten Zeiten finden sich Spuren, daß die nomadischen Stämme, von der Noth oder von Beute- und Ruhmsucht getrieben, häufig über die Grenzen ihrer Wüste hinausgeschwärmt und dann in anderen Ländern ansässig geworden, wo sie eine viel höhere Cultur angenommen, als sie in ihrem Vaterlande jemals errungen. Von jeher waren sie in viele Stämme unter eigenen Oberhäuptern getheilt; nie war Arabien ein Staat, nicht einmal zur Zeit der mächtigsten Chalifen, und jetzt mögen wohl mehrere hundert unabhängige Stämme und kleine Staaten, wenn man sie so nennen will, neben einander bestehen. Die insularische Lage ihres Vaterlandes hat von jeher fremde Eroberer abgehalten; die Macht der Perser war sehr gering unter ihnen; Alexander wurde durch einen zu frühen Tod abgehalten, ihre Unterjochung zu versuchen, und selbst die Macht der Römer scheiterte an den Wüsten Arabiens. Das südliche Arabien vorzüglich (Jemen) und das Innere der Hochebene sind von jeher der Sitz freier Völker gewesen, und aus dem Nedsched sind jene begeisterten und kriegerischen Horden ausgegangen, welche unter den ersten Chalifen einen so großen Theil der Welt in unglaublich kurzer Zeit eroberten. Jeder Stamm hat sein Oberhaupt, hier gewöhnlich Scherif, auch zuweilen Sultan genannt; viele derselben behaupten, von Muhamed abzustammen; alle sind stolz auf das hohe Alter ihrer Familien. Geringere Ober-

häupter heißen Schech oder Scheich, auch Emir. Nirgend herrscht in Arabien der eigentliche orientalische Despotismus; der Koran und mehr noch Sitte und Herkommen mildern die Macht der Fürsten; am Freiesten lebt der Beduine und verachtet den ansässigen Araber. So verächtlich die in den türkischen Staaten zerstreut lebenden Araber sind, so edel und achtungswürdig werden uns die Araber der Halbinsel geschildert, wo Tapferkeit, Edelmuth, Gastfreiheit und reine Sitten, vorzüglich in den entlegeneren und vom Verkehr mit Fremden getrennten Gegenden, herrschen. Die Araber sind ungleich milder und duldsamer gegen andere Glaubensgenossen, als die Türken. Der größte Theil von ihnen gehört zu den Sunniten oder solchen Muhamedanern, welche außer dem Koran noch die Sunna, d. h. die Sammlungen von mündlichen Ueberlieferungen Muhameds und seiner ersten Schüler verehren, an der Ostküste giebt es viele Schiiten, d. h. solche, welche die Sunna verwerfen und sich lediglich an den Koran halten. Die Scheidung der Sunniten und Schiiten hat eine geistige Bedeutung. Jene bekennen sich zum Dogma der Vorherbestimmung (Fatalismus) und sprechen demnach dem Menschen die Freiheit des Willens ab. Deshalb sind sie auch Fanatiker. Die Schiiten dagegen leugnen die Vorherbestimmung als streitend mit der Gerechtigkeit Gottes und sind der Ueberzeugung, daß der Mensch, da er jenseits zur Rechenschaft gezogen werde, auch freien Willen haben müsse. Um aber das Vorherwissen Gottes nicht zu leugnen, nehmen sie an, daß die Handlungen der Menschen in das „Buch der Geschichte" eingetragen, also Gott bekannt seien. Man hat sie als die Protestanten und Rationalisten des Islam bezeichnet. Natürlich hassen und verfolgen sich diese beiden Secten als Ketzer. Die Sunni, deren Hauptsitz die Türkei und Aegypten sind, haben ihren Gegnern, deren Hauptsitz in Persien ist, den Schimpfnamen Schii, d. i. Abtrünnige, gegeben, der aber von ihnen als Ehrenname adoptirt wurde. — Von den Wechabiten oder Wahabi's werden wir im folgenden Abschnitt reden. — Außer den Arabern leben noch viele Juden zerstreut in den Handelsstädten, wo sie aber sehr verachtet werden; in einigen Gegenden von Hedschas soll es mehrere unabhängige Judenstämme unter eigenen Scheichs geben. In den Handelsstädten leben außerdem noch viele Banianen oder heidnische Indier, welche die vornehmsten Handelsleute sind, aber, obgleich betriebsam und zuweilen reich, sehr gering geschätzt werden.

Geschichte. Literatur. Sprache.

Die ältere Geschichte Arabiens vor Muhamed ist wenig bekannt; erst mit diesem außerordentlichen Manne treten die Araber für einige Zeit aus der Dunkelheit hervor. Muhamed ward am **21.** April **571** zu Mekka, aus dem edlen Geschlechte Haschem und dem in dieser Gegend mächtigen Stamme Koreisch, geboren. Erst seit **609**, also in seinem **40.** Jahre, trat er als Prophet auf. Bis dahin hatte er nach der Sitte seines Landes mehrere Reisen, vorzüg-

lich nach Syrien, in Handelsgeschäften gemacht, und bei dieser Gelegenheit war er mit Juden sowohl, als mit Christen und ihren heiligen Schriften bekannter geworden. Früh schon hatte sich sein Gemüth zur Einsamkeit und zum religiösen Nachdenken gewendet, und als der Gedanke in ihm aufstieg, der Reformator seines Volkes zu werden, darf man wohl annehmen, daß wahre Begeisterung seine ersten Schritte geleitet, wenn er auch später, von der Gewalt der Umstände hingerissen, nicht von absichtlicher und bewußter Täuschung frei zu sprechen sein dürfte. Die Araber waren damals, wie noch jetzt, in viele Stämme getheilt, wovon mehrere die mosaische Lehre, andere die christliche bekannten, bei Weitem die meisten aber und namentlich die Koreischiten Anbeter der Gestirne oder Heiden waren. Anfänglich gelang es ihm nur schwer, in einer Stadt, welche seit uralter Zeit der Mittelpunkt des heidnischen Gottesdienstes und das Heiligthum, zu welchem unzählige Pilger wallfahrteten, gewesen war, einige wenige Anhänger zu finden, und Widerspruch und Verfolgung nöthigten ihn, sich in der Gegend an andere Stämme, an die fremden Pilger und vorzüglich an die Einwohner von Medina zu wenden, wo seine Bekehrungsversuche bessern Eingang fanden. Die Worte: „Einer ist Gott und Muhamed ist sein Prophet“ enthielten den kurzen Inbegriff seiner Lehre und wurden der Wahlspruch seiner Anhänger. Mit der Zahl seiner Freunde wuchs der Widerstand der Heiden, und Muhamed sah sich endlich genöthigt, um sein Leben zu retten, nach Medina zu fliehen. Das Jahr dieser Flucht, Hedschra, 622, ist der Anfangspunkt der muhamedanischen Zeitrechnung geworden. Von nun an war offene Fehde zwischen den Anhängern Muhameds und den ihm abgeneigten Stämmen, vorzüglich den Koreischiten, und erst nach 8 Jahren eines blutigen, nicht immer glücklichen Kampfes gelang es ihm, siegreich in Mekka einzuziehen und die Koreischiten zu bekehren. Viele andere Stämme, namentlich die jüdischen, wurden ebenfalls besiegt und theils ausgerottet, theils bekehrt; selbst Syrien ward schon jetzt, jedoch ohne bedeutenden Erfolg, angegriffen. Im **11.** Jahre der Hedschra, 632, starb Muhamed und ward zu Medina begraben*). Seine Lehren hatte er theils mündlich, theils durch einzelne, in halb-dichterischer Sprache abge-

---

*) Durch Muhamed erhob sich die Nation der Araber. Carlyle (in seinem schönen Buche: „Die Menschen als Helden“) beschreibt dieses so: „Für die arabische Nation war Muhamed's Auftreten wie eine Geburt aus der Finsterniß zum Licht. Arabien wurde erst mit Hülfe desselben lebendig. Ein armes Hirtenvolk, unbemerkt seit der Schöpfung der Welt in seinen Wüsten umherschweifend; da ward ihnen ein Heldenprophet niedergesandt mit einem Worte, das sie glauben konnten, und siehe da: das Unbemerkte ward weltbekannt, das Kleine ist weltgroß geworden. Innerhalb eines Jahrhunderts darauf reicht Arabien mit einer Hand nach Granada, mit der andern nach Delhi. Strahlend in Tapferkeit, Herrlichkeit und hellleuchtendem Genius glänzt Arabien lange Jahrhunderte über einen großen Theil der Welt. Glaube ist groß, beseligend. Der große Mensch ist immer wie ein Blitz vom Himmel; die übrigen Menschen warten auf ihn gleich Brennstoff, und dann flammen sie auf.“ —

faßte kleine Abhandlungen, Suren genannt, verbreitet, worin er, wie irgend eine äußere Veranlassung ihn aufforderte, Vorschriften gab über Reinigungen, Gebete, Fasten, über die Ehe, Entscheidungen über einzelne gesetzliche Fragen ertheilte oder die Andersglaubenden bekämpfte. Diese zu verschiedenen Zeiten und bei ganz verschiedenen Veranlassungen erschienenen Aufsätze und Vorschriften wurden damals nur auf Palmblätter, Leder, Schulterknochen von Thieren u. dgl. geschrieben (ob Muhamed selbst hat schreiben können, ist ungewiß), aber erst nach seinem Tode gesammelt, und bilden nun das Gesetzbuch der Muhamedaner oder den Koran. Später wurden noch viele Sentenzen, Belehrungen, Entscheidungen Muhameds, Züge aus seinem Leben u. s. w. gesammelt, und diese bilden die muhamedanische Tradition oder Sunna, deren Inhalt von den Sunniten dem Koran beinahe gleich geachtet, von europäischen Gelehrten aber jenem Buche an geistigem Inhalt selbst vorgezogen wird. Muhamed hinterließ von seinen zahlreichen Weibern nur eine Tochter am Leben, Fatima, die Gemahlin Ali's; doch nicht dieser, sondern Abubekr, der Vater Ajescha's, der Wittwe Muhameds, ward zum Chalifen, Nachfolger oder Stellvertreter des Propheten, erwählt. Er herrschte nur 1 Jahr, doch ward unter ihm schon die Eroberung Syriens angefangen. Sein Nachfolger war Omar, ein anderer Schwiegervater des Propheten, welcher bis 640 nicht allein ganz Syrien mit Jerusalem, sondern auch noch Aegypten eroberte; er nahm den Titel Emir al Mumenin, d. h. Fürst der Gläubigen, an, und ward 643 von einem Sklaven ermordet. Unter seinem Nachfolger Osman, einem Schwiegersohne des Propheten, ward Persien und die ganze nordafrikanische Küste bis Ceuta erobert; Osman aber kam 654 in einem Aufstande um. Nun endlich ward der geliebtere Schwiegersohn Muhameds, Ali, zum Chalifen erwählt; aber schon war die Eintracht unter den Arabern verschwunden, und Ali hatte während seiner kurzen Regierung mit vielen empörten Statthaltern zu kämpfen, bis er 660 ermordet ward. Er ist es, den die Schiiten für den ersten und einzig rechtmäßigen Chalifen erkennen. Sein Nachfolger ward der bisherige Statthalter von Damask, Moawijah I., aus dem Geschlechte der Omajjaden; er verlegte den Sitz des Reichs, wofür bisher Medina gegolten, nach Damask und versuchte schon 660, Constantinopel, wiewohl vergeblich, durch eine Flotte anzugreifen. Nach seinem Tode entstanden blutige Unruhen und Spaltungen über die Wahl eines Chalifen; Ali's Sohn, Husein, ward zwar von einer Partei erwählt, aber bald verrätherisch ermordet; andererseits kamen auch alle Omajjaden, mit Ausnahme zweier, in diesen Kriegen um. Der eine, Abdorrahmen, floh nach Spanien und gründete dort das lange blühende Chalifat der Omajjaden zu Cordova; der andere zog sich nach Arabien zurück, wo sein Geschlecht sich bis in's 16. Jahrhundert erhalten haben soll. Schon hatten sich die Statthalter entlegener Provinzen ganz oder zum Theil unabhängig gemacht; aber noch einige ausgezeichnete Männer aus dem Geschlechte der Abbasiden, deren Residenz das von ihnen erbaute Bagdad war, hielten

das ungeheure Reich kräftig zusammen. Unter ihnen glänzen vorzüglich durch Tapferkeit und Liebe zu den Wissenschaften Harun al Raschid (der Gerechte) 786—808 und Al Mamun 813—833. Ihren Nachfolgern fehlte die Kraft, das unaufhaltbar sinkende Reich zu stützen; in Weichlichkeit versunken, nahmen sie zu ihrem Schutze eine Leibwache aus dem wilden Stamme der seldschukischen Türken, welche aber bald alle Gewalt an sich rissen und den Chalifen nur einen leeren Titel übrig ließen; ihr Oberhaupt, Emir al Omera oder höchster Befehlshaber genannt, war der wahre Herr des Reichs. In allen Provinzen erhoben sich unter diesen Umständen schon im 9., noch mehr im 10. Jahrhundert mächtige Familien, welche, wie die Fatimiten, und im 13. die Ajjubiden in Aegypten, die Buiden in Persien, unabhängige Reiche gründeten. Togrul Bek, ein Sultan der Seldschuken, entriß 1055 den Chalifen auch den letzten Schatten der Macht, bis endlich die Mongolen unter Tschingischan 1220 Bagdad und das dortige Chalifat gänzlich zerstörten. Der 56. und letzte Chalife, Motasem, ward 1258 ermordet; einer seiner Neffen floh nach Aegypten, wo bis zur Eroberung dieses Landes durch die Türken 1517 seinem Geschlechte erlaubt ward, den ohnmächtigen Titel fortzuführen, welchen jetzt der Padischah sich anmaßt. — Das eigentliche Arabien hatte mit Ausnahme der Glaubensveränderung wenig Antheil an diesen Welthändeln genommen, nur aus dem Nedsched waren vorzüglich die weltstürmenden Horden hervorgebrochen; von den ansässigen Arabern mögen nur wenige mit ausgezogen sein, und das Ganze kehrte bald zu seiner alten Unabhängigkeit und seinen Stammfürsten zurück. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts haben sich Begebenheiten in Arabien zugetragen, welche die Aufmerksamkeit Europas wieder auf dies lange nicht beachtete Land gelenkt haben. Abd el Wahhab unternahm es um's Jahr 1770, eine neue Reformation in Arabien zu begründen, und fand bald mächtigen Anhang unter den Nomaden im Nedsched, deren Stämme er zu einer mächtigen Conföderation zu vereinigen wußte. Er eiferte gegen die abgöttische Verehrung Muhameds, gegen die Weichlichkeit und den Prunk der Moslemin und die Pracht ihrer Moscheen, und verbot selbst den Gebrauch des Kaffees und des Tabacks. Seine Lehre war rationalistischer Deismus; er forderte vernunftmäßige Erklärung des Koran. Seine Anhänger, Wahhabiten oder Wechabiten genannt, breiteten sich über das ganze Nedsched aus, beunruhigten in vielen Raubzügen, die sie mit unglaublicher Schnelligkeit vollbrachten, Syrien, die Gegend von Bagdad, und bemächtigten sich selbst 1802 und 1804 der heiligen Städte Mekka und Medina, wo sie Vieles zerstreuten und unermeßliche Reichthümer mit fortschleppten. Die Pforte machte nur ohnmächtige Versuche, sie zu bändigen. Dem mächtigen und einsichtsvollen Pascha von Aegypten Mehmed Ali und seinem Sohne Ibrahim gelang es endlich, von 1811—1818, die Wechabiten mehrmals zu schlagen, ihnen die heiligen Städte wieder zu entreißen, ja sie im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen und ihre Hauptstadt Drehjeh zu erobern und zu zerstören; ihr letztes Ober-

haupt Abdallah ward gefangen, nach Constantinopel gebracht und dort enthauptet. Selbst das beinahe nie bezwungene Jemen mußte eine Zeit lang die Oberherrschaft der Pforte oder vielmehr des Paschas von Aegypten, anerkennen, dessen Macht in diesen Gegenden aber in den letzten Jahren durch manche erlittene Niederlagen sehr gesunken ist. Jetzt sind die Wechabiten zwar zerstreut und äußerst geschwächt, doch schwerlich als vertilgt zu betrachten.

Sowie die Geschichte, so beginnt die arabische Literatur ebenfalls erst einige Menschenalter vor Muhamed. Die Sage erzählt zwar von viel älteren poetischen Werken; aber theils sind sie wegen Mangel an Schreibkunde verloren gegangen, theils sind die Ansprüche einiger dieser Gedichte auf ein hohes Alterthum aus sprachlichen Gründen zu verwerfen. Die Zeit unmittelbar vor Muhamed war ohne Zweifel der eigentliche Blüthepunkt der arabischen Poesie. Kriegszüge und Heldenthaten, Gefahren und Abenteuer, Liebe und Klagen sind der gewöhnliche Inhalt dieser zahlreichen, oft wohl aus dem Stegreif gesungenen Dichtungen. Sie bestehen stets aus gereimten Doppelversen oder Beits, Distichen, deren 20—30 die gewöhnliche Länge eines Gedichts ausmachen; größere, welche bis 100 Beits zählen, heißen Kasida. Unzählige Dichter müssen damals in Arabien geblüht haben, und Mekka war schon damals der Ort, wo auch die Dichter beim Zusammenfluß der Pilger und auf den Handelsmärkten sich einfanden, um im poetischen Wettstreit zu glänzen. Vergleicht man den ebenfalls dichterisch und in gereimten, doch nicht metrischen Versen abgefaßten Koran mit den Werken jener goldenen Zeit der arabischen Poesie, so findet man, daß er, wenige ausgezeichnete, eines Propheten würdige Stellen abgerechnet, sehr dagegen zurücksteht; und nur dem politischen und religiösen Uebergewichte dieses Buches ist es beizumessen, wenn es die früheren Werke verdrängte und die bessere Zeit der arabischen Poesie beschloß. Die unmittelbar auf Muhamed folgende Zeit war zu stürmisch und wirkte eher vernichtend als befördernd auf die Poesie und die wissenschaftliche Bildung überhaupt; erst im 8. und im Anfang des 9. Jahrhunderts unter den Abbasiden Harun al Raschid und Al Mamun blühte zu Bagdad mit allen Wissenschaften auch die Poesie, wenngleich nicht in der alten Herrlichkeit wieder auf. Es entstanden nun ganze Gedichtsammlungen, Divans genannt, und größere Werke in der erzählenden Gattung, die auch unter uns zum Theil bekannt sind. So z. B. die berühmte Fabelsammlung des Bidpai, welche indischen Ursprungs und erst aus dem Persischen in's Arabische übertragen worden ist. Auch der große Roman „die Tausend und Eine Nacht" war zu Harun al Raschids Zeit wenigstens zum Theil schon vorhanden; aus derselben Zeit scheint auch der bändereiche Roman „Antar" zu sein. Ueberhaupt aber ist zu bemerken, daß die arabische Poesie sich hauptsächlich in der lyrischen Gattung bewegt und patriotische, panegyrische, erotische, elegische und satirische Stoffe behandelt; daran schließen sich Gnomen und Sentenzen, Fabeln und Romane; die epische und dramatische Poesie ist dieser Literatur ganz fremd ge-

blieben. — Fast nur in der Poesie, Geographie und Geschichtschreibung hat die arabische Literatur eigenthümliche Producte aufzuweisen; in anderen Wissenschaften, welche ebenfalls unter den Abbasiden in Bagdad und unter den Omajjaden zu Cordova und in ganz Spanien mit großem Eifer betrieben wurden, blieben die Araber stets Schüler der Griechen. Sie übersetzten fleißig die Werke des Aristoteles und der Neu-Platoniker; doch fand dies Studium, bei dem im Ganzen durch die Vorschriften des Koran gebundenen und zum blinden Glauben geneigten Sinn der größern Menge, eher Abneigung, als Beifall. Die mathematischen Wissenschaften wurden mehr begünstigt, doch so, daß die Astronomie stets im Dienste der Astrologie blieb und die Physik gern in geheime, magische Wissenschaften ausartete. Indeß haben die Araber selbst nicht unbedeutende astronomische Beobachtungen gemacht, und diese, wie die Verbreitung der aus Indien stammenden Zahlzeichen, die durch sie etwa seit 1003 in Europa bekannt wurden, u. v. A. sind rühmliche Beweise ihres wissenschaftlichen Eifers. — Die Zahl ihrer Geschichtschreiber, von den ältesten Zeiten bis in's 17. Jahrhundert, ist groß; es sollen an 1300 sein, wovon aber nur äußerst wenig bis jetzt gedruckt ist und worunter keiner an Kunst und Darstellung mit den Werken der Griechen zu vergleichen ist. Um die Geographie haben sich die Araber mehr durch die Beschreibung großer Reisen als durch wissenschaftliche Werke dieses Faches verdient gemacht. Unter ihren geographisch-historischen Schriftstellern sind die berühmtesten: El-Istachri (Abu-Ishak-al-Fârist), Ibn-Haukal (um 915), Edrisi (1150), Ibn-Batuta (im 13. Jahrhundert), Ibn-al-Wardi und Abulfeda (1273—1331). — Mit dem Verfall des Chalifats zu Bagdad und dem des Reiches der Omajjaden in Spanien ging für die Araber die Zeit der Wissenschaften und Künste gänzlich zu Grunde, so daß der ganze Zeitraum, wo sie in dieser Hinsicht Erwähnung verdienen, sich auf den vom 6. bis etwa zum 14. Jahrhundert beschränkt.

Das Arabische wurde vor den Zeiten Muhameds in zwei verschiedenen Dialekten, einem südlicheren und einem nördlicheren, gesprochen; der letztere, der koreischitische, wurde durch Muhamed und den Koran die herrschende Sprache. Später erlitt auch diese viele Veränderungen, so daß man jetzt die ältere, edlere Büchersprache von der gemeinen, abgekürzten und ärmern Volkssprache unterscheiden muß, welche sich zu einander etwa wie das Griechisch des Thucydides zu dem der letzten Byzantiner verhalten. Sie ist in lexikalischer sowohl als in grammatischer Hinsicht eine der reichsten und gebildetsten Sprachen der Welt und verbindet die Vorzüge des Rhythmischen und des Reims; sie ist unter allen bekannten Sprachen wohl die am Weitesten verbreitete auf Erden. — Die ältesten arabischen oder himyaritischen, bis jetzt noch wenig bekannten Schriftzüge sollen die Quelle der äthiopischen und nur im südlichen Arabien bekannt gewesen sein. Erst kurz vor Muhamed entstanden im nördlichen Arabien aus dem altsyrischen Alphabet die sogenannten kufischen Schriftzüge, welche man anfänglich ganz ohne Vocale schrieb. Die

jetzt übliche arabische Cursivschrift ist aus jener entstanden und wird noch gewöhnlich ohne Vocalzeichen geschrieben; auch an dieser hat man viel gekünstelt, und es sind theils dadurch, theils durch flüchtiges Schreiben mehrere verschiedene Arten derselben entstanden.

Eintheilung und Topographie.

Die alte Eintheilung in ein Glückliches Arabien (wie man Jemen übersetzte, eigentlich Südland), welches den südwestlichen Theil, ein Wüstes, welches den unendlich größten Theil des Ganzen, und ein Peträisches oder Steiniges Arabien, welches den nordwestlichen Theil umfassen sollte, ist im Lande selbst niemals üblich gewesen und beruht noch obenein zum Theil auf dem Mißverständnisse, daß man den Namen „peträisch“ von **petra**, Felsen, abgeleitet glaubte, da er doch von einer Stadt Petra, zwischen dem rothen und todten Meere, freilich einer wahren Felsenstadt, hergenommen war. Streng genommen müßte man Arabien in so viele verschiedene Provinzen theilen, als es kleine unabhängige Staaten oder Stämme darin giebt, wozu aber unsere Kenntniß des Landes bei Weitem nicht zureicht. Wir werden daher einer Eintheilung folgen, welche theils in der Natur des Landes begründet ist, theils auf einer im Lande selbst, ohne Rücksicht auf die vielen darunter begriffenen kleineren Staaten, üblichen Eintheilung beruht; und so betrachten wir zuerst:

1. Die Landschaft Hedschas

(Arabia petraea),

mit der sogenannten Wüste des Berges Sinaï oder dem nördlichen Theil der Westküste, am rothen Meere. Dies von Pilgerkaravanen häufig durchzogene und auf mehreren Seiten von Bergen umschlossene Land, daher auch der Name Hedschas, d. h. eingeschlossenes Land, gehört eben deshalb zu den weniger bekannten Theilen Arabiens, weil es keinem Nicht-Muhamedaner erlaubt ist, sich den beiden heiligen Städten und ihrem Gebiete auch nur zu nähern. Hedschas besteht aus dem ganz sandigen und höchst dürren Tehama oder Ufer und dem auch nicht sehr angebauten Gebirgsstrich (Dschebl), welcher sich in geringerer oder größerer Entfernung vom Meere der Küste ziemlich parallel hinzieht. In der Wüste des „steinigen“ Arabiens vertrocknet der Samiel (Samum) in wenigen Stunden die Pflanzen. „Wenn der Wind darüber geht, so sieht man sie nicht mehr,“ sagt daher mit Recht das A. T. — Das Land ist in Hinsicht auf Lebensmittel ganz von Aegypten abhängig. Die Küste ist hier wie bis zum südlichsten Vorgebirge Bab el Mandeb sandig und mit Korallenfelsen bedeckt, welche die Schifffahrt in der Nähe der Ufer höchst ge-

fährlich machen; deutliche Spuren zeigen, daß das Meer hier in einer beständigen Abnahme begriffen ist. Als Herr des Landes gilt der Scherif von Mekka, dem Namen nach von der Pforte abhängig, dessen Macht aber durch viele umherziehende Beduinenstämme beinahe auf das Gebiet der beiden heiligen Städte beschränkt ist. — Mit Uebergehung mancher unbedeutenden Küstenörter bemerken wir nur:

Dschidda, eine kleine, mit einer schlechten Mauer und Thürmen umgebene Seestadt, deren Hafen durch Seichtigkeit und Korallenbänke höchst unsicher gemacht ist. Die Stadt ist hübsch gebaut, aber ungesund, die Gegend umher völlige Wüste. Die Zahl der Einwohner wird selbst von den neuesten Reisenden so verschieden angegeben, daß sie nach einigen nur 12000, nach anderen 40000 betragen soll. Juden werden hier gar nicht geduldet und den Christen nur ein kurzer Aufenthalt gestattet. Man hat kein anderes Wasser als Regenwasser, welches in Cisternen gesammelt oder aus den Bergen durch Kameele zur Stadt gebracht wird. Dennoch ist Dschidda, welches als der Hafen Mekkas zu betrachten ist, ein wichtiger Handelsplatz, wohin jährlich Schiffe aus Indien und Aegypten kommen; auch die jährlichen großen Pilgerkaravanen beleben den Handel sehr.

Mekka (Macoraba?), unter 21° 28′ n. Br., liegt etwa 5 M. östlich von Dschidda, in einem von öden Bergen eingeschlossenen Thale; die nächste Umgegend ist durchaus unfruchtbar und die Hitze hier oft ganz unerträglich. Sie hat als berühmter Wallfahrts- und zugleich Handelsort viele nach morgenländischer Art schöne steinerne Häuser, von denen aber seit den Verwüstungen der Wechabiten zwei Drittel leer stehen sollen; doch soll die Stadt noch über 30000 (60000) E. zählen. Sie ist ganz offen, hat aber am südöstlichen Ende eine gute Citadelle. Als Geburtsort Muhameds wird sie jährlich von zahlreichen Pilgerkaravanen aus der Türkei, aus Aegypten und ganz Nord-Afrika, Persien, Hindostan und Arabien selbst besucht, weil der Islam den Muhamedanern diese Pilgerfahrt zur Pflicht macht; doch lassen viele Wohlhabende diese Reise durch Aermere auf ihre Kosten, oft erst nach ihrem Tode, verrichten; wer diese Pflicht erfüllt, erhält den Ehrentitel Hadschi, jedoch nur dann, wenn er im Monat Sulhadsch, unmittelbar nach den großen Fasten oder Ramadan, in Mekka eingetroffen ist. Die Zahl der Pilger, welche jetzt sehr abgenommen hat, läßt sich natürlich nicht genau angeben, mag aber wohl zuweilen noch 100000 übersteigen; doch haben die meisten mehr den Handel als die Pilgrimmschaft zur Absicht, denn zur Zeit der Wallfahrten ist hier die größte Messe. Der Hauptgegenstand der Verehrung ist das heilige Gebiet oder Mesdsched el Haram oder Beit Allah (Haus Gottes), ein viereckiger, von Mauern eingeschlossener großer Platz. Die inneren Seiten der Mauern enthalten überwölbte Bogengänge, wo die Pilger gegen die Sonne Schutz finden. An den 4 Ecken und in der Mitte der südlichen Mauer erheben sich schlanke Minarets, und noch 2 andere an der östlichen, so daß in Allem ihrer 7 sind. 19 Thüren

führen in den innern Raum. In der Mitte dieses Platzes steht das eigentliche Heiligthum, die Kaaba, ein ganz einfaches, thurmartiges, viereckiges Gebäude, von etwa 35′ Höhe; die Seiten sind ungleich, die kleinste hat nur 29′, die größte 38′ Länge, so daß das Ganze würfelförmig erscheint. Der Grund ihrer Verehrung ist, weil man glaubt, daß Abraham dies Gebäude um seine Andacht darin zu verrichten, erbaut habe. Die Thür liegt an der Südseite und so hoch von der Erde, daß man nur mittelst einer hölzernen, beweglichen Treppe hinaufsteigen kann; doch gelangen nur Wenige zu diesem Glück, da die Kaaba nur zweimal im Jahre geöffnet wird; die Menge der Pilger begnügt sich hineinzuschauen und sie unter Gebeten siebenmal zu umgehen, wobei ein an der östlichen Ecke eingemauerter schwarzer Stein, wahrscheinlich ein Meteorstein, von dem man wähnt, daß die Engel ihn hierher gebracht, andächtig geküßt wird. Auf ⅔ ihrer Höhe ist die Kaaba von außen mit einem schwarzseidenen Tuche umhangen, auf welchem mit großen, aus Golddraht gewirkten Buchstaben Sprüche aus dem Koran geschrieben sind; inwendig aber sind die Wände mit einem rothen seidenen Stoff bekleidet, welcher alle Jahr von Constantinopel geschickt wird, sowie der äußere Behang aus Kahira kommt. Rund um die Kaaba geht eine kreisförmige Einfassung von ehernen Säulen, welche durch Ketten, an welchen silberne Lampen hängen, verbunden werden. Außerhalb dieser Säulen stehen nach den 4 Weltgegenden vier Bethäuser für die 4 Hauptsecten der rechtgläubigen Muhamedaner. An der südwestlichen Seite des Platzes liegt unter einem kleinen Gebäude der Brunnen Semsem, dessen Wasser zwar brakig, aber doch trinkbar und für besonders heilig und für ein Mittel gegen alle Krankheiten gehalten wird, weil die Quelle durch ein Wunder bei dem Kinde Ismael entstanden sein soll, als seine Mutter Hagar verzweiflungsvoll in der Wüste nach Wasser suchte. In der Nähe des Brunnens stehen noch 2 kleine Gebäude zur Aufbewahrung des Silbergeräths, des Oels u. s. w. Das ist Alles, was auf diesem heiligen Gebiete zu sehen ist. Außer diesem Heiligthum giebt es keine andere Moschee in Mekka. 3 M. östlich von Mekka liegt der etwa 200′ hohe Berg Arafat, zu welchem die Mekka-Pilger an einem bestimmten Tage wandern und daselbst einige Gebete, Opfer u. a. verrichten müssen. — Nächst Mekka ist die berühmteste Stadt dieser Gegend:

Medîna, etwa 40 M. nördlich von Mekka und 20 vom Meere, am Rande der Hochebene und zum Theil auf derselben, in einer ziemlich fruchtbaren Gegend und an einem Bache, der aber meistentheils trocken ist. Sie ist viel kleiner als Mekka, etwas befestigt und mag an 20000 E. haben. Auch sie darf, wie Mekka, kein Christ oder Jude betreten. Der Gegenstand der Verehrung ist hier das Grab Muhameds. Ein von Hallen eingeschlossener Platz, wie der von Mekka, nur mit 5 Minarets geschmückt, ist hier durch eine Mauer in 2 Theile getheilt: in dem südlichen steht an der Ostseite die eigentliche Moschee, worin das Grab des Propheten; dieses ist mit einem kastenähnlichen Gebäude bedeckt und von einem eisernen Gitter um-

geben; außerdem enthält die Moschee noch die ähnlichen Gräber der beiden ersten Chalifen. Die Schätze, welche ehemals hier aufbewahrt wurden, haben die Wechabiten geraubt. Um das Grabgebäude hängt ein kostbares, grünes, mit goldenen Inschriften geziertes Tuch, welches in der Regel alle 7 Jahre erneuert wird. Nur die Pilgrimme, die von Damask kommen, pflegen auch Medina zu besuchen; den übrigen liegt es zu weit außer dem Wege. Als Hafen von Medina und der beste an dieser Küste ist Jambo zu betrachten, mit 2000 E.

Zur Provinz Hedschas rechnen wir noch die peträische Halbinsel, zwischen den beiden nördlichsten Spitzen des rothen Meeres. Die gebirgigen Theile in der südlichen Hälfte dieser Halbinsel enthalten schöne und fruchtbare Thäler, von Quellen bewässert, die indeß nicht stark genug sind, um als Bäche das Meer zu erreichen; nördlich verliert sich das Plateau in die Wüste El-Tih, die sich bis an's mittelländische Meer erstreckt. Daß diese jetzt nur von wenigen Beduinen-Stämmen durchzogene Gegend und namentlich die Ostseite des Wadi Araba einst ungleich bevölkerter gewesen, davon geben Zeugniß die prächtigen Ruinen der alten Stadt Petra, die der Halbinsel ihren Namen gegeben, im engen Wadi Musa (Thal Mosis), einem östlichen Nebenthale des Ghor, und zahlreiche wohl erhaltene, mit ägyptischen Hieroglyphen bedeckte Leichensteine, welche Niebuhr auf einem Berge auf dem Wege von Suez nach dem Berge Sinaï fand. Der ganze Gebirgszug im Süden der Halbinsel heißt jetzt Dschebl Musa (Mosis Berg); zu seinen höchsten Gipfeln gehören der Sinaï, mit dem nordöstlichen Vorberge Horeb, und der Katharinenberg; der höchste, bis jetzt von Europäern noch nicht besuchte und gemessene Gipfel ist vermuthlich der Om Schommar. In einem fruchtbaren Thale am Fuße des Horeb liegt das alte Catharinenkloster, von Justinian erbaut, und dabei ein schöner Garten. Das Kloster ist sehr fest, der Eingang jedoch aus Furcht vor den Arabern vermauert; Lebensbedürfnisse und selbst Personen werden daher in einem Korbe hineingewunden. Es steht unter einem Erzbischof, der zu Kahira wohnt. Den Gipfel des Sinaï, der an dieser Seite sehr steil ist, ersteigt man auf Stufen, und oben befinden sich die Ruinen einer christlichen Kirche und eine ärmliche Moschee. Die einzigen, nicht einmal auf der Halbinsel selbst gelegenen Oerter, die wir zu bemerken haben, sind: Suez*), am westlichen, also eigentlich afrikanischen Ufer des Meerbusens; wir erwähnen ihrer aber hier wegen ihrer geschichtlichen Beziehung zur Halbinsel. Die Stadt ist klein und elend und wird nur durch den Handel und die Pilgerfahrten von hier nach Dschidda etwas belebt. Sie liegt in einer so

*) Suez wird jetzt zu Mittel-Aegypten gerechnet, und der Pascha hält hier eine kleine Besatzung zum Schutz des Handels. Die englische Regierung hat feste Stationen auf der Straße zwischen Suez und Kairo errichten lassen, wo der Reisende eine fast europäische Verpflegung findet. Man kann jetzt diesen Weg im eigenen Wagen machen; im J. 1857 soll die von Alexandrien nach Kairo führende Eisenbahn bis Suez fertig sein.

öden Gegend, daß sie alle Lebensmittel viele Tagereisen weit aus Aegypten oder vom Sinaï erhält; selbst der einzige Brunnen bei der Stadt hat kaum genießbares Wasser. Das Meer ist hier nur etwa 3450′ breit, noch von einigen Inseln unterbrochen und so seicht, daß man es bei der Ebbe leicht durchwaten kann. Dieser Umstand scheint für die Meinung zu sprechen, daß hier der Uebergangsort der Israeliten zu suchen sei, wenn er nicht vielleicht noch nördlicher war, wo jetzt eine niedrige Ebene sich mehrere Meilen weit nach N. erstreckt, welche höchst wahrscheinlich im höhern Alterthum noch vom Meere bedeckt wurde. Suez gegenüber, am Ufer der Halbinsel, zeigt man 5 Brunnen mit schlechtem Wasser, welche die Araber Ajun Musa (Mosis-Brunnen) nennen. Uebrigens bezeichnen die Araber jeden Punkt an diesem Meerbusen, wo sie sich eben befinden, als den Uebergangspunkt der Israeliten. — Der andere noch zu erwähnende Ort ist Akaba, an der nördlichsten Spitze des östlichen Meerbusens des rothen Meeres; nicht weit davon die Ruinen eines alten Ortes Ailah, das Elath der Bibel, in dessen Nähe auch Eziongeber lag, von wo Salomons Flotten nach Ophir segelten.

2. Die Landschaft Jemen

(ein Theil von Arabia felix),

oder der südliche Theil der Westküste. In seiner weitesten Ausdehnung, wo es viele unabhängige Gebiete umfaßt, versteht man unter Jemen die ganze Küste von Hedschas bis an das den Eingang zum rothen Meere bildende Vorgebirge Bab-el-Mandeb (Thor der Thränen), welches durch einen ziemlich unbedeutenden, in einer Ebene isolirt liegenden Berg gebildet wird; dann wird Jemen nördlich durch Hedschas und östlich durch die unbekannte und wüste Hochebene begrenzt. Im engern Sinne umfaßt es nur einen kleinen Theil dieser Küste, das Gebiet des Imam von Sana. Jemen, wie alle Küsten Arabiens, zerfällt in ein flaches sandiges Ufer, Tehama, welches nur an einigen Stellen, wo es Bewässerung aus den Bergen erhält, fruchtbar ist und vorzüglich Durra und Palmen hervorbringt, und einen Gebirgsstrich, Dschebl. Auf der Höhe ist eine angeblich 6—7000′ hohe Hochebene, welche herrliches Obst, Trauben und Getreide im Ueberfluß hervorbringt; das Klima ist hier wie etwa im südlichen Europa. Der tiefere Gebirgsabhang ist heißer, ziemlich gut bewässert, und dies ist das auf ziemlich enge Grenzen beschränkte Vaterland des edelsten Kaffees, welcher den einzigen Reichthum des Landes ausmacht. Eigentliche Flüsse giebt es auch hier nicht, doch aber viele Wadis, die zum Theil das ganze Jahr hindurch Wasser haben. An Holz fehlt es dem Gebirge fast durchgängig. Der mächtigste Fürst dieses Landes ist der Imam von Sana, und in seinem Gebiete fand Niebuhr, und nach ihm in neuerer Zeit Seetzen,

eine Sicherheit, wie man sie sonst nur in europäischen Ländern kennt; in dieser Hinsicht verdiente diese Gegend wohl den alten Namen des glücklichen Arabiens. In den Gebirgen aber auf der Grenze von Hedschas soll ein wildes, nicht muhamedanisches Räubervolk hausen. Jemen ward zwar im 16. Jahrhundert von den Türken unterjocht, erlangte aber schon im 17. seine Unabhängigkeit wieder. An Städten sind hier bekannt:

a) an der Küste Mokha oder Mochha, etwas nördlich von der Straße Bab-el-Mandeb, eine für Arabien wohlgebaute Stadt, mit einer starken Mauer, einem guten Hafen und 20000 (nach Anderen nur 5000) E. Sie ist der Haupthandelsplatz Arabiens und wird von den Schiffen mehrerer europäischen Nationen besucht, welche hier vorzüglich Kaffee, Gummi und Weihrauch holen; die beiden letzteren Waaren aber kommen aus Afrika. Die Stadt ist erst vor etwa 400 Jahren entstanden. Die Umgegend ist dürr und äußerst öde; doch befinden sich in der Nähe schöne Palmenhaine und Gärten. Nördlicher liegen Beit-el-Fakih, in einer unerträglich heißen Sandwüste, einige Meilen vom Meere, mit 8000 E.; es ist die Hauptniederlage des Kaffees aus dem Innern, wo vorzüglich die Türken und Perser ihren Kaffee einkaufen. Hodeida und Loheia, ebenfalls in einer Sandwüste mit schlechten Häfen, aus welchen jedoch ebenfalls viel Kaffee ausgeführt wird. Auf der Inselgruppe Farsan wird Perlenfischerei getrieben. — Aden, an der Südküste von Jemen, mit gutem Hafen, einst vor den Entdeckungen der Portugiesen die blühendste Handelsstadt dieser Gegend, ersteht erst jetzt wieder aus einem Trümmerhaufen, seitdem es 1839 von den Engländern gekauft und als eine wichtige Station, besonders für die Dampfschifffahrt, zwischen Indien und Aegypten stark befestigt worden ist. Die Gesammtbevölkerung dieser englischen Colonie beträgt bereits über 25000 Seelen.

b) Im Innern des Landes. Sana oder Szana, die schönste und volkreichste Stadt in Arabien mit 40000 E., darunter $1/3$ Juden, und Residenz des Imam. Sie enthält eine Citadelle, mehrere Paläste und viele prächtige Moscheen. Obgleich am Fuße eines dürren Berges und gegen 4000′ hoch gelegen, hat sie doch schöne Gärten und Ueberfluß an trefflichem Obste. Das Wasser erhält die Stadt theils aus einem nur in der Regenzeit fließenden Bache, theils durch Wasserleitungen aus den benachbarten Bergen. — Etwa 5 Tagereisen östlich davon liegt, jetzt in einer endlosen Wüstenei, das Dorf Mareb, Mariaba oder das alte Saba, mit merkwürdigen Ruinen der berühmten Residenz der Sabäer Könige, und reich an himyaritischen Inschriften (S. 82), die erst vor wenigen Jahren entdeckt worden sind.

3. Die Landschaft Hadramaut,

östlich von Jemen und von Einigen noch dazu gerechnet, umfaßt die nur längs des Meeres etwas bekannte, einförmige und von Gebirgszügen begleitete Südküste Arabiens. Der Abhang der Hochebene soll fruchtbar sein und vorzüglich Myrrhen, Gummi, Kaffee und den sogenannten Balsam von Mekka hervorbringen.

---

4. Die Landschaft Omân,

oder der südöstliche Theil der arabischen Küste. Dieser unterscheidet sich von den übrigen Küsten dadurch, daß hier die Berge bis an das Meer reichen und kein Tehama bilden, daher auch mehrere kleine Flüsse hier das Meer erreichen. Das ganze Land, dessen Grenzen nach N. und W. uns gänzlich unbekannt sind, ist gebirgig und sehr ergiebig an Getreide aller Art, schönem Obste, Trauben und Datteln. Das Meer ist hier außerordentlich fischreich. Die Einwohner sind die genügsamsten unter allen Arabern; sie verwerfen selbst den Gebrauch des Tabacks und des Kaffees. Sie sind die besten Seeleute dieser Gegenden und wagen sich in ihren schwachen Schiffen, mit zusammengenähten Planken, bis nach Hindostan.

In diesem wenig bekannten Lande kennen wir nur die Seestadt **Maskat**, die Residenz eines mächtigen Imams, der seine Gewalt über die ganze Südküste und über einen Theil der Ostküste, namentlich über die Perleninseln **Bahrein**, sowie auch früher über die Insel Sokotora ausgedehnt hat. Die Stadt ist ummauert, durch mehrere Castelle auf das Thal umgebenden Felsen geschützt und hat einen sehr guten Hafen; sie ist jetzt der Mittelpunkt des von Banianen betriebenen Handels zwischen Ostindien, dem persischen und arabischen Meerbusen. Die Zahl der Einwohner wird mit Einschluß eines benachbarten Ortes auf 60000 geschätzt. Die Hitze in dieser von steilen Felsen umgebenen Stadt ist zu Zeiten unerträglich. In der Nähe befinden sich reiche Bleigruben. Von 1507—1648 befand sie sich in der Gewalt der Portugiesen. — Die Insel **Sokotora**, eigentlich zu Afrika gehörig, liegt zwischen dem 11. und 12. Grade n. Br., unweit des Vorgebirges Guardafui und ist 20 M. lang, 8 M. breit, gebirgig und wenig fruchtbar, aber reich an Drachenblutbäumen und Aloe; dennoch kauften sie die Engländer 1835, um ihnen als Station für die beabsichtigte Dampfschifffahrt nach Ostindien zu dienen.

---

5. Die Landschaft Lachsa, El-Ahsa oder Hadschar.

Sie umfaßt die ganze Ostküste Arabiens vom Schat-el-Arab bis an die Grenzen von Oman; die Breite ist verschieden, beträgt aber nur 1—2 Tagereisen. Das Ganze ist ein überaus heißes, sandiges, wenig bewässertes Tehama. Merkwürdig ist, daß hier die Jahreszeiten denen der Westküste ganz entgegengesetzt sind und also hier Regenzeit, wenn dort Dürre herrscht, und umgekehrt. Das Land bringt nur an wenigen Stellen etwas Getreide und Palmen hervor; die Esel dieser Küste sind berühmt. Bei der Seltenheit des Wassers in diesen Gegenden fällt es auf, daß Quellen süßen Wassers hier häufig im Meere an flachen Stellen emporsprudeln und benutzt werden. Die ganze Küste ist seicht und mit Sandbänken angefüllt, und auf diesen wird seit Jahrtausenden die einträgliche Perlenfischerei getrieben. Die Einwohner dieser äußerst wenig bekannten Gegenden sind meist freie Araber unter ihren eigenen Stammeshäuptern; die Bewohner der Städte sind meist Schiiten, die zahlreich umherziehenden Beduinen aber Sunniten. Ein Theil dieser letzteren, der Stamm Al-Dschoasem, hatte sich in neuerer Zeit durch Seeräubereien so furchtbar gemacht, daß endlich 1808 (und 1819) eine bedeutende englische Flotte gegen sie ausgesandt werden mußte, welche nicht allein mehrere hundert Raubschiffe zerstörte, sondern auch die Hauptsitze der Piraten, Lutf auf der persischen Insel Kischmi und Ras-el-Khima ($25^3/_4{}^\circ$ Br.) auf der arabischen Küste eroberte und besetzte. Die wenigen, kaum bekannten Oerter sind: Die Hauptstadt

Lachsa oder Hesse, den Bahrein-Inseln gegenüber, soll nicht existiren, sondern Fuf, mit 15000 Einw., der Sitz eines mächtigen Scheiks sein. — El-Katif, der vornehmste Handelsplatz der Küste, in einer ungesunden Gegend, mit 6000 E. Ras-el-Khima, westlich vom Cap Mussendom, an der Straße von Ormus, ist wieder eine blühende Stadt geworden und besitzt den besten Hafen an dieser Küste. Nördlicher liegt Gran oder El-Kueit, mit 10000 Einw., welche starke Fischerei treiben.

Die Gruppe der Bahrein-Inseln liegt zwischen dem 26. und 27. Grade in geringer Entfernung von der Küste; die größten dieser Inseln sind Bahrein und Arad. Ehemals sollen diese Inseln, welche besonders fruchtbar an Datteln sind, sehr stark bevölkert gewesen sein; jetzt enthalten sie außer einer Stadt Menaina, mit einem guten Hafen und 5000 E., nur noch 40—50 schlechte Dörfer. Einst besaßen die Portugiesen diese Inseln; nach dem Verfall ihrer Macht stritten sich die Perser und verschiedene arabische Oberhäupter um ihren Besitz; im Anfange dieses Jahrhunderts nahmen sie die Wechabiten ein; jetzt stehen sie unter britischem Schutze. Bei diesen Inseln vorzüglich, sonst aber auch auf einer weit westlich sich erstreckenden Sandbank, werden die edelsten Perlen gefischt. In den beiden heißesten Monaten versammeln sich zu diesem Fange mehrere tausend Boote. Die Taucher, die von Jugend auf zu diesem gefährlichen Gewerbe

gewöhnt sind, lassen sich, mit einem Steine beschwert, in eine Tiefe von 20—50′ in's Meer hinab, nachdem sie sich die Ohren mit Wachs verstopft und die Nasenlöcher zusammengeklemmt haben, und sammeln die an Felsen und Sandbänken sitzenden Perlmuscheln in ein Netz. Ist dieses voll oder kann der Taucher es nicht länger unter dem Wasser aushalten, so giebt er ein Zeichen und wird schnell heraufgezogen. Er sammelt nur die größten Muscheln, und in diesen, doch bei Weitem nicht in allen, befinden sich die Perlen, die größten und schönsten im Leibe des Thieres, die kleineren und schlechteren an der innern Seite der Schalen. Sie werden nun nach Größe, Gestalt und Farbe sortirt und zu sehr verschiedenen Preisen verkauft. Am Geschätztesten sind natürlich die sehr seltenen größten, wenn sie zugleich eine regelmäßige, runde, eirunde oder birnförmige Gestalt und eine schöne, weißliche oder gelbliche Farbe haben; die minder großen werden als Zahlperlen, die kleineren als Lothperlen, die ganz kleinen als Staubperlen verkauft. Die Europäer schätzen die weißen, die Morgenländer die gelblichen am Höchsten. Auch die Schalen kommen unter dem Namen Perlmutter in den Handel. Der ganze Ertrag dieser Fischerei im persischen Golf beläuft sich jährlich auf mindestens 2—3 Millionen preuß. Thaler. Nächst den Perlen dieser Gegend sind die von Ceylon und anderen ostindischen Inseln die schönsten.

---

6. Die Landschaft Nedsched.

Sie umfaßt das ganze Innere der arabischen Halbinsel und besteht aus einer Hochebene, welche sich gegen N. allmälig in die weiten, meist aus Flugsand bestehenden Wüsten zwischen dem Euphrat und Syrien verliert. Nedsched gehört zu den uns unbekanntesten Ländern der Welt; wir wissen nur, daß es von mehreren Gebirgszügen durchsetzt wird, größtentheils aus wenig fruchtbaren Ebenen, einigen ergiebigen Thälern und vielen durchaus unwirthbaren Sandwüsten besteht. Nur Palmen und hin und wieder etwas Durra und Getreide wird hier gebaut; der größte Theil des Landes ist entweder ganz unbenutzt oder dient nur vorübergehend als Weide für die Heerden; besonders wichtig ist die Kameelzucht. Die Einwohner, die ächten Söhne der Wüste, sind fast durchgängig kriegerische Nomaden, in unzählige Stämme getheilt, welche der Wahabitismus wohl nur vorübergehend zu einer großen Macht vereinigt hatte. Seitdem dieses Reich so gut als zerstört worden, wissen wir nichts von dem innern Zustande des Landes. Nedsched ist das rechte Vaterland jener weltstürmenden Horden gewesen, welche unter den ersten Chalifen sich über so viele Länder verbreiteten, und noch jetzt sind die Bewohner dieser Gegenden ihren Nachbarn gefährlich und die Geißel der zahlreichen, ihr Gebiet durchziehenden Karavanen von Kaufleuten oder Pilgern, welche ihren Schutz erkaufen oder ihre Waffen fürchten müssen.

Der einzige Ort von Bedeutung, der 1818 zerstört, aber wieder aufgebaut worden, ist die Stadt Drehjeh oder Derrayeh, im östlichen Theile von Nedsched, früher der Hauptsitz der Wahabiten. Sie liegt in einem schönen, ziemlich wasserreichen Thale am Tueik-Gebirge, enthält mehrere Paläste, 28 Moscheen ohne Minarets, mehrere Schulen und wahrscheinlich an 20000 Einw.; ihr jetziger Zustand ist unbekannt.

III. Persien.

(Ein Theil des Regnum Persarum.)

Dieser Name ist nur bei den Europäern üblich; die Einwohner selbst nennen ihr Land Iran. In seinen heutigen, gegen die früheren sehr beschränkten Grenzen erstreckt sich Persien von 25½° bis 40° n. Br. und vom 62° bis 79½° ö. Lg., und stößt nördlich an Georgien, das caspische Meer und die Staaten von Buchara und Chiwa; südlich an den persischen Meerbusen und das indische Meer; westlich an die asiatische Türkei, und östlich an Afghanistan und Beludschistan. Der Flächeninhalt mag etwa 26000 □M. betragen mit 10—13 Millionen Einwohnern.

Allgemeine Beschaffenheit.

Schon in der Einleitung zu Asien ist bemerkt, daß der größte Theil von Iran eine Hochebene bildet, welche nördlich durch den Elburs und die niedere östliche Fortsetzung desselben, bis zum Paropamisus, westlich durch das gebirgige Armenien und das Zagros-Gebirge, südlich durch Gebirgszüge, welche unter verschiedenen Namen an der Küste des persischen Meerbusens entlang sich hinziehen, begrenzt wird; gegen O. trennt kein Gebirge das heutige Persien von den Nachbarländern, welche physisch nur eine Fortsetzung Irans sind und sich erst in der neuern Zeit politisch von demselben losgerissen haben, nachdem sie Jahrhunderte lang dazu gehört. Alle diese Gebirge, mit Ausnahme einiger Theile von Armenien, sind völlig kahl und baumlos, daher auch kein einziger Fluß von einiger Bedeutung ihnen entfließt. Die Hochebene ist ein meist flaches, nur schwach hügeliges Land. Der Hauptcharakter dieser Gegend ist die beinahe ununterbrochene Klarheit des Himmels und eine an's Unglaubliche grenzende Trockenheit der Luft und des Bodens. Höchst regelmäßig folgen hier die Jahreszeiten auf einander: der großen Hitze des Sommers folgt eine sehr empfindliche Winterkälte; die Tage sind heiß, die Nächte kühl, aber nie feucht; Nebel, selbst Thau sind hier unbekannt. Daher ist vielleicht kein Volk so gesund, als die Perser; selbst die Pest ist

hier selten und wenig bedeutend. Ein beträchtlicher Theil dieser Ebenen besteht aus Wüsten, deren Boden thonig oder sandig, vom December bis zum April von Regengüssen überschwemmt, im Sommer vollkommen ausgedörrt ist und sich dann mit einer Salzrinde überzieht. Die große Salzwüste Naubendan, an welche sich südöstlich die von Kerman anschließt, hat an manchen Stellen eine Breite von mehr als 40 Meilen. Auch der übrige Theil des Bodens, obgleich keineswegs unfruchtbar, ist nur insofern des Anbaues fähig, als er bewässert werden kann, wie namentlich in den Terrassenthälern und Abfällen des Plateaus. Dies geschicht theils durch Canäle, welche das Wasser der wenigen Flüsse verbreiten, theils durch unterirdische Wasserleitungen, Kerisés, Wasserstollen, welche viele, oft 150′ tiefe Brunnen mit einander verbinden. In der heißen Jahreszeit steigt man in diese kühlen Räume hinab, um einen Theil des Tages darin zuzubringen. Ein eigener Beamter, der Mirab, führt die Aufsicht über die Bewässerungsanstalten einer Gegend. Viele dieser Kerisés sind aber in den Unruhen der neuern Zeit eingegangen, und man kann rechnen, daß jetzt kaum noch der zwanzigste Theil des Bodens des Anbaues fähig ist. Dies Alles gilt nur von dem größten Theile des Landes, der Hochebene, der nördliche Abhang dagegen, nach dem caspischen Meere zu, ist der Vegetation unendlich günstiger; er ist feucht und von Seewinden gekühlt. Der südliche Abhang, das Ufer des persischen Meerbusens, kaum 4—6 M. breit, hat ein arabisches Gluth-Klima, erstickend heiß und feucht, daher die Perser es fliehen und diese Gegenden von jeher den Arabern überlassen haben. Von den Gebirgsgegenden Armeniens gilt, was schon früher vom türkischen Armenien gesagt worden.

Bei der Beschaffenheit des Landes ist begreiflich, daß Persien auch nicht einen schiffbaren Fluß hat. Außer dem Aras, welcher aber nur noch Grenzfluß gegen Rußland ist und sich in den Kur ergießt, giebt es nur kurze Küstenflüsse, wie der Kisil-Osen, der in's caspische Meer mündet, oder Bäche, welche meist im Sommer ganz versiegen oder nach kurzem Lauf, durch die vielen Abzugsgräben geschwächt, sich im Sande verlieren; daher haben auch die meisten dieser Steppenflüsse keine Fische. Man zählt nur 2 bedeutende Seen: 1) den Urmia (Spauta), unweit der türkischen Grenze in Armenien; er hat 6 Tagereisen im Umkreise und ein bittersalziges Wasser. An seinem östlichen Ufer befinden sich höchst merkwürdige Teiche oder Sümpfe, deren Wasser sich unaufhörlich verdickt und endlich sich in einen schönen durchsichtigen Stein, Kalksinter, verwandelt, welcher unter dem Namen Marmor von Tebris in Persien als Hauptzierrath der Gebäude verwendet wird. 2) Der Baktegan, im O. von Schiras, kaum 1/6 so groß als der vorige, aber so salzreich, daß das Salz, welches an seinen Ufern krystallisirt, die ganze Provinz reichlich versieht. Alle übrigen stehenden Gewässer Persiens sind nur Sümpfe von Regenwasser, welche im Sommer ganz austrocknen und meist eine Salzrinde zurücklassen. Bei diesem Mangel an schiffbaren Flüssen kann aller Handel Persiens nur Land- und Karavanenhandel sein, so-

wie auch die Baumlosigkeit des Landes Ursache ist, daß Persien nie eine Seemacht gewesen und nicht einmal Handelsschiffe auf dem persischen Meerbusen hat. Nur Europäer und Araber besuchen die dortigen Häfen, und nur die Russen haben eine Flotte auf dem caspischen Meere.

Erzeugnisse.

Das persische Pferd kommt an Schönheit dem arabischen gleich; zu den gewöhnlichen Hausthieren gehören ferner auch Kameele, Büffel, Schafe mit Fettschwänzen und feinhaarige Ziegen. Größeres Wild ist aus Mangel an Wäldern selten. An Raubthieren sind Löwen, Tigerkatzen und Füchse vorhanden. Affen finden sich nur am persischen Meerbusen. Dieser und das caspische Meer sind die einzigen fischreichen Gewässer Persiens. Die Perlen des persischen Meerbusens, vorzüglich bei den Bahrein-Inseln, gelten für die schönsten des Orients. Heuschrecken, weiße Ameisen, welche unglaubliche Zerstörungen in sehr kurzer Zeit anrichten, Tarantelspinnen und giftige Skorpione gehören zu den Landplagen. — Außer in den nordwestlichen Gebirgen sieht man keine Wälder; auf der Hochebene giebt es keine anderen als von Menschenhand gepflanzte Bäume, uud sie gedeihen nur, wo sie bewässert werden. Dennoch bringt das glückliche Klima bei einiger Pflege eine unendliche Menge und Mannigfaltigkeit der edelsten Obst- und Fruchtarten hervor. Außer den gewöhnlichen Getreidearten des Orients wird hier viel Mohn gebaut, aus dessen Saft das Opium bereitet wird; Palmen gedeihen nur am persischen Meerbusen. Die Rosen sind die duftreichsten von der Welt und geben hier vorzüglich das köstliche Rosenöl. Blumen aller Art sind im Ueberfluß vorhanden. Zu den wildwachsenden Pflanzen gehören: Henna (**Lausonia inermis**), eine Farbepflanze, mit deren Saft die Frauen sich Hände und Füße gelb färben; Haschischa, eine Art Hanf, aus dessen Blättern ein berauschendes Getränk bereitet wird; der Rhabarber, Krähenaugen oder **Nux vomica** (die Samen einer Strychnos-Art), der Stinkasant oder die **Asa foetida**, ein stinkendes Gummiharz, welches aus dem Milchsaft einer Doldenpflanze (**Ferula**) gewonnen, bei uns in der Medicin, hier aber als Gewürz an den Speisen gebraucht wird; Süßholz, mehrere Arten Weihrauch und ein feines Rohr am persischen Meerbusen, dessen man sich zum Schreiben bedient. Der Sesam, eine Oelpflanze, ersetzt die fehlende Olive; Taback, Safran, Färberröthe, Baumwolle und Zuckerrohr gedeihen vortrefflich; doch werden die beiden letzteren nur in geringer Menge angebaut. Der Weinstock wächst überall und würde hin und wieder das edelste Getränk liefern, wenn das Gesetz den Genuß desselben erlaubte; es wird nur wenig Wein bereitet, aber viel Traubenmus und Rosinen. — Die Schätze des Landes an Mineralien sind wenig bekannt und wenig benutzt. Als eigenthümliche Producte Persiens in dieser Art kann man nennen: sehr schöne Lasursteine, Türkise, Turmaline, Naphtha, und vorzüglich

ein sehr seltenes und als allgemeines Heilmittel gegen Wunden hochgeschätztes Bergharz, Bergbalsam, auch Mumie genannt, welches in sehr geringer Menge in einer oder zwei Höhlen der nördlichen Gebirge jährlich nur einmal und einzig für den König gesammelt wird. An Kochsalz und anderen Salzen hat Persien einen unendlichen Ueberfluß. — Die wichtigsten Gegenstände der Industrie sind Gold- und Silberstoffe, seidene und wollene Waaren, Leder, irdene und kupferne Waaren.

Einwohner nach Zahl, Abstammung, Sprache, Religion, Sitten, Charakter.

Die Zahl der Einwohner läßt sich hier, wie in allen Ländern Asiens, unmöglich genau bestimmen; 10—13 Millionen möchte die wahrscheinlichste Annahme sein. Sie zerfallen in ansässige und nomadische Bewohner; letztere mögen etwa $1/9$ des Ganzen betragen; sie sind jetzt das herrschende Volk. Die größere Zahl wohnt in Städten und Dörfern, die Aermeren in elenden Lehmhütten, die Wohlhabenderen in Häusern von Backsteinen, die Reicheren in Palästen, welche meist von Gärten umgeben und deren Zimmer oft durch Springbrunnen geziert und abgekühlt werden. Die persische Bauart ist bei Weitem zierlicher und gefälliger, als die der Türken; aber auch hier ist das Innere der Häuser weit einfacher, als bei uns: ein schöner Teppich und einige Polster zum Sitzen vertreten die Stelle aller Mobilien; die große Trockenheit des Landes erlaubt, den Teppich unmittelbar auf den Erdboden zu legen. Die heutigen Bewohner Persiens sind die Abkömmlinge vieler Völkerschaften, welche nach einander dies Land besaßen. Die Hauptmasse des Volks bilden die Tadschiks oder Neuperser. Sie sind ein wohlgebildetes, kräftiges Volk. Sie, wie die unendliche Mehrzahl der Einwohner Persiens, bekennen sich zur Lehre Muhameds; doch gehören sie zur Secte der Schiiten, welche allein den Koran, nicht die Sunna, wovon ihre Gegner, die Sunniten, den Namen führen, als Glaubensregel und Ali für den einzigen rechtmäßigen Nachfolger des Propheten anerkennen. Sie haben übrigens dieselben religiösen Gebräuche und Feste wie die Türken, von welchen sie der bitterste Religionshaß trennt. Darin stimmen die Berichte aller Reisenden überein, daß die Perser ein ungleich feineres, gewandteres und bildsameres Volk sind als die Türken. Man hat sie die „Franzosen des Orients" genannt. Verstand und Geist, große Anlage zur Poesie, Tapferkeit, ein milder Sinn gegen Andersdenkende sind ihnen nicht abzusprechen; dafür aber sind auch Falschheit, Verstellung, Geiz und Eifersucht ihre entschiedenen Fehler. Kein noch so feierlicher Eid vermag etwas über ihre Habsucht oder ihren Ehrgeiz, und ihre Eifersucht übertrifft noch die der Türken; das Verhältniß des weiblichen Geschlechts ist bei beiden Völkern ungefähr das nämliche. Der Perser liebt die Kleiderpracht und wendet besonders viel auf den Schmuck seiner Waffen und seines Pferdes. Die Kleidung

hat sich seit etwa hundert Jahren sehr verändert; im Wesentlichen besteht sie aus langen, weiten Beinkleidern, einem seidenen Hemde, einer engen Weste, worüber noch eine längere getragen wird nach Art eines Ueberrocks, aus einem Gürtel, woran der Chandschar oder Dolch hängt, und einer hohen Mütze von schwarzem Schaffell, die noch mit einem Shawl umwunden wird. Ueber die gewöhnlichen Kleider wird noch ein reiches, mit Pelz besetztes Staatskleid gezogen. Der Kopf ist mit Ausnahme zweier Locken hinter den Ohren geschoren, der Bart wird nicht so lang getragen, als bei den Türken. Die Frauen erscheinen nie ohne einen oder mehrere die ganze Gestalt umhüllende Schleier, welche nur zwei Oeffnungen für die Augen lassen. Im Umgange ist der Perser äußerst höflich und förmlich; mäßig im Essen und Trinken, genießt er meist nur gegen Abend eine ordentliche Mahlzeit, wovon der Pillau, Reis mit Geflügel oder anderm Fleisch auf sehr mannigfaltige Weise zubereitet, das Hauptgericht ausmacht; außerdem werden viel Backwerk, Mehlspeisen und Eingemachtes genossen. Die Scherbets, das gewöhnliche Tischgetränk, werden aus mancherlei Obstsäften bereitet; doch liebt der Perser auch, heimlich Wein und Branntwein zu genießen. Der Taback wird vermittelst des Kaliun, in welchem der Rauch durch Wasser geleitet wird, geraucht. Tänzer und Tänzerinnen, auch wohl Fechter und Ringer, dürfen bei großen Gastmählern nicht fehlen; auch am Märchenerzählen und Vorlesen von Gedichten finden die Perser großes Vergnügen.

Die Parsen, auch Gebern oder Gauern, d. h. Ungläubige genannt, wahrscheinlich Ueberreste der ältesten Bewohner dieser Länder, welche auch noch die alte Religion ihrer Väter, die Gottheit unter dem Symbol des Feuers anzubeten, beibehalten haben. Bei dem Vordringen der Araber wurden sie größtentheils ausgerottet oder vertrieben; viele flüchteten in die nördlichen oder südlichen Gebirgsgegenden, wo man sie noch heute antrifft, viele nach Indien, wo sie durch Handel reich geworden. In Persien sind sie ein geringes, durch Redlichkeit und reine Sitten, großen Fleiß im Ackerbau und in der Baumzucht, Geschicklichkeit in Anlegung von Bewässerungsanstalten u. s. w. ausgezeichnetes, friedliches Völkchen von etwa 60000 Seelen. Ihr Gesetzbuch, das Zend-Avesta, welches wir aber nur in Bruchstücken besitzen, stammt vom Zoroaster oder Zerduscht (Saratustro), der seine religiösen Ansichten wahrscheinlich nicht lange vor Cyrus verbreitete. Durch dieses interessante Werk haben sich die alten Zend- und Pehlewi-Sprachen erhalten; die erstere ist dem ältesten Sanscrit nahe verwandt, die andere ist mit semitischen Wörtern gemischt. Die heutigen Gebern sprechen einen mit arabischen und neupersischen Worten gemischten Dialekt. — Von den Armeniern, deren etwa noch 60000 unter persischer Herrschaft stehen, ist schon früher gesprochen. Die Juden, etwa 25000, leben wie in Europa meist in den Städten vom Kleinhandel und sind arm; sie müssen hier irgend ein Abzeichen an der Kleidung tragen.

Seit einer Reihe von Jahren ist eine neue Religionssecte aufgetreten, die bereits zu bedeutenden Bewegungen Veranlassung gege-

ben hat, die Secte der Babis (Babi heißt Thor, Pforte), gestiftet von dem Kaufmann Syed Ali Mohamed, eine Art Pantheismus, Vergötterung der Naturkräfte, ohne Annahme der Existenz einer persönlichen Gottheit. Die fanatischen Muhamedaner verfolgen sie auf das Aeußerste und verhängen über sie, besonders seit der Zeit, da einige Anhänger der neuen Lehre einen Angriff auf das Leben des jetzigen Schah, Nassar-udin, versuchten, in der Weise der furchtbaren persischen Justiz die grausamsten Strafen: in Einschnitten ihres Leibes werden Lichter angezündet; man gräbt sie, mit dem Kopf nach Oben oder nach Unten, bis zur Hälfte des Leibes in den Erdboden; man bindet sie vor die Mündungen der Kanonen und schießt sie in tausend Stücke u. s. w. Der Stifter der Secte selbst wurde 1850 erschossen. Wie alle Religionsverfolgungen haben diese Grausamkeiten keine andere Wirkung hervorgebracht, als die: die Anhänger der neuen Lehre mit Heroismus zu erfüllen und ihre Zahl zu mehren.

Unter den nomadischen Völkern Persiens, welche unter dem allgemeinen Namen Ihlat begriffen werden, nehmen die von türkischer Zunge den ersten Rang ein; sie mögen etwa ½ Million stark sein, und die Familie des jetzigen Herrschers gehört zu einem ihrer Stämme, dem Stamme Kadschar. Als ein tapferes und kräftiges Volk machen sie die Hauptstärke des Heeres aus. Sie sind gastfrei und friedlich; die Frauen dürfen unverschleiert gehen. Sie haben sich über die nördlichen und nordwestlichen Provinzen verbreitet. Die Nomaden von lurischer Zunge bewohnen die mittleren und südlichen Gegenden und können etwa 150000 Krieger stellen. Ein Theil der Kurden, wovon auch schon früher die Rede gewesen, etwa 100000 Männer, gehören zum persischen Reiche. Nomaden von arabischer Zunge bewohnen den Südrand Persiens, vorzüglich die Ufer des persischen Meerbusens, und behaupten sich dort als geborne Seeräuber fast ganz unabhängig; andere Stämme, welche mehr im Innern wohnen und ein Hirtenleben führen, haben viel von ihrer Volkseigenthümlichkeit und sogar von ihrer Sprache aufgegeben.

Die allgemeinste Landessprache ist das Neupersische *), welches in einen Hof- und mehrere Volksdialekte zerfällt; es wird mit arabischen Buchstaben geschrieben. Diese äußerst wohlklingende, für die Poesie wie für den feinern Umgang höchst geeignete Sprache ist mit mehr Rechte im Orient ebenso verbreitet, wie die französische in Europa. In der nördlichen Provinz Khorasan soll angeblich noch das Altpersisch oder Pehlewi gesprochen werden. Jeder Mann von Bildung muß außer dem Neupersischen noch das Arabische und das Türkische verstehen.

In Persien giebt es keine erblichen Standesverschiedenheiten, nur einen Herrn, den Schah oder König; alle Unterthanen sind

*) Sie ist aus dem Altpersischen hervorgegangen, welches vom Zend und Pehlewi bedeutend abweicht und wovon die sogenannten Keilinschriften die einzigen Ueberreste sind.

seine Sklaven. Doch giebt es Familien, in welchen der Titel Mirsa erblich ist; steht er vor dem Namen, so bedeutet er nur Herr, hinter dem Namen aber bezeichnet er die Prinzen vom Geblüt. Khan ist nur ein Amtstitel und wird besonders den Militär-Befehlshabern beigelegt; Sardar werden die Generäle genannt.

Geschichte.

Von der ältern Geschichte Persiens haben wir das Wichtigste schon in Verbindung mit der griechischen kennen gelernt. Nach dem Tode Alexanders gehörte der größte Theil des von ihm zerstörten persischen Reiches zu den Provinzen des syrischen Königreichs, bis etwa 250 v. Chr. Um diese Zeit erhob sich in den nördlichen Provinzen, dem heutigen Khorasan, Arschak, von den Griechen Arsacas genannt, welcher, die Schwäche der Seleuciden benutzend, das Reich der Parther gründete. Unter 29 Königen, Nachfolgern des Arsacas, daher Arsaciden genannt, dehnten die Parther ihre Eroberungen bis an den Indus aus, führten ewige Kriege mit den Römern, bald um den Besitz Armeniens, bald um den von Mesopotamien, ja mehr als einmal drangen sie verwüstend bis in Syrien ein und vernichteten durch Tapferkeit und Kriegslist (ihre verstellte Flucht war den Römern oft verderblich) mehr als Ein römisches Heer. Ihre Herrschaft, von vielen inneren Unruhen gestört, währte nahe an 500 Jahre, bis etwa 250 n. Chr. Die Nachfolger der Arsaciden waren die Sassaniden. Der Stifter dieser Dynastie, Ardeschir Babekan, von den Griechen Artaxerxes genannt, war ein Enkel Sassans, woher der Name dieses Geschlechts. Er behauptete, von den alten persischen Königen abzustammen, und bemühte sich, die alte Ordnung der Dinge und den alten Gottesdienst, Feuerdienst, wieder herzustellen. Seine Nachfolger setzten die Kriege mit den Römern mit wechselndem Erfolge fort, ja Khosru II. (531—579) drang sogar wieder auf kurze Zeit bis nach Syrien und Aegypten vor; im Ganzen aber bietet das Reich der Sassaniden nur das traurige Bild ewiger innerer Unruhen. Sie herrschten von 225 bis etwa 632, wo Persien unter dem Chalifen Omar von den Arabern erobert ward. Von dieser Zeit an bis 1501 oder 1502, also während eines Zeitraumes von 850 Jahren, blieb Persien mehr dem Namen als der That nach eine Provinz des großen Reiches der Chalifen; denn als die Macht derselben zu sinken anfing, bis auf die Wiederherstellung des persischen Reichs im Anfang des 16. Jahrhunderts, war das unglückliche Land theilweise eine Beute sich einander verdrängender Familien und Völker. So herrschte von 934—1029 das Geschlecht der Buiden, von 1035—1097 die seldschukischen Türken, bis 1230 die Kharismier, von da an die Mongolen unter Dschingiskhan und mehrere Dynastien, die nach seinem Tode entstanden. Diese wurden 1387 von Timurleng (Tamerlan) vernichtet. Im 15. Jahrhundert endlich herrschten die Turkmanen. — Schah Ismael — ein Nachkomme eines im 14. Jahrhundert

berühmten Heiligen, Ssofi, daher sein Geschlecht das der Sofis genannt wird —, geboren 1487, trat schon in seinem 15. Jahre im Norden Persiens als Eroberer auf und unterwarf sich bis zu seinem Tode, 1524, fast ganz Persien. Mehrere seiner Söhne folgten ihm, aber ohne seiner würdig zu sein; erst sein Enkel Abbas I., auch der Große genannt, befestigte diese Dynastie durch seine Tapferkeit und seine Talente. Er herrschte von 1581 bis 1628, führte beständig Kriege mit den Usbeken im Norden und mit den Türken, denen er ganz Armenien und die Gegenden am Tigris, selbst Bagdad entriß; er nahm den Portugiesen Ormus im persischen Meerbusen und verlegte seine Residenz nach Ispahan. Unter seinen nur durch Ausschweifungen und Grausamkeiten ausgezeichneten Nachfolgern verfiel die Macht des neuen Reiches immer mehr. Die Afghanen, die Bewohner des östlichen Persiens, empörten sich nicht allein 1713, sondern bald mußte auch der letzte Beherrscher Persiens, Ssofi Husein, ihnen 1722 den Thron abtreten; doch behielt noch sein Sohn Thamas einige Macht in den nordwestlichen Provinzen. Während der unruhigen, übel befestigten Herrschaft der Afghanen ging viel an die Russen und Türken verloren. Ein kühner Abenteurer und Anführer einer Räuberbande in Khorasan, Nadir, geb. 1688, unternahm es, unter dem Schein, den ohnmächtigen Thamas auf den Thron seiner Väter zu erheben, die oberste Gewalt an sich zu reißen. Er kämpfte glücklich gegen die Türken, schlug die Afghanen, entriß ihnen 1728 Ispahan und nahm nun den Titel Thamas Kuli Khan, d. h. Diener des Thamas, an; diesen Schattenkönig entsetzte er jedoch 1731 und ernannte ein Kind an dessen Stelle, welches jedoch 1736 starb. Nun bestieg er selbst den Thron und ward unter dem Namen Nadir Schah gekrönt. Bald darauf, 1738, unternahm er einen Beutezug nach Indien, eroberte und verwüstete Delhi mit ungeheurem Blutvergießen und unterwarf die aufrührerischen Afghanen. Seine Grausamkeit kannte keine Grenzen; daher ward er, eben als er mit der Niedermetzelung vieler seiner Offiziere umging, von eben diesen in seinem Zelte, in seinem 60. Jahre, 1747, ermordet. Sein Tod führte neue Unruhen herbei. Die Afghanen unter Achmet Khan rissen sich los und bildeten seitdem ein eigenes Reich; blutige Kriege wütheten im Innern. Endlich gelang es Kerym, einem alten Krieger Nadir's, die Ruhe herzustellen; er herrschte 30 Jahre trefflich unter dem Titel Wakîl oder Regent, und starb 1779, 80 Jahre alt. Ein wüthender Kampf entspann sich nun zwischen dem Eunuchen Aga Muhamed, der sich in den nördlichen Provinzen erhoben, und Lutf Ali Khan, der in den südlichen Anhang fand, bis letzterer endlich nach unzähligen Kämpfen und Niederlagen, von welchen er sich stets unermüdet wieder erhob, 1794 gefangen und hingerichtet wurde. Aga Muhamed wurde bald darauf 1797 von einem Sklaven ermordet, und sein Neffe Feth Ali Schah bestieg ohne Widerrede den Thron. Dieser starb 1834 und sein Enkel Mehemed, Sohn des früher zum Thronerben bestimmten talentvollen und mit europäischer Bildung nicht unbekannten Abbas Mirsa, hat sich nach kurzem Kampfe mit einigen seiner

Oheime in demselben Jahre auf den Thron geschwungen. Rußlands Einfluß ist gegenwärtig hier überwiegend, und das Land kommt hier unter der schwachen Regierung der Schahs immer tiefer herab (vgl. unter Afghanistan).

Die zwischen Persien und England entstandenen Zwistigkeiten führten 1856 zu einem kurzen Kriege, der aber sofort die Ueberlegenheit der von Ostindien aus in dem persischen Meerbusen gelandeten englischen Truppen nachwies. In dem alsbald darauf abgeschlossenen Frieden mußte Persien die Unabhängigkeit Herats und Afghanistans anerkennen, im Fall von Streitigkeiten zwischen Persien und Afghanistan Englands Vermittelung zulassen, England in Betreff des Handels den begünstigtsten Nationen gleichstellen und dem Bevollmächtigten Englands eine ehrenvolle Aufnahme in Teheran versprechen.

Der persische Orden ist der Sonnen- und Löwenorden.

Münzen. Maaß. Gewicht.

Man rechnet gewöhnlich nach Tomans, einer Goldmünze, deren Werth sehr verschieden, früher 12 Thaler, jetzt aber nur etwa 3½ Thaler preuß. ist. Unter den Silbermünzen sind die Abassis (50 Ab. oder 100 Mamudis = 1 Toman) die gewöhnlichsten. Die persische Elle (Guerze oder Gus) ist = 436 franz. Linien. Die persische Meile oder Farsange ist etwas größer als die französische Meile, 22½ gehen auf einen Grad des Aequators. Getreide und Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft.

Topographie.

Persien wird jetzt in 11 Provinzen getheilt. Wir beginnen mit der nordwestlichsten:

1. Aserbeidschan oder Aderbidjan (Atropatene, ein Theil von Media), durch den Aras von den russischen Provinzen getrennt, ist ein gebirgiges, aber gut bewässertes und fruchtbares Land. Das Klima ist etwas milder als in dem benachbarten Armenien, und diese Provinz gehört überhaupt zu den schönsten Persiens. Weißer Marmor und Eisen gehören zu den wichtigsten Schätzen des Landes. Die Einwohner, etwa 2 Millionen, bestehen zum größten Theile aus Tadschiks, zum kleinern aus Armeniern, Turkmanen u. s. w. Die Hauptstadt ist:

Tabris oder Tebris, bei den Europäern gewöhnlich Tauris genannt; sie liegt an einem Bache, der in den See Urmia fließt, ist mit einer starken Mauer umgeben und besitzt eine Citadelle. Sie hat viel von Erdbeben und Kriegen gelitten. Die Einwohnerzahl mag mindestens 80000 betragen. In neuerer Zeit ist hier eine Kanonengießerei, eine Gewehrfabrik und eine Pulvermühle angelegt worden; auch wird hier viel in Chagrin, Seide und Baumwolle gearbeitet.

Harun al-Raschid wird als der Erbauer genannt. — Eine zweite bedeutende Stadt ist Ardebil, östlich von Tebris, mit Mineralquellen, einem schönen Mausoleum Scheichs Ssofi, des Gründers der Dynastie der Ssofi, und einer ausgezeichneten Bibliothek. — Khoi, im NW. von Tebris in einer schönen Ebene, wo baumwollene Zeuge und gute Säbelklingen verfertigt werden. Sie ist in neuerer Zeit auf europäische Weise befestigt worden. — Urmia, am Westufer des gleichnamigen Sees, soll der Geburtsort Zoroasters sein (s. u.).

2. Ghilan (ein Theil von Media), ein schmaler Küstenstrich zwischen dem caspischen Meere und Aserbeidschan. Der Boden ist überaus fruchtbar, jedoch sehr feucht und sumpfig, daher das Klima hier zwar gemäßigt, aber ungesund; Reis und Seide sind Hauptproducte. Diese von Europäern selten besuchte Provinz hat nur einen einigermaßen bedeutenden Ort, Rescht, etwa 1 M. vom caspischen Meere, ohne Mauern, aber mit vielen Seidenarbeitern und 60000 Einwohnern; der Hafen ist Enseli mit ebenso vielen Einwohnern.

3. Masenderan und Dahistan, das alte Hyrcania, am südlichen Ufer des caspischen Meeres, östlich von Ghilan, ist, wie die vorige Provinz, ein südlich von hohen Bergen, der Elburs-Kette, begrenztes, nach dem Meere zu flaches Marschland von großer Fruchtbarkeit, aber ungesundem Klima. Die Berge, unter welchen sich der mit ewigem Schnee bedeckte vulcanische Pik Demawend auszeichnet, sind schön bewaldet und senden daher unzählige Bäche in den See. Alle Südfrüchte, selbst das Zuckerrohr, gedeihen in diesem feuchten und heißen Lande vortrefflich; aber die Einwohner sind ohne Betriebsamkeit. Es ist das Land der alten Parther, deren Sprache hier noch herrschen soll, die Wiege der ältern Geschichte und Sagen Persiens und das Stammland der jetzigen Beherrscher. Die beiden Hauptörter sind:

Astrabad, der Hauptsitz der Kadscharen, in einer schönen und fruchtbaren Gegend; aber sie ist voller Ruinen, hat wenig Handel und etwa 40000 E. Bei Weitem größer und jetzt die blühendste Stadt in Persien ist das durch den Handel emporgekommene Balfrusch, welchem neuere Reisende an 100000 E. und selbst mehr geben. Das ehemals prächtige Fahrabad dagegen, einst voll herrlicher Gebäude, ist jetzt ein elendes Dorf unweit der Küste.

4. Taberistan und Kumis (Parthia), ein schmales Bergland südlich von Masenderan. Die Berge sind meist kahl und die Bewässerung gering, so daß hier mehr Viehzucht als Ackerbau gedeiht. Als Hauptörter werden Demawend, am Fuße des gleichnamigen Berges, ein unbedeutender Flecken, und Damghan, genannt.

5. Khorasan (Parthia), die nördlichste Provinz Persiens, mit sehr unbestimmten Grenzen gegen N. und O. Sie liegt an beiden Abhängen der hier schon niedrigen und waldlosen östlichen Fortsetzung des Elburs-Gebirges. In der Nähe des Gebirges ist das Land trefflich, weiter nördlich verliert es sich in die völlig unwirthbaren turkmanischen Steppen und Wüsten. Der eigentliche Hauptfluß ist der Tedschen oder Ochus der Alten; er entspringt in Afghanistan

und ergoß sich ehemals ins caspische Meer; jetzt verliert er sich im Sande; ferner der Attrek, welcher in dasselbe Meer mündet; außerdem giebt es noch viele Steppenflüsse. Das Klima ist feucht und milde. Die Einwohner gehören zu den fleißigsten. Diese Provinz ist ihrer Entlegenheit wegen oft vom persischen Reiche abgerissen gewesen und erst seit einigen Jahren wieder damit wenigstens zum Theil vereinigt, denn selbst die ehemalige Hauptstadt Herat gehört jetzt den Afghanen. Die Hauptörter sind:

Nischapur, in einem reizenden Thale; sie ist ummauert, hat 10000 E. und eine Citadelle, ist aber höchst unreinlich. In der Nähe werden schöne Türkise gefunden. Sie ist mehrere Male von Erdbeben verwüstet und 1147 von Dschingiskhan gänzlich zerstört worden. — Größer und bedeutender, aber nicht so alt, ist Meschhed, östlich von der vorigen, mit etwa 30000 Einw., berühmt durch ihre Sammetwebereien, Türkisschleiferei und vortreffliche Säbelklingen. Der Handel ist bedeutend; vorzüglich aber zieht das reiche und prächtige Grabmal des Imam Riza und des Chalifen Harun al-Raschid, welches aus mehreren schönen Gebäuden besteht, viele persische Pilger hierher. Auch giebt es hier mehrere berühmte Medresses oder Schulen. 3 M. nördlich davon liegen die Trümmer von Tus, mit dem kleinen Grabmal des Dichters Firdusi.

6. Kuhistan (Parthia), südlich von Khorasan, nimmt einen Theil des Innern der Hochebene Persiens ein, hat weite Ebenen und Wüsten und gehört zu den unbekanntesten Provinzen des Reichs. Sie war einst im Osten ein Hauptsitz der Assassinen, wie Syrien im Westen. Man weiß nur, daß ein großer Theil der Einwohner Nomaden ist; die Hauptstadt heißt Scheheristan.

7. Kerman (Caramania), die südöstlichste Provinz von Persien, zwischen Kuhistan und dem persischen Meerbusen. Der nördliche Theil derselben ist theils gebirgig, aber kahl, theils verläuft er sich in die große Wüste, welche einen bedeutenden Theil der Hochebene Irans überhaupt einnimmt. Die niedrigen Küstengegenden, Moghistan oder Palmenland genannt, sind ebenfalls dürr, mit wenigen Küstenflüssen und sandigem Boden, in welchem nur die Palme gut gedeiht. In diesem Theile des Landes herrscht die fürchterlichste Gluth, während auf den Gebirgen der Schnee einen großen Theil des Jahres liegen bleibt. Kerman gehört nebst den Umgebungen des persischen Meerbusens, welcher rings von Wüstenstrichen umgeben ist, die dem Winde die Eigenschaften eines Sirocco mittheilen, zu den ödesten und ungesundesten Gegenden Persiens; auch hat sie in den letzten Bürgerkriegen unendlich gelitten; viele Canäle und Wasserleitungen sind verschüttet, und die nördliche Wüste scheint immer weiter nach S. vorzudringen. Der Hauptort Kerman, im nördlichen Theile der Provinz, dicht am Gebirge, soll etwa 30000 E. und bedeutende Manufacturen von Shawls, Teppichen und Gewehren haben; er war ehemals viel bedeutender, wurde aber 1794 ganz verwüstet. Der größte Theil der Küste ist in der Gewalt des Imams von Maskate und zahlt nur Tribut an Persien. Der ehemals höchst

bedeutende Hafen von Bender-Abassi oder Gamrun ist jetzt zum Theil auch deshalb fast ganz verlassen, weil die Hitze in den Sommermonaten hier unerträglich und gefährlich ist. Auch die dem Orte gegenüberliegenden Inseln Ormus und Kischmi sind jetzt im Besitz der Araber. Ormus, ein dürres Felseneiland, einst der Sitz des blühendsten Handels unter den Portugiesen, ist jetzt fast ganz verödet.

8. Fars (Persis) oder Farsistan mit Laristan, westlich und nordwestlich von Kerman; es breitet sich zwischen der Hochebene und dem persischen Meerbusen aus und ist die größte und eine der wichtigsten Provinzen des Reichs. Fars ist das Stammland der alten Perser des Cyrus. Der nördliche Theil dieser Provinz wird Serdsir, das kalte, der Küstenstrich aber Germsir, das warme, genannt. Der erstere gehört zur persischen Hochebene, ist voller Gebirge und Thäler; das Küstenland, ein wahres arabisches Tehama, ist flach und sandig. Nur Bäche fallen dem Meere zu, und in den höher liegenden Gegenden werden die wenigen Flüsse durch Bewässerungsgräben so geschwächt, daß sie sich meist im Sande verlieren oder höchstens kleine Seen ohne Abfluß erreichen. Noch jetzt, obgleich der Anbau gegen ehemals außerordentlich gesunken und ganze Gegenden sich in Steppen verwandelt haben, ist diese Provinz eine der reichsten und fruchtbarsten des Reichs und der Hauptsitz der persischen Betriebsamkeit. Zu den vielen merkwürdigen Oertern dieser Provinz gehören vorzüglich:

Schirás, in einem reizenden Thale an einem unbedeutenden Bache. Sie ist mit einer Mauer umgeben und hat eine Citadelle; allein nur ein kleiner Theil ihres Flächenraums ist jetzt mit engen, krummen, ungepflasterten Gassen bedeckt; die Angaben der Einwohnerzahl schwanken zwischen 30000 und 50000; erstere scheint der Wahrheit am Nächsten zu kommen. Die zahlreichen Fabriken liefern seidene und baumwollene Waaren, Leder, sehr geschätzte Waffen, Rosenwasser und andere Essenzen. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören die in ihrer Nähe befindlichen, aber ganz vernachlässigten und verfallenen Grabmäler zweier Dichter, des Hafis aus dem 14. Jahrh., und des Saadi aus dem 13. Nördlich von der Stadt liegt ein Lusthaus, welches der letzte Schah gebaut; im Innern der Stadt ein Palast von Kerim erbaut. Ein fürchterliches Erdbeben hat 1824 den größten Theil der Stadt in Schutt verwandelt. Die Schönheit der Gärten, die Pracht der Blumen, vorzüglich der Rosen, und die Trefflichkeit des Weins in und um Schiras sind in ganz Persien berühmt. — 7 M. nordöstlich von Schiras, im Thale des Bend-Emir oder Kur, sieht man zahlreiche Ueberbleibsel alter Prachtgebäude und Grabmäler. Das Wichtigste sind die über eine weite Ebene zerstreuten Ruinen von Persepŏlis; der Ort wird jetzt Tschehel-minar, d. h. vierzig Säulen (es stehen aber nur noch 16) genannt; es scheinen die Ruinen eines prächtigen Tempels oder Palastes zu sein. Das Mauerwerk ist von vollendeter Schönheit, mit Sculpturen und Inschriften bedeckt, die aber noch nicht vollständig entziffert sind. Eine Meile nördlicher, an den Felsenwänden des Berges Duta, befinden

sich vier mit Sculpturen bedeckte, in den Felsen selbst gehauene Königs-Grabmäler; das eine soll das des Darius Hystaspis sein. Diese mit vielen Sculpturen bedeckten Gräber werden jetzt Nakschi Rustam genannt. Chardin im 17. Jahrh., und Morier, ein neuerer Reisender, haben zum Theil Abbildungen dieser und anderer interessanten Alterthümer in dieser Gegend geliefert. In der Nähe liegt jetzt nur ein kleines Dorf Mardescht, und die Ruine eines Schlosses, Istachr. Aehnliche Sculpturen, aber aus den Zeiten Sapors des Sassaniden im 3. Jahrh., finden sich südwestlich von Schiras in den Trümmern der ehemals berühmten Stadt Schapur, woselbst sich auch der berühmte Feuertempel Kairisch (des Stiers) befand. Die Ruinen eines andern Feuertempels liegen bei der heutigen Stadt Firusabad (Cyropolis), welche das beste Rosenwasser liefert; in ihrer Nähe steht noch eine herrliche Säule, 150′ hoch und 20′ im Umfange. — Nördlich von Schiras, auf der Straße nach Ispahan, an der Grenze der großen Wüste, liegt der bedeutende Handelsort Jesd mit etwa 50000 E., worunter einige tausend Gebern. Hier werden schöne Seidenzeuge, Shawls und treffliche Waffen verfertigt. — Das zur Zeit der ersten persischen Monarchie berühmte Pasargädae lag wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Derabdscherd, in dem östlichsten Theile dieser Provinz. In der Nähe wird die beste Mumie und schönes Steinsalz gefunden. ½ M. von der Stadt finden sich herrliche alte Sculpturen, deren Dasein man erst vor Kurzem erfahren hat. — In dem heißen und ungesunden Küstenstriche am persischen Meerbusen liegen:

Abuschehr oder Buschir, auf einer Halbinsel, jetzt der wichtigste Hafen Persiens, daher auch die Engländer hier eine Factorei halten. Die Stadt soll 20000 Einw. haben, worunter viele reiche Armenier. Man hat kein anderes Wasser, als aus Cisternen. Gegen die Hitze schützen sich die Einwohner theils durch Auswanderung in den heißesten Monaten, theils durch eine Vorrichtung, die man Windschornsteine nennen kann, und unterirdische Gemächer. Der Weg von hier nach Schiras führt durch 3 bis 4 der fürchterlichsten Bergpässe, ohne Spur einer gebahnten Straße, deren es überhaupt in Persien nicht giebt. — Lar, die Hauptstadt von Laristan, in einer palmenreichen Ebene am Fuße von Hügeln. Einst war sie bedeutend und galt für die stärkste Festung in Persien; jetzt ist sie bis auf einen schönen Basar ganz verfallen und zählt höchstens 12000 Einw. Auch hier ist das Wasser schlecht und die Hitze unerträglich.

9. Chusistan (Susiana), am persischen Meerbusen und Tigris entlang bis Kurdistan. Der nordöstliche Theil der Provinz ist gebirgig, aber die Berge fast ohne alle Vegetation und etwa 3—4000′ über die Hochebene aufsteigend. Ihnen entströmen ziemlich bedeutende Flüsse, welche dem Tigris und dem Schat el Arab zufallen: der Kerkah, der aus Kurdistan kommt; der Karun, der Euläos oder Choaspes der Alten, berühmt wegen seines trefflichen Wassers, welches den persischen Königen überall nachgeführt wurde; der Dschehrahi; der Tab, an der Grenze mit Farsistan, ist ein Küstenfluß mit salzigem Wasser. Die Luft ist hier erstickend heiß und höchst unge-

fund. Die Provinz zerfällt in drei Districte: das nordöstliche Luristan, das Elymaïs der Alten, das eigentliche Chusistan, Susis der Alten und das südliche Ahwas, ehemals Uxiana. Die wenig betriebsamen Einwohner vernachlässigen den Ackerbau fast gänzlich und leben von der Viehzucht, größtentheils als Nomaden; doch wird Reis und Zuckerrohr gebaut. Die Küste und der Fischfang sind in den Händen der Araber. Die bedeutendste Stadt des Landes ist:

Schuster, nach den gründlichsten Untersuchungen der Neueren in der Nähe des alten Susa, die Hauptstadt der alten persischen Könige, am Karun, über welchen hier eine 80′ hohe Brücke führt. Oberhalb derselben ist ein 400′ langer Damm, von Sapor erbaut, um das Wasser in mehrere Bewässerungscanäle zu verbreiten. Auf der Westseite, der Stadt gegenüber, sieht man höchst merkwürdige Ruinen eines Schlosses, auf einem Hügel, der ganz mit Kühlgrotten und Wasserleitungen durchlöchert ist. Die Stadt hat vielleicht kaum noch 20000 Einw., theils Araber, theils Perser. — Unweit der fast ebenso großen, westlich gelegenen Stadt Disful, die eine schöne, 450 Schritt lange, von Sapor erbaute Brücke hat, finden sich sehr ausgedehnte, aber übrigens unbedeutende Ruinen einer großen Stadt, wahrscheinlich das alte Elymaïs oder Susan. — In den nördlichen Gebirgsgegenden der Provinz hauset in den schön bewässerten Thälern von Luristan das rohe und fast unabhängige Nomadenvolk der Luren. Im südlichen Theile ist nur die Hauptstadt Ahwas oder Hawisa, unweit des Karun, in einer höchst ungesunden Gegend, zu bemerken.

10. Kurdistan (Margiana), nördlich von Chusistan, die westliche Grenzprovinz gegen die Türken. Das Grenzgebirge Zagros bedeckt in vielen Aesten das ganze Land, welches viele schöne Thäler und Hochebenen umfaßt. Das Klima ist im Winter strenge, im Sommer heiß und trocken; die Einwohner sind die uns schon bekannten Kurden, von welchen der größte Theil unter türkischer Hoheit steht. Unter den Bergen verdient der 3 Tagereisen östlich vom Zagros isolirt liegende Bisutun Erwähnung; er ist auf der einen Seite ganz senkrecht behauen und es sind dort zwei Höhlen in den Felsen gearbeitet, mit Sculpturen und Inschriften, wahrscheinlich aus sehr verschiedener Zeit, bedeckt. Die Sage nennt bald Semiramis, bald Cyrus, bald Sapor als den Unternehmer des Riesenwerkes. Der Berg selbst, sowie auch diese Kunstwerke, werden von Einigen Tacht Rustam, der Thron Rustans, des alten Fabelhelden der Perser, von Anderen Tafti Bostan, Gewölbe des Gartens, genannt. In der Nähe liegt die Hauptstadt.

Kermanschah, in einem fruchtbaren Thale; früher nur ein Dorf, ist sie in der neuesten Zeit befestigt worden und jetzt eine bedeutende Stadt mit etwa 40000 Einw., einem Palast des Statthalters, einer Stückgießerei und Pulverfabrik und mancherlei Fabriken. — Bei Konkowar im NO. von Kermanschah haben neuere Reisende die noch wenig bekannten Ruinen eines 250 Schritte langen und 36′ breiten Dianentempels entdeckt.

11. Irak (Media), auch Irak-Adschem, d. h. das persische

Irak, im Gegensatz des Irak-Arabi oder arabischen, welches die westlich vom Tigris belegenen Gegenden begreift. Sie ist eine der größten und wichtigsten Provinzen des Reichs. Sie nimmt den größten Theil der Hochebene Persiens ein, wird zwar von Gebirgen begrenzt und durchzogen, aber diese Berge sind fast ohne Ausnahme baumlos, meist sogar von aller Vegetation entblößt, daher auch hier kein einziger bedeutender Fluß, welcher das Meer erreichte; die wenigen, nur im Frühjahr bedeutenden Steppenflüsse werden durch Bewässerungscanäle vertheilt und verlieren sich im Sande, haben auch meistens im Sommer wenig oder gar kein Wasser. Das Klima ist äußerst trocken; nur vom Januar bis April fällt Regen, die Nächte aber sind selbst im glühend heißen Sommer kühl. Das Land ist im Ganzen gut angebaut und fruchtbar, aber nur da, wo Bewässerung möglich ist; alles Uebrige wird zur Wüste. Diese Provinz enthält die größten, auch für die Geschichte des Landes merkwürdigsten Städte. Die wichtigsten sind:

Hamadan, das ehemalige **Ecbatäna**, die Sommerresidenz der alten persischen Könige, unweit des Gebirges Elwend. Von der alten Pracht sind keine Spuren mehr übrig, und die heutige Stadt bietet nur einen Haufen Trümmer dar; kaum ein Sechstel des alten Umfangs ist jetzt noch bewohnt. An Gebäuden hat sie einige schöne Moscheen; auch zeigt man hier das Grab Avicenna's und das angebliche Grabmal Esthers und Mardochai's. Die Mauern der Stadt und die ehemalige Festung sind geschleift. Die Zahl der Einwohner soll 40 bis 50000 betragen; sie verfertigen gutes Leder und die in ganz Persien gebräuchlichen Filzteppiche, Nummuds genannt. — Kasbin, in einer herrlichen Ebene im nördlichen Theile der Provinz, eine der größten Städte Persiens, mit 25000, nach Anderen 60000 Einw. Sie hat verschiedene Paläste, wovon einer aus den Zeiten der Ssofis. Die Einwohner verfertigen seidene und baumwollene Zeuge, Teppiche, Waffen und vorzüglich schöne Säbelklingen. Die Trauben und Melonen der Umgegend sind die berühmtesten des Landes. — Der jetzt unbedeutende Ort Schir, in der nämlichen Gegend, wo Gold, Silber, Arsenik und Quecksilber gefunden wird, soll der Geburtsort Zoroasters sein. — Sultania, im nordwestlichen Winkel der Provinz. Hier stand einst eine bedeutende, ganz zerstörte Stadt; merkwürdig sind jetzt nur noch die Trümmer einer berühmten Moschee mit ungeheurer Kuppel. Der letzte Beherrscher von Persien hat hier zwischen nackten Bergen sich ein Lustschloß erbaut, welches er der kühlen hier herrschenden Winde wegen im Sommer bewohnte; daneben ist eine neue Stadt Sultanabad, mit einer Citadelle, angelegt worden. — Kum oder Kom (**Choana**), einst bedeutend, jetzt größtentheils verwüstet; es ist berühmt als vielbesuchter Wallfahrtsort durch ein prächtiges, mit einer vergoldeten Kuppel prangendes und durch viele Opfergaben geschmücktes Grabmal der Fatime, einer Tochter Muhameds; in der dazu gehörigen Moschee sind viele Königsgräber aus der Dynastie der Ssofis. Ueber 40 andere Moscheen liegen jetzt in Trümmern.

Teheran, die heutige schöne Hauptstadt des Landes, im nördlichen Theile der Provinz, am Fuße des 12000′ hohen Vulcans Demawend; in der Nähe befinden sich die weitläufigen Ruinen einer ehemals bedeutenden Stadt Rei (Rhages), worin Harun al-Raschid geboren ward. Teheran ist mit einer Mauer umgeben, enthält den ebenfalls mit einer starken Lehmmauer umgebenen Palast des Schah, mehrere schöne Moscheen, 150 Bäder und im Winter 130000 Einw., wovon aber $^3/_4$ mit dem Hofe den Ort im Sommer wegen der Hitze und ungesunden Luft verlassen. $^1/_2$ Meile von der Stadt liegt das königliche Lustschloß Tacht Katschar, und ein anderes Nigaristan oder Bildergallerie, welches Abbas Mirza sich erbaut hatte.

Isfahan, bei den Europäern gewöhnlich Ispahan genannt, im südöstlichsten Theile der Provinz, in einer weiten, vom Sendrud bewässerten Ebene. Noch jetzt ist sie an Umfang die größte Stadt Persiens, obgleich sie von ihrem ehemaligen Glanze, als Residenz der Herrscher aus dem Geschlechte Ssofi, unglaublich verloren hat. Von den 600000 Einw., welche sie zu Chardins Zeiten (Ende des 17. Jahrh.) hatte, mögen jetzt höchstens 90000 vorhanden sein; ganze Vorstädte sind verschwunden oder liegen in Ruinen, wie die Vorstadt Dschulfa, welche Schah Abbas der Große mit 12000 armenischen Familien besetzt hatte, wovon jetzt kaum noch ein paar tausend Seelen übrig sind. Die Stadt selbst liegt größtentheils in Trümmern; Erdbeben und bürgerliche Kriege haben sie verheert. Von den 137 Palästen des Königs und der Großen, welche Chardin sah, stehen nur noch drei, die prächtig und wohl erhalten sind. Noch hat die Stadt einige schöne Moscheen, worunter die von Schah Abbas erbaute Königsmoschee, welche nach dem Urtheil neuerer Reisenden alle Gebäude dieser Art im Orient übertrifft, und einen äußerst weitläufigen Basar (überwölbte Kaufhalle). Ihre schönste Zierde ist der herrliche Platz Meidan, an welchem die wichtigste Universität des Landes, ein königlicher Palast und die eben erwähnte Moschee liegen, und wohin eine 3200 Schritt lange, 110 Schritt breite Platanen-Allee führt. In der Nähe der Stadt liegt Ferhabad, ein Sommerpalast der ehemaligen Herrscher. Noch immer ist Isfahan die bedeutendste Handelsstadt des Reichs, und hat selbst nicht unbedeutende Fabriken in seidenen und baumwollenen Stoffen, in Glas, irdenen Waaren, Leder und Waffen. Westlich von der Stadt auf einem Hügel stand sonst ein berühmter Feuertempel. — Nördlich von Isfahan liegt der betriebsame Ort Kaschan, von der Gemahlin Harun al-Raschids erbaut, mit 15000 E., welche ausgezeichnet schöne Gold- und Silberstoffe verfertigen und sehr schön in Gold, Silber und Kupfer arbeiten. Ihre Basars und Karavanserais (Herbergen für Reisende, worin aber nur freie Wohnung, sonst nichts gereicht wird) gehören zu den besten in Persien.

IV. Afghanistan.

(Bactria, Arachosia, Drangiana.)

Afghanistan, d. h. das Land der Afghanen, bei den Europäern auch wohl Kabulistan oder das Reich Kabul, Kandahar und Herat, nach seinen Hauptstädten, genannt, liegt im Osten Persiens, zu welchem es oft in älteren Zeiten gehörte, weshalb es auch sehr uneigentlich von Einigen Ost-Persien genannt wird. Als eigenes Reich besteht es jetzt seit 1747, wo nach dem Tode Schah Nadirs der Afghane Ahmet Khan sich unabhängig machte. Seitdem haben die Afghanen ihre Herrschaft sehr bedeutend erweitert und namentlich mehrere ehemals zu Hindostan gerechnete Provinzen unterjocht. Innere Zwistigkeiten und Thronrevolutionen erschütterten neuerlich die Macht Afghanistans, welches in mehrere Khanate zerfiel. Persien strebte, zugleich angeregt von Rußland, nach der Wiederunterwerfung der ihm von den Afghanen entrissenen Provinzen; aber England hatte ein großes Interesse, Afghanistan als Vormauer seiner indischen Besitzungen gegen Westen zu erhalten, und sandte 1838 ein Heer aus Bengalen über den furchtbaren Bholun-Paß auf rauhen Gebirgswegen in's Reich. Kandahar, das für uneinnehmbar gehaltene Ghasni, Kabul und Kelat im Lande der Beludschen fielen in ihre Hände; sie räumten aber 1842 wieder Afghanistan, als sie einsahen, daß sie sich, trotz glänzender Siege, hier nicht dauernd behaupten könnten. — In seinen jetzigen, freilich nicht sehr bestimmten Grenzen erstreckt sich Afghanistan von 78° bis 90° ö. Lg., und zwischen dem 29° und 37° n. Br., mit einem Flächenraume von etwa 12000 □M. Gegen N. grenzt es an Bochara und einige kleine Staaten, im S. an Beludschistan, im O. an Hindostan, im W. an Persien. Nördlich macht der Hindu-kho, östlich der Sind und das Soliman-Gebirge, westlich die große persische Wüste die unbestimmte Grenze.

Allgemeine Beschaffenheit.

Das Land bildet eine Fortsetzung der persischen Hochebene, welche jedoch von tiefen und weiten Thälern, und in den östlichen und nördlichen Theilen von vielen Gebirgen durchschnitten wird. Der ganze südwestliche Theil des Landes ist eine Fortsetzung der Wüsten Persiens; im N. erhebt sich der Hindu-kuh, der sich in westlicher Richtung fortsetzt (Paropamisus) und über einen großen Theil des Landes verbreitet; am Ostrande der Hochfläche zieht die Soliman-Kette, welche sich von N. nach S. in mehreren dem Laufe des Sind parallelen Zügen ausbreitet. Oestlich von diesem Gebirge steigt man in die Ebenen des Sind hinab, welche durch Wüsten vom eigentlichen Hindustan getrennt sind. Als eine Fortsetzung des Soliman-Gebirges

ist die Brahui-Kette zu betrachten, welche unweit der Sind-Mündungen das Meer erreicht. Andere wenig bekannte Gebirgszüge bedecken das Innere des Landes. Die Hauptgebirge sind nicht so holzarm als die persischen, und geben auch größeren Flüssen den Ursprung. Die bedeutendsten von diesen sind: aus dem Hindu-kuh der Kabul, welcher in den Indus oder Sind fließt; der Murghab, welcher nach NW. fließt und sich in den Sandsteppen Turkmaniens verliert. Im Innern giebt es nur Steppenflüsse, wovon jedoch der Hirmend oder Hilmend (Erymanthus) sehr bedeutend ist; er entspringt südlich vom Hindu-kuh, nimmt mehrere andere Ströme auf, fließt größtentheils in südwestlicher Richtung und verliert sich in den beträchtlichen See Hamun oder Zareh (Aria). Das tiefe Thal dieses Flusses ist als die einzige, seit Jahrtausenden von Völkern, Heeren und Karavanen betretene Straße zwischen Indien und Persien höchst merkwürdig, daher auch eine Menge Ruinen ehemaliger Städte seine Ufer bedecken. Geringere Zuflüsse erhält der Zareh durch die von N. kommenden Flüsse Harud und Furrahrud (Arīus). — Das Klima des Landes ist natürlich höchst verschieden; trocken und heiß in den westlichen ebneren Gegenden, höchst reizend und milde in den höheren nordöstlichen Thälern. Die Höhe der Gebirge und die Tiefe mancher Thäler bieten die größten Contraste dar; hier kennt man kaum den Schnee, und wenige Stunden davon sind die Berge mit ewigem Eise bedeckt; die eigentlichen Gebirge des Innern haben nur im Winter Schnee. — Die Producte des Landes sind ungefähr dieselben, wie die von Persien; nur findet man hier mehr Hochwild, in den nördlicheren Thälern fast alle Obstsorten des mittlern Europa, an Mineralien aber Steinsalz, Schwefel und schöne Lasursteine.

Einwohner.

Die Zahl derselben läßt sich durchaus nicht bestimmen, mag aber leicht an 10 Millionen betragen. Drei Hauptvolksstämme bewohnen das Land. 1) Die Afghanen, das herrschende Volk, welche vermuthlich, tatarischen Ursprungs, seit uralten Zeiten diese Gegenden bewohnen. Sie sind ein kräftiges, tapferes, kriegs- und beutelustiges Nomadenvolk, welches auch jetzt nur zum kleinsten Theile sich in den Städten angesiedelt hat. Sie zeichnen sich vor den meisten Asiaten durch ihre Freiheitsliebe aus, und ihre Verfassung ist eher militärisch-aristokratisch, als despotisch. Jeder Stamm, und deren giebt es viele, jedes Thal gehorcht einem Oberhaupt, ohne ihm knechtisch unterworfen zu sein. Als tapfere Krieger und gefährliche Räuber sind sie von jeher bekannt; zweimal, vom 13. bis 15. Jahrhundert und dann wieder bis 1525, herrschten sie in Hindustan, erschütterten und eroberten mehr als einmal Persien und sind noch jetzt die gefährlichsten Nachbarn dieses Reichs. Die östlichen Stämme haben sich zum Theil angesiedelt; die westlichen, roheren, sind noch ganz Nomaden. Ihre Sprache, Puschtu genannt, scheint mit der persischen verwandt.

Die Afghanen, sowie die große Mehrzahl der übrigen Einwohner des Landes, sind Sunniten. — Der Herrscher oder Schah ist weniger unumschränkt, als in den übrigen Despotien Asiens. Herkommen, Religion und vorzüglich das Ansehen der vielen Stammesobrrhäupter und Aeltesten der Familien beschränken seine Macht. Die Regierung ist im Ganzen milde und für die unterjochten Völker bei Weitem nicht so drückend, als in Persien. Der Thron ist zwar erblich, aber die Oberhäupter üben die Wahl unter den Söhnen des letzten Herrschers. In der neuesten Zeit haben verschiedene Revolutionen das Reich erschüttert und das Ganze steht nicht mehr unter einem Herrscher, sondern es haben sich mehrere unabhängige Khanate gebildet, deren Existenz, bei dem häufigen Wechsel der Dynastien, höchst prekär ist und uns hier weiter nicht interessirt. Sie sind dem Namen nach dem Herrscher von Kabulistan unterthänig. 2) Die Tadschiks, von gleichem Ursprunge, wie die in Persien; ihre Lage ist aber hier ungleich besser; obgleich sie das unterworfene Volk sind, werden sie mit Schonung behandelt, und machen die Hauptmasse der Einwohner der Städte und Dörfer aus. Sie haben meist die Sprache und Religion ihrer Sieger angenommen. 3) Die Hindus, welche wir bei Hindustan näher kennen lernen werden. Sie haben sich des Handels und der Gewerbe wegen im Lande verbreitet, werden aber als unkriegerisch mehr gedrückt und verachtet als die Tadschiks. — Außerdem leben noch Usbeken, ein tatarischer Stamm, in den nördlichen Gegenden, Turkmanen in den westlichen, und viele Juden, welche man für Nachkommen der 10 Stämme des Reiches Israel hält.

Topographie.

Wir theilen das Land der Afghanen in folgende 6 Provinzen, obgleich die in der neuesten Zeit stattgefundenen Zerrüttungen eine abweichende politische Eintheilung begründet haben.

1. Kabul, an der Westseite der Solimans-Kette, ein durchaus gebirgiges Land und jetzt der mächtigste unter den Afghanen-Staaten, wo aber seit dem Rückzuge der Engländer große Verwirrung herrscht. Die wichtighsten Städte sind:

Kabul, am Flusse gleiches Namens, einer der wichtigsten Handelsplätze Asiens. Die Straßen sind zwar eng, aber reinlich und zum Theil von Canälen durchflossen. Die Zahl der Einwohner betrug sonst 60—80000; sie treiben einen sehr bedeutenden Handel mit Indien und Persien. Im nordöstlichen Theile liegt auf einem Hügel der Palast des Schah und darüber die von den Engländern zerstörte Citadelle Bala-Hissar. Das Klima der Stadt wird als ein paradiesisches genannt; berühmt sind ihre Früchte und ihr Wein. Auf einem Hügel in der Nähe liegt das Grabmal des Sultans Baber (1483—1530), welcher das Reich der Großmoguls in Hindustan stiftete. — Bamian, im nordwestlichen Theile des Landes, mit vielen Höhlenwohnungen, Spuren einer ältern Stadt, in den benachbarten Bergen;

besonders berühmt ist es wegen zweier, in Relief im Felsen ausgehauenen, kolossalen Götzenbilder von 120 und 60′ Höhe. — Ghasna oder Ghisni, im Süden von Kabul, einst eine der größten und schönsten Städte Asiens und die Hauptstadt der mächtigen Herrscher der Gasnaviden, welche im 10. bis 12. Jahrhundert Persien und Indien beherrschten und verheerten. Das Grabmal des Sultans Mahmud aus diesem Geschlechte, im 11. Jahrhundert, ist jetzt fast die einzige Merkwürdigkeit des sehr herabgekommenen Ortes.

2. Kandähar, südlich von der vorigen Provinz, bildet jetzt wieder ein von Kabul geschiedenes Reich unter einheimischen Fürsten. Sie wird im Osten von der Solimans-Kette durchzogen und verliert sich westlich in die große Wüste der innern Hochebene. Hier liegt: Kandahar in einer weiten Ebene. Sie war beim Entstehen des Reichs im 18. Jahrhundert die Residenz der Herrscher und hat noch mehrere Paläste und Moscheen; sie bildet ein regelmäßiges Viereck und ist überhaupt wohl die schönste und volkreichste Stadt des Landes; man giebt ihr 60—100000 Einw., und ihr Handel nach Indien und Persien ist sehr blühend.

3. Peschauer, nördlich von der Salz-Kette, östlich vom Indus begrenzt, ist jetzt eine den Seikhs tributpflichtige Provinz (s. u.). Die wichtigste Stadt ist Peschauer, in einer äußerst fruchtbaren Gegend am Kabul. Sie hat einen königlichen Palast, bedeutende Manufacturen in Seide und Baumwolle, womit ein starker Handel nach Indien getrieben wird, und 100000 Einw., zum größten Theil Hindus. Auch ist sie ein berühmter Sitz muhamedanischer Gelehrsamkeit. Westlich davon liegt der Keiber-Paß.

4. Herat, ein eigenes afghanisches Fürstenthum, ist fast ganz Steppe. Die Hauptstadt und Residenz des Fürsten ist Herat, in einer schönen, von Bergen umgebenen Thalebene am Steppenfluß Herirud. Sie soll 50000 E. haben, größtentheils Mongolen, welche starken Handel treiben, vortreffliche Klingen und das beste Rosenwasser bereiten. Sie wird ihres starken Handels mit Indien, dem Norden und Persien wegen auch wohl Bunder, d. i. der Hafen, genannt. Vermöge ihrer Lage war sie von jeher ein blühender Ort und ein Mittelpunkt des Handels, ist aber jetzt sehr verwüstet.

5. Sedjestan oder Seistan, die südwestlichste Provinz, theils Wüste, theils sehr fruchtbare, vom Hilmend und dem See Zareh bewässerte Oase; sie ist gegenwärtig im Besitz unabhängiger räuberischer Nomadenstämme. Man kennt darin nur die Hauptstadt Duschak am Hilmend.

6. Ghorat, eine nördliche, ganz vom Paropamisus erfüllte Bergprovinz, welche wie Herat noch zu Khorasan gerechnet wird und worin die fast ganz unabhängigen Stämme der Eimaks und der Hezarehs nomadisiren. — Eine Zeit lang gehörte auch Kaschmir zum Staate der Afghanen; jetzt aber ist es vom Staate der Seikhs abhängig und wird daher bei Ostindien erwähnt werden.

V. Beludschistan.

(Gedrosia.)

Das Land der Beludschen. Es breitet sich zwischen 75 und 87° ö. Lg. und 25 bis 30° n. Br. aus, so daß es im N. an Afghanistan, im O. an den Staat Sinde, im W. an Persien, im S. an den indischen Ocean grenzt und über 9000 □M. umfaßt. Die Hauptmasse des Landes bildet eine Hochebene, die sich vom Sind und vom Meeresufer mit mehreren Bergrücken terrassenförmig erhebt. Im NW. senkt es sich bis zur östlichen Fortsetzung der großen persischen Wüste von Kerman hinab, welche hier aus losem Flugsand besteht. Der östliche Theil des Landes wird von dem Brahui- und Hala-Gebirge begrenzt, greift aber noch zum Theil über dasselbe hinaus in die sich zum Sind senkende Ebene. Die Meeresküste ist ein selten 2—3 M. breites, sandiges, glühend heißes Tehama. Nur wenige Thäler und Ebenen des Plateaus sind des Anbaues fähig, alles Uebrige gewährt nur umherziehenden Hirten eine spärliche Weide oder ist völlig wüst. Nur die Gegenden am Sind (die Provinz Kutsch-Gundawa) sind zum Theil fruchtbar und angebaut. Flüsse hat das Land außer einigen im Sommer verschwindenden Küsten- und Steppenflüssen gar nicht. Das Klima der Hochebene ist rauh mit strengen Wintern und heißen, trocknen Sommern, das am Ufer des Sind heiß und feucht. Die unbedeutenden Producte sind die von Afghanistan und Persien. Die Küstenprovinz Mekran ist wegen ihrer Datteln berühmt. Die Beludschen, ein Volk von ungewisser Abstammung, von Einigen für stammverwandt mit den Afghanen, von Anderen für ursprüngliche Hindus gehalten, sind fast durchgängig ein Nomadenvolk. Sie theilen sich in zwei Hauptstämme: die eigentlichen Beludschen, in den westlichen und nördlichen Gegenden, ein tapferes, gewandtes, aber äußerst räuberisches Volk; und die Brahus, wahrscheinlich mongolischen Ursprungs, im O., ebenfalls ein Hirtenvolk, aber nicht räuberisch. Beide sind Muhamedaner und Sunniten. Die Bewohner der Sind-Gegenden sind Hindus. Die Sprache der Beludschen soll der persischen ähnlich sein. Sie haben sich mit den Afghanen 1747 der persischen Herrschaft und seit 1758 auch der afghanischen Herrschaft fast ganz entzogen. Ihre zahlreichen Stämme gehorchen ihren eigenen Oberhäuptern, Sirdars; diese aber erkennen den Khan von Kelat als ihr gemeinsames Oberhaupt an. — Die Bevölkerung ist schwach und mag auf etwa 8000 □M. 2 Millionen betragen. Da das Land wegen seiner Wüsten, des räuberischen Charakters der Einwohner und der ewigen Unruhen nur selten von Europäern betreten worden ist und daher zu den unbekanntesten Gegenden der Erde gehört, so begnügen wir uns, mit Uebergehung der Abtheilung in Provinzen, nur die Hauptstadt des Ganzen zu erwähnen.

Kelat, in der Provinz Sarawan, die Residenz des Khan, in einer fruchtbaren Oase der Hochebene, an einem Berge, auf welchem

die Citadelle und der Palast des Fürsten liegen. Sie mag an 20000 Einwohner haben, worunter viele Hindus, welche Handel treiben und hier auch eine Pagode besitzen.

VI. Ostindien.

Unter diesem Namen versteht man im weitesten Sinne die beiden südlichsten, in Spitzen auslaufenden Halbinseln Asiens, nebst den südlich und südöstlich von ihnen im indischen Ocean zerstreuten Inseln. Indien war den Alten, Griechen und Römern, kaum mehr als dem Namen nach bekannt; Alexanders Siegeszug berührte nur eben die westlichste Grenze dieses alten, durch seine köstlichen Producte berühmten Landes. Erst durch die Entdeckungen der Portugiesen am Ende des 15. Jahrhunderts und ihre Eroberungen kam Indien in unmittelbare Berührung mit Europa und trat immer mehr aus seinem fabelhaften Dunkel hervor. Als aber bald darauf auch Amerika entdeckt worden und man die fruchtbaren Inseln des mexicanischen Meerbusens kennen lernte, erhielten diese den Namen West-Indien, und das asiatische Indien ward seitdem Ost-Indien genannt. Wir werden dies letztere nach seinen 3 Haupttheilen: 1) Hindustan, 2) Hinter-Indien, 3) die Inseln, betrachten.

1. Hindustan (das Land der Hindus)

(India intra Gangem),

oder die Halbinsel diesseit des Ganges, auch wohl Vorder- oder Ost-Indien im engern Sinne, oder blos Indien genannt. Die Engländer nennen es oft blos Bengalen. Dieses Land bildet ein großes, nach Süden gestrecktes Dreieck, welches sich zwischen 85 und 114° ö. Lg. und von 8 bis 35° n. Br. erstreckt. Der Flächeninhalt mag an 66000 □M. betragen. Von N. nach S. beträgt die größte Länge 400, die größte Breite aber etwa 330 Meilen. Es ist also etwas über ein Drittel so groß als Europa, über fünfmal so groß als die österreichische Monarchie und über zwölfmal so groß als der preußische Staat. Seine jetzigen Grenzen sind im N. die große Kette des Himalaya, welche es von den Besitzungen der Chinesen trennt; im W. Beludschistan und Afghanistan; im O. die Halbinsel jenseit des Ganges; doch macht auch die Mündung dieses Flusses oder vielmehr der Lauf des Bramaputra jetzt nicht mehr die politische Grenze, welche vielmehr sich weiter östlich, wie im W. noch über den Indus hinaus, erstreckt. Die südlicheren Theile des Dreiecks werden vom indischen Ocean, westlich vom arabischen Meere und östlich vom Meerbusen von Bengalen umflossen. Die Natur selbst hat dieses große Land in zwei deutlich gesonderte Theile getrennt, nämlich das eigent-

liche Hindustan oder die nördlichen Gegenden, vorherrschend Tiefland, und die südlichere, eigentliche Halbinsel oder Dekan, ein Tafelland mit Randgebirgen; doch werden wir bei der nähern Beschreibung auf diesen Unterschied weiter keine Rücksicht nehmen können. Von der Beschaffenheit des Erdbodens dieses Landes, von seinen Gebirgen und Flüssen ist schon in der Einleitung zu Asien das Nöthige erwähnt worden; wir wollen daher hier nur mit wenigen Worten ein allgemeines Bild von der physischen Beschaffenheit des Landes aufstellen und dann zur Betrachtung des Klimas, der Producte, der Einwohner u. s. w. übergehen.

Allgemeine Beschaffenheit.

Hindustan ist fast inselartig von dem übrigen Asien abgeschlossen, im N. durch die höchsten Gebirge, im W. durch Wüsten, übrigens vom Meere umflossen. Im N. von Hindustan erhebt sich das höchste Alpensystem der Erde, der Himalaya. Er fällt in vielen parallelen Gebirgszügen, die immer niedriger werden, nach S. ab; ihr Fuß ist mit einem breiten Gürtel der dichtesten Wälder umgeben, bis sie die Tiefebene erreichen, wo der Ganges und seine zahlreichen Nebenflüsse sich, nach O. fließend, in den bengalischen Meerbusen ergießen. An ihren Ufern herrscht überall die größte Fruchtbarkeit; im W. aber erstreckt sich längs des Sind bis nahe an dessen Deltaland eine völlig unwirthbare, eigentliche Flugsandwüste, das Thurr, welches hüglig und nur in der Regenzeit mit einiger Vegetation bekleidet ist. Im Süden dieser Tiefländer erhebt sich das eigentliche südliche Plateaudreieck, Dekan, welches inselartig vom Meer und jener Niederung umgeben ist. Die ganze Mitte von Dekan wird von einer weniger fruchtbaren Hochebene eingenommen, deren höchster, von N. nach S. sich ziehender Rand, die Ghats, der westlichen Küste in geringer Entfernung (höchstens 14 M.) parallel läuft; ihr westlicher Abhang ist sehr steil und herrlich bewaldet, kann aber nur geringen Flüssen von kurzem Laufe den Ursprung geben, und die Meeresküste ist hier meist sandig. Nach O. fällt die Hochebene ungleich sanfter ab, daher hier auch die meisten größeren Flüsse Dekans münden. Im S. dieser Hochebene durchschneidet ein tiefes, schön bewaldetes, 3 M. breites Thal, Gap genannt, das Land von einem Meere zum andern. Die äußerste südliche Spitze bis zum Cap Comorin erfüllt das Ali-Gherri-Gebirge; der Nordrand von Dekan wird durch das wilde und fast unzugängliche Gebirge Vindhya u. s. w. gebildet. Die Ostküste von Dekan, Koromandel genannt, ist überall flach und der Schifffahrt sehr gefährlich; die Westküste, Malabar genannt, hingegen hat bessere Häfen.

Klima.

Bei der Ausdehnung und Oberflächengestalt des Landes ist das Klima natürlich verschieden, doch im Ganzen, wie seine Lage größtentheils innerhalb der heißen Zone es mit sich bringt, heiß. Die den Eisgipfeln des Himalaya nahen Thäler haben natürlich Alpenklima; doch sind sie im Sommer schon heiß. Sehr warm ist es dagegen in den großen Niederungen am Fuße dieser Gebirge, am Unerträglichsten in den westlichen Gegenden am Sind und an den Mündungen des Ganges. Dabei hält die Hitze mit geringer Veränderung das ganze Jahr lang an, da der Winter nur in einer Regenzeit besteht, während welcher der Himmel beinahe stets bewölkt ist. Doch ist die Luft hier nur in einzelnen Gegenden ungesund, wenn auch erschlaffend; die Europäer haben es meist nur ihrem Eigensinne, nicht von der heimathlichen Kleidung und Lebensweise lassen zu wollen, beizumessen, daß viele von ihnen in Indien ihr Grab finden. Bengalen hat ein heißes und feuchtes Klima. Das Plateau von Dekan genießt einer gemäßigtern, oft durch Regen abgekühlten Temperatur; aber Frost ist hier unbekannt; heißer ist es natürlich wieder an den beiden Küsten. Die Winde haben hier einen großen und regelmäßigen Einfluß auf die Witterung. Täglich wechseln Land- und Seewind mit einander ab. Der Landwind, vom Lande nach der See, herrscht von Mitternacht bis gegen Morgen; der erfrischende Seewind tritt dann mit 9 Uhr ein und hält bis etwa 5 Uhr Abends an; von da bis Mitternacht, wo es gewöhnlich still ist, ist daher die Hitze im Sommer am Unerträglichsten. Fast ebenso regelmäßig sind die Passatwinde, **Moussons** oder **Monsoons** (d. h. Jahreszeiten), welche die eine Hälfte des Jahres von NO., die andere von SW. her wehen. Der NO.-Mousson ist für die östliche Küste der Regenwind, welcher hier also den Winter bringt; der SW., welcher ihm folgt, bringt heiteres Wetter, und nun beginnt der Sommer, der gewöhnlich im Mai seine stärkste Hitze erreicht. Merkwürdig ist es, daß die Witterung auf der Westküste gerade umgekehrt ist: hier ist Sturm, Regen und Winter, wenn dort der Sommer; überhaupt aber sind Ungewitter und Regen häufiger auf der Westküste. Der in ungeheurer Menge herabströmende Regen verursacht das Uebertreten aller Flüsse, und ganze weite Gegenden in ihrer Nähe werden dann unter Wasser gesetzt. Bleiben diese Regen zuweilen aus, so entsteht, bei der Sorglosigkeit der Einwohner, die nicht auf Vorräthe denken, oft die fürchterlichste Hungersnoth, weil das Hauptnahrungsmittel, der Reis, dann nicht gedeiht. Außer diesen regelmäßigen Winden sind furchtbare Orkane (Typhons, eigentlich Taifung, d. h. chinesisch große Winde) nichts Seltenes.

Producte.

Wenige Länder der Erde möchten sich an Schönheit, Reichthum und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse mit Hindustan messen können, daher auch dieses vor vielen anderen reiche und gesegnete Land schon oft das Ziel der Raubzüge und Eroberungen anderer Nationen geworden, die sich dann auch zum Theil dort niedergelassen; selten aber und nur durch politische oder religiöse Verfolgung gezwungen, haben seine ursprünglichen Bewohner sich bewogen gefühlt, andere minder begabte Länder aufzusuchen. Wir können bei dem großen Reichthum an Erzeugnissen nur das Wichtigste oder diesem Lande besonders Eigenthümliche anführen. — An wilden und reißenden Thieren findet man in Hindustan: den Königstiger, oft 10' lang, den Schwanz ungerechnet, das kühnste und gefährlichste aller Raubthiere; er hält sich vorzüglich in Bengalen in den waldigen und schilfigen Niederungen und Ufern der Flüsse auf; die sehr gefährliche Jagd dieser Thiere ist ein Vergnügen der Fürsten und Großen; gewöhnlich werden dazu abgerichtete Elephanten gebraucht. Der Löwe findet sich nur äußerst selten und nur noch in der Nähe des Indus; Leoparden, auch eine kleinere Art, die man zur Jagd abrichtet, Hyänen, Wölfe, Schakale und Füchse sind häufig. Zibethkatzen und Moschusthiere finden sich nur in den nördlichen Gebirgen. Auch Hirsche und wilde Schweine sind häufig; merkwürdig ist eine äußerst kleine, kaum 1 Fuß lange Art von Hirschen, die nur in den südlichsten Gegenden gefunden werden. Gazellen von verschiedener Art sind häufig; unzählige Affen, besonders die geschwänzten Arten, bevölkern die Wälder. Der Elephant (besonders zahlreich in Assam), obwohl er hier gewissermaßen zu den Hausthieren gehört, findet sich auch wild; er ist, wie bekannt, leicht zu zähmen, äußerst gelehrig, und leistet, wenn auch nicht mehr als Mitkämpfer wie in älteren Zeiten, doch durch seine ungeheure Kraft beim Fortschaffen schwerer Lasten, große Dienste im Kriege; er erreicht ein Alter von 120—150 Jahren. Das Rhinoceros wird zuweilen in den dichtesten Wäldern Bengalens gefunden. An zahmen und Hausthieren finden sich hier zwar auch Pferde und Esel, doch sind sie minder schön und geschätzt als in anderen Ländern; die besseren Pferde werden aus Arabien und Persien bezogen. Der Ochs vertritt hier in vielen Fällen das Pferd; man bedient sich seiner nicht nur zum Ackerbau, sondern auch zum Reiten und Fahren, wie zum Ziehen des Geschützes und zum Tragen des Gepäcks im Kriege. Außer der gewöhnlichen Art giebt es hier sehr hochgeschätzte weiße Buckelochsen (**Bos Zebu**), von denen die weißen die gemeinen aschgrauen an Schönheit und Stärke weit übertreffen und die vorzüglich als Zugthiere gebraucht werden; Manche halten sie für die Stammrace unseres Rindviehs. Das Schaf, wovon es ebenfalls hier mehrere Arten giebt, hat, wie in allen heißen Ländern, eher Haare als Wolle; die feinwolligen Schafe finden sich nur in den nördlichen Gebirgen. Das Kameel wird nur noch in den nordwestlichen Ge-

genden gefunden; es scheint da aufzuhören, wo die Zucht des Elephanten beginnt. Unter dem wilden Geflügel findet man Fasanen, Pfauen, wilde Tauben und wilde Hühner, wovon unsere Haushühner zu stammen scheinen. Papageien und viele buntgefiederte Vögel bevölkern die Wälder, aber die Singvögel fehlen. Das Meer ist sehr fischreich; man findet Pottfische, Haifische, welche ihrer Flossen wegen gefangen werden und in China für Leckerbissen gelten; auch Schildkröten werden sowohl des Fleisches als der Schale wegen gefangen. Aus dem Meere treten manche Fische in die Flüsse; in den meisten größeren Flüssen findet sich aber auch das Krokodil häufig. Unter den Schlangen zeichnen sich manche sehr giftige aus, darunter die äußerst gefährliche Brillenschlange, welche jedoch gezähmt und zu einer Art von Tanz nach der Musik abgerichtet wird. Von den Insecten findet man, wie in den meisten heißen Ländern, unzählige Schwärme von Fliegen, Moskitos, Bremsen rc., welche Menschen und Thieren höchst lästig werden; ebenso sind die Verheerungen der Heuschrecken hier nichts Seltenes, und eine Art weißer Ameisen, Termiten genannt, zerstört sogar das Holz der Gebäude. Bienen von verschiedener Art sind häufig. Der Seidenwurm lebt hier im Freien und liefert die beste Seide der Welt. Giftige Scorpione und viele Arten von Krebsen finden sich häufig. Unter den Schmetterlingen zeichnen sich mehrere durch Größe und Schönheit aus. Verschiedene Arten von Blattläusen werden gleich der Cochenille als Farbstoff benutzt.

Die Vegetation Hindustans ist unendlich reich an höchst mannigfaltigen, nützlichen und angenehmen Pflanzen. Unzählige künstliche Teiche u. s. w. dienen zur Bewässerung während der langen Trockenheit in diesem Klima. Unter den Getreidearten nimmt der Reis bei Weitem den ersten Rang ein; er ist das Hauptnahrungsmittel dieser Länder und giebt hier zwei bis vier Ernten; aus ihm wird bekanntlich der Arrak bereitet. Außerdem gedeihen hier noch: Weizen, Gerste, Hirse, Mais, selbst Hafer und viele Hülsenfrüchte und Gartengewächse; Kartoffeln sind erst vor Kurzem eingeführt worden. Wahrscheinlich ist hier das Vaterland des Zuckerrohrs, dessen Anbau von Jahr zu Jahr bedeutender wird. Ein anderes Haupterzeugniß ist der Pfeffer (**Piper nigrum**), eine rankenförmige Staude, welche am Liebsten im Schatten anderer Gewächse wächst und deren vor der völligen Reife getrocknete Beeren unsern Pfeffer liefern; er ist über ganz Ostindien verbreitet; für den besten gilt der von der Küste Malabar. Eine andere Art des Pfeffers ist der Betel (**Piper Betle**), hier Tambuli genannt; man bedient sich nur der brennend gewürzhaften und bitteren Blätter, in welche der Hindu die in Scheiben geschnittene, einer Muskatnuß ähnliche Nuß der Areka-Palme, mit Cardamom, Katechu und etwas Kalk vermischt, einhüllt. Diese Zubereitung wird von allen Hindus unaufhörlich gekaut, wodurch Lippen und Speichel roth gefärbt und, wie man behauptet, der Athem verbessert und das Zahnfleisch erhalten wird. Jeder, der hier ein Stückchen Land besitzt, baut daher Betelpfeffer, und die Einwohner

tragen ihn bei sich und bieten ihn an, etwa wie bei uns eine Prise Taback oder Cigarre. Er ersetzt hier das in anderen Ländern übliche Tabacksrauchen; doch wird auch in Ostindien nach persischer Art geraucht. Aus den Blättern des Hanfes wird ein berauschendes Getränk bereitet. Der Mohn wird besonders in Malwah und Bahar gebaut. Vor der völligen Reife macht man Einschnitte in die Kapsel, aus welchen ein milchartiger, sich verhärtender Saft, das Opium, fließt; eine schlechtere Sorte wird durch das Auspressen und Kochen des Kopfes und des Stiels gewonnen. Er ist vorzüglich bei den Muhamedanern, in neuerer Zeit auch bei den Chinesen als berauschendes Mittel beliebt. Der Thee ist mit Erfolg in Ober-Assam angebaut worden. Der Weinstock gedeiht nur an einigen weniger heißen Stellen; auch wird kein Wein daraus bereitet. Zu den wichtigsten Producten Ostindiens gehört dagegen die Baumwolle, welche überall gedeiht — die vorzüglichste in Bengalen — und welche von den fleißigen Hindus zu den feinsten Geweben verarbeitet wird. Sehr wichtig ist noch der Indigo, jene bekannte, schöne, dauerhafte blaue Farbe; er wird von zwei verschiedenen Pflanzen bereitet. Die gewöhnliche Indigo-Pflanze (**Indigofera tinctoria**) ist ein kleiner, 2—5′ hoher, perennirender Strauch, dessen Zweige und Blätter vor der Blüthe abgeschnitten, in Wasser geweicht und so zur Gährung gebracht werden; es sondert sich dann ein blauer Bodensatz ab, welches der Farbstoff ist. Der Indigo-Baum, der etwa 15′ Höhe erreicht und auf dem dürrsten Felsenboden wächst, liefert aus seinen Blättern ebenfalls einen trefflichen Indigo. Diese Farbe wurde zuerst durch die Holländer im 16. Jahrhundert nach Europa gebracht. Auch die Nopal-Pflanze, auf welcher die Cochenille-Schildlaus lebt, wird jetzt häufig angebaut. Außerdem besitzt Ostindien noch eine Menge zum Theil wenig bekannter Farbkräuter. Von unseren Waldbäumen gedeihen nur einige, wie die Fichte, Ahorn, die Pappel, auf den Höhen des Himalaya; dagegen sind die Wälder Dekans und der Fuß des Himalaya reich an den trefflichsten eigenthümlichen Waldbäumen. Der Tik- (Teak-) Baum, welcher die Ghats-Gebirge bedeckt, wird zum Schiffbau unserer Eiche weit vorgezogen. Zu feineren Tischlerarbeiten dient das Holz des Ebenbaumes, der Tamarinden und einiger Mimosen. Die Schirmpalme liefert nicht allein gutes Bauholz, sondern ihre zierlich geordneten Blätter geben Sonnenschirme, und aus ihrem Safte wird theils Zucker, theils ein berauschendes Getränk bereitet. Das hier überall verbreitete Bambusrohr erreicht eine solche Höhe und Stärke, daß es ebenfalls zum Häuserbau gebraucht wird. Einer der schönsten und merkwürdigsten Bäume Hindustans ist der von den Hindus heilig gehaltene Banianenbaum (**Ficus indica**); er erreicht zwar nur eine Höhe von 30′, aber aus seinen langen Zweigen sendet er Ranken zur Erde, welche darin Wurzel schlagen und woraus ein neuer Baum entsteht, so daß in Kurzem ein einziger Baum sich in einen kleinen Wald verwandelt, dessen dickes Laub die glühenden Sonnenstrahlen abhält. Der schönste und nützlichste und daher auch von den Hindus heilig

gehaltene Baum ist die große **Kokospalme** (**Cocos nucifera**). Sie erreicht eine Höhe von 60—80′, aber nur ein Alter von höchstens 100 Jahren. Der völlig zweiglose, gerade Stamm entfaltet etwa ein Dutzend 12—16′ langer, gefiederter Blätter nur an der Krone. Aus der Mitte dieser Blätter, welche zum Bedachen der Häuser dienen, entwickeln sich die Blüthenkolben, deren jede wohl 10—12 traubenartig verbundene kopfgroße Früchte, die Kokosnüsse, hervorbringen. Die die Nuß umgebenden Fasern werden zu Stricken und Tauen verarbeitet, die harte Schale der Nuß giebt schöne Trinkgeschirre. Das Innere der Nuß enthält eine helle Flüssigkeit von höchst erfrischendem Geschmack, die Milch, in welcher der eigentliche Kern oder das Fleisch sich befindet. Bei der völligen Reife verhärtet das Innere; dann wird daraus gutes Brennöl gepreßt. Die markige Substanz der noch zarten Blätter wird unter dem Namen **Palmkohl** genossen. Aus dem Safte des Baumes wird ein geistiges Getränk, **Palmwein**, bereitet, auch wohl Arrak daraus gebrannt; das freilich schwammige Holz des Baumes endlich wird selbst zuweilen zu leichten Fahrzeugen benutzt. Der Baum wächst überall, wo er nur Bewässerung findet. Die Dattelpalme findet sich beinahe nur in den Gegenden am Sind. Die Arekapalme, von deren Frucht schon geredet, erreicht nur eine Höhe von 30′. — Unsere meisten europäischen Obstsorten sind hier schlechter als bei uns oder gedeihen gar nicht mehr; doch giebt es noch Citronen und Pomeranzen. Der **Pisang**, eine wohlschmeckende, gurkenartige Frucht, und viele andere bei uns wenig bekannte Früchte entschädigen den Hindu reichlich für unsere Obstsorten. Mehrere Gewächse Hindustans liefern geschätzte Arzneimittel, so Cassia, Sassaparille, Jalappwurzel u. s. w. Der feinste Zimmt, welcher aus dem Baste der jüngeren Aeste und Stämme des Zimmtbaums besteht, wird auf Ceylon gewonnen. Das Holz des Sandelbaumes dient zum Räuchern. Unter den höchst prächtigen und mannigfaltigen Blumen, womit hier die Fluren prangen, zeichnet sich vor allen die Rose aus, welche hier erst ihren herrlichen Duft entfaltet, daher auch Hindustan und zuerst wohl Kaschmir das Vaterland des köstlichen **Rosenöls** ist, welches indeß in so geringer Menge erzeugt wird, daß 4000 Pfund Rosen kaum ½ Pfund Rosenöl liefern. Die Natur selbst scheidet es aus dem concentrirten Rosenwasser aus freier Luft ab. Eine andere schöne und wohlriechende, von den Hindus heilig gehaltene Blume ist der **Lotos** (**Nymphaea Nelumbo** oder **Nelumbium speciosum**), eine Wasserblume, die als Symbol der erzeugenden Natur verehrt wird.

Von jeher ist Hindustan als das Vaterland der meisten und schönsten Edelsteine berühmt gewesen, und in der That finden sich auch noch jetzt hier die schönsten Bergkrystalle und Amethyste, Chalcedone, Karneole und Achate, Topase, Granaten, Zirkone und Hyacinthe, Sapphire, Rubine, Turmaline, vor allen aber die schönsten Diamanten, die man kennt. Sie werden an verschiedenen Orten, vorzüglich aber in der Gegend von Golconda und Raolconda theils in Gängen in einem rothen eisenhaltigen Conglomerat gefunden, theils

in der bloßen Dammerde, aus welcher man sie durch Graben und Schlämmen gewinnt, theils aus dem Sande mehrerer Flüsse gewaschen. Sie übertreffen an Reinheit, Feuer und Härte die aller anderen Länder und werden hier schon seit Jahrtausenden aufgesucht, daher der Reichthum indischer Fürsten an Edelsteinen Alles übertrifft, was wir der Art kennen. An anderen nutzbaren Steinen hat Hindustan schönen Granit, welchen die alten Hindus auf eine bewundernswürdige Weise zu bearbeiten wußten (s. unten); ferner mehrere schöne Porphyr- und Marmorarten, Alabaster und Sandstein. Steinsalz findet sich nur in der Gegend des Sind; das meiste Salz, dessen man bedarf, wird aus dem Meerwasser, vorzüglich in Bengalen, gewonnen. Eben diese Provinz erzeugt auch ungemein viel Salpeter, welcher durch Auslaugen der Dammerde gewonnen wird. Große Kohlenlager werden am südlichen Fuße des Himalaya und an anderen Stellen angetroffen. An Metallen ist Hindustan gerade nicht reich zu nennen, wenigstens sind nur erst wenige entdeckt. Gold findet sich nur im Sande einiger Flüsse; einige Silbergruben werden nicht mehr bearbeitet; das wenige Kupfer, das sich findet, ist nicht sonderlich; dagegen ist Eisen und zwar sehr weiches im Ueberfluß vorhanden (im Carnatic); der ostindische Stahl übertrifft jeden europäischen.

Einwohner nach Zahl, Abstammung und Sprache.

Die Gesammtzahl aller Bewohner der östlichen Halbinsel, obwohl sie sich unmöglich einigermaßen genau bestimmen läßt, beträgt nach den neuesten Untersuchungen der Engländer etwa **140** (nach Anderen gegen 200) Millionen; davon sind **108** Millionen unmittelbar den Engländern unterworfen, die übrigen leben in den den Engländern verbündeten oder von ihnen abhängigen Ländern. Die Vertheilung dieser Menschenzahl ist aber sehr ungleich: auf das fruchtbare Ganges-Thal kommen 5—6000 auf eine □Meile; an den Küsten 3—4000; auf der Hochebene im innern Dekan etwa 2—3000, in manchen Gebirgsgegenden kaum 5—800; in den unabhängigen Ländern 1000—1300. Wenn die englischen Besitzungen bei Weitem am Besten bevölkert sind, so liegt das nicht allein an der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch an der größern Sicherheit, die hier herrscht. Alle Bewohner Hindustans sind ansässig; wenn auch einige rohere Stämme den Anbau weniger treiben, so giebt es doch hier keine eigentlichen Nomaden. Alle wohnen in Städten und Dörfern. Aber obgleich Hindustan einige Staunen erregende Prachtgebäude aufzuweisen hat, so sind doch die meisten Städte nicht schön nach unseren Begriffen: die Straßen sind äußerst eng und krumm; die Häuser mit kleinen Fenstern und flachen Dächern, finster, meist aber mit einem Hof und Garten versehen; Wohlhabendere umgeben die Häuser mit einem auf Säulen ruhenden Schirmdach, Veranda, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Aermere und Dorfbewohner bauen ihre Hütten

von Bambusrohr und Lehm. — Der Abstammung nach theilen sich die Bewohner Vorder-Indiens in: ursprüngliche Einwohner, die Hindus, welche vorzüglich den nördlichen Theil der Halbinsel bewohnen, aber schon in früher Zeit ihre Religion auf den südlichen Theil oder Dekan ausgebreitet haben, wo in den Wäldern und Schluchten des Hochlandes mehrere halbwilde Jäger- und Hirtenstämme von unbekannter Abstammung ursprünglich wohnten; ferner eingewanderte und eingedrungene Fremde, die Mongolen, Afghanen, Beludschen, Araber; und Fremde, die sich meist nur des Handels wegen dort aufhalten oder niedergelassen haben, wie Armenier, Juden, Tübetaner, Birmanen, Chinesen und Europäer. — Es giebt jetzt kaum eine Sprache in Hindustan, welche man die allgemeine nennen könnte. Die alte heilige Sprache, das Sanskrit, welches eine merkwürdige Verwandtschaft mit den meisten europäischen Sprachen hat und dessen älteste Denkmäler bis in's 15. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen, ist nirgend mehr Volkssprache und wird nur noch von den Gelehrten verstanden; sie ist aber die Quelle einer Menge neuerer Dialekte; schon in den ältesten Zeiten war das weichere Pâli, worin viele heilige Bücher der Buddhisten und die ältesten bekannten Inschriften in Indien abgefaßt sind, und das ebenfalls weichere Prâkrit, eine gemeinere Mundart, neben dem edlern Sanskrit im Gebrauch. Die Schriftzüge der Sanskrit heißen Dewanagari, es sind 49, und werden von der Linken zur Rechten geschrieben; als Schreibmaterial bediente man sich schon in den ältesten Zeiten des Seiden- und Baumwollenpapiers, auch wohl der Blätter der Fächerpalme, worauf die Buchstaben mit dem Griffel eingegraben wurden. Verschiedene vom Dewanagari abgeleitete Alphabete dienen den gemeinen Dialekten. Unter den heutiges Tages in Hindustan gesprochenen, vom Sanskrit abgeleiteten Mundarten ist die verdorbenste das Hindi, ursprünglich in der Gegend von Agra und Delhi, und das mit Persisch und Arabisch gemischte Hindustani, welches aus jenem entstanden und in vielen Dialekten in Hindustan oder den oberen Provinzen gesprochen und weit verbreitet ist (etwa 20 Millionen); von der Regierung wird es jetzt statt des früher üblichen Neupersischen gebraucht. Weniger ausgeartet ist das Bengali, welches im eigentlichen Bengalen (von etwa 30 Millionen) gesprochen wird. Im Dekan herrschen mehrere mit dem Sanskrit wenig oder gar nicht verwandte Sprachen, welche vermuthlich von untergegangenen Ureinwohnern herstammen. Dahin gehört das Tamil oder Tamulische, südlich von Madras auf der Ostküste; das Karnatische im NO. und im Innern Dekans; das Malabarische, zuweilen, aber irrthümlich, Grantham genannt; die Telinga- oder Telugu-Sprache, mit einem eigenen Alphabet, nördlich von Madras bis in die Mitte Dekans (8 Millionen); das Mahrattische im NW. der Halbinsel u. m. a. Die Muhamedaner reden das Hindustanische, ein Gemisch aus Indisch, Arabisch und Persisch, und bedienen sich der persischen Schrift. In manchen Plätzen, wo einst die Portugiesen herrschten, hat sich eine gemeine Volkssprache gebildet, worin viel Portugiesisches.

— Wenige Völker der Welt besitzen eine so reiche, so mannigfaltige und so ausgebildete Literatur als die Hindus; allein sie gehört fast ganz einer frühern Zeit an und verliert sich zum Theil in das höchste Alterthum*). Alle Werke derselben sind in Sanskrit geschrieben, doch so, daß in einigen der jüngeren Schriften auch das schon etwas verdorbene Prakrit im Munde der Frauen und Personen geringen Standes vorkommt. Die ältesten und bedeutendsten brahminischen Schriften, deren Alter bis jetzt noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen ist, welche aber doch leicht bis in's 15. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen mögen und die Grundlage der Religion und der gesammten Literatur bilden, sind die vier **Vedas****), heilige Gedichte, welche Hymnen, Gebete und Vorschriften für allerhand Opfer enthalten. An sie schließen sich die vier **Upavedas** oder Unterveden an, welche von Musik, Medicin, von Krieg und Waffen, von vielen mechanischen Künsten u. s. w. handeln, wozu noch eine Menge von Commentaren, von philosophischen und grammatischen Schriften kommen. Uralt ist auch das Gesetzbuch des sogenannten Manu, des ersten Menschen, womit nur das unbekannte Alterthum des Werks ausgedrückt ist. Den Schluß der eigentlich religiösen Schriften, welche unter dem gemeinsamen Namen **Sastra** (Richtschnur, Gesetz) begriffen werden, machen die religiösen Epopöen und die **Purânas**, deren es 18 giebt. Unter den größeren epischen Gedichten sind zwei vorzüglich berühmte: das **Ramáyana** oder Geschichte des Königs Rama von Oude und seines Siegeszuges nach Ceylon, vor Christi Geburt verfaßt; und das **Maha-Bharata**, welches einen bürgerlichen Krieg Indiens schildert; das erstere hat 24000 Doppelverse, das andere mit seinen vielen zum Theil unächten Episoden über 100000. Die **Puranas** endlich sind eine Compilation mythologischen und historischen Inhalts von ungeheurem Umfange; sie haben wenigstens 800000 Doppelverse und sind die Quelle der abenteuerlichsten Mythologie; in einem Purana kommt eine der Sündfluth ähnliche Ueberschwemmung vor. Die Puranas sind wahrscheinlich in ihrer jetzigen Gestalt erst zwischen dem 8. und 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verfaßt, obwohl einzelne Theile aus weit älteren Materialien entstanden sind. Aus derselben Zeit sind viele nicht zu den religiösen Schriften gerechnete, volksthümliche epische Dichtungen von großer Schönheit; ebenso große Fabelsammlungen, welche zum Theil durch Perser und Araber mannigfaltig bearbeitet sehr früh schon nach Eu-

---

*) Man theilt die brahminische Literatur — außerdem giebt es buddhistische und andere Schriften in Indien — in 4 Abschnitte, nämlich: die alte Brahminen-Literatur, in der Sanskritsprache; die der Buddhisten und Dschaïns (s. u.), meist in Pâli; die muhamedanische, in persischer oder hindustanischer Sprache; und die neuere Literatur, in den jetzt noch gäng und geben indischen Sprachen. Alle altbrahminischen Werke werden von den gegenwärtigen Hindus als unmittelbar göttlichen Ursprungs oder als Werke göttlicher Eingebung betrachtet.

**) Davon sind 2 nur Auszüge aus den beiden anderen.

ropa gekommen sind. Die wahre Blüthe aber der Profanliteratur Indiens bilden die Dramen, voller Pathos und reich an Schönheiten, wovon man einige sechzig kennt und worunter die Sakuntala des Kalidâsa, etwa 100 Jahre v. Chr., das bekannteste und berühmteste ist. Mit dem 5. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung beginnt der Verfall dieser Literatur, welche mit dem Untergange der alten Sprache, im 10. Jahrhundert, gänzlich erlischt. Nur unendlich wenig von diesen literarischen Schätzen, neben denen sich noch zahlreiche philosophische, mathematische, medicinische, grammatische und Rechtswerke finden, ist bis jetzt gedruckt.

Gehen wir nun die einzelnen Völker durch, welche Hindustan bewohnen, so müssen wir wie billig mit dem Urvolk, den Hindus, den Anfang machen.

Hindus. Seit undenklichen Zeiten bewohnt dies Volk die Halbinsel des Ganges, ohne sie jemals in Kriegen oder der Ansiedelung wegen, jene oben angeführten Fälle ausgenommen, verlassen zu haben. Ihre Religion und alle ihre Sagen deuten darauf hin, daß sie aus dem Norden in die südlichen Gegenden hinabgestiegen und nach und nach sich über die Halbinsel ausgebreitet haben, welche wahrscheinlich vorher von Urbewohnern malayischen oder negerartigen Ursprungs bewohnt war. Die Hindus sind kaukasischen Stammes und machen die so große Mehrheit der Bewohner aus, daß man ihre Zahl auf etwa 114 Millionen annimmt. Der Hindu ist in der Regel von mittlerer Größe, mehr fein und zart als stark gebaut, dabei aber äußerst wohlgebildet; einige der vornehmeren Stämme gehören zu den schönsten Menschen. Ihre Farbe ist bräunlich gelb, lichter in den höheren, dunkler in den niederen Ständen. Die Gesichtszüge sind edel, obgleich die Lippen etwas dicker als beim Europäer, das Haar ist fein und glänzend schwarz, die Haut überaus zart und weich. Auffallend ist die Kleinheit der Hände und Füße; ihre Säbelgriffe sind daher unseren Soldaten zu klein. Ihr ganzer Körper ist mehr zierlich, biegsam, als stark; dennoch besitzen sie eine große Ausdauer, können weite Märsche lange hinter einander aushalten und laufen schneller als der Europäer. An Geschick übertreffen sie uns weit; ihre Gaukler und Seiltänzer lassen die unsrigen weit hinter sich zurück, und fast ohne alle Maschinen, mit den bloßen Händen weben sie Zeuge *) und verrichten Arbeiten, die dem Europäer unerreichbar sind. Auch abgesehen davon, daß ihre Religion einem großen Theil von ihnen den Genuß thierischer Nahrung und geistiger Getränke verbietet, was übrigens keinesweges so allgemein und so streng beobachtet wird, als man gewöhnlich glaubt, sind sie äußerst mäßig; der Aermere lebt beinahe nur von Reis, Früchten und Wasser; kein Hindu berührt beim Trinken das Gefäß mit den Lippen, sondern weiß die Flüssigkeit geschickt in den Mund zu gießen. Ihre Wohnung, ihr Hausgeräth, ihr Hand-

---

*) Seit 1813 ist jedoch die einheimische Weberei durch die Einfuhr britischer Fabrikate fast gänzlich zu Grunde gerichtet.

werkzeug, Alles ist unendlich einfacher als bei uns. Die Kleidung der größern Menge besteht beinahe nur in einem um die Hüften befestigten Tuche, worüber noch ein Gewand nachlässig geworfen wird; die Beine sind beinahe immer bloß; Vornehmere und Frauen tragen wohl eine leichte Jacke und leichte, weite, bis zu den Knöcheln herabgehende Beinkleider; das Haupt wird mit einem Tuche umwunden. Doch lieben sie den Putz und tragen oft viele Juwelen, Arm-, Fuß- und Halsbänder mit Edelsteinen besetzt, auch wohl Ringe durch den Nasenknorpel. In der Regel erreichen sie ein hohes Alter und wissen wenig von Krankheiten. Sie sind von sanftem, mildem Charakter, mitleidig selbst gegen Thiere und gastfrei. Obgleich das Gesetz die Vielweiberei den höheren Kasten erlaubt, so ist sie doch äußerst selten, und die Ehe wird treu gehalten; nur Fürsten und Große haben einen Harem, hier Zenana genannt, welche Sitte aber durchaus keine ursprünglich indische, sondern erst durch die Muhamedaner eingeführt worden ist. Von dem drückenden Verhältniß der Frauen in muhamedanischen Ländern weiß man hier nichts; die Frau ist in jeder Hinsicht die Gehülfin des Mannes. Der ehelose Stand wird für schimpflich gehalten. Nur bei den Naïren, einer edlen Kriegerkaste auf der Küste Malabar, herrscht die sonst nur selten (z. B. in Tübet und Butan) auf Erden vorkommende Polyandrie, d. h. daß eine Frau mehrere Männer hat. Die Leichen werden theils verbrannt, theils beerdigt, je nachdem die Religionspartei, zu welcher der Verstorbene gehört, das Eine oder das Andere verlangt. Die Schattenseite ihres Charakters ist Geiz und Feigheit, wobei man jedoch anerkennen muß, daß alle Laster, deren man sie beschuldigt, nur da hervortreten, wo sie mit Europäern in Berührung gekommen. Das unglückliche Volk ist seit so vielen Jahrhunderten von zum Theil rohen Fremden beherrscht, daß es allen Sinn für politische Freiheit verloren hat; diese lange Sklaverei hat den Hindu an Geist und Körper entnervt und herabgewürdigt; er haßt den Krieg und jede anstrengende Arbeit, Ruhe geht ihm über Alles; kriechend gegen Mächtige, ist er nicht selten höchst anmaßend und bedrückend gegen Untergebene; Lüge, Falschheit und Hinterlist sind seine Waffen. Unwissenheit und Aberglaube sind ganz allgemein, Sittenlosigkeit wenigstens sehr häufig. So ist das Volk jetzt, während uns alle Berichte aus dem höhern Alterthum und noch aus der Zeit der Ankunft der Portugiesen den Charakter und die Sitten der Hindus als sanft, rein und durchaus liebenswürdig schildern. Da sie nicht allein den Krieg, sondern auch die Jagd und überhaupt jede körperliche Anstrengung hassen, so bestehen ihre Vergnügungen vorzüglich darin, dem Spiele der Gaukler und Seiltänzer und dem Tanze der Bajaderen zuzusehen. Letztere, welche in verschiedene Classen zerfallen, werden zum Theil bei den Tempeln erzogen und gebildet, weil ihr Tanz zu den religiösen Ceremonien wesentlich gehört, theils dienen sie den Reichen bei Festen und Schmäusen; nur diese letzteren gehören zu den verworfensten ihres Geschlechts. Alle Hazardspiele sind den Hindus untersagt; das Schachspiel, für dessen Erfinder sie sogar gelten, lieben sie leidenschaftlich. Das Ba-

den, welches sie täglich üben, gehört ebensowohl zu ihren Vergnügungen, als zu ihren religiösen Gebräuchen. Das Betelkauen ist ein ganz allgemeiner Gebrauch; viele rauchen auch Taback, auch wohl Hanfblätter, welche eine betäubende Wirkung hervorbringen. Ihre Musik klingt uns unharmonisch; sie haben eine Scala von sieben Tönen und viele musikalische Instrumente.

Ein Hauptzug in ihrem Charakter ist die beinahe unüberwindliche Anhänglichkeit an alten Sitten, Herkommen und Gebräuchen, kraft welcher sie ihre Eigenthümlichkeit seit Jahrtausenden unter den ungünstigsten Umständen behauptet und welche leider das größte Hinderniß der allgemeinen Verbreitung des Christenthums bildet. So besteht noch jetzt eine Eintheilung des Volks, deren Ursprung völlig unbekannt ist, welche aber schon vor Jahrtausenden in Kraft war. Das ganze Volk der Hindus zerfällt nämlich in vier Haupt-Kasten *), oder vielmehr Jatayas, d. h. Stände, oder Varnani, d. h. Farben, wie sie im Lande selbst heißen — denn Kaste ist portugiesischen Ursprungs —, wovon jede ihren Mitgliedern von der Geburt an ihren Stand, Rang, Beschäftigung, Sitten und Gebräuche vorschreibt. Wer die Pflichten seiner Kaste gröblich verletzt, wird ausgestoßen und sinkt damit zum Abschaum des Volks herab. Diese vier Haupt-Kasten sind die der Brahminen, der Kschatrias, der Visas oder Vaisyas und der Sudras, wovon nach der Mythologie der Indier die ersten aus dem Haupte, die zweiten aus den Schultern und Armen, die dritten aus dem Leibe und den Schenkeln, die vierten aus den Füßen Brahmas entsprungen sind. Jede derselben hat wieder viele Unterabtheilungen, welche ebensowenig überschritten werden dürfen. Außerdem aber und unabhängig von der Kasten-Eintheilung finden sich abweichende Gebräuche und Sitten bei verschiedenen Stämmen und Secten, welche durch alle Kasten hindurchgehen. So giebt es nur 18 Classen, welche gar keine thierische Nahrung genießen dürfen, aber 70, denen sie mit Einschränkungen erlaubt ist; nur Kuhfleisch wird durchaus nie genossen. Einige verbrennen ihre Todten, andere begraben sie; bei einigen

---

*) Eine vollkommen strenge Sonderung der 4 Kasten mag einst in uralten Zeiten in Indien geherrscht haben, findet sich indeß daselbst gegenwärtig bestimmt nicht mehr, denn obwohl jede Classe ihre eigene Beschäftigung hat, so steht diese doch jeder andern auch frei; einzig und allein ist die Kaste der Brahminen noch als eine mehr abgesonderte zu betrachten, obwohl in Indien auch nicht einmal die Priester sämmtlich Brahminen oder alle Brahminen Priester sind. Alle übrigen Kasten sind durchaus vermischt. Nichtsdestoweniger herrscht jedoch noch die Sitte durchgängig, daß der Sohn das Gewerbe des Vaters ergreift, und so kann man gewissermaßen sagen, daß jede eigene Beschäftigung auch eine besondere erbliche Kaste, mit vielen eigenthümlichen Gebräuchen rc., bilde; dann hat man aber mehrere hundert Kasten zu unterscheiden. Diese sondern sich durch Herkommen, Sitten, Rechte von einander noch immer scharf genug ab, obwohl der Einfluß der europäischen Bildung und Erziehung auch hier in der neuesten Zeit sich ausgleichend geltend gemacht hat. Die oben angeführten Unterschiede enthalten demnach nur die Grundzüge einer Eintheilung, welche in der Wirklichkeit keineswegs in so hohem Grade abgeschlossen vorkommt, wie es den Anschein haben könnte.

ist es den Witwen erlaubt, sich wieder zu verheirathen, bei anderen ist es den Witwen zur Pflicht gemacht, sich mit dem Leichnam des Mannes verbrennen oder begraben zu lassen. Diese gräßliche Sitte, wovon sich in den ältesten Religionsbüchern der Hindus keine Spur findet und welche erst jetzt, nach zuverlässigen Nachrichten, im Bereich der englischen Besitzungen abgeschafft worden ist, war noch vor Kurzem so allgemein, daß in der Provinz Bengalen allein im Jahre 1818 sich 839 (in 4 Jahren 2366) Frauen auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrannten; der älteste Sohn wurde dazu gewählt, den Scheiterhaufen anzuzünden. Beim Lebendigbegrabenwerden der Witwen waren es ebenfalls die Kinder und nächsten Verwandten, welche die Erde über dem Haupte der Unglücklichen festtraten.

a) Die Brahminen, richtiger **Brahmanas**, daher der griechische Name Brachmanen, machen den Priester-, Gelehrten- und Beamtenstand aus; alle Diener der Tempel, alle Lehrer, Richter, vornehmere Staatsdiener können nur aus dieser Kaste genommen werden, die als heilig die größten Vorrechte genießt. Einen Brahminen zu tödten, ist ein beinahe nicht zu sühnendes Verbrechen; auch geschieht es nur äußerst selten, daß ein Brahmine zum Tode verurtheilt wird; im schlimmsten Falle werden dem Verbrecher die Augen ausgestochen oder er wird aus seiner Kaste gestoßen. Selbst Fürsten dürfen ihre Diener, wenn sie Brahminen sind, nicht berühren, noch weniger mit ihnen essen. Dagegen sind sie auch den größten Beschränkungen unterworfen. Sie steigen nur durch lange und strenge Prüfungen der Enthaltsamkeit, des Schweigens und der Studien zu dem höchsten Range ihrer Kaste hinauf, werden dann aber auch als Heilige verehrt. Dabei sind sie jedoch, wenigstens in Bengalen und wo sie sonst mit Europäern zusammenleben, meist die verderbtesten, heuchlerischsten und sittenlosesten aller Hindus. Nach ihren verschiedenen Verrichtungen zerfallen sie in eigentliche Priester und Beamte, und nach dem Grade ihrer überstandenen Prüfungen in 4 Rangordnungen.

b) Die Kschatrias, d. h. vermuthlich Schützen, bilden die Krieger-Kaste, und die Fürsten waren fast immer aus derselben. Diese Kaste ist fast ganz verschwunden und man kann nur die kriegerischen Rasbuten und Naïren auf der Küste Malabar, und die Mahratten als ausgeartete Abkömmlinge derselben ansehen.

c) Die Visas oder Vaisyas bestehen aus allen denen, welche das Land bauen, Viehzucht und Handel treiben, bilden überhaupt also die gewerbetreibende Kaste. Ackerbau und Handel standen in Indien von jeher in Ehren; selbst der Brahmine darf sich damit beschäftigen, und die Banyanen oder Handelsleute sind noch jetzt hochgeachtet. Das sind die drei edlen Kasten, denen die Kenntniß der alten Religionsbücher erlaubt, ja zur Pflicht gemacht ist. Sie dürfen auch unter einander heirathen.

d) Die Sudras endlich sind diejenigen, welche alle übrigen Gewerbe und Handwerke treiben, das eigentliche Volk; die Zahl ihrer Unterabtheilungen ist daher sehr groß und jede bindet die in ihr Gebornen an den Stand seines Vaters, wie die Kaste selbst den Rang

und den Stand eines Jeden bestimmt; so daß der Sohn eines Schmieds gewöhnlich nichts Anderes als Schmied sein kann. Doch auch diese gesetzliche Bestimmung ist wohl nie in ihrer ganzen Strenge beobachtet worden, weil man sonst nicht die unendliche Mannigfaltigkeit neu entstandener Gewerbe und Berufsarten begreifen könnte. Aus dieser Erblichkeit aller Gewerbe folgt zwar, daß sich gewisse Handgriffe und Geheimnisse seit undenklichen Zeiten unter ihnen erhalten haben; sie hemmt aber auch im Ganzen die Entwickelung des Volks und hält es auf einer und derselben Stufe der Bildung fest. Die Sudras allein sind von der Kenntniß der alten Religionsbücher ausgeschlossen.

Außer diesen vier edlen Kasten giebt es, wenn man will, eine fünfte, die aber nicht als Kaste anerkannt wird und eigentlich den Auswurf aller übrigen enthält. Das sind die die zahlreichen *) und unglücklichen Pariahs, Pulias oder Poliars, wie sie auf der Küste Malabar heißen; dennoch existiren auch bei ihnen Unterschiede in der Reinheit, welche ebenso streng beachtet werden als vom reinsten Brahminen. Sie werden kaum als Menschen betrachtet, müssen abgesondert von allen Hindus wohnen, dürfen nie einen Tempel betreten, kaum mit einem Hindu reden, müssen wenigstens dabei die Hand vor den Mund halten, damit ihr Athem jenen nicht verunreinige; jeder, den sie berührten, hätte das Recht, sie zu tödten. Sie leben daher in einem fast thierischen Zustande, essen nicht allein ohne Unterschied alle Arten von Speisen, sondern sogar oft aus Noth das Fleisch gestorbener Thiere, und werden höchstens zu den schmutzigsten Arbeiten gebraucht. Schon ihr Aeußeres, ihre fast schwarze Farbe und ihre Unreinlichkeit unterscheiden sie zum großen Theil von den Hindus, und Manche halten sie für Nachkommen einer noch auf den indischen Inseln verbreiteten Negerrace, zu welcher sich die unzählig vielen, welche seit Jahrtausenden wegen irgend eines schweren Verbrechens aus ihren Kasten ausgestoßen worden sind, gesellt hätten. Doch bedienen sich ihrer die Engländer als ganz guter Soldaten. Unsere Zigeuner scheinen von ihnen abzustammen. — In ganz Indien herrscht noch ausgedehnte Sklaverei, obwohl die Einfuhr untersagt ist, und die Sklaven leben im jämmerlichsten Zustande; ihre Zahl wird auf **10** Millionen angeschlagen.

Religion.

Ueber diesen allerdings höchst wichtigen, aber von den Europäern noch bei Weitem nicht hinreichend ergründeten Gegenstand müssen wir uns begnügen, das Bekannteste und Allgemeinste zu erwähnen. Aus Allem, was wir von der unendlich verworrenen, mit den sonderbarsten, zum Theil tiefsinnigsten Allegorien überladenen Mythologie der Hin-

*) Nicht weniger als der fünfte Theil der Hindu-Bevölkerung soll aus Pariahs bestehen.

dus wissen, geht wenigstens soviel hervor, daß der Glaube des Volks und was die Brahminen für gut finden zu lehren, nur eine unglaubliche Entartung und Entstellung ursprünglich sehr reiner und tiefer religiöser Ideen ist. Selbst aus dem Unsinn, worunter die indische Götterlehre jetzt verschüttet zu sein scheint, schimmert als die edle Grundlage ihres Glaubens: die Erkenntniß eines einzigen höchsten Wesens, die Verpflichtung zu einem rein sittlichen Wandel und die Ueberzeugung einer ewigen Fortdauer des Menschen hervor. Das scheint überhaupt die Geschichte dieses unendlich interessanten Volkes zu sein, daß das heutige Geschlecht nur kümmerliche, mißverstandene Brocken früherer Weisheit, nur dürftige Trümmer früherer Kenntnisse und Wissenschaften besitzt. So sind die Hindus in den tiefsten Aberglauben in Hinsicht auf die Einwirkung der Gestirne, auf die Wahl glücklicher und unglücklicher Tage und Stunden versunken; sie hegen die abenteuerlichsten Vorstellungen von der Einrichtung des Weltgebäudes, und eben dieses Volk besitzt dennoch alte Tabellen und Formeln, wonach ihre Gelehrten noch jetzt mit bewunderungswürdiger Genauigkeit, ohne Papier und Feder, blos mit Hülfe von kleinen Muscheln, als Rechenpfennigen, die schwierigsten astronomischen Aufgaben zu lösen wissen und die Bewegung der Himmelskörper, namentlich die Sonnen- und Mondfinsternisse berechnen, ohne diese Bewegungen selbst zu kennen und zu verstehen. Ebenso sind die Hindus ohne Zweifel die Erfinder unserer gewöhnlich arabisch genannten Zahlen, sowie der Algebra gewesen, und was Chaldäer, Perser und Aegypter von Astronomie verstanden, das verdankten sie den Hindus. Die wahre Blüthe dieser Wissenschaften in Indien ist indeß nicht so alt, als man früher glaubte, sondern fällt wahrscheinlich in das 4. oder 5. Jahrh. v. Chr. Die Wunder ihrer Baukunst, wovon später, sind ein anderer Beweis eines uralten, längst verloren gegangenen, höchst gebildeten Zustandes. — Die Hauptzüge ihrer heutigen Götterlehre *) sind folgende: Das höchste Wesen, welches aber nie bildlich dargestellt oder in Tempeln verehrt wird, ist Brahma oder Parabrahma, das Große oder das Urgroße; von ihm ist Alles ausgegangen, zu ihm kehrt Alles zurück; er ist der Ewige, der Allmächtige, der Allgegenwärtige und Allwissende; sein Geist in sich selbst verschlungen ist frei von aller Lust und Begier; er ist der Alleinselige. Von ihm sind ausgegangen Bhawani oder die Natur und ein zahlloses Heer von Geistern, unter welchen die drei obersten Brahmâ oder Brahman, Wischnu (Vishnus) und Siwa (Sivas) die heilige Trimurtis oder Trinität der Hindus, die hauptsächlichsten Gegenstände ihrer Verehrung sind. Jedoch haben nur die zwei letzteren Tempel; Brahma ist dieses Vorzugs durch Hochmuthsünde fast ganz verlustig gegangen; aber es werden eigene Feste ihm zu Ehren gefeiert. Alle Hindus theilen sich daher in Wischnuiten und Siwai-

*) Man rechnet die Zahl der Bekenner des Brahmaismus auf 9/10 der gesammten Bevölkerung.

ten, wovon letztere die überwiegende Mehrzahl ausmachen. Brahma wird ferner als der Schöpfer, Wischnu als der Erhalter, Siwa als der Zerstörer betrachtet; sie entsprechen auch den drei Elementen Erde, Wasser, Feuer. Brahma wird gewöhnlich in Menschengestalt mit 4 Köpfen, auf einem Schwane sitzend, der auf dem Wasser schwimmt, dargestellt. Wischnu, der in 10 verschiedenen Verwandlungen (Incarnationen) in verschiedener Menschen- und Thiergestalt auf Erden theils schon erschienen ist, theils noch erscheinen soll und in der achten derselben als Krischna, ein schöner Götterjüngling, erschienen, hat daher auch eine große Menge verschiedener Gestalten, unter denen er abgebildet wird. Siwa wird gewöhnlich von Blitzen umgeben, mit 3 Augen und 8 Armen dargestellt. Jedem derselben wird eine Gattin beigelegt; zuweilen erscheint aber auch Bhawani als die gemeinsame Gemahlin von allen dreien. Von der unendlichen Zahl aus Brahma hervorgegangener Geister empörte sich eine große Menge, ward daher aus dem Himmel verstoßen und erhielt erst nach langer Zeit auf Bitten der übrigen Geister unter harten Bedingungen Gnade. Brahma nämlich, in Verbindung mit Bhawani (Natur), mußte die Körperwelt erschaffen, welche den gefallenen Geistern zum Aufenthalt und zur Wohnung angewiesen ward, wo sie nun bald dieses oder jenes Thier, Pflanze oder Mensch belebend, aus einem in den andern übergehend, sich in unendlicher Zeit wieder reinigen sollen. Das ist die Metempsychose oder Seelenwanderungslehre der Hindus, nach welcher Alles, auch Pflanze und Stein, von Geistern beseelt ist. Außer den schon genannten 3 Obergöttern verehren die Hindus eine Unzahl (Einige geben 333 Millionen an) von Wesen geringerer Art, welche den Elementen, den Naturphänomenen, den Tugenden, den Lastern, den Künsten, den Wissenschaften vorstehen, und außerdem giebt es noch ein Heer von guten und bösen Dämonen oder Schutzgeistern. Auch daran noch nicht genug habend, weiht der Hindu göttliche Verehrung 7 Flüssen, vor allen dem Ganges, in welchem zu baden für eine religiöse Reinigung gilt und dessen Wasser als Handelsartikel weithin versendet wird; auch werden häufige und höchst beschwerliche Wallfahrten nach seinen Fällen und seinen Quellen im höchsten Himalaya unternommen. Ferner werden als heilig geachtet unter den Thieren vor allen die Kuh und der Ochs, der Elephant, der Affe, der Schwan, einige Schlangen, ja selbst Pflanzen, wie der Lotus, der Banianen-Baum u. s. w. Unter den vorhin erwähnten Verkörperungen des Wischnu ist die neunte, wo er in Gestalt des Buddah erschien, die merkwürdigste. Buddha, dessen historische Existenz häufig ins 6. oder 10. Jahrhundert v. Chr. gelegt wird, ist als Reformator des Brahmaismus und als Stifter einer noch jetzt unglaublich verbreiteten Religionspartei höchst merkwürdig *). Unter

*) Nach neueren Untersuchungen sollen buddhistische Fürsten schon zur Zeit von Alexanders Eroberungszügen in Indien regiert haben; erst im 12. oder 14. Jahrhundert soll diese Religion hier durch den Brahmaismus verdrängt,

verschiedenen Namen, wie Gautamas, Sakyamuni, bei den Mongolen Schigemuni, bei den Chinesen Fo u. s. w., wird er und seine Lehre auf Ceylon und fast allen ostindischen Inseln, in Hinterindien, in China und Japan, vorzüglich aber in Tübet, bei den Kalmücken und selbst im russischen Reiche von einigen Völkerschaften verehrt. Diese Lehre verwirft alle Kasteneintheilung, nimmt die Seelenwanderung und damit die Heiligkeit aller Thiere an, wodurch alle blutigen Opfer verboten sind, verwirft alle Götterbilder und hat nur Lieder und Gebete bei dem übrigens höchst glänzenden Cultus. Es ist ein reiner Theismus, welcher eine einfache, milde Moral predigt. Ueberraschend ist die Aehnlichkeit des Buddhaismus in der äußern Erscheinung mit vielen Einrichtungen des Katholicismus; vorzüglich da der Buddhaismus Ehelosigkeit von den Geistlichen fordert und eine den Klöstern ganz ähnliche Einrichtung daraus hervorgegangen ist. Man findet bei ihnen die Hierarchie, das Papstthum des Dalai Lama, den Rosenkranz, Gebrauch des Weihrauchs, das häufige Glockengeläute, die Verehrung der Reliquien, Beichte und Absolution, weshalb die Missionare der Katholiken, als sie diesen Cultus kennern lernten, erklärten, der Teufel hätte den Heiden diese Geheimnisse offenbart. Seine höchste Ausbildung hat er in Tübet erreicht, wo auf den ersten Blick die Aehnlichkeit mit manchen Instituten und Gebräuchen der katholischen Kirche im ganzen Mittelalter die wunderliche Sage veranlaßte, daß irgendwo in Asien ein christliches Volk lebe, welches von einem mächtigen Fürsten, dem Priester Johannes, beherrscht werde. Die von den Lehren der Brahminen in vielen wesentlichen Punkten so ganz abweichenden Ansichten der Buddhisten veranlaßten blutige Verfolgungen, in deren Folge der Buddhaismus aus Vorderindien fast ganz verdrängt worden ist, dagegen aber von seinen vertriebenen Anhängern über viele Länder Asiens verbreitet wurde. Man will nahe an 300 Millionen Bekenner dieser Religion in Asien finden, fast das Doppelte aller Christen, Muhamedaner und Brahmaiten dieses Welttheils. Neuere Forschungen haben die Aehnlichkeit des Buddhaismus mit dem Christenthum noch mehr ins Licht gestellt. Die Seligkeit seiner Bekenner hängt einzig von ihrer Sittlichkeit ab, der böse Mensch wird jenseits wieder geboren, mit einem verfluchten Leibe, der tugendhafte mit einem verklärten Leibe. Zur höchsten Befreiung führen Einsicht, praktische Tugenden und der Glaube an die Heiligkeit und Wissensvollkommenheit des Buddha, der, von einer Jungfrau geboren, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft klar durchschaut. Seine Religion verbietet nicht nur die Tödtung des geringsten Thie-

---

und dieser neuern Ursprungs sein; wahrscheinlich hat er sich von Norden her über Indien verbreitet. — Dem Buddhaismus nahe verwandt ist die Religion der Dschaïns im mittlern und westlichen Indien; beide Secten wetteifern mit den Brahminen in ihren Ansprüchen auf ein hohes Alterthum, obgleich es, wenigstens in Indien, anerkannt ist, daß die brahminische Religion älter als die buddhistische ist. Ob diese oder die obige Ansicht die richtige sei, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden.

res, sondern auch alle Tücken des Herzens: Unfreundlichkeit, Zorn, Unwahrhaftigkeit, Heuchelei, Habsucht, Verrath von Geheimnissen, Verleumdung u. s. w., gebietet dagegen Verzeihung erlittenen Unrechts, Menschenliebe, Ehrfurcht vor den Eltern, Sorge für die eigene Familie und die Armen, Erhebung über das Unglück, Mäßigung im Glück, kurz eine Summe von Tugenden, die man vorzugsweise christliche nennt. Das Baseler Missionsmagazin nennt daher die Buddha-Religion „die beste, welche Menschen erfunden haben." — Der Cultus oder Gottesdienst der Hindus ist sehr mannigfaltig: er wird hauptsächlich verrichtet von den Brahminen, welche Priester sind, in den Pagoden oder Tempeln, eigentlich **Bhagavati**, heiliges Haus genannt. Ihrer sind sehr viele auf allen Punkten des Landes, die vorzüglichsten aber auf der Küste Koromandel. Sie übertreffen an Größe, Dauerhaftigkeit und Vollkommenheit der Ausführung Alles, was uns auf Erden von Werken der Baukunst bekannt ist. Das Material ist auf der Küste Malabar meist Marmor und Porphyr, auf Koromandel aber größtentheils Granit, bekanntlich eine der härtesten Steinarten. Gewöhnlich bildet das Ganze ein längliches Viereck, genau nach den Weltgegenden gerichtet, von einer sehr starken Umfassungsmauer umgeben: bei der von Jagannatha beträgt die Länge des Ganzen 1122′, die Breite 696′. In der Mitte jeder der 4 Mauern erhebt sich ein pyramidalisches Gebäude oder Thurm von 8—11 Stockwerken, 300 bis 400′ hoch: diese Thürme sind auswendig ganz mit sauber in halb erhabener Arbeit ausgeführten Götter- und Thierbildern bedeckt. Unter den Thürmen sind die vier Eingänge. In einem von den Mauern umgebenen freien Raume befinden sich ein oder mehrere Tanks, d. h. zierlich mit Stein eingefaßte Teiche zum Baden. Längs den Mauern sind inwendig Sitze für die Andächtigen, Bogengänge, auch wohl kleinere Capellen und Wohnungen der Priester und Bajaderen. In der Mitte des freien Raums steht nun das eigentliche Heiligthum, eben ein solches pyramidalisches Gebäude, nur mehr noch mit Gebilden überladen. Oft stehen auch mehrere solche Tempel neben einander. Unten in diesen eigentlichen Tempeln herrscht eine heilige Dämmerung, indem das Licht nur durch die Thüröffnung hereinfällt. Hier befindet sich nun die kolossale Abbildung eines oder auch mehrerer Götter, und die Wände sind abermals mit Basreliefs bedeckt. Zuweilen steht auch noch eine Götterstatue draußen am Eingange. Die meisten dieser Statuen sind von Stein, Kupfer oder Gold, oft mit den kostbarsten Gewändern bedeckt und mit Edelsteinen von großem Werth überladen. Doch alle diese Pracht verschwindet gegen den Riesenbau des Ganzen selbst, wenn man bedenkt, daß Alles von Granit, daß einzelne Quadern von einer solchen Größe sind, daß sie 10000 bis 12000 Cubikfuß enthalten, Alles bis zur Spiegelglätte polirt ist und die Steine zu manchem dieser Gebäude über 30 Meilen weit haben herbeigeführt werden müssen. Ja man sieht noch an einer Pagode, zu Chalembaram, eine Kette von Granit (also aus einem Stück gehauen?) in 4 Guirlanden abgetheilt, jede 137′ lang, wovon jedes Glied 3′ lang und 2—3′ dick ist; Alles wie der schönste Stahl

polirt. Was sind gegen diese Wunder Aegyptens Pyramiden! — Beinahe werden indeß diese bewundernswürdigen Denkmäler einer Zeit, von der es gar keine geschichtliche Kunde mehr giebt, noch von anderen Pagoden übertroffen, welche sogar ganz aus dem Felsen gehauen sind. Solche unterirdische Höhlentempel, Paläste, Säle, die oft Raum zu Wohnungen für viele tausend Priesterfamilien enthielten, finden sich in großer Menge auf der nördlichen Hochebene von Dekan und in den Ghats, und noch in den letzten Jahren hat man mehrere wohl erhaltene Höhlentempel in den Gebirgen des nördlichen Dekan entdeckt; südlicher als der Krischna-Fluß und in Nord-Hindustan kommen sie nicht vor, wohl aber wieder auf den Inseln Elephantina und Salsette. Bei Ellur in der Provinz Aurungabad, unter 20° n. Br., ist ein hufeisenförmiges Gebirge in einer Ausdehnung von 2 St. zu unendlich vielen Pagoden ausgemeißelt. Es ist ein wahres Pantheon, denn beinahe jede Gottheit der Hindus hat hier einen oder mehrere Tempel; das Innere ist mit Basreliefs bedeckt und mit Tausenden von Götterbildern angefüllt. Selbst die Brahminen wissen nicht anzugeben, wann diese Wunder gemacht worden. Europäer, die sie gesehen, glaubten, daß Tausende von Jahren zu ihrer Anfertigung gehört hätten. Die Höhlentempel von Elephantina und Salsette unweit Bombay sind ähnlich, nur nicht von solchem Umfange. Noch anderer Art ist endlich ein mehrere Meilen langes Granit-Vorgebirge im S. von Madras, welches ganz zu Grotten, Tempeln, Sälen, Herbergen ausgehauen ist. Die Schiffer nennen es die sieben Pagoden, wovon indeß die meisten jetzt unter Wasser stehen; bei den Eingebornen heißen diese Bauwerke Mavalipuram. — Der Cultus in den Pagoden wird von den Priestern, welche allezeit Brahminen sind, verrichtet; sie haben eigene, völlig steuerfreie Ländereien und außerdem noch bedeutende Einkünfte von den Opfern und Geschenken der Andächtigen. Der tägliche Cultus besteht darin, daß die Götterbilder gebadet, gewaschen, gesalbt und bekleidet werden, während vor den Bildern Lampen brennen, worauf Weihrauch verdunstet, und die Bajaderen unter feierlicher Musik ihre Tänze aufführen; auch werden den Göttern die Opfer des Volks, welche in Lebensmitteln, Blumen, Früchten u. s. w. bestehen, dargebracht. Bei manchen sehr feierlichen Gelegenheiten werden sogar gegen die gewöhnliche Sitte Thiere geopfert und verbrannt; ja es ist gewiß, daß wenigstens ehemals auch Menschenopfer, besonders von Kindern, stattgefunden haben. Außer dem täglichen Gottesdienst giebt es noch viele Feste, wovon einige mehrere Tage dauern und die den mancherlei Gottheiten zu Ehren gefeiert werden. Eins der berühmtesten ist das Wagenfest oder Tirunal. Es dauert 10 Tage und zieht, wenn es bei einer berühmten Pagode gefeiert wird, eine unendliche Menge von Pilgern herbei. In den ersten Tagen werden viele Processionen in und außer dem Tempel angestellt, wobei das Götzenbild dem Volke gezeigt wird. Am letzten wird das Bild auf einen ungeheuer hohen und starken Wagen gesetzt, an welchem oft mehrere tausend Menschen ziehen, und nicht selten stürzen sich wahnsinnige Schwärmer unter die Räder, um schnell

und sicher in Brahma's Himmel zu kommen. Für das Volk selbst giebt es eine Unzahl von kleinlichen Religionsvorschriften, die vorzüglich in vielen Abwaschungen, Opfern, Fasten und Gebeten bestehen. Sünden werden durch Abwaschungen, Fasten und Opfer, zuweilen auch durch beschwerliche Pilgerfahrten gebüßt; bei den für heilig gehaltenen höheren Classen der Brahminen steigen die für verdienstlich geachteten Selbstpeinigungen bis zum unbegreiflichsten Wahnsinn. Einige verbleiben Jahre lang in den unbequemsten Stellungen, ohne je ihren Platz zu verändern, so daß sie den Gebrauch ihrer Glieder verlieren; andere ziehen sich in Höhlen zurück, wo sie von dem Volke genährt werden; andere liegen Jahre lang auf Brettern, aus welchen spitze Nägel hervorragen; noch andere zerfleischen und zerfetzen sich den ganzen Körper oder lassen sich an eisernen Haken, die ihnen durch's Fleisch des Rückens getrieben werden, in die Höhe ziehen und in der Luft im Kreise umherdrehen. An Schulen fehlt es zwar nicht, sowohl solchen, in welchen nur Lesen und Schreiben, als auch solchen, worin Geschichte, Astronomie, Philosophie und Theologie gelehrt wird, letztere nur für Brahminen; aber bei einem großen Theile des Volks zeigt sich auch nicht der geringste Einfluß der Glaubenslehre auf Sittlichkeit und Leben.

Zu den Hindus, deren Charakter in den verschiedenen Theilen des Landes nicht geringere Verschiedenheit zeigt, als bei den europäischen Nationen, gehören noch, obgleich in Sitten und Lebensweise sich sehr von ihnen entfernend, die Mahratten. Sie gehören zu den Sudras, bilden einen ganz kriegerischen Stamm, der besonders in früheren Zeiten durch seine zahlreiche unermüdliche Cavallerie furchtbar war. Noch jetzt beherrschen sie, obgleich durch die Macht der Engländer sehr gezügelt und beschränkt, den nördlichen Theil der Westküste, und waren schon in älteren Zeiten als kühne Seeräuber gefürchtet. Ihr Staat bildete eine Art von militärischer Aristokratie, und die Macht war unter mehrere Oberhäupter getheilt; ehemals erkannten sie den Maja Raja (Maharadschah) von Sattarah als ihr Oberhaupt, an dessen Stelle der Peischwa die Gewalt übte. Seit **1818** ist aber dieses Band, welches alle Mahratten vereinigte, gänzlich vernichtet, der Peischwa verdrängt und der Maja Raja ein Vasall der Engländer. In Hinsicht der Religion sind sie gar nicht streng, beobachten selbst nur wenige religiöse Vorschriften und dulden Muhamedaner und Christen unter sich. Ein anderer kriegerischer Stamm der Hindus, der aber jetzt sehr an Macht verloren hat, sind die wegen ihres athletischen Körperbaues merkwürdigen Rajaputras oder Rasbuten, welche ihre Abstammung von der Krieger-Kaste herleiten und deren Gebiet im Norden von dem der Mahratten sich erstreckt. Sie sind die besten Soldaten in der britischen Armee. — Mächtiger und gefürchteter, aber auch von den Sitten der übrigen Hindus noch mehr abweichend, sind die Sikhs oder Seikhs, deren Besitzungen sich zwischen dem Sind und dem Gharra (Setledsch) bis an den Fuß des Himalaya erstrecken. Sie sollen erst im **15.** Jahrhundert als eine eigene Secte entstanden sein,

welche die meisten Glaubens- und Sittenlehren der Brahminen verwirft; sie verwerfen alle Götterbilder und huldigen einem reinen Theismus. Sie zeichnen sich durch Freiheitsliebe und Tapferkeit aus; auch ihre Hauptmacht besteht in der Reiterei. — Im Innern der Halbinsel, in den unzugänglichsten Gebirgen, giebt es noch einige freie, halb wilde und wenig bekannte Völkerschaften, wie die Kukies und Mugs an der östlichen Grenze; die wilden und kriegerischen Garrows im östlichen Bengalen; die Pucharris im nordwestlichen Bengalen; die Batties in der Sind-Wüste; die negerähnlichen Goands in Gundwana; die Bhills im nordwestlichen Dekan; und andere, in nördlichen Theilen der Halbinsel, welche zum Theil eine eigene Sprache und eigene Religion haben. Im mittlern Indien, zu beiden Seiten des Nerbuddah, leben die Thugs oder Phansygars, welche sich über das ganze Land als eine geheime Verbindung ausgebreitet haben und aus Hindus und Muhamedanern gemischt sind; ihr Gewerbe besteht in Plünderung und Mord von Reisenden u. A.; doch ist diesem Treiben neuerlich Einhalt gethan. Sehr merkwürdig ist ein kleiner Stamm der Hindus, der sich zum Christenthume bekennt; er bewohnt die Küste Malabar und mag an 70000 (nach Anderen nur 13000) Seelen zählen. Diese Christen werden Thomas-Christen genannt, weil sie der Sage nach von den Hindus abstammen, welche durch den Apostel Thomas, der in der Gegend von Madras den Märtyrertod gefunden haben soll, bekehrt worden; in der That aber sind sie Nestorianer, welche, im 5. Jahrhundert von der orthodoxen Kirche verfolgt, sich im Osten ausbreiteten und vermuthlich im 5. und 6. Jahrhundert auch nach Indien kamen. Sie erkennen den Patriarchen von Mosul für ihr geistliches Oberhaupt; ihre Priester sind verheirathet; auch erkennen sie nur drei Sacramente: Taufe, Abendmahl und Ordination, und dulden außer dem Kreuze keine Bilder in ihren Kirchen. Als die Portugiesen in Indien festen Fuß gefaßt hatten, wurden die Thomas-Christen hart verfolgt und gezwungen, den Papst anzuerkennen und Manches in ihren Gebräuchen zu ändern; seitdem aber die Macht der Portugiesen verfallen ist, sind die meisten von ihnen zu ihren alten Gebräuchen zurückgekehrt. Sie bilden jetzt unter britischer Hoheit einen eigenen kleinen Staat, der durch Priester und Aelteste regiert wird. Sie werden zu den Naïren oder der zweiten Kaste gezählt. Neuere Reisende rühmen ihre Sittenreinheit, schildern sie aber auch als höchst unwissend.

Betrachten wir nun die in Hindustan ansässigen Fremden:

1. Die Mongolen; so werden die im 8. und mehr noch im 10. Jahrhundert in Hindustan eingebrochenen und daselbst als herrschendes Volk ansässig gewordenen Muhamedaner genannt; ihre Zahl mag, wenn man andere Muhamedaner dazu rechnet, 15 Millionen betragen. Durch die Vermischung mit dem edlern Blut der Hindus haben die Mongolen einen großen Theil ihrer unangenehmen Gesichtsbildung verloren; doch zeigt noch der schwache Bart ihren Ursprung.

Uebrigens sind sie kräftig gebaut, stärker und kriegerischer als die Hindus. In der Kleidung zeichnen sie sich vorzüglich durch den Turban aus. Ihr Charakter und ihre Sitten sind die der Türken und Perser; sie sind daher zwar tapfer, aber auch grausam, und die Macht, die sie einst in Hindustan besaßen, hat sie im höchsten Grade pracht- und genußliebend gemacht; sie sind äußerst habsüchtig und überlassen sich den ärgsten Ausschweifungen in Wollust, Trunk und jeder Art von Schwelgerei. Ihr jetzt zerstörtes Reich war noch im vorigen Jahrhundert so mächtig, daß es 70000 □M. und über 40 Millionen Einwohner umfaßte. Die Regierung war die aller muhamedanischen Despoten, höchst willkürlich, drückend und grausam. Unter dem Groß-Mogul oder Kaiser standen Veziere, wovon der erste Subah hieß; die Statthalter der Provinzen wurden Nabobs, auch wohl Nizams genannt. Ihre Religion ist der Islam. In den ersten Zeiten ihrer Eroberung waren sie im höchsten Grade intolerant und fanatisch, und noch jetzt sind ihre Fakirs oder Andächtige, welche durch Wallfahrten nach Mekka oder durch selbstgewählte Büßungen sich ausgezeichnet haben, durch ihre fanatische Wuth, die sie zuweilen plötzlich und ohne Veranlassung zum Morde eines Hindu oder eines Christen reizt, nicht selten furchtbar. Zu den Muhamedanern in Hindustan gehören auch noch die Afghanen, von welchen ein Stamm, die Rohillas, an der Ostseite des Ganges ansässig ist.

2. Die Parsen oder Gebern, welche wir schon von Iran her kennen, haben sich seit dem 7. Jahrhundert in Hindustan, vorzüglich auf der Westküste, angesiedelt, wo sie als wohlhabende Kaufleute und geschickte Fabrikanten einen achtbaren Theil der Bevölkerung ausmachen. Vorzüglich zeichnen sie sich durch die Reinheit und Strenge ihrer Sitten aus. Ihre Zahl wird auf 50000 gerechnet.

3. Die Araber, hier auch wohl Mauren oder Mohren genannt, leben zahlreich, meist als Kaufleute (auf Malabar allein über 100000), in Hindustan; zum Theil sind sie zur Zeit der Eroberung mit den Mongolen eingewandert, zum Theil aber auch nur des Handels wegen aus Arabien eingedrungen.

4. Die Armenier, die wir ebenfalls schon kennen, beschäftigen sich, wie überall, vorzüglich mit dem Handel; in allen Seehäfen sind sie zahlreich.

5. Juden endlich, wovon die sogenannten weißen von dem Stamm Manasse, welcher zur Zeit des Untergangs ihres Reichs hierher versetzt worden sei, abzustammen behaupten, sind vorzüglich auf Malabar ansässig, wo sie sogar einst einen kleinen eigenen Staat bildeten. Andere in Hindustan zerstreute, sogenannte schwarze Juden sollen von Sklaven abstammen, welche den mosaischen Glauben angenommen; sie selbst betrachten sich als Sklaven der weißen Juden.

Eine andere Classe von Fremden bilden die Europäer, wovon der größte Theil nicht als dort angesessen und heimisch zu betrachten ist. Von den Engländern, dem jetzt herrschenden Volke, mögen doch

nicht viel über 40000 in Europa geborene sich in Hindustan theils in der Armee, theils in bürgerlichen Aemtern aufhalten ($^7/_8$ davon stehen im Dienst der ostindischen Compagnie); die englische Regierung ertheilt nämlich sehr ungern ihren europäischen Unterthanen die Erlaubniß, sich in Indien anzusiedeln. Weit beträchtlicher ist die Zahl der Anglo-Indianer, welche von einem englischen Vater und einer eingebornen Mutter stammen und besonders in den Hauptstädten angetroffen werden. Die Portugiesen haben jetzt nur noch einige wenige Plätze an der Westküste im Besitz; doch dient ein verdorbenes Portugiesisch noch immer als Handelssprache jener Gegenden. Die Abkömmlinge der Portugiesen und Hindus werden Topassis oder schwarze Portugiesen genannt; alles in allem mögen es über 500000, sämmtlich Römisch-Katholiken, sein; sie stehen gegenwärtig in der Cultur kaum höher als die Eingebornen selbst. Holländer, Franzosen, Dänen und andere Europäer betragen höchstens 5000 Seelen; außerdem giebt es auch in Calcutta noch Chinesen.

Es liegt in der Natur des Christenthums, daß es seine beseligenden Lehren überall zu verbreiten strebt, und der Anblick der Unwissenheit und des tiefen sittlichen Verderbens, welchen ein so zahlreiches und in vieler Hinsicht doch so achtungswürdiges Volk wie die Hindus Preis gegeben waren, mußte nothwendig den Wunsch erwecken, sie wo möglich für das Evangelium zu gewinnen. Auch betrieben dies die Portugiesen schon bei ihrem Eintritt in das Land mit dem größten, leider aber unverständigen Eifer. Verfolgung und Inquisition waren wohl wenig geeignet, die Gemüther zu gewinnen, und die Geistlichen der katholischen Kirche, welche damals und späterhin sich mit dem Geschäfte der Bekehrung befaßten, begnügten sich nur allzu oft mit einem äußern Schein von Christenthum, der mehr Unterwerfung als Ueberzeugung war. Die Holländer, welche an die Stelle der Portugiesen traten, vernachlässigten diesen wichtigen Gegenstand gänzlich, und erst mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts beginnen die ersten Versuche der evangelischen Kirche, durch Absendung von Missionaren, Anlegung von Schulen für die Kinder der Heiden, durch Predigt und Unterricht aller Art, dem Christenthum bei den Hindus Eingang zu verschaffen. Friedrich IV., König von Dänemark, war der Erste, der diesen heilsamen Gedanken faßte. Die Dänen besaßen und besitzen noch, seit 1620, die Stadt und das Gebiet von Trankebar auf der Küste Koromandel, und hierher wurden auch die ersten protestantischen Missionare gesendet. Der König hatte sich deshalb an Spener in Berlin und Francke in Halle gewendet, und vom letzten Orte gingen die beiden ersten, von Francke gebildeten Heidenlehrer aus; sie wurden in Kopenhagen 1705 ordinirt und kamen 1706 in Trankebar an, und diese dänische Mission, welche meistens ihre Missionare von Halle aus erhielt, bestand unter der Leitung des 1714 gestifteten Missions-Collegiums zu Kopenhagen bis 1828. England, welches durch seine sich immer mehr erweiternden Besitzungen am Meisten bei diesem Gegenstande interessirt sein mußte, begann etwas später, etwa 1728, daran Theil zu nehmen, indem sich dort eine Gesellschaft zur Beför-

derung christlicher Erkenntniß bildete. Erst mit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat man in England angefangen, sich ernstlich mit der Bekehrung der Hindus zu beschäftigen, und es sind schnell hinter einander eine Menge Gesellschaften zu diesem Zwecke zusammengetreten, wie die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums, die Baptisten-Missions-Gesellschaft, die Kirchen-Missions-Gesellschaft (nämlich von der hohen Kirche), die Londoner Missions-Gesellschaft u. m., welche alle Missionare und Unterrichtsanstalten in Hindustan und anderen Theilen Ostindiens unterhalten. Erst seit wenigen Jahren hat indeß die englische Regierung einen Bischof für ihre indischen Besitzungen ernannt. Dadurch aber hat die englische Kirche und ihre Anstalten ein solches Uebergewicht gewonnen, daß die deutschen Missionare in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sind, entweder sich zu den Lehren und Gebräuchen der anglikanischen Kirche zu bekennen, oder aber, von dieser beinahe verfolgt, mit unzureichenden Mitteln ihr frommes Werk allein fortzusetzen. Die Zahl der Missionsplätze und der Missionare sowohl in Hindustan, als auf Ceylon, in Hinterindien und auf mehreren einzelnen Inseln ist schon jetzt sehr bedeutend und in steter Zunahme. Vergleicht man nun aber die Zahl der durch diese Anstalten zum Christenthum bekehrten Heiden mit der Wichtigkeit und dem Umfange dieser Unternehmungen, so erscheint allerdings bis jetzt der Erfolg noch ziemlich unbedeutend; allein theils steht vielleicht die Sinnesart keines andern Volks auf Erden der Einführung des Christenthums mehr entgegen, als die der im Bewußtsein alter hoher Bildung auf alle Völker mit Verachtung herabsehenden, in ihren Gewohnheiten und Ansichten erstarrten Hindus; theils ist nicht zu leugnen, daß der nichts weniger als erbauliche Wandel der größern Mehrheit aller in Hindustan lebenden Europäer die Eingebornen in ihrer Abneigung nur allzu sehr bestärkt. In der neuesten Zeit scheint man den richtigsten Weg in dieser Hinsicht eingeschlagen zu haben, nämlich den, recht viele Schulen auch zum weltlichen Unterricht der Hindu-Kinder zu errichten.

Geschichte.

Wie mehrere andere Nationen Asiens, schreiben sich die Hindus ein Alter von mehreren Millionen Jahren zu. Indeß liegt es nicht in unserem Plane, die Deutung solcher fabelhaften Sagen zu versuchen, so wenig als von den angeblichen Zügen des Bacchus, der Semiramis, des Sesostris, ja selbst des Darius Hystaspes nach Indien zu reden. Für uns beginnt die erste zuverlässige Kunde über Indien mit dem Zuge Alexanders, 328 v. Chr., welcher indeß nur bis an den vorletzten östlichen Nebenfluß des Sind vordrang, und hier auf Bitten seines Heeres umzukehren gezwungen ward. Die Erzählung von einer Schifffahrt seines Feldherrn Nearch mit einer Flotte den Sind hinab und an der Küste entlang bis zum Euphrat, scheint aus einer spätern Zeit zu sein. Seleukus Nikator, einer der Nach-

folger Alexanders, soll zwar, 300 v. Chr., bis zur Gangesmündung vorgedrungen sein, mußte indeß diese Eroberungen bald wieder aufgeben; aber es wurde doch dadurch eine Handelsverbindung Indiens, vorzüglich mit Aegypten eingeleitet, wo Alexandrien lange Zeit der Stapelplatz für die Edelsteine, die feinen Zeuge und die Gewürze Indiens ward. Später, unter den byzantinischen Kaisern, ward ein anderer Handelsweg über das caspische und das schwarze Meer versucht und von Venetianern und Genuesern benutzt. Erst durch die Entdeckungen der Portugiesen, am Ende des 15. Jahrhunderts, veränderte sich die Gestalt des Handels gänzlich. Von der Geschichte und den Schicksalen des in viele kleine Reiche getheilten Hindustans ist indeß bis zum 10. Jahrhundert wenig Kunde nach Europa gekommen. Mit diesem Jahrhundert beginnen die Leiden und die Verwüstung Hindustans. Muhamed, der Stifter der Gasneviden-Dynastie, war der Erste, welcher von Khorassan aus mit seinen fanatischen Muselmännern 997 einen verheerenden Einbruch versuchte. Von da an wurden diese Raubzüge immer häufiger; der unendliche Reichthum des Landes und die Uneinigkeit und Schwäche der vielen dortigen kleinen Fürsten lockten immer mehr die Habsucht und den wilden Bekehrungseifer der Muselmänner. Mit dem 13. Jahrhundert fingen sie an, sich im Lande festzusetzen, und bald gehorchte ihnen das ganze nördliche Hindustan; im 14. Jahrhundert begannen sie auch in Dekan einzudringen. Die Geschichte dieser muhamedanischen Fürsten bietet übrigens bis zum Ende des 14. Jahrhunderts nichts als ewige Kriege, Verheerungen, Verrath und Entthronungen und Grausamkeiten aller Art dar. Schon oft hatten die wilden Mongolen Streifzüge nach Indien versucht; ernstlicher war 1396 der Angriff, welchen Timurleng (Tamerlan) zuerst durch seinen Enkel und 1398 in eigener Person unternahm. Die reiche Hauptstadt Delhi ward von ihm erobert, geplündert und verwüstet, wobei über 100000 Einwohner umkamen und vielleicht ebenso viele in die Sklaverei geschleppt wurden. Der Sieger kehrte indeß bald wieder nach seiner Heimath Samarkand zurück, und Hindustan ward noch bis 1519 von vielen Sultanen aus früheren Dynastien beherrscht. Aber die Nachkommen Timurlengs hatten die Absicht, Hindustan zu erobern, nicht aufgegeben. Ein Enkel jenes Eroberes, Muhamed Baber, aus tatarischem Geschlecht, drang nach mehreren vergeblichen Versuchen 1525 siegreich vor und eroberte Delhi, wo er seine Residenz aufschlug und durch eine milde Regierung die Gräuel der Eroberung zu verwischen suchte; er starb 1530, und sein Sohn Humajun mußte den sich wieder erhebenden früheren Herrschern eine Zeit lang weichen. Er floh nach Persien, von wo aus er 1554 siegreich zurückkehrte und das Reich der Mongolen in Hindustan gründete, welches erst in der neuesten Zeit gänzlich zu Grunde gegangen ist. Mit seinem Sohne, dem großen Akbar, 1556—1605, beginnt eine neue Epoche für die Geschichte Indiens; zwar mußte er lange mit inneren Unruhen kämpfen und dehnte die Grenzen seines Reiches über ganz Nord-Hindustan aus, selbst Kaschmir mit eingeschlossen; dennoch brachte er zuerst wieder

Ordnung in die Verwaltung des Landes, und sein trefflicher Vezier Abul Fazil schrieb sogar nebst der Geschichte seines Herrn und dessen Ahnen eine Statistik seines Reichs. Akbar liebte die Wissenschaften und die Poesie; er war, gegen die Art seines Volkes, duldsam gegen die Bekenner anderer Religionen und besonders den Christen gewogen. Die Regierung seines Sohnes Jehangir und seines Neffen Schah Jehan bis 1656 sind weniger bedeutend; doch behielt das Reich im Ganzen seine Ausdehnung und seine Macht, obgleich namentlich Jehangir sich den furchtbarsten Ausschweifungen überließ. Schah Jehan hatte vier Söhne, worunter der eine, Aurengzeb, seine Herrschbegier unter dem Mantel der Religionsschwärmerei geschickt zu verbergen wußte. So gelang es ihm, nicht nur seine Brüder zu täuschen, sondern, nachdem er diese theils durch Gift, theils im offenen Kampf aus dem Wege geräumt, setzte er sogar seinen Vater 1656 gefangen, der erst 1666 starb, und schwang sich auf den Thron. Er war einer der furchtbarsten Tyrannen, welche Asien je erzeugt; sein blutiger Fanatismus kannte keine Grenzen, und selbst gegen sich wüthete er zuweilen mit den grausamsten Büßungen und Kasteiungen. Ebenso habsüchtig als grausam plünderte und eroberte er nach langen Kriegen 1686 die kleinen Reiche von Visapur und Golconda, wo andere muhamedanische Fürsten herrschten, und dehnte sein Reich südlich bis an den Cavery aus. Nur die Mahratten unter ihrem tapfern Anführer Sevagi, welcher 1680 starb, widerstanden glücklich seiner Eroberungssucht. Bei alledem muß man Aurengzeb die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für die Verwaltung seines Reiches sehr viel gethan und hier eben so weise, streng und gerecht, als gegen seine Feinde hinterlistig und grausam war. Unter ihm erreichte das Reich des Groß-Moguls (mit diesem Titel bezeichnet man die Herrscher aus dem Geschlechte Timurlengs) den höchsten Gipfel seiner Macht; er besaß 224 Millionen Thaler Einkünfte und einen Schatz, worin er unermeßliche Reichthümer an Edelsteinen und andere Kostbarkeiten aufgehäuft hatte. Aurengzeb starb 1707, 90 Jahre alt, nach einer Regierung von 48 Jahren. Von nun an ging das Reich durch innere Kriege, Unfähigkeit der Fürsten und Angriffe von Außen mit raschen Schritten seinem Untergang entgegen. Drei Söhne und einige von ihren Söhnen nebst einigen Brudersöhnen Aurengzebs kämpften nach seinem Tode um die Krone, und das Nämliche ereignete sich 1712 nach dem Tode Schah Allums, welcher in dem frühern Kampfe Sieger geblieben; schon hatten sich mehrere Provinzen losgerissen, und in Dekan waren unabhängige Reiche entstanden, als der grausame Tyrann Persiens, Nadir Schah, nach Indien vordrang. Der damalige ganz unfähige Groß-Mogul Muhamed Schah ward 1737 in der Nähe seiner Residenz Delhi geschlagen und verstand sich zu einem schimpflichen Frieden. Nadir zog in Delhi ein; ein unbedeutender Streit, der sich zwischen einigen Soldaten und dem Pöbel entspann, veranlaßte einen wüthenden Kampf in der Stadt, worauf am folgenden Tage Delhi der Plünderung Preis gegeben wurde, bei welchem an 120000 Menschen umkamen. Damit noch nicht zu-

frieden, raubte Nadir den Schatz des Kaisers, alle seine Elephanten, seine Artillerie, erpreßte von den Großen unermeßliche Summen, ließ sich mehrere der westlichen Provinzen abtreten und verließ Delhi nicht eher, bis er das Hochzeitfest seines Sohnes mit einer Tochter des Kaisers gefeiert. Nach der mäßigsten Schätzung kostete dieser Krieg dem Reiche vielleicht 2000 Millionen Thaler, die Verwüstung des Landes ungerechnet. Muhamed starb 1747. Unter seinen Nachfolgern sank das Reich immer tiefer; noch zweimal ward das unglückliche Delhi erobert und geplündert, einmal von den Afghanen und dann von den Mahratten, so daß selbst der kaiserliche Palast fast zerstört wurde. Die Kaiser ohne Macht mußten sich endlich den Engländern in die Arme werfen und leben bis jetzt mit einem leeren Titel von einer Pension, welche England zu ihrem Unterhalt ausgesetzt hat. Dies führt uns zu einem Ueberblick der europäischen Niederlassungen und ihrer Fortschritte in Hindustan.

Die Portugiesen waren die ersten Europäer, welche 1497 unter dem großen Vasco de Gama an der malabarischen Küste landeten und bald nachher den Besitz von Goa und anderen Plätzen an der Küste erhielten, von wo sie eine Zeit lang den Alleinhandel mit den indischen Producten führten. Als aber Portugal seit 1581 seine Selbstständigkeit verloren, ging nicht allein der Handel, sondern auch ein Theil ihrer Besitzungen an die Holländer über, welche seit 1640 sich in Dekan festsetzten und auch den wichtigsten Handelsplatz Negapatnam erwarben. Früher schon, 1620, hatten die Dänen die Stadt Trankebar erkauft; doch haben sie weder diese Besitzung erweitert, noch sonst Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten gehabt. Wichtiger drohte die Niederlassung der Franzosen zu Pondichery 1664 zu werden, und sie hofften allerdings eine Zeit lang, die Herrschaft in Indien zu erhalten; allein gar bald mußten alle dem unendlichen Uebergewicht Englands weichen. Die Engländer hatten zwar schon seit dem Anfange des 17. Jahrh. angefangen, Handelsschiffe nach Indien zu senden, aber erst 1639 faßten sie festen Fuß daselbst, als ihnen die Stadt Madras von indischen Fürsten abgetreten wurde; doch bauten sie das Fort St. Georg erst 1643. Im Jahre 1664 traten ihnen die Portugiesen Bombay ab, und 1696 erkauften sie den Bezirk in Bengalen, wo jetzt Calcutta liegt. Dies waren die geringen Keime, woraus sich in der Folge der ungeheure, in die vier Präsidentschaften Calcutta, Allahabad, Madras und Bombay getheilte Länderbesitz Englands entwickelte. Alle indischen Fürsten begünstigten anfänglich den Handel der Europäer, weil sie sich dadurch theils viel baares Geld, vorzüglich aber die ihnen so wichtigen Kriegsbedürfnisse, Pulver, Gewehre, Kanonen, verschaffen konnten. Indeß waren die Fortschritte der Engländer nicht bedeutend; als aber der Handelsneid den Krieg zwischen ihnen und den Franzosen herbeigeführt und sie diese furchtbarsten Feinde gedemüthigt, begannen sie raschen Schrittes ihre Landbesitzungen durch Krieg und Verträge zu vergrößern. Am Ersten und am Leichtesten geschah dies von Calcutta aus in Bengalen und in Nord-Hindustan überhaupt. Indem sie sich in die ewigen

Fehden der Nabobs oder Fürsten mischten, gelang es ihnen bald, den Nabob von Bengalen in ihre Abhängigkeit zu bringen und sich ganze Provinzen von ihm abtreten zu lassen. Sie drangen nun bald als Bundesgenossen einzelner Fürsten, bald ihre eigene Sache führend, immer weiter vor, so daß schon **1764** der letzte regierende Groß-Mogul sich ihrem Schutze überlieferte und sie nun Herren des ganzen Nordosten von Hindustan wurden. Nicht so leicht gelang es der Präsidentschaft Madras, ihre Besitzungen zu erweitern; sie fand an dem Raja oder Fürsten von Mysore, Hyder Ali, einen ebenso tapfern als einsichtsvollen Gegner. Hyder Ali, geb. **1718**, hatte sich aus einem geringen Stande durch Tapferkeit und Talente zum Feldherrn und bald zum Beherrscher des Reichs Mysore in Dekan emporgeschwungen und sein Reich durch sehr ansehnliche Eroberungen über die Naïren auf der Küste Malabar bedeutend vergrößert. Er war ein großmüthiger und gerechter Fürst, der, soviel es seine beständigen Kriege zuließen, für das Wohl seiner Unterthanen sorgte und sehr richtig die Gefahr, die ihm von den Engländern drohte, erkannt hatte, weshalb er auch sich die Franzosen zu Freunden zu machen und von ihnen geschickte Officiere zur Bildung seines eigenen Heeres zu erlangen suchte. Als er sich hinlänglich gerüstet und ein mächtiges Bündniß mit mehreren indischen Fürsten und mit Frankreich geschlossen, brach der Krieg **1780** los, der im Ganzen nicht unglücklich für ihn ausfiel, obgleich mehrere seiner Verbündeten, von England bestochen und zum Theil besiegt, bald von ihm abfielen. Wenigstens verlor er nichts von seinen Besitzungen; er starb **1782**. Sein Sohn Tippo Saïb hatte nur den Haß seines Vaters gegen die Engländer, aber keine von seinen Tugenden geerbt. Höchst fanatisch, grausam und unbesonnen reizte er die Engländer selbst zum Kriege, welche in Verbindung mit den Mahratten und dem Subah von Dekan ihn in drei Feldzügen überwanden, so daß er **1792** die Hälfte seiner Staaten theils an die Verbündeten, theils an England abtreten mußte. Dadurch nicht gebessert, ließ er sich in ein zu nichts führendes Bündniß mit der französischen Republik ein, die nicht im Stande war, ihn zu unterstützen, verwarf alle billigen Vorschläge Englands und begann auf's Neue den Krieg, worin er bei der tapfern Vertheidigung seiner Hauptstadt Seringapatnam, welche mit Sturm erobert wurde, selbst den Tod fand. Nur ein kleiner Theil seines Reiches ward an die Nachkommen der früheren Fürsten, welche Hyder Ali verdrängt hatte, zurückgegeben, das Uebrige den englischen Besitzungen einverleibt. Mit den Mahratten brachen schon zu Ende des **18.** Jahrh. langwierige Kriege aus, welche durch deren innere Uneinigkeit **1818** ihre gänzliche Unterwerfung herbeiführten, und fast allen übrigen bisher noch freien Staaten, die in den Kampf verwickelt wurden, ihre Unabhängigkeit raubte; nur die Fürsten von Sind und von Lahore erhielten sich vollkommen frei. Die Siege über die Birmanen **1824—26** dehnten das Gebiet der Briten gegen Osten aus; minder glücklich waren die Kämpfe in Afghanistan, **1838** bis **1842**, während deren auch die unterworfenen indischen Fürsten sich wieder zu regen anfingen, und die Folge ihrer Verschwörungen

waren Kriege mit den Mahratten, dem Maharadscha von Scindia und den Emiren von Sind, welches 1843 gänzlich unterworfen und zu einer englischen Provinz gemacht wurde. Bald darauf brachen die tapferen Sikhs im December 1845 plötzlich über den Setledsch in's englische Gebiet ein, wurden aber ebenfalls nach einem kurzen und gefährlichen Kriege 1846 unterjocht. Der nördliche Theil ihres Landes nebst Kaschmir und Hasara ward einem Vasallen der englischen Compagnie zugetheilt, ein sehr fruchtbarer Strich zwischen dem Beas und Setledsch von ihr unmittelbar in Besitz genommen und das Uebrige einem Maharadscha unter großen Beschränkungen seiner Herrschaft übergeben. Zu den neuesten Erwerbungen oder „Einverleibungen", wie die Engländer statt „Eroberungen" sagen, gehören das Königreich Audh, früher von Pundschit Singh beherrscht, und das den Birmanen entrissene Gebiet Pagu, Erweiterungen, die, da die Engländer das Colonisiren verstehen und Civilisation und Cultur verbreiten, nur zum Glück der Bewohner dieser Landstriche ausschlagen können. So steht jetzt, mit Ausnahme einiger unbedeutenden indischen Fürsten, die ganze Halbinsel entweder unmittelbar unter englischer Hoheit oder wird doch von Fürsten beherrscht, welche gänzlich von den Engländern abhängen. — Im größten Theil des 18. Jahrh. war die englische Verwaltung höchst bedrückend und verderblich für ihre indischen Besitzungen; erst seit 1772 sind billigere Grundsätze angenommen worden. Mehrere der letzteren Gouverneure von Ostindien, namentlich die Lords Cornwallis, Teignmouth und Wellesley, haben sich durch Stiftung von gelehrten Schulen und Beförderung der Bildung unter den Hindus große Verdienste erworben; in der neuesten Zeit hat man sowohl von Seiten der Regierung als durch Vereine viel für die Ausdehnung des Unterrichts gethan und die Eingebornen sind nicht mehr abgeneigt, die gelehrten und niederen Schulen zu benutzen. — Die Armee, durch welche diese ungeheure Ländermasse im Zaum gehalten wird, beträgt im Ganzen gegen 200000 M., wovon aber kaum 1/8 aus Engländern besteht; doch werden die eingebornen Truppen in den höheren Chargen allein, in den niederen nur zum Theil von englischen Officieren commandirt. Die europäischen Truppen sind theils königliche, die etwa 20000 Mann betragen, theils Truppen der Compagnie, etwa 10000 M. Die eingebornen Truppen der Compagnie bestehen aus etwa 170000 M., welche aus allen Kasten ohne Unterschied angeworben werden; man nennt sie, nach dem persischen Worte Sipahi (Soldat), Sepoys (Sipoys) und rühmt ihre Tapferkeit, ihre Mannszucht und ihre Treue. Doch hat dieser Ruhm durch die im Jahre 1857 unter einem Theil derselben ausgebrochene Meuterei einen argen Stoß erlitten. Außerdem können noch an 24000 Mann unregelmäßiger Truppen, meistens Cavallerie, im Nothfall aufgebracht werden. Durch die neuesten parlamentarischen Verfügungen hat zwar die ostindische Compagnie ihre bisherigen ausschließlichen Handelsrechte verloren, aber die politische Herrschaft ist ihr bis auf Weiteres zugesichert.

Münzen. Maaß.

An Goldmünzen hat man: a) Goldrupien, oder Mohur, von indischen Fürsten; sie haben den Werth von 33 Schilling $2\frac{1}{2}$ Pence Sterl. oder etwa 2 Louisd'or; früher b) Pagoden, deren es sehr verschiedene giebt, von 2 Rthlr. bis 2 Rthlr. 15 Sgr. an Werth.

Unter den Silbermünzen ist die allgemeinste die (Silber-) Rupie, man unterscheidet jedoch mehrere Arten: die gewöhnlichsten sind die Sicca-Rupie zu $20\frac{1}{2}$ Sgr., die Current-Rupie zu nicht ganz $17\frac{1}{2}$ Sgr., ferner seit 1835 die allgemeine Company-Rupie zu 19 Sgr. $2\frac{1}{2}$ Pf. An Scheidemünzen hat man theils verschiedene kupferne, theils eine Art Porzellanmuscheln, Schneckenköpfe oder Kauri genannt, welche sich vorzüglich bei den malediviscshen Inseln finden; ihr Werth beträgt kaum $\frac{1}{12}$ Pfennig, indem 2560 Kauris = 1 Current-Rupie sind. — Im Großen rechnet man nach Lacks und Crores. Ein Lack Rupien ist gleich 100000 Rupien oder 10000 Pf. St. und ein Crore hält 100 Lacks. — An Gewichten hat man den Bazar-Maund (= 82,135 Pfd. engl.) und den Factorei-Maund (= $74\frac{2}{3}$ Pfd. engl. avoir du poids). — Die indische Meile (= 4000 Cubits à 18 engl. Zoll), Koß, ist nicht ganz $\frac{1}{2}$ deutsche; 33 Koß, nach Anderen gar 47, gehen auf 1 Grad des Aequators.

Eintheilung. Topographie.

Da das Gebiet der englisch-ostindischen Compagnie, welches früher in 3 Präsidentschaften zerfiel, seit 1835 aber in 4 getheilt wird, den bei Weitem größten Theil Vorderindiens umfaßt, so werden wir, dieser Eintheilung folgend, A) die unmittelbar unter der Regierung der ostindischen Compagnie stehenden Gebiete oder die 4 Präsidentschaften; B) die abhängigen oder schutzverwandten Staaten; C) die unabhängigen Staaten, sowohl indische als europäische betrachten. Die 4 Präsidentschaften führen den Namen ihrer Hauptstädte: es sind die von Calcutta oder Bengalen, die von Agra oder Allahabad, die von Madras und die von Bombay.

A) 1. Die Präsidentschaft Bengalen oder Calcutta. Sie umfaßt auf 10000 □M. nicht allein fast das ganze nordöstliche Hindustan, sondern auch noch einen Theil des nördlichen Dekan, nämlich die Provinzen Orissa, Bahar und Gundwana, sowie auch die zu Hinterindien gehörigen Provinzen Assam, Arrakan, Martaban u. s. w. Der Raum erlaubt nicht, die verschiedenen Abtheilungen dieses großen Regierungsbezirks einzeln anzugeben; wir müssen uns begnügen, hier, wie auch überhaupt in der Folge, nur die wichtigsten Oerter zu nennen. Einwohnerzahl: 55 Millionen. — Die Hauptstadt von Bengalen und überhaupt der wichtigste Platz in ganz Vorderindien:

Calcutta (indisch **Kallikotta)**, unter **22° 34′ n. Br.** und **106°** ö. Lg., an dem westlichsten Arme des Ganges, dem Hugly, etwa **10** M. von seiner Mündung, in einer ehemals öden und ungesunden, jetzt aber mit Landsitzen bedeckten Ebene. Sie ist die Residenz des britischen General-Gouverneurs, welcher mit den ausgedehntesten Vollmachten alle Besitzungen der Engländer in Ostindien verwaltet, so daß ihm die übrigen Präsidentschaften gleichfalls untergeordnet sind, und der Sitz der höchsten Collegien, sowie die Residenz des Bischofs. Sie ist gänzlich offen, aber durch das an ihrem südöstlichen Ende gelegene, sehr starke Fort William, welches eine Besatzung von **15000** Mann fassen kann, geschützt. Sie breitet sich von NW. nach SO. beinahe **1** M. in die Länge, und zerfällt in die weiße oder Stadt der Europäer, die schwarze oder Stadt der Hindus (Peltah), und die weitläufigen Vorstädte. Die weiße Stadt ist vollkommen schön, mit breiten, regelmäßigen, wohlgepflasterten Straßen, gebaut; sie zählt eine große Menge schöner Privatgebäude, Kirchen, auch Pagoden und Moscheen; das ansehnlichste Gebäude ist der Regierungspalast; der botanische Garten, einer der reichsten auf Erden, liegt auf dem westlichen Ufer des Flusses. Die schwarze Stadt, nördlich von der vorigen, zeigt nur wenige ansehnliche Gebäude, dagegen eine Unzahl enger und krummer Gassen und Häuser von Backsteinen, Lehm und Stroh. Die Vorstädte sind auf gleiche Weise gebaut. Die Zahl der Einwohner in der eigentlichen Stadt mag gegen **1** Million, mit den Vorstädten vielleicht doppelt so viel betragen, wovon die Europäer schwerlich den 20. Theil ausmachen. Im Fort William befindet sich ein Collegium oder eine gelehrte Schule, und hier ist auch der Sitz der berühmten, für die Kenntniß Ostindiens so wichtig gewordenen asiatischen Gesellschaft (**Asiatic society**). Die Fabriken sind zahlreich und höchst bedeutend, und da der Hugly selbst für größere Seeschiffe Tiefe genug hat, so ist Calcutta zugleich die vornehmste Handelsstadt von Hindustan. Das Fort William ist **1758** angelegt, und erst seitdem sind die daran stoßenden Städte mit reißender Schnelligkeit entstanden. — Die nahe gelegene Stadt Chandernagur, mit **40000** Einw., gehört zwar seit **1816** wieder den Franzosen, steht aber unter englischer Hoheit und darf nicht befestigt werden. — Serampur, ebenfalls am Hugly, mit einer dänischen Factorei und **14000** E., ist ein Hauptsitz der dänischen Missionsanstalten. — Andere wichtige Städte der Provinz Bengalen sind: Murschedabad am Hugly, mit **170000** Einw. und sehr bedeutendem Handel; und Dacca, an einem östlichen Arme des Ganges, mit **200000** Einw. und großen Mousselinfabriken. Weiter westlich am Ganges liegt, in Bahar:

Patna, mit **330000** Einw., welche sich vorzüglich mit der Bereitung des Opiums, des Indigos und der Verarbeitung von Baumwolle und Seide beschäftigen und einen sehr bedeutenden Handel führen. Sie ist übrigens ganz auf indische Weise, d. h. eng und schlecht gebaut.

2. Die nordwestlichen Provinzen oder die Präsidentschaft Agra oder Allahabad (**4000** □M. mit **30** Mill. Menschen), nordwestlich von

der vorigen. Der Sitz des Präsidenten ist Allahabad, am Zusammenfluß des Ganges und der Jumna, mit einer starken Festung und 200000 E. Sie ist einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Hindus; die Zahl der Pilger steigt oft über 200000; auch hat sie einen unterirdischen Hindutempel. — Oestlich davon liegt am Ganges die alte, einst hochberühmte Stadt

Benáres; sie hat zwar, wie alle eigentlich indischen Städte, höchst enge, krumme, ungepflasterte Straßen, dagegen aber, was man sonst kaum irgendwo findet, sehr hohe Häuser. Sie ist der Hauptsitz der Brahminen, welche hier außerordentlich zahlreich sind, und hat noch eine berühmte indische Schule. Die Stadt wimmelt von Bettlern, Fakirn und Pilgern und besitzt unzählige Tempel und Capellen. Die schönsten Gebäude sind einige Pagoden mit herrlichen, zum Flusse führenden Treppen und eine von Aurengzeb erbaute Moschee. Merkwürdig sind die zwar noch vorhandenen aber nicht mehr benutzten, in Stein mit der größten Genauigkeit gearbeiteten astronomischen Vorrichtungen, welche indeß kaum über 200 Jahr alt sein mögen. Benares ist ein Hauptplatz für den Handel, vorzüglich mit Edelsteinen. Unter den 640000 Einw. befinden sich nur äußerst wenige Europäer.

Agra, an der Jumna. Einst war sie die Residenz Akbars des Großen und soll damals über 1 Million Einw. gehabt haben; jetzt ist sie von ihrer Größe so sehr herabgesunken, daß sie kaum noch 160000 Einw. zählt. Von den vielen herrlichen Gebäuden, selbst von dem prächtigen Palast des Kaisers, sieht man nur noch die Ruinen. Doch sind die sogenannte Perlenmoschee, ganz aus milchweißem Marmor erbaut; ferner das prächtige Mausoleum, welches Schah Jehan seiner Gemahlin Nurmahal aus weißem Marmor errichtete, Taj-mahal genannt; ein schönes Thor von Granit und einige herrliche Grabmäler noch merkwürdig. Nur die starke Festung wird noch gut unterhalten. Das höchst prachtvolle Mausoleum Akbars befindet sich beim Dorfe Skandri. — Das nämliche Schicksal hat die ebenso berühmte Stadt Delhi, an der Jumna, getroffen. Sie war im 17. Jahrh. der Mittelpunkt des großen Reiches des Großmoguls, und noch jetzt wird sie von den Abkömmlingen dieser Herrscherfamilie, unter britischer Aufsicht, bewohnt. Auch sie liegt größtentheils in Ruinen, und von den 2 Millionen E., die sie ehemals zählte, hat sie nicht viel über 300000. Die schrecklichste Verwüstung erfuhr die Stadt durch Nadir Schah 1737. Dennoch enthält sie noch viele herrliche Gebäude; der sehr weitläufige kaiserliche Palast ist noch bewohnt; einige ihrer Moscheen zeichnen sich durch Schönheit aus, sowie auch die Brücke über die Jumna. Sie wird in die Stadt der Mongolen, welche die am besten gebaute ist, und die Stadt der Hindus getheilt. Hier wurden 1857, in Folge der unter den Sipahis (angeblich wegen der Verwendung eines Fettes zu Patronen, welches Brahmanen nicht berühren dürfen, wahrscheinlich aber wegen verweigerter Solderhöhung) ausgebrochenen Meuterei, sämmtliche europäische Officiere ermordet. — Saharampur, nördlich von Delhi, ist wegen eines schönen botani-

schen Gartens der ostindischen Compagnie bemerkenswerth. — Hurdwar, in derselben Provinz, am Ganges, da wo er die letzte Gebirgsreihe verläßt, ist zwar an sich nur ein unbedeutender Ort, aber durch seine großen Messen, welche zuweilen an 2 Millionen Menschen (gewöhnlich aber nur 2—300000) aus allen Gegenden Asiens herbeiführen, und als ein heiliger Ort der Hindus berühmt, wohin jährlich unzählige Pilgrimme kommen, um im Ganges zu baden. Solcher Wallfahrtsörter giebt es in dieser Gegend mehrere, sowie man den Ganges weiter aufwärts verfolgt, und da sie schon in den höheren Theilen des Gebirges liegen, so wird die Reise in dem Maße für verdienstlicher gehalten, als sie beschwerlicher wird. Solche Oerter sind: Srinagur, die Hauptstadt der Provinz Gurwal, an dem Alacananda-Ganga; Gangoutri, am Fuße des Himalaya, wo der Baghirata-Ganga aus einem an 13000′ hohen Berge hervorbricht. Der letzte und höchste dieser heiligen Oerter ist Badrinat, unter 30¾° Br. am Alacananda, mit einem der reichsten Hindu-Tempel; man rechnet an 2 Millionen Pilger, welche jährlich, trotz aller Beschwerden, hierher kommen. — In der Provinz Orissa, welche noch zu Bengalen gerechnet wird, liegt ein wo möglich noch berühmterer und besuchterer Wallfahrtsort, Jaggernat oder Jagannata, am Meerbusen von Bengalen, südlich von der Stadt Cuttack am Mahanuddy. Die Pagode, welche das Ziel der Andächtigen ist, gehört zu den staunenswürdigsten Werken altindischer Baukunst; sie ist aus Granit erbaut, 200′ hoch und ruht auf einem, zu diesem Zweck vollkommen geebneten Granitfelsen. Die Zahl der Pilger soll trotz ihrer Abnahme in neuerer Zeit oft noch 100000 übersteigen; 3000 Brahminen verrichten den Tempeldienst. Die Stadt, welche um die Pagode herum entstanden ist, heißt eigentlich Puri und liegt in einer öden, sandigen Gegend.

3. Die Präsidentschaft Madras. Sie umfaßt den größten Theil von Dekan, nämlich die ganze Ostküste, einen Theil der Südwestküste, und führt die Aufsicht über die mittelbaren oder Vasallen-Staaten Dekans. Der Umfang ihres unmittelbaren Gebiets beträgt gegen 7000 □M., die Zahl der Einwohner 22 Millionen. Sie besteht ebenfalls aus mehreren Provinzen, wovon wir nur die anführen, in welchen irgend bedeutende Oerter vorkommen.

In der Provinz Carnatik, welche die ganze Südostküste von Dekan begreift, liegt Madras, unter 13° 6′ n. Br., in einer nicht sonderlich fruchtbaren Gegend. Obgleich die Hauptstadt und der wichtigste Handelsort dieser Gegenden, hat sie nicht einmal eine gute Rhede, geschweige einen Hafen, woran es dieser Küste überhaupt mangelt. Sie besteht aus der sogenannten weißen und der schwarzen Stadt; jene prächtig gebaut und von Europäern, diese meist aus schlechten Hütten bestehend und von Hindus und Muhamedanern bewohnt. Der Haupttheil der weißen Stadt ist das Fort St. Georg, eine der stärksten Festungen in Indien, wo sich der Regierungspalast, die Episcopal-Kirche, die Münze, die Casernen und die meisten Waarenlager befinden. In der schwarzen Stadt, nördlich von der weißen, sind

zwar viele Pagoden und Moscheen, doch keine ausgezeichnete; die Stadt ist zu neu. Der erste Grund ward 1640 gelegt, allein erst seit 1758 hat sie bedeutend zugenommen. Seit 1841 besteht hier eine Universität. Die Zahl der Einwohner wird auf 500000 geschätzt. Der Handel ist höchst bedeutend. Eine Stunde südlich von Madras liegt der angenehme Ort St. Thomas oder Maliapur, von Portugiesen begründet und daher noch meist von solchen bewohnt. — Arkot, eine befestigte Stadt am Palar, war ehemals die Residenz eines Nabob. Vellur, am nämlichen Flusse, ebenfalls befestigt, diente bis jetzt den Nachkommen Tippo Saïbs unter englischer Aufsicht zum Aufenthalt; sie sind aber, wegen eines unter den einheimischen Truppen ausgebrochenen Aufruhrs, nach Bengalen versetzt worden. — Das Dorf Mahabalipuram, an der Küste, ist durch seine vielen Ueberbleibsel eines hohen Alterthums merkwürdig. Am Strande stehen die Ruinen von 7 Pagoden, wovon die meisten vom Meere bedeckt und nur bei der Ebbe sichtbar werden; die letzte, auf dem heutigen Strande, wird doch noch vom Meere bespült. Außerdem befinden sich hier noch mehrere zu Tempeln und anderen Denkmälern ausgehöhlte Felsen. — Tanschur, eine befestigte Stadt am Cavery, wo noch jetzt der ehemalige Raja von Tanschur wohnt. Sie hat viele Pagoden, eine Missionsanstalt und 30000 Einw. — Negapatam, einst eine Niederlassung der Holländer, seit 1783 im Besitz der Engländer, liegt am Meere an der Mündung des Cavery und hat wichtige Baumwollenfabriken und bedeutenden Handel. — Tritschinapoly, am Cavery, mit 80000 Einw., einer starken, auf einem kegelförmigen Felsen gelegenen Festung und einer Missions-Anstalt. Bei der Stadt liegt ein Felsen, welcher zum Theil zu einer sehr heilig geachteten Pagode ausgehauen ist.

In der Provinz Mysore (spr. meißur) liegt die ehemalige Hauptstadt und Residenz Tippo Saïb's, Seringapatnam, in ungesunder Gegend auf einer Insel des Cavery. Sie zerfällt in drei Theile: die eigentliche Festung, welche jetzt verfällt, die Stadt selbst, und den Palast Hyder Ali's nebst einem herrlichen Grabmal dieses Fürsten, in welches die Engländer auch den Leichnam seines Sohnes Tippo Saïb, der bei Vertheidigung seiner Residenz 1799 fiel, beigesetzt haben. Die Stadt mag 30000 Einw. zählen und hat viel von ihrer ehemaligen Pracht und Einwohnerzahl (150000) verloren.

In dem Nilgherri-Gebirge, einem Theil der westlichen Ghats, liegen die ihres lieblichen, den Europäern besonders heilsamen Klimas wegen berühmten Oerter Coimbatur und Utacamund.

In der Provinz Malabar, auf der Westküste: Cochin (kotschin), auf einer schmalen Landzunge, der östlich zur Seite ein trefflicher Hafen liegt, mit 30000 E.; sie ist gut gebaut, stark befestigt und ein Haupthandelsplatz dieser Küste. Sie war die erste Besitzung der Europäer in Ostindien. Albuquerque eroberte sie 1503; die Portugiesen verloren sie an die Holländer 1663, und diese an die Engländer 1795. — Diamper, im Innern des Landes, ein kleiner Ort, berühmt durch die 1599 hier gehaltene Synode, auf welcher die hiesigen Christen gezwungen wurden, sich den Katholiken anzuschließen.

— Calicut, am Meere; hier landeten die ersten Portugiesen 1498, und damals war sie die Hauptstadt eines mächtigen Fürsten, der Samorin genannt; Hyder Ali und Tippo Saïb verwüsteten und zerstörten die Stadt und die Gegend; doch hat sie sich unter der britischen Herrschaft gehoben und schon wieder 30000 E. Nördlich davon liegt die stark befestigte Stadt Tellichery.

In der Provinz Canara, nördlich von der vorigen, liegt Mangalur, eine bedeutende Stadt am Meere, mit 40000 E. Obgleich sie nur einen schlechten Hafen hat, treibt sie doch sehr wichtigen Handel, vorzüglich mit Reis.

In der Provinz der nördlichen Circars, auf der Ostküste, nördlich von Carnatik: Masulipatam, an der Mündung eines Armes des Kistna, mit einer Festung, einem mittelmäßigen Hafen und über 80000 Einw., deren Fabriken in baumwollenen Zeugen, Indigo, Zucker, Rum u. s. w. sehr berühmt sind und die einen starken Handel treiben.

4. Die Präsidentschaft Bombay. Sie ist die kleinste von den vieren, und bis 1818 betrug ihr unmittelbares Gebiet nur etwa 500 □M. mit über 2 Mill. Einw., hat sich aber damals durch die über die Mahratten gemachten Eroberungen auf mehr als 3000 □M. mit 11 Millionen Einw. (und neuerlich noch mehr) vergrößert. Sie ist dem Generalgouverneur in Bengalen untergeordnet, führt aber die Aufsicht über die im NW. der Halbinsel befindlichen Vasallenländer. Ihr unmittelbares Gebiet besteht in Folgendem:

Die Inseln Bombay und Salsette, unter 19° n. Br., dicht an der Westküste, werden nur durch einen schmalen Canal von einander getrennt, sind aber jetzt durch einen Damm vereinigt. Bombay, aus dem Portugiesischen **Bom Bahia** (gute Bay) gebildet, ist ein niedriges Sand-Eiland von noch nicht 2 □M., welches durch Dämme gegen die Fluthen geschützt werden muß. Die Engländer besitzen es seit 1661, wo es ihnen von den Portugiesen abgetreten wurde. Die Hauptstadt Bombay, an der Südostspitze des Eilandes, hat den besten Hafen von Vorderindien, den einzigen, welcher Linienschiffe aufnehmen kann, daher auch hier die Hauptstation der englischen Marine und große Schiffswerfte, bei denen besonders Parsen beschäftigt sind. Das Fort, worin sich das Gouvernementshaus, die Gebäude der ostindischen Gesellschaft, die Magazine und die Anlagen zum Schiffbau befinden, ist sehr stark. Die Stadt selbst, nach dem großen Brande von 1803 neu wieder erbaut, enthält viele Kirchen, Moscheen und Pagoden, doch keine ausgezeichnete. Die Einwohner, 240000, bestehen aus Hindus, Muselmännern, Portugiesen, Juden und Parsen, welche letztere hier sehr wohlhabend sind; es werden hier nicht weniger als 19 Sprachen geredet. Bombay ist der Sitz einer gelehrten Gesellschaft. Die Stadt besitzt fast den ganzen Handel von Arabien und Persien und ist die Hauptniederlage des Pfeffers. Der Wassermangel und die Hitze machen den Ort ungesund für Europäer. Die erste Eisenbahn in Asien, von Bombay nach

Panna, ist 1852 eröffnet worden. — Die Insel Salsette, nördlich von der vorigen, hat 10 □M. mit 50000 E. Sie wurde 1773 den Briten von den Mahratten abgetreten. Ihr Boden ist sehr fruchtbar. Merkwürdig ist sie nur durch die von Menschen ausgehauenen Höhlentempel von Kennery, in einer Hügelreihe, welche die Insel durchzieht; noch bedeutender aber sind die ähnlichen Werke auf dem Eilande Elephantina, zwischen Bombay und Salsette.

Punah, vormals die Residenz des Peischwa der Mahratten, im O. der Ghats auf dem Hochlande von Dekan gelegen, mit 115000 Einw., hat sich in neuester Zeit sehr verschönert; hier ist eine Sanskrit-Schule und ein botanischer Garten.

Die Provinz Gujerat oder Guzurat. Sie liegt im äußersten NW. Vorderindiens und umfaßt theils den nördlichsten Theil der Westküste, theils die Halbinsel zwischen dem Meerbusen von Cutsch und dem Meerbusen Cambay. In beide ergießen sich eine Menge kleiner und zum Theil auch großer Flüsse, wie Nerbudda und Tapty, daher besonders in der Regenzeit die Umgegenden der Meerbusen sich in ungeheure Sümpfe verwandeln. Das Innere ist zum Theil sandig und hat nur wenige im Sommer vertrocknende Regenbäche; an der Ostküste ziehen sich Gebirge entlang. Seit 1818 haben die Engländer, welche bisher nur einen schmalen Küstenstreif um den Busen von Cambay besaßen, davon Besitz genommen. Die wilde Anarchie, welche hier unter den Mahratten seit mehr als 50 Jahren geherrscht, hat das Land sehr verödet. Haupterzeugnisse sind Baumwolle, Indigo, Taback und Opium. Unter britischer Hoheit bestehen hier noch eine Menge kleiner Oberhäupter, die indeß weiter keine Erwähnung verdienen. Die Hauptörter dieser Provinz sind: Surate, 4 M. von der Mündung des Tapty in den Busen von Cambay, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Diese sehr große Stadt, im Ganzen eng und schlecht gebaut, mit einer noch von den Mongolen gegründeten Citadelle, hat noch jetzt, obgleich sie sehr zurückgekommen, nächst Bombay den größten Antheil am Handel mit Arabien und Persien, und soll 450000 E. zählen. Das merkwürdigste Gebäude in der Stadt ist wohl das vor mehr als 100 Jahren gegründete und reichlich ausgestattete Hospital für alte und kranke Thiere; man findet darin nicht allein Kameele, Pferde, Ochsen, sondern auch Affen, Schildkröten und sogar Ratten und anderes Ungeziefer, welche alle hier sorgfältig gefüttert werden. — Brotsch oder Barotsch, am Nerbudda, eine der stärksten, aber jetzt verfallenen Festungen Hindustans, mit etwa 35000 E. In der Nähe, auf einer Insel des Nerbudda, befindet sich ein so ungeheurer Banianenbaum, den man schon über 300 Jahre lang kennt, daß an 10000 Pferde unter ihm Platz fanden; in neuerer Zeit hat der Fluß einen Theil desselben weggerissen.

Die Provinz Cutsch, welche unter englischer Oberaufsicht steht, erstreckt sich westlich von der vorigen, zwischen dem Meerbusen von Cutsch und dem östlichsten Arm des Sind, und umfaßt etwa 500 □M. Nur die Süd- und Ostküste, welche mit niedrigen Bergen bedeckt sind, gestatten einigen Anbau; der ganze nördliche Theil, das

Runn genannt, bildet in der Regenzeit einen unermeßlichen See, in anderen Jahreszeiten pestilentialische Sümpfe, Salzlachen und Sandflächen, fast ohne alle Vegetation, und hat die größte Aehnlichkeit mit einem Boden, auf welchem noch vor Kurzem das Meer gestanden hat. Die Einwohner dieses traurigen und glühend heißen Landes (etwa 350000), meistens Rasbuten, waren bisher unter viele kleine Oberhäupter vertheilt, lebten in ewigen Fehden unter einander und trieben nebenbei Seeräuberei. Dies hat eben die Briten bewogen, sich einiger Plätze in dieser Gegend zu bemächtigen, von wo aus sie ihren Einfluß auf die verschiedenen Fürsten geltend machen können. Der wichtigste Handelsplatz der Engländer ist Mandavie, mit einem guten Hafen.

Die große Provinz Ajmeer (adschmir). Sie erstreckt sich im N. der vorigen, zwischen den Wüsten Multans und dem Gebiete der Mahratten. Der bei Weitem größte Theil derselben, der westliche, ist eine Sandwüste, worin es nur einige bewohnbare Oasen giebt; der südöstliche ist felsig und nicht unfruchtbar, doch ist der Anbau überall unbedeutend und der Wassermangel groß. Die Rasbuten sind hier das herrschende Volk, und ihre vielen kleinen Oberhäupter, die meistens auch Räuberei treiben, standen früher in der Abhängigkeit der Mahratten. Seit 1818 haben sich aber die Briten der Hauptstadt und eines kleinen Gebiets um dieselbe bemächtigt und führen von hier aus die Aufsicht über die kleinen Fürsten des Landes. Die Hauptstadt Ajmeer liegt in der Mitte des Landes, ist mit starken Mauern umgeben und hat außerdem noch eine Citadelle; sie hat sich unter der britischen Herrschaft schnell wieder gehoben. — Das ganze Land, welches die Aravully-Berge zwischen Indus und Ganges durchziehen, führt nach seinen Einwohnern den Namen Radschputana und ist unter eine Menge von Rajas vertheilt, die jetzt den Engländern unterworfen sind. Die wichtigsten Städte darin sind: Dscheipur, mit etwa 60000 E., gut gebaut und mit einem festen Schlosse versehen. Dschudpur, die Hauptstadt von Marwar, sehr stark befestigt und ein wichtiger Handelsplatz, mit 60000 E. Jesselmere, mit einem festen Schlosse.

5. Das Pundschab, Pandschab oder Pendschab oder das Land der 5 Flüsse genannt, weil es sich am Fuße des Himalaya zwischen dem Sind und seinen östlichen Nebenflüssen ausbreitet; der nördliche heißt Kohistan oder Bergland; jenseit des Indus liegt die afghanische Provinz Pischauer. Das Gebiet der Sikhs grenzt nördlich an Klein-Tübet, westlich an Afghanistan, südlich an die Provinz Ajmeer und östlich an Delhi, und umfaßt über 4060 □M. mit über 11 Millionen E. Der nordöstlichste Theil des Landes ist durchaus gebirgig, der südwestliche eben und meist sandig; die Viehzucht, besonders die Pferdezucht, ist daher bedeutender als der Ackerbau. (Von dem Volke und seinen religiösen Meinungen ist schon in der Einleitung geredet.) Die Sikhs wurden von einer großen Zahl kleiner Häuptlinge, Sirdars, unter einem Oberhaupte regiert; die Verfassung war nicht so willkürlich und roh, als die der Mahratten, denen

sie an Tapferkeit und Freiheitssinn wenigstens gleichkamen. — Die neueste Volkszählung von Pundschab giebt folgende Resultate:

Division von Lahore	. . . .	3,458000
" " Cis-Setledsch	. .	2,313000
" " Trans-Setledsch	.	2,252000
" " Dschelam	. . .	1,762000
" " Multan	. . . .	979000
	Summa	10,764000.
Dazu die Bevölkerung von Pischauer	.	500000
und " Leiah oder Laja		200000
	Summa	11,464000.

Der Hauptort Lahur, unter 31½° n. Br., am Rawi, liegt in einer fruchtbaren Gegend. Er ist etwas befestigt und enthält prächtige Moscheen und einen schönen, von Granit erbauten Palast der alten mongolischen Kaiser; die Zahl der Einwohner soll noch immer an 100000 betragen. Amritsir, mit etwa 100000 Einw., ist der heilig geachtete Ort, wo der hohe Volksrath Gura Mata, welcher das Oberhaupt des Staats erwählt, seinen Sitz hatte. — Multan, am Tschenab, eine der ältesten Städte Indiens und berühmt wegen ihrer Seidenmanufacturen; sie zählt 60000 E. — Attok (Taxila), eine Festung, welche der Sultan Akbar 1581 am Indus anlegte, ist in Verfall. — Der 1839 gestorbene Beherrscher der Sikhs, Runschit Singh (Singh = Löwe) hatte mit Hülfe eines ganz nach europäischer Art gebildeten Heeres seine Besitzungen durch Eroberungen sehr ausgedehnt. So eroberte er im Süden seiner ursprünglichen Staaten 1832 den Staat Bawulpur, 1829 die Provinz Pischauer und hatte im Norden schon 1819 das Land Kaschmir den Afghanen entrissen.

B. Die von den Engländern mehr oder weniger abhängigen, schutzverwandten und Vasallen-Staaten.

1. Der Staat von Oude (spr. aude). Nachdem dies Reich mehr als die Hälfte seines Gebiets abgetreten, enthält es doch immer noch an 1200 □M. mit 6 Millionen Einw., und wird nördlich von Nepal, südlich vom Ganges begrenzt. Der Nabob, ein Muhamedaner aus persischem Geschlechte, residirt zu Lucknow (Luknau) am Gumty, einer Stadt von 300000 E., mit dem Palast und den Gärten des Fürsten und einer schönen Moschee, wobei ein schönes Grabmal der fürstlichen Familie. Oestlich davon liegt die durch die Schönheit der Frauen berühmte Stadt Fyzabad mit 36000 E. Die ehemalige Hauptstadt Audh (Oude) ist in Verfall.

2. Die an sich sehr unbedeutende Rajaschaft Panna, in dem sogenannten Bundelkund in der Provinz Allahabad, bei deren gleichnamiger Hauptstadt, unter 24¾° n. Br., sich wichtige Diamantgruben befinden.

3. Der Staat des Nizam von Golconda oder Hyderabad (spr. heidrabad), der größte aller indischen Vasallen-Staaten; er nimmt den ganzen nördlichen Theil des Innern von Dekan ein,

wird südlich vom Kistna, nördlich von den Mahratten-Staaten und auf beiden Seiten von den englischen Besitzungen begrenzt. Er enthält an 4500 □M. mit 10 Millionen Einw. Ursprünglich war dieses Reich eine Provinz des Königreichs Golconda, welches Aurengzeb 1704 zerstörte. Er ließ das Land durch einen Subah oder Statthalter regieren; bald aber machten sich die Subahs oder Nizams unabhängig, werden aber jetzt von den Briten unter der strengsten Aufsicht gehalten. Der Fürst hat zwar ein kleines Heer, aber er darf keine fremden Officiere in seine Dienste nehmen, und mehrere englische Regimenter sind angeblich zu seinem Schutze in seiner Hauptstadt. Diese heißt Hyderabad und liegt am Mussi, einem linken Nebenflusse des Kistna, in einer öden Gegend. Sie enthält zwei fürstliche Paläste, viel Moscheen und Pagoden und 200000 Einw., ist aber schlecht gebaut. Es giebt hier viele Diamantschleifereien. Die ehemalige Hauptstadt des Landes, Golconda, liegt nur etwa 1½ M. westlich von Hyderabad auf einem Berge; sie hat eine starke Festung, ist aber wegen der ungesunden Luft fast ganz verlassen. Bei dem Orte Raolconda, im Gebiete von Golconda, sollen die besten und ergiebigsten Diamantgruben sich befinden, wie denn überhaupt fast nur in dem Gebiete des Nizam Diamanten gefunden werden. — Im nordwestlichen Theile dieses Staats, in der Provinz Aurungabad, liegt die gleichnamige Hauptstadt mit 60000 Einw. und vielen Fabriken; und beim Dorfe Ellur befinden sich jene merkwürdigsten aller Höhlentempel, wovon schon in der Einleitung gesprochen.

4. Der Staat des Raja von Nagpur oder des Bunslah, im NO. des vorhergehenden. Bis 1817 besaß der Raja, der zu den Mahrattenfürsten gehört, außer seinem jetzigen Gebiet noch die Provinzen Gundwana, Berar und Orissa, mußte aber, weil er sich in Krieg mit den Engländern eingelassen, die Hälfte seiner Staaten abtreten und gerieth in völlige Abhängigkeit. Noch immer besitzt er über 3000 □M. mit etwa 3 Millionen Einw. Seine Hauptstadt Nagpur liegt an einem kleinen Flusse in einer schönen Ebene; sie hat ein Fort, worin der Palast des Raja, und 100000 Einw., sonst aber nichts Ausgezeichnetes. Mehrere Gegenden dieses Staats, namentlich die nördlichen und östlichen Gebirge, welche die wilden Goands (spr. gohnds) bewohnen, hat noch nie ein Europäer betreten. — Zum Reiche der Mahratten gehörten sonst auch die Staaten von Holkar, im Thale des Nerbudda, und Guicowar oder Baroda in Guzurat.

5. Der Staat des Raja von Sattara erstreckt sich zwischen dem Gebiet des Nizam und den Ghats, zwischen den Flüssen Nira und Kistna, und enthält etwa 1½ Million Einw. Er wird von einem Mahrattenfürsten beherrscht, welchen die Engländer 1818 einsetzten, nachdem sie die Herrschaft des mächtigen Peischwa oder Oberhaupts der Mahratten zerstört. Die Residenzstadt Sattara ist unbedeutend. Die ansehnlichste Stadt des Raja ist Bejapur oder Bidschapur. Zur Zeit Aurengzebs soll sie an 1 Million Einw. gehabt haben; jetzt ist diese Zahl zwar sehr geschwunden und ein großer

Theil der Stadt verfallen; doch hat sie noch eine starke Festung in ihrer Mitte und viele schöne Moscheen und Grabdenkmäler, und 40000 Einwohner.

6. Der Mahrattenstaat des Scindiah. (Von den Mahratten, ihren Eigenthümlichkeiten und Schicksalen ist schon in der Einleitung geredet.) Der einzige noch ganz unabhängige Mahrattenstaat war bis zum Jahre 1844 der des Maha Raja (d. h. Großraja) Scindiah, wo auch er sich den Engländern unterwerfen mußte. Er zieht sich im nordwestlichen Theile von Hindustan in höchst unregelmäßiger Gestalt von der Jumna bis zum Nerbudda und Tapty, und umfaßt Theile der Provinzen Agra, Malwah und Kandesch. Sein Flächeninhalt beträgt 1850 □M., die Volksmenge über 4 Millionen. Die Regierung ist wie in allen Mahrattenstaaten höchst drückend und räuberisch, so daß jährlich Tausende der armen Landleute sich in die Gebiete der Briten flüchten. Die Hauptstadt Udschen, in Malwah, welche schon in den Puranas beschrieben wird, gehört zu den heiligen Oertern der Hindus und soll 84 Pagoden enthalten; die Zahl der Einwohner soll über 120000 betragen. Seine Schätze bewahrt der Raja in der Felsenfestung Gwalior; sie liegt auf einem hohen und schroffen Sandsteinfelsen; die Stadt am Fuße dieses Hügels zählt 50000 Einw.

7. Der Staat Sind oder Sindhi, am untern Laufe des Sind, zwischen Beludschistan und Cutsch, Lahur und dem Meere. Er umfaßt an 2500 □M. Der Sind durchströmt das Land in seiner ganzen Länge und bildet an seiner Mündung ein großes Delta, welches aber nur aus öden, unfruchtbaren Sandinseln und Morästen besteht. Die Einwohner, etwa 1½ Million, sind zwar der Hauptmasse nach Hindus, aber das herrschende Volk sind die Talpuris, ein Beludschen-Stamm, welche seit 1779 sich von den Afghanen unabhängig gemacht haben. Mehrere Amirs oder Emirs herrschten bisher gemeinschaftlich, wobei der älteste den Vorsitz führte; später kam die Gewalt in die Hände von nur zweien. 1844 machte jedoch die ostindische Compagnie ihrer höchst drückenden militärisch-despotischen Regierung ein Ende, wodurch dieselbe ihre Herrschaft über den untern Indus ausdehnte; doch ist die Ruhe noch nicht völlig hergestellt. — Zu bemerken sind:

Hydrabad (heidrabad), die Hauptstadt, auf einer Insel des Sind, mit einer Citadelle und etwa 20000 Einw. Wichtiger ist die Handelsstadt Tatta, südlicher, am rechten Ufer des Sind, mit 35000 Einw. Am Meere liegt Kuradschi, mit 10000 Einw., einer Citadelle und einem mittelmäßigen Hafen. Schikarpur, westlich vom Indus, ist eine ansehnliche Stadt, die starken Handel treibt.

8. Der Staat von Mysore (meißur). Aus den Trümmern des Reiches Tippo Saïb's bildeten die Engländer diesen kleinen Staat und übergaben ihn einem Raja aus dem ältern Herrscherstamme, welchen Hyder Ali verdrängt hatte. Seit 1833 wird er von der Präsidentschaft Madras verwaltet. Das Gebiet liegt, ganz vom britischen umgeben, in der Mitte der Halbinsel, zwischen dem 12. und 15. Grade

n. Br. und enthält auf nahe 1300 □M. gegen 3 Millionen Einw. Die Hauptstadt Mysore, nur 1½ M. südlich von Seringapatnam, ist erst ein unbedeutender Ort mit einem Fort, fängt aber an sich zu heben, seit der Raja dort wohnt. Größer und bedeutender ist die befestigte Stadt Bangalur, mit 60000 Einw., die nicht unbedeutende Fabriken unterhalten und ausgedehnten Handel treiben.

9. Der Staat des Raja von Travancore nimmt den südlichsten Theil der Küste Malabar vom Cap Comorin bis gegen Cochin ein und wird östlich durch ein waldiges, schwer zugängliches Gebirge begrenzt. Der Boden an der Küste ist meist sandig, bringt aber viel Pfeffer und andere Gewürze hervor. Die Zahl der Einwohner mag über 1 Million betragen, worunter $1/_{10}$ Christen, theils Katholiken an der Küste, theils syrische oder Thomas-Christen im Innern. Der Raja ist der einzige von den einst so mächtigen Naïrenfürsten, welcher bis auf die neueste Zeit seine Unabhängigkeit erhalten hatte. Die alte Hauptstadt Travankur und die neuere Trivandrum, nahe dem Cap Comorin, sind unbedeutend.

10. Der kleine Staat Cochin (kotschin) nördlich von dem vorigen, mit etwa 150000 Einw. Bis 1824 behaupteten die Holländer die Oberhoheit des übrigens unbedeutenden Landes, dessen Hauptstadt Cochin von den Engländern besetzt und für den Schiffbau besonders geeignet ist.

11. Das kleine Fürstenthum Sikkim in dem Berglande zwischen Nepal und Butan, am Südabhange des Himalaya, mit der gleichnamigen Hauptstadt, hat sich seit 1816 unter britischen Schutz gestellt.

12. Der Staat der Sikhs mit den Provinzen Kaschmir und Kobestan. Er liegt zwischen 33° und 35° n. Br. und 91° bis 94° ö. Lg., nördlich und östlich von dem prächtigen Bogen der Himalaya-Kette, südlich von einem die Sehne jenes Bogens bildenden Gebirgszuge, und westlich vom Sind, welcher hier zwischen Himalaya und Hindu-Kho in südlicher Richtung durchbricht, eingeschlossen. Von O. nach W. wird es vom Behut (Jelum, Hydaspes) durchströmt, welcher den See Uller durchfließt, dann in südlicher Richtung die Gebirgskette durchbricht und sich in der Ebene Indiens mit dem Tschenab vereinigt. Unzählige Bäche und Waldströme, welche in den herrlichsten Fällen von dem Hochgebirge herabstürzen, vereinigen sich mit ihm. Im NO. der Stadt Kaschmir liegt der See Dal, welcher von den Dichtern hochgefeiert ist. Kaschmir ist das berühmteste Paradies der Welt bei den orientalischen Schriftstellern und wird gewöhnlich für die Wiege der ältesten Geschichte Asiens gehalten; man hat dahin selbst den Ausgangspunkt des Menschengeschlechts gelegt. Die Hindus suchen hier die Heimath ihrer Brahminen, die Chinesen das Vaterland des Fohi, die Muhamedaner halten es für den Wohnsitz der ersten Menschen. Die Ebene dieses höchst fruchtbaren Thales prangt mit allen Blumen und Früchten der gesegnetsten Gegenden des südlichen Europa; nur indische Früchte gedeihen hier nicht, und das heitere und milde Klima ist das Entzücken aller derer, welche aus der Gluthhitze Indiens oder den dürren Gegenden Persiens kommen. Obgleich

die Natur es beinahe unzugänglich gemacht hat (nur wenige, höchst beschwerliche Bergpässe, vorzüglich auf der Südseite, führen dahin), hat es dennoch von jeher die Habsucht der Eroberer gereizt, und die friedlichen Bewohner haben schon seit vielen Jahrhunderten fremden Herrschern gehorchen müssen. Zuletzt war es im Besitz der Mongolen, welche Indien beherrschten und deren Fürsten hier den größten Theil des Jahres zubrachten; seit 1747 hatten sich die Afghanen des Landes bemächtigt, welche 1819 den Sikhs weichen mußten. Die Einwohner sind indischen Stammes und gehören zu den schönsten der kaukasischen Race. Ihre Sprache ist mit dem Sanskrit verwandt, die persische ist die Dichtersprache. Lange Zeit behielten sie den alten Naturdienst der Indier bei, und noch jetzt ist das Land mit den Trümmern ihrer Tempel bedeckt; Brahmaismus und der Islam sind die herrschenden Religionen. Die Einwohner von Kaschmir sind schön, stark, gewandt, sehr gewerbfleißig, aber durchaus unkriegerisch. Der Anbau des Landes ist vortrefflich, in den Ebenen und Thälern herrscht der Ackerbau, in den schön bewaldeten Gebirgen die Viehzucht. Die Platane, die hier vorzüglich gedeiht, ist wegen ihres Schattens der Lieblingsbaum der Einwohner. Der Hauptgegenstand der Industrie sind wollene Zeuge, vorzüglich die weltberühmten Shawls, Schals (Shala), wovon früher jährlich auf 16000 Webestühlen (jetzt vielleicht kaum die Hälfte) an 80000 Stück verfertigt worden und die schönsten nach Europa gehen. Die Wolle dazu liefert eine Ziege, welche unter den gröberen Haaren einen feinen Flaum erzeugt, welcher allein zu diesen Zeugen gebraucht wird; ob sie in Kaschmir einheimisch, ist ungewiß; die beste Wolle dieser Art kommt aus Tübet. Der Webestuhl ist sehr einfach, aber die Arbeit äußerst kunstreich; Alles wird mit Webeschiffen und hölzernen Nadeln gemacht, wovon jede einen Faden von besonderer Farbe hat. An einem schönen Shawl sind 3 oder 4 Arbeiter zugleich beschäftigt, und die Arbeit rückt kaum um ¼ Zoll täglich vor; bei der Arbeit ist die rauhe Seite nach oben gekehrt. Die besten Shawls (und es giebt deren, welche mit den Zöllen und Abgaben einen Werth von 1000 Thaler erhalten) werden ungewaschen versendet und meist auch so getragen. — Kaschmir versieht einen Theil von Indien mit den hier fehlenden Trauben und Melonen, welche in Körben über die Grenze getragen werden. — Das Land, 30 M. lang von O. nach W., 15 bis 20 breit, umfaßt über 800 □M., worauf in Folge der Cholera und barbarischer Herrschaft kaum noch 600000 E. leben. Der Hauptort

Kaschmir, oder in älteren Zeiten Sirinagur (eigentlich **Srînagara**, die heilige Stadt) (nicht mit einem gleichnamigen Orte am Fuße des Himalaya am Ganges zu verwechseln), liegt in der größten und schönsten Ebene des Landes und wird vom Behut durchströmt. Sie ist tief gesunken und soll nur noch 60000 Einw. haben, aber keine bedeutenden Gebäude; die Paläste der Großmoguln sind längst in Ruinen verfallen. Die meisten Häuser sind hier und im ganzen Lande von Holz, oft mehrere Stockwerk hoch, eine Seltenheit im Orient; die flachen Dächer sind wieder mit Erde bedeckt und bieten den schönsten

Blumenflor dar. Hier werden auf 6000 Stühlen die schönsten Shawls gemacht; außerdem Papier, lackirte Waaren und schöne Essenzen. Im Norden der Stadt sieht man noch die verfallenen Prachtgebäude und Gärten, Schah-limar genannt, am Uller-See, wo die ehemaligen Mongolen-Herrscher im Sommer residirten.

C. Der unabhängigen, zu Vorderindien gerechneten Staaten giebt es nur noch zwei:

1. Der Staat Nepal (Nepaul) oder Nipal. Er wird nördlich von Tübet, östlich von Butan, westlich und südlich von dem britischen Hindustan begrenzt und umfaßt über 2500 □M. mit etwa 2½ Million Einw. Es ist ein von O. nach W. gestrecktes, hochliegendes Alpenthal, nördlich von der höchsten Himalaya-Kette, worin sich der Dhawalaghiri erhebt, und wird südlich von einer minder hohen Gebirgsreihe, die es vom eigentlichen Hindustan trennt, eingeschlossen; östlich verengt es sich, westlich erweitert es sich mehr; doch ist auch das Innere noch von kleineren Gebirgen durchzogen. Das Land ist überhaupt stark bewaldet und schön bewässert, das Klima milde und gesund. Die Einwohner sind größtentheils Mongolen, welche zum Theil sich mit Hindus vermischt haben und zur Religion Brahmas bekennen; auch wohnen unter ihnen Stämme tübetanischer Abkunft, welche Buddhisten sind. Das Land ist eine despotische Erbmonarchie, seit 1792 dem chinesischen Kaiser tributpflichtig. Die Hauptstadt des Landes ist Katmandu, in einem dicht bevölkerten Thale, mit vielen hölzernen Tempeln, Häusern von Backsteinen und einem unbedeutenden Palast des Raja; sie hat 50000 Einw. Gorkha, der Stammort der regierenden Dynastie, mit 20000 E., liegt östlich davon.

2. Das Königreich Bhutan, zwischen Tübet und der Präsidentschaft Bengalen, 1000 □M. mit vielen Riesenbergen in der nördlichsten Schneekette; ½ Mill. Einw. Der Fürst, welcher den Titel Dharma Radscha führt, steht unter der Oberhoheit der beiden Großlama's von Tübet. Tassisudon Hauptstadt, worin allein 1500 buddhistische Mönche wohnen.

Anmerkung. Es dürfte nicht überflüssig sein, den Leser hier darauf aufmerksam zu machen, daß für die absolute Richtigkeit der vorstehenden Darstellung über die der englisch-ostindischen Compagnie unmittelbar und mittelbar unterworfenen oder von ihr unabhängigen Länder und Gebiete nicht eingestanden werden kann. Die Verhältnisse sind dort in fast beständiger Entwickelung begriffen, weshalb auch die geographischen Handbücher in dem Einen oder Andern von einander abweichen. Der Lehrer, der die neuesten Zustände kennen lernen will, wird daher — was auch außerdem nicht entbehrt werden kann — wohl thun, sich die neuesten, bei Perthes in Gotha und bei Dietrich Reimer in Berlin von Zeit zu Zeit erscheinenden geographischen Karten zu verschaffen, um durch den Augenschein schneller und eindringlicher, als es durch das Wort geschehen kann, über die Verhältnisse jener Länderstrecken belehrt zu werden. —

Die wenigen Punkte, welche andere Europäer als die Engländer auf den Küsten Vorderindiens besitzen, sind folgende:

a) Den Portugiesen gehören:

Das Gebiet von Goa, auf der Westküste zwischen 15 und 16° n. Br., mit einem Flächeninhalt von 220 □M. und gegen 500000 meist zum Christenthum bekehrten Hindus. Die Stadt Goa, einst der Hauptsitz der portugiesischen Macht in Ostindien, hat eine so glückliche Lage, daß sie bei größerer Betriebsamkeit der Portugiesen den ausgebreitetsten Handel haben könnte. Sie liegt auf einer kleinen Insel an der Mündung des Flusses Mandawa, ist stark befestigt und der Sitz des Erzbischofs Primas von Indien, hat aber nur wenige hundert Einwohner (im 16. Jahrh. an 200000), da die ungesunde Luft die meisten nach Villa nova de Goa, eigentlich Pangi, an der Mündung desselben Flusses, auf einer kleinern Insel, getrieben hat. In Alt-Goa sieht man außer einigen Kirchen und Klöstern fast nichts als Trümmer von Häusern; auch der ehemalige Palast Albuquerque's ist verfallen. In der ehemaligen Jesuitenkirche zeigt man noch das prächtige Grabmal des h. Franciscus Xaverius. Die neuere Stadt, viel schöner und regelmäßiger als die alte gebaut, ist der Sitz des Vicekönigs und aller Behörden, hat einen sehr guten Hafen, der selbst Kriegsschiffe aufnehmen kann, und etwa 10000 E. Goa ward 1510 von Albuquerque erobert.

Die kleine Insel Diu, an der Südspitze der Provinz Guzerate. Sie ist ganz felsig, unfruchtbar und hat kein Quellwasser. Die Portugiesen erwarben sie 1516 und erbauten 1536 die Stadt und das Fort Diu, welche sie in den berühmten Belagerungen von 1539 und 1545 heldenmüthig vertheidigten. Die Stadt hat einen trefflichen Hafen, ist aber ganz herabgekommen. — Endlich die kleine Stadt Daman, am Busen von Cambay. Sie ward 1531 von den Portugiesen erworben, hat einen mittelmäßigen Hafen, aber kaum 6000 Einw., welche vorzüglich Schiffbau treiben.

Das sind die geringen Ueberbleibsel der bedeutenden Macht, welche einst die Portugiesen hier besessen; indeß beherrschen sie dieselben wenigstens noch ganz unbeschränkt, während die Franzosen und sonst auch die Dänen die Verpflichtung haben eingehen müssen, ihre Besitzungen nicht zu befestigen, und auch außerdem in ihrem Handel sehr beschränkt worden sind.

b) Die Franzosen besitzen etwa 29 □M. mit 210000 E., nämlich:

Das kleine Gebiet von Pondichery (indisch **Pudukeri**, d. h. Neustadt), auf der Küste Koromandel, unter 12° n. Br., ein flacher, sandiger Küstenstrich. Die Stadt Pondichery ist regelmäßig und gut gebaut, hat nur eine mittelmäßige Rhede und 40000 Einw.; sie erwarben die Franzosen 1672 und hatten sie stark befestigt. Die Engländer, welche sie mehrere Male erobert, gaben sie endlich 1817, doch als einen offenen Ort, zurück. Die Stadt ist, wie gewöhnlich in Indien, in eine weiße und eine schwarze Stadt getheilt. — Die

Stadt und das Gebiet von Carical, in Karnatik an derselben Küste, an einem Arme des Cavery. Die Stadt hat etwa 15000 Einw. Weder Pondichery noch Carical haben einen Hafen. — Auf der Küste Malabar endlich die Stadt Mahé, mit einem mittelmäßigen Hafen und 6000 Einw., die sich vorzüglich mit dem Pfefferhandel beschäftigen. Von Chandernagur in Bengalen ist oben die Rede gewesen.

Die Dänen besaßen, seit 1620, die Stadt und das Gebiet von Trankebar, auf der östlichen Küste. Die Stadt liegt zwischen zwei Armen des Cavery und hat ein Fort, Dansburg; sie besitzt einen mittelmäßigen Hafen, 12000 E. und ist der Hauptsitz der dänischen Missionsanstalten. Serampur oder Frederiksnagor, in Bengalen, seit 1755 dänisch, ist oben erwähnt. Im Jahre 1845 gingen diese Colonien durch Kauf an die englisch-ostindische Compagnie über.

---

2. Hinterindien,

oder die Halbinsel jenseit des Ganges, auch wohl Indo-China genannt.
(India extra Gangem.)

Dies an 38000 □M. große, von der Natur überreich begabte Land gehörte bis in neuere Zeiten für uns zu den unbekanntesten Theilen der alten Welt; nur einige Punkte der Küste und die an den Mündungen der großen Flüsse gelegenen Städte sind von Europäern besucht worden. Die zur Halbinsel gehörigen Länder erstrecken sich mit sehr unbestimmten nördlichen und östlichen Grenzen, etwa vom 25° bis zum 1° 15′ n. Br., wo die Vorgebirge Buro und Romania (1° 22′ Br.) die südlichsten Spitzen Asiens bilden; westlich werden sie vom bengalischen Meerbusen und der Straße von Malacca, welche die Halbinsel von der Insel Sumatra trennt, bespült; östlich aber von dem chinesischen Meere, welches hier die großen Meerbusen von Siam und von Tonkin bildet. Die langgestreckte Halbinsel Malacca mit Sumatra und den folgenden Inseln zusammen stellt eine nur durch schmale Meeresstraßen unterbrochene Verbindung Asiens mit Australien her, ähnlich wie die Landenge von Panama das nördliche und südliche Amerika verbindet. Von der Beschaffenheit des Innern wissen wir nur, daß sich hier eine bedeutende Zahl der größten Ströme, deren Namen und Lauf schon in der Einleitung zu Asien angegeben sind, von N. nach S. ergießen und das Ganze, wie es scheint, in ebenso viele große Thäler theilen. Die meisten dieser Flüsse haben regelmäßige Ueberschwemmungen, wodurch die Fruchtbarkeit ihrer Ufer bis ins Unglaubliche gesteigert wird. Von dem Laufe und Zusammenhange der Gebirge im Innern oder an den nördlichen und östlichen Grenzen wissen wir wenig Sicheres. Das aber wissen wir, daß sich hier die höchste Blüthe der tropischen Vegetation entwickelt. Die dicksten Wälder der herrlichsten Bäume bedecken die Gebirge, alle tropischen Früchte erreichen erst hier die größte Vollkommenheit; die

Wälder enthalten eine große Menge der größten und reißendsten Thiere: der Elephant, das Rhinoceros, der Königstiger scheinen hier ihre Heimath zu haben; große Affen und bunte Vögel bevölkern außerdem die Wälder. Die Flüsse und das Meer sind außerordentlich reich an Fischen und Schalthieren. Gold findet sich im Sande vieler Flüsse, auch Silber, Eisen, Kupfer und Blei sind vorhanden; Malacca liefert besonders das reinste Zinn, unter dem Namen Kalin bekannt. Hinterindien ist eine wahre Fundgrube aller bunten Edelsteine; nirgend finden sich so schöne Rubine, Sapphire, Topase u. s. w.; ferner hat es einen außerordentlichen Reichthum an Naphtha. Die größtentheils weit hinauf schiffbaren Flüsse bilden außerdem noch die trefflichsten Häfen an ihren Mündungen, woran es Vorderindien so sehr mangelt. Desto trauriger ist das Schicksal des Menschen in diesem so gesegneten Lande; nirgend vielleicht zeigt sich der Despotismus und die davon unzertrennliche blutige Zwietracht so furchtbar, als hier. Von dem Charakter der einzelnen Völker der Halbinsel werden wir bei den verschiedenen Staaten reden; hier genüge es zu sagen, daß die ganze Halbinsel, wie politisch so auch in Hinsicht auf die Menschenart, in zwei Hälften zerfällt: eine westliche, worin mehr der malaiische Charakter, und eine östliche, worin der chinesische vorwaltet; doch scheint im Allgemeinen der natürliche Typus ein Mittelglied zwischen der mongolischen und der malaiischen Race zu bilden und sich mehr der erstern zu nähern. Man schätzt die gesammte Bevölkerung auf 30 Mill. Die Industrie ist gering und beschränkt sich auf baumwollene und Seidenzeuge, einige Metallarbeiten, Töpferei und Schiffbau.

Eintheilung und Topographie.

Die ganze Halbinsel besteht jetzt aus fünf von einander unabhängigen Staaten, wozu noch die Besitzungen der Engländer an der Westküste kommen. Im äußersten Norden finden wir:

1. Das Reich Assam oder Ascham, der nordwestlichste Theil der Halbinsel; früher von den Birmanen unterjocht, steht es seit 1826 unter englischem Schutze. Es wird nördlich von Butan, westlich von Bengalen, südlich und östlich von dem Reiche der Birmanen begrenzt; der Flächenraum wird auf 2—3000 □M., die Zahl der Einwohner nur auf 1 Million angegeben; doch fehlen alle bestimmteren Nachrichten darüber. Das ganze Land ist ein weites, von Gebirgen eingeschlossenes Thal, welches der Bramaputra durchströmt, welcher eine sehr große Menge von kleineren Flüssen aufnimmt; der Boden ist oft überschwemmt, sehr fruchtbar, das Klima das des nördlichen Bengalens, aber der Feuchtigkeit wegen den Europäern nachtheilig. Assam ist reich an schönen Waldungen; es hat mehrere Baumarten, auf welchen sich die Art Blattlaus findet, welche das Gummilack, eine rothfärbende Substanz, producirt, die vorzüglich hier gewonnen wird. Erst vor Kurzem hat man entdeckt, daß der Theebaum in Ober-Assam nicht allein wild wächst, sondern auch von den Eingebornen in ausgedehnten Pflanzungen gezogen wird. Gold wird in mehreren Flüssen ziem-

lich häufig gefunden; auch kommen Eisen, Silber und Kohlen vor. Die Seidenzucht und Seidenweberei sind beträchtlich. Die Einwohner sind Hindus; doch sollen sie kriegerisch sein. Das Land wird von einem Raja beherrscht; aber die vielen kleinen Oberhäupter unterhalten ewige Fehden unter einander. Die Hauptstadt und Residenz des Raja, Jorhaut (spr. dschorrath), ist zwar groß, aber durchaus schlecht gebaut. Bedeutender ist Rangpur, die größte und volkreichste Stadt des Landes. Im Südwesten erhebt sich das Garrow-Gebirge, dessen rohe Einwohner unter vielen eigenen Rajas stehen.

2. Das Reich der Birmanen. Es nimmt den bedeutendsten Theil vom Westen der Halbinsel ein; doch lassen sich die Grenzen, besonders gegen Osten, durchaus nicht genau bestimmen; wahrscheinlich reicht es jetzt von 16° bis 27½° n. Br. Daher weichen die Bestimmungen des Flächeninhalts von 9000 bis auf 13000 □M. ab; ebenso schwanken die Angaben der Einwohnerzahl zwischen 3 und 8 Millionen. Das Land hat seinen Namen von dem herrschenden Volke. Das Reich in seiner jetzigen Gestalt besteht erst seit 1756. Bis dahin gab es in diesen Gegenden ein Reich Arrakan, ein Reich Ava (das ursprüngliche Reich der Birmanen) und ein Reich Pegu. Letzteres hatte sich im 16. Jahrhundert von Ava unabhängig gemacht und endlich in ewigen Kriegen, die bis ins 18. Jahrhundert dauerten, 1753 sogar Ava unterworfen. Ein Mann von geringer Herkunft, Alompra genannt, befreite indeß sein Vaterland von dem Joche der Peguaner, schwang sich auf den Thron und unterwarf sich sogar zuletzt Pegu und Arrakan. Er ist der Stifter der jetzt herrschenden Dynastie. Wie weit sich die Herrschaft der Birmanen über einige Theile des östlich benachbarten Siam erstreckt, läßt sich nicht bestimmen. — Das ganze Land bildet, so weit wir es kennen, ein ungeheures, von N. nach S. vom Irawaddy durchströmtes Thal. Es soll auf beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen sein, wovon das eine sich bis an das Vorgebirge Romania erstreckt und je weiter südlich desto niedriger wird. Von den Flüssen des Landes ist schon in der Einleitung gesprochen worden; es enthält außerdem eine große Menge von Seen. Die Producte sind die Vorderindiens, nur in noch größerer Vollkommenheit und Fülle; besonders merkwürdig ist die große Menge von Steinöl, welches am östlichen Ufer des Irawaddy, unter 20½° Br., aus einem blauen Thon in unzähligen Quellen hervorbricht und von den Birmanen allgemein zur Erleuchtung benutzt wird. — Die Bewohner bestehen aus mehreren, indeß ziemlich nahe verwandten Völkerschaften. Die wichtigsten sind: die Birmanen oder Myammam, wie sie sich selbst nennen; sie scheinen ursprünglich der mongolischen Race anzugehören. Sie sind groß, stark gebaut, die Gesichtszüge edel, Mund und Augen etwas klein, die Nase, ohne platt zu sein, doch wenig erhoben, die Hautfarbe nicht allzu dunkel, bei Vornehmen fast lichtgelb. Schade, daß die widrige Sitte des Schwarzfärbens der Zähne ganz allgemein ist; auch tättowiren Viele das Gesicht. Es ist ein lebhaftes, fröhliches, muthiges und gescheidtes Volk, im Ganzen milde und besonders gegen Fremde freundlich; nur im Kriege zeigen sie

eine empörende Grausamkeit. Sie kennen nicht den Kastenzwang der Hindus, und selbst die Frauen sind bei ihnen so frei, wie bei uns. Geringere gehen fast ganz nackt; Vornehmere tragen meist seidene und baumwollene Kleider; die Frauen verhüllen sich ganz in ein Stück Zeug, welches nicht besonders zugeschnitten zu sein scheint; ihre Schuhe sind pantoffelartig mit emporgerichteten Spitzen. Alle tragen eine Art Fächer; der der Männer gleicht einem runden Blatte, mit einem Stiele, der der Frauen ist den unsrigen gleich. Ihre Häuser, sehr leicht und einfach gebaut, ruhen meistens auf Pfählen, theils der Ueberschwemmungen, theils der reißenden Thiere wegen; eine kleine Leiter führt zum Eingange; das Innere enthält selten mehr als zwei Zimmer. Die Nahrung der Geringeren besteht fast nur in Reis und Fischen. Reichere verschmähen keine Art von Speisen; doch trinken sie meist nur Wasser oder auch nach chinesischer Art Thee. Die Sprache zerfällt in eine heilige, Pali, und die Volkssprache, Karian; jede derselben hat eine eigene Schrift, welche von der Linken zur Rechten geschrieben wird. Sie lieben die Poesie, sollen viel Gedichte, sogar Schauspiele besitzen, auch bedeutende Geschichtswerke; in jedem Kloster des Landes, vorzüglich aber in der Hauptstadt, will man sehr zahlreiche Bücher, die in schön lackirten Kasten aufbewahrt werden, gefunden haben. Das Gesetz verbietet die Polygamie; doch darf der Mann andere Frauen in sein Haus nehmen, die aber der Ehefrau dienstbar sind. Die Leichen der Vornehmeren werden verbrannt, die der Aermeren begraben oder in einen Fluß geworfen. Der Unterschied des Ranges wird hier schon wie in China durch tausend Kleinigkeiten der Kleidung, des Putzes, des Pferdegeschirrs, des Sonnenschirms u. s. w. angedeutet. Obgleich keine Kasten bestehen, so giebt es doch einen Adel, und nur dieser hat das Recht, 3 bis 12 goldene Ketten von der linken Schulter über die Brust zu tragen; der Kaiser allein darf ihrer 24 tragen. Sie lieben Feste und Musik und haben viele musikalische Instrumente. Zu einem Feste gehört nothwendig ein Feuerwerk, welches zwar sehr reich und schön sein soll, aber am Tage abgebrannt wird. Den Gebrauch des Pulvers und selbst der Kanonen sollen sie schon vor der Ankunft der Portugiesen gekannt haben; doch haben sie das kleinere Feuergewehr erst von den Europäern erhalten.

Obgleich sie jetzt in Hinsicht auf wissenschaftliche Cultur sich nicht den Hindus gleichstellen dürfen, so zeichnen sie sich doch vor den meisten asiatischen Völkern durch Fähigkeiten und Wißbegier aus. Der Anbau des Landes ist zwar in diesem Augenblicke sehr vernachlässigt, doch scheint dies einzig in vorübergehenden Verhältnissen zu liegen; und die große Geschicklichkeit, welche sie im Bau und der Führung ihrer Flußschiffe zeigen, verräth mehr Anlagen zum Handel und zum Kriege, als die meisten ihrer Nachbarn besitzen. Der Handel mit China und mit den Engländern ist schon jetzt nicht unbedeutend. — Die Religion der Birmanen und die herrschende im Lande ist der Buddhaismus, welcher unter verschiedenen Benennungen und Formen unermeßlich verbreitet, in einem großen Theile von China, in Japan, in der Tatarei u. s. w. vorkommt. Die Lehre scheint hier wenigstens

ursprünglich aus Ceylon zu stammen. Buddha wird hier Gaudma oder Gautama genannt. Außerdem aber verehren die Birmanen noch über 100000 Götter und Göttinnen geringerer Art, zu denen auch der Rakus oder Teufel gehört. — Die Priester zerfallen in 2 Classen: die Rhahaans oder Punghis sind die vornehmsten; sie dürfen nicht heirathen, leben in Klöstern, Kiums, vereinigt, sind die Gelehrten des Landes und unterrichten das Volk und die Kinder. Man rühmt ihre Sittlichkeit und Menschenliebe; auch sollen ihre Schulen so zahlreich sein, daß selbst viele Aermere lesen können. Die Talapuins sind eine Art Bettelmönche; doch sorgen auch sie für den Unterricht des Volks. Die Tempel der Birmanen sind so wunderlich gestaltet, daß es ohne Zeichnung nicht möglich ist, sich eine Vorstellung davon zu machen. Auf einer gemauerten Terrasse erhebt sich ein achteckiges, spitz zulaufendes, durchaus massives Gebäude ohne innern Raum; auf der Spitze ist eine Art von Schirm von Eisen, an dessen Rande bewegliche Glocken befestigt sind, über welchen sich noch eine gewöhnlich vergoldete Spitze mit einem Wimpel erhebt; das Ganze ist oft über 360′ hoch, und um den Fuß der Hauptpyramide stehen noch über hundert kleinere Pyramiden: ebenso haben die Kiums eine höchst abenteuerliche, mit vielem Schnitzwerk und Galerien überladene Gestalt. Man erkennt in den Formen sowohl als in den wunderlichen Verzierungen, den vielen Vergoldungen und den vielen lackirten Säulen schon ganz den Geschmack der Chinesen. — Der Kaiser, Boa, ist der unumschränkte Gebieter über Leben und Tod aller seiner Unterthanen, die als seine Sklaven betrachtet werden; er allein darf zwei Frauen haben. Der Hofstaat soll glänzend und gut eingerichtet sein. Die Erbfolge ist auch hier wie in allen asiatischen Despotien so unbestimmt, daß sie gewöhnlich nur durch blutige Kriege entschieden wird. Unter dem jetzigen Herrscher, der Alles aufbietet, um eine große Militärmacht zu entwickeln, sollen der Kriegsdienst und die Abgaben so drückend sein, daß Tausende sich nach Tübet und auf das englische Gebiet flüchten und die fruchtbarsten Gegenden am Irawaddy veröden.

Die übrigen Völker, welche dieses Reich bewohnen, sind: die Peguaner oder Talains, einst ein herrschendes, jetzt ein unterjochtes Volk; sie haben eine eigene Sprache und sollen den Malaien ähnlicher sein als die Birmanen; doch sind ihre Religion und ihre Sitten die der letzteren. In den westlichen Gebirgen hauset noch ein unabhängiges Volk, die Kayans, ein starker und tapferer Menschenschlag, von welchem wir übrigens keine Kenntniß haben. Von den Malaien, welche nur einige südliche Gegenden des Reichs bewohnen, werden wir bei Malacca reden.

Von der Topographie des Landes wissen wir nur, daß es vor dem Kriege mit England, 1824—26, in 8 Provinzen getheilt wurde, wovon drei, Arrakan, Martaban und Tenasserim, abgetreten werden mußten. Die bedeutendsten den Europäern im Kriege, auf Gesandtschaften oder beim Handel bekannt gewordenen Städte sind:

Umerapura oder Amarapura, am Irawaddy, früher die

Residenz des Kaisers und die stärkste Festung im Lande. Im Fort befand sich der nicht sehr bedeutende kaiserliche Palast, worin sich aber eine sehr ansehnliche Bibliothek befinden soll. Die Straßen sind aber alle gerade und durchschneiden sich rechtwinklig; die an sich sehr niedrigen Häuser stehen auf Pfählen und sind alle mit bedeckten Galerien umgeben, zum Schutz gegen die Sonne. Einige Tempel und besonders das kaiserliche Kloster zeigen die abenteuerliche Bauart, wovon oben gesprochen wurde. Die Stadt, welche erst im Jahre 1783 Residenz geworden, soll 150000 Einw. gezählt haben, jetzt nur etwa 30000. Eine große Feuersbrunst, welche auch den kaiserlichen Palast verzehrte, und andere Umstände veranlaßten den Boa, 1824 seine Residenz wieder nach der alten, fast ganz verfallenen Hauptstadt Ava (birm. Angwa), einige Meilen südlich von Umerapura, am Irawaddy, zu verlegen. Hier ist nun jetzt ein neuer, zwar nur von Holz, aber prächtig vergoldeter Palast erbaut, und Ava wird ohne Zweifel in dem Maße an Einwohnerzahl zugenommen haben, als Umerapura jetzt verödet ist. Aber beide Städte wurden durch ein Erdbeben 1839 fast ganz zerstört. — Pagham, am Irawaddy, war einst die Residenz der Birmanen; sie ist fast ganz verfallen, doch stehen noch einige Tempel. Prome, am Irawaddy, eine Handelsstadt mit 40000, nach Anderen nur 8000 Einw.

3. Die Halbinsel Malacca (Chersonesus aurea). Sie hat ihren Namen von der Hauptstadt. Ihre Grenze gegen N., wo sie an Birma und Siam stößt, ist unbekannt; daher läßt sich auch der Flächenraum nicht bestimmen, er mag indeß gegen 3000 □M. betragen. In ihrer ganzen Länge wird sie von einem bis 7000′ hohen, mit den dichtesten Waldungen bedeckten Gebirge durchzogen, welches viele, aber unbedeutende Flüsse und Bäche nach beiden Meeren sendet. Das Klima ist im Verhältniß zur Lage nicht allzu heiß, doch den Europäern gefährlich. Alle Producte Indiens gedeihen hier ganz vorzüglich; besonders rühmt man die hiesige Ananas und den Mangustan-Apfel, der von der Größe eines kleinen Apfels ist und unter einer bittern Schale ein überaus wohlschmeckendes Fleisch enthält. Der Anbau des Landes aber ist im höchsten Grade elend. Viele Flüsse führen Goldkörner mit sich; das Hauptmetall ist aber hier das Zinn, welches fast an der Oberfläche des Erdbodens gefunden wird. Der Kunstfleiß ist äußerst gering und selbst der Handel nicht bedeutend. — Die Einwohner, deren Zahl sehr gering, vielleicht kaum eine halbe Million, gehören zum großen Volksstamm der Malaien. Die Malaien sind ein wohlgebautes, kräftiges Volk, etwas kleiner jedoch als der Europäer, mit schönen, schwarzen, lockigen Haaren. Der Mund ist etwas groß, das Auge klein, schwarz und feurig, die Nase ist klein und kurz, die untere Kinnlade steht etwas vor. Der Bart ist nur schwach und wird noch größtentheils ausgerauft. Der Charakter der Malaien wird von allen Europäern mit den schwärzesten Farben geschildert. Stolz, Kühnheit, Eifersucht und blutige Rachsucht machen die Hauptzüge desselben aus. Der Malaie rechnet sich den Mord, auch den hinterlistigsten, zur Ehre an und mordet nicht

selten ohne alle Veranlassung in einem Anfall blinder Wuth. Diesem Charakter gemäß verschmäht er die weite Tracht der Orientalen, liebt enge Kleider und geht bewaffnet. Außer Lanze und Wurfspieß ist seine Hauptwaffe der furchtbare Kris, ein Dolch, dessen Griff so lang und hohl, daß die hineingesteckte Hand und der Vorderarm dadurch geschützt werden. Nicht selten bedient sich der Malaie auch vergifteter Bolzen, die er aus Blaseröhren auf seinen Feind sendet. Er verschmäht jedes andere Geschäft außer Krieg, Raub und Jagd, höchstens treibt er noch die Fischerei; alles Uebrige ist den Frauen überlassen. Die Religion ist der Koran, wovon eine Uebersetzung in der Sprache der Malaien, eine der sanftesten und wohlklingendsten, vorhanden ist. Die Vielweiberei ist also auch hier gewöhnlich; dennoch gehen die Frauen unverschleiert; sie lieben den Putz und schmücken sich gern mit goldenen Ketten, goldenen Armbändern und Edelsteinen. Der Mann geht fast ganz nackt. Die Häuser sind wie die der Birmanen und höchst unreinlich. Die Nahrung besteht fast nur aus Vegetabilien und Fischen; geistige Getränke sind verboten, dagegen der Gebrauch des Opiums sehr beliebt. — In den Gebirgen hausen außerdem verschiedene kleine, noch wildere Völkerschaften, höchst wahrscheinlich auch Papua-Neger, von welchen bei den Inseln die Rede sein wird. Chinesen halten sich nur einzeln des Handels wegen in den Küstenstädten auf. — Die Halbinsel bildet nicht einen Staat, sondern vom nördlichen Theile gehört die Westküste jetzt den Engländern, die Ostküste zu Siam; nur der südliche Theil wird von vielen kleinen Malaienfürsten oder Sultanen mit voller Willkür beherrscht. Der bürgerliche Zustand ist daher kaum anderswo trauriger und unsicherer, als hier. Von den kleinen Residenzen dieser Häuptlinge verdient keine erwähnt zu werden, und Malacca, welche der Halbinsel den Namen gegeben, gehört den Engländern.

4. Das Königreich Siam. Dieses ehemals mächtigste Reich der Halbinsel ist durch die Birmanen sehr beschränkt worden, hat sich aber in neuerer Zeit durch Eroberungen wieder ausgedehnt. Es nimmt die Mitte der Halbinsel ein und liegt zwischen 114° und 124° ö. Lg. und zwischen 5° und 21° n. Br. um den Meerbusen von Siam herum. Seine Ostgrenze ist fast ganz unbekannt. Es umfaßt 1) das eigentliche Siam, das in 41 von Mandarinen erster Classe regierte Provinzen getheilt ist; 2) die tributpflichtigen Malaien-Staaten im Süden, die verpflichtet sind, jährlich einen silbernen Baum an den siamesischen Hof zu schicken und im Kriege Mannschaft, Geld und Lebensmittel zu liefern; 3) das eroberte Gebiet von Cambodja und Korat im Osten; 4) die tributpflichtigen Lao-Staaten im Norden und Nordosten. — Zwei große Gebirgsketten scheiden es östlich von Anam und westlich von Birma; letztere zieht sich durch die ganze Halbinsel Malacca. Ob es nördlich ebenfalls durch Gebirge vom Reiche der Birmanen geschieden sei, ist ungewiß, aber höchst wahrscheinlich. Die Hauptmasse des Landes bildet ein weites Thal, welches von N. nach S., vom Menam, der dem Irawaddy indeß an Größe nachsteht, durchflossen wird. Seine regelmäßigen Ueberschwemmungen, die im

Juli beginnen und beinahe 6 Monate anhalten, verleihen seinen weiten Ufern eine sehr große Fruchtbarkeit; dagegen ist die Hitze in dem nur nach S. geöffneten Thale unerträglich und selbst den Eingebornen nachtheilig. Außer diesem Hauptthale besitzt Siam nur noch den östlichen Küstenstrich von Malacca, bis zur Insel Tantalam, einen ähnlichen Küstenstrich auf der östlichen Seite des Meerbusens und die Inseln des Golfs. Das Ganze mag 14—15000 □M. betragen. Die Volksmenge soll 5 Millionen erreichen, aus 3 Mill. Siamesen, $1\frac{1}{2}$ Mill. eingewanderten Chinesen, $\frac{1}{4}$ Mill. Malaien und $\frac{1}{4}$ Mill. wilder Bergvölker bestehen. — Die Producte sind die der übrigen Halbinsel, namentlich Gewürze, Oel, Salz, Reis, Zucker, Gummi; Viehzucht und Bergbau wird thätig betrieben. An Industrie fehlt es nicht ganz, und der Seehandel ist gewinnreich. Die Küstenbewohner treiben Fischerei und suchen (indianische) Vogelnester, die sie theuer verkaufen. Weiße Elephanten, welche hier zuweilen gefunden werden, sind ein Gegenstand fast göttlicher Verehrung, und ein solcher wird stets am Hofe des Königs auf das Prächtigste gehalten. Er empfängt im Namen Buddha's göttliche Ehrenbezeugungen, und als besondere Auszeichnung gilt die Verleihung einer Locke vom Haare dieses „heiligen Thieres". Er rangirt gleich nach den Prinzen. Uebrigens gelten in Siam alle weißen Thiere als heilig; die Bonzen verneigen sich vor einem weißen Hahne, wie vor einem weißen Affen, der zwar nicht für einen Menschen, aber gleichwohl für einen „Bruder" gehalten wird. — Die Siamesen, sie selbst nennen sich Thai (d. h. Freie), sind offenbar ein gemischtes Volk, in welchem das Chinesische schon deutlich hervortritt. Sie sind klein von Gestalt, das Gesicht fast viereckig, die Stirn flach, die Augen klein und schief, der Mund groß, mit dicken Lippen, die Ohren lang, die Haare dicht und schwarz; der nur dünne Bart wird meistens noch ausgerupft; die Hautfarbe ist sehr dunkel, in's Röthliche spielend. Sie lassen gern die Nägel recht lang wachsen. Parkes, britischer Consul in Amoy, unterscheidet zwei Lao-Racen: die weißleibigen, die sich nicht tättowiren, und die schwarzleibigen, so genannt, weil sie sich mit Figuren von Tigern, Drachen und allen Arten von Ungeheuern tättowiren. Die Siamesen sind höflich gegen Fremde; kriechend gegen Vornehmere, gelten sie für feig, treulos, geizig und lügenhaft. Der größte Theil des Volks geht beinahe nackt; die Nahrung besteht fast nur aus Reis und Fischen; Vornehmere trinken aber gern Palmwein, Arrak und andere geistige Getränke; das Tabackrauchen und Betelkauen ist ganz allgemein. Ihre Häuser, welche der Ueberschwemmungen wegen auf Pfählen ruhen, bestehen fast nur aus Bambusrohr, werden aber reinlich gehalten. Ihr Hauptluxus besteht in den Gondeln oder Balonen, welche mit Schnitzwerk verziert und schön vergoldet und lackirt sind. Das Gesetz erlaubt nur dem Könige zwei Frauen, jeder Andere darf nur eine haben, aber Concubinen sind erlaubt; bei der Trägheit der Männer ruht alle Arbeit auf den Frauen. — Ihre Vergnügungen bestehen in Hahnenkämpfen, Gefechten von wilden Thieren, Marionettenspielen und den Künsten der Gaukler und Taschenspieler, deren

unglaubliche Fertigkeit sehr gerühmt wird. Die Sprache, Siuanlo, zerfällt auch hier in eine heilige, Pali, und eine gemeine; beide werden mit Buchstabenschrift von der Linken zur Rechten geschrieben. Die Religion ist der Buddhaismus; der Hauptgegenstand der Anbetung heißt hier Sommona Cadom, die Priester Talapoins. — Das Volk zerfällt in Freie und Sklaven; allein die ersteren sind beinahe schlimmer daran als die letzteren, da sie 4 Monate unentgeltlich für den König frohnen müssen. Der König, ein unumschränkter Despot, zeigt sich beinahe nie öffentlich; nur kriechend nahen sich ihm seine Minister; Todtenstille herrscht um seinen Palast; nur Weiber umgeben und bedienen ihn; seine Leibgarde besteht aus einem Bataillon von vierhundert Frauen mit der möglichsten Sorgfalt aus den schönsten und rüstigsten jungen Mädchen des Landes gewählt. Dieses Corps ist ungewöhnlich reich besoldet und eben so vollkommen disciplinirt. Mit dem dreizehnten Jahre treten die weiblichen Gardisten in das Corps und gehören mit dem fünfundzwanzigsten zur Reserve. Dann verlassen sie den persönlichen Dienst des Souverains und werden bis zu ihrem Hinscheiden als Hüter der königlichen Schlösser und Domänen verwandt. Beim Eintritt ins Heer legen sie das Gelübde der Keuschheit ab, das sie nur dann brechen können, wenn sie vom Könige auserseheu werden, unter die Zahl seiner gesetzmäßigen Weiber zu treten, was zuweilen stattfindet. Bei dieser Wahl läßt sich der König mehr von seinem Vortheile, als von seinen Gefühlen leiten; denn es fällt dieselbe nicht auf die schönsten, sondern auf diejenigen Frauen, die sich durch ihre Gewandtheit in der Handhabung der Waffen und in den kriegerischen Uebungen hervorthun. Natürlich hält die Hoffnung einer solchen auszeichnenden Belohnung in dem ganzen Bataillon einen ungewöhnlichen Wetteifer rege, — gerade eine Hauptursache, daß diese Frauenschaar die Europäer durch ihr kriegerisches Auftreten, ihre Gewandtheit in allen Uebungen und ihre musterhafte Disciplin zur Bewunderung zwingt. Die meisten Aemter sind erblich, und der König erbt von Jedem ein Drittel seines Vermögens. Die freie Ausübung der christlichen Religion, der Gebrauch der Kirchen und Kirchhöfe, ist gestattet. Die Engländer dürfen durch das ganze Reich reisen und Handel treiben, aber nur in einem Umkreis von 54 englischen Meilen um Bankok sich niederlassen; ihre Schiffe genießen dieselben Rechte, wie die der Einheimischen.

Wir kennen nur wenige Städte, und auch das noch sehr unvollkommen. Si-yo-thiya, bei den Europäern Ajuthia oder Ayuttaya genannt, liegt in der Mitte des Landes auf einer Insel des Menam und ist von Canälen des Flusses durchschnitten, und die Häuser auf Pfählen oder Flößen erbaut. Diese Stadt war bis 1767 die Residenz der Könige und soll über 100000 Einw. und 200 Tempel, auch zwei Paläste des Königs gehabt haben. Die neue Residenz Bankasay, bei den Europäern Bankok, unweit der Mündung eines Nebenarmes des Menam, ist der wichtigste Handelsplatz des Reichs, besteht aber dennoch nur aus engen Straßen, und ein Theil der Häuser, aus leichtem Bambus erbaut, schwimmt auf dem hier sehr breiten

Flusse; sie wird ebenfalls von zahlreichen Canälen durchschnitten. Der Palast des Königs, in chinesischem Geschmack erbaut, nimmt zwar einen sehr großen, mit einer hohen Mauer umgebenen Raum ein, enthält aber kein bedeutendes Gebäude. Ein Drittel der Einwohner, deren Zahl auf 350 — 400000 angegeben wird, soll aus Chinesen bestehen Die Franzosen hatten hier einst ein Fort, welches die Eingebornen aber 1690 zerstörten.

Siam wird gegenwärtig von zwei Königen beherrscht, deren erster, obgleich dem Kaiser von China tributpflichtig, in der That unbeschränkt herrscht. In seinem Harem hat er nicht weniger als 3000 Frauenzimmer, von welchen 600 Ehefrauen des Kaisers heißen, indem die übrigen diese bedienen. Beiden Königen fehlt es nicht an Bildung, selbst nicht an europäischer. — Der neuerdings von England mit Siam geschlossene Vertrag gestattet die Errichtung eines englischen Consulats in Bankok, erlaubt Engländern, in dieser Hauptstadt zu wohnen und im Lande Grundeigenthum zu erwerben und daß von einlaufenden englischen Schiffen nur Zoll von der Ladung erhoben werden darf.

5. Das Reich Anam oder An-nam. Der Name soll von einem chinesischen Worte kommen, welches Westen bedeutet, weil es westlich von China liegt, von welchem es lange als Provinz behandelt worden. Es nimmt die ganze östliche Hälfte der Halbinsel ein, erstreckt sich von $8\frac{1}{2}^0$ bis $23\frac{1}{2}^0$ Br. und von 122^0 bis 127^0 ö. Lg. Es wird begrenzt nördlich von China, von welchem es theils hohe Gebirge, theils Wüsten trennen; westlich von Birma und Siam, wo ebenfalls Gebirge die Grenze machen; südlich und östlich aber vom chinesischen Meere, welches hier den großen Busen von Anam oder Tonquin bildet. Das Reich in seiner jetzigen Ausdehnung besteht erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Früher gab es hier verschiedene einzelne Staaten, wie Tonquin oder Nord-Anam, Cochinchina oder Süd-Anam, und Cambodja; die Namen Tonquin und Cochinchina sind im Lande selbst unbekannt und wurden diesen Gegenden von den Portugiesen und Franzosen beigelegt. N.-Anam war lange von China abhängig, dann von S.-Anam, bis endlich zu Anfang dieses Jahrhunderts der Herrscher von S.-Anam nicht allein N.-Anam, sondern auch die übrigen Provinzen zu einem bedeutenden Reiche vereinigte und die alte Lehnsverbindung mit China gänzlich aufhob. Das Ganze umfaßt etwa 9—10000 □M., die Bevölkerung wird auf 10 Millionen geschätzt. Besonders soll N.-Anam stark bevölkert sein; die meisten übrigen Provinzen, namentlich Cambodja, sind nur an den Ufern der großen Flüsse bewohnt, das Uebrige ist Gebirge und Wald, worin mehrere uns völlig unbekannte, halbwilde Stämme hausen. Von dem Innern wissen wir nur von Hörensagen, daß große Gebirgsketten es meist von N. nach S. durchziehen, welche die verschiedenen Provinzen trennen, und mit dichten ungesunden Waldungen voller Elephanten, Tiger, Schlangen u. s. w. bedeckt sind. Der große Hauptfluß des Landes, der Cambodja, Mäkhaun oder Mehkong, kommt aus Tübet und verursacht eben solche Ueberschwem-

mungen, als die übrigen Hauptströme dieser Halbinsel. N.-Anam soll sehr schön bewässert sein und eines milden Klimas genießen; die übrigen Provinzen sind minder gesund, das Wasser meist so schlecht, daß man es schon hier wie in China durch einen Zusatz von Thee genießbar macht. Die Küste bietet wohl einige schöne Baien, aber keinen guten Hafen dar (ganz wie die Ostküste von Vorderindien), und die Typhons herrschen hier auf dem Lande wie auf dem Meere mit außerordentlicher Heftigkeit. Von den Producten weiß man nur, daß das Land eine große Mannigfaltigkeit an edlen Bäumen und Gewächsen besitzt; unter den Bäumen soll es auch einen geben, mit dessen Saft man die Waffen vergiftet. Gold- und Silbergruben werden nicht bearbeitet, aus Furcht, die Habsucht der Europäer zu reizen; doch wird Waschgold gesammelt. Man hat sehr schönes Eisen, Kupfer, Zinn, wie auch Topase, Smaragde und Rubinen; besonders ist Tonquin an Metallen reich, die von Chinesen ausgebeutet werden. — Die Hauptmasse der Einwohner, die Anamesen, in N.- und S.-Anam gehören zur mongolischen Race und haben daher viel Aehnlichkeit mit den Chinesen in der Gesichtsbildung; auch sie färben die Zähne schwarz. Sie bedienen sich beim Essen kleiner Stäbe statt Messer und Gabel; die Frauen dürfen nicht mit den Männern essen; das Betelkauen ist allgemein. Die Kleidung ist lang und weit. Man hält die Anamesen für gutmüthig und doch tapfer, freundlich gegen Fremde, nicht ganz so umständlich wie die Chinesen in ihren Höflichkeitsbezeugungen. Jeder darf nur e i n e rechtmäßige Frau haben; im Allgemeinen genießen die Frauen einer großen Freiheit. Todte werden lange Zeit in Särgen im Hause aufbewahrt; die Farbe der Trauer ist weiß; die gelbe Farbe ist nur dem Kaiser und den vornehmsten Beamten zuständig. Die Schattenseite ihres Charakters soll Faulheit, Gefräßigkeit und Eitelkeit sein. — In Wissenschaften und Künsten stehen sie zwar den Chinesen nach, übertreffen aber weit die übrigen Bewohner dieser Halbinsel. Ihre Bücher sind meist Uebersetzungen aus dem Chinesischen; doch sollen sie Gedichte haben, worin die Thaten ihrer Vorfahren verherrlicht werden; auch besitzen sie dramatische Gedichte. In der Baukunst haben sie wenig geleistet. Die Häuser, meist nur von Bambusrohr, stehen auf künstlichen Erhöhungen; selbst ihre Tempel sind nur von Backsteinen und unbedeutend. In dem stark bevölkerten N.-Anam leben Viele, wie in China, auf den Flüssen und Canälen in ihren Barken. — Die Sprache ist mit der chinesischen nahe verwandt, auch bedienen sie sich derselben Charaktere. — Drei Hauptreligionen sind im Lande herrschend: die des Confutse, von welcher bei China die Rede sein wird und zu der sich der Kaiser und die meisten Großen bekennen; die des Buddha, hier aber B o u t genannt, zu welcher die größte Masse des Volks gehört; und endlich das katholische Christenthum, welches im 17. Jahrhundert durch die Portugiesen, vorzüglich aber durch französische Jesuiten, hier großen Eingang fand. Im 18. Jahrhundert mußten die Christen viele und blutige Verfolgungen erdulden; doch soll es noch jetzt 300000 Christen, vorzüglich in N.-Anam geben, welche in der neuesten Zeit, bei Gelegen-

heit innerer Unruhen, wieder heftig verfolgt worden sind. Die Religion hat hier keine Kunstwerke geschaffen, die Tempel der Buddhisten sind nur schlechte Gebäude. Ihre Priester, Su genannt, dürfen sich verheirathen. Der Aberglaube an Zauberei und böse Wesen ist außerordentlich verbreitet. — Im Innern giebt es noch manche, zum Theil nur dem Namen nach unterworfene Völkerschaften, welche uns gänzlich unbekannt sind. Chinesen endlich halten sich häufig des Handels wegen in Anam auf; ihre Zahl wird auf 40000 gerechnet.

Unter allen Provinzen ist Tonquin am Besten angebaut. Der Boden wird vortrefflich benutzt und viele Bewässerungscanäle verbreiten die Fruchtbarkeit. Nicht allein der Ackerbau und die Baumzucht im Großen, sondern auch der Gartenbau wird sehr fleißig betrieben; nur findet man schon hier den kleinlichen Geschmack der Chinesen an künstlichen Felsen, Häuschen, absichtlich verkrüppelten Bäumen, denen man bei aller Kleinheit das Ansehen eines hohen Alters zu geben weiß, und andere Künsteleien, womit sie ihre Gärten umstellen. Zucker, Pfeffer, Baumwolle, Indigo werden in Menge erzeugt; Ingwer, Muskatennüsse und Gewürznelken wachsen wild. Der Thee wird zwar gebaut, soll aber nicht so gut sein als in China. Die Pferdezucht ist gering und schlecht. Dagegen wird der Seidenbau eifrig betrieben, und man verfertigt sehr schöne seidene und baumwollene Zeuge, die einzigen Stoffe, womit man sich bekleidet. Die Anamesen verstehen das Vergolden und Lackiren wie die Chinesen, machen auch sehr schönes Steingut, aber kein Porzellan. Kein Volk versteht sich vielleicht so gut als sie auf die Fischerei; doch verlassen sie nicht gern die Küsten und wagen sich selten auf's offene Meer. Der Binnenhandel ist daher sehr lebhaft, aber der Verkehr mit Europäern wird fast allein durch Chinesen unterhalten. Die übrigen Provinzen sind unendlich schlechter angebaut und stehen überhaupt in der Civilisation gegen Anam zurück.

Die Regierungsform ist freilich auch hier nichts Anderes als eine reine Despotie; indeß hat sie doch wie in China die mildere Form der väterlichen Gewalt angenommen, was vielleicht auf die Sittlichkeit im Ganzen verderblicher wirkt, als die offenbare Gewalt, aber doch einige Sicherheit des Lebens und Eigenthums gewährt. Es giebt hier keinen Adel; nur die kaiserliche Familie und die höheren Beamten, hier wie in China von den Europäern Mandarinen genannt, genießen einer jedoch nur persönlichen Auszeichnung, und ihre Vorrechte sind nicht erblich, selbst bei der kaiserlichen Familie nur etwa bis in's vierte Glied. Die Polizei im Lande soll vortrefflich sein; aber die Abgaben sind sehr bedeutend. Der Kaiser unterhält eine ansehnliche Kriegsmacht, welche ganz auf europäische Weise bewaffnet und eingerichtet ist; er soll 50000 Mann europäisch-gebildeter Truppen unter den Waffen haben; auch hat man in der Kriegszucht, der Befestigung ꝛc. von den Europäern Vieles angenommen. Jeder Unterthan vom 18. Jahre an ist dienstpflichtig. Es giebt hier keine Cavallerie, wohl aber eine Seemacht von 200 Kanonierbooten und mehreren hundert bewaffneten Galeeren. — Cochinchina steht unmittelbar unter der Regierung des Kaisers; Cambodja und Tonquin,

welches die bei Weitem wichtigste Provinz ist, werden von Vicekönigen verwaltet.

Die alte Hauptstadt des Reichs, in N.-Anam, ist Bac-kin, bei den Europäern Dong-king (daher Tonquin oder Tunquin) oder Ketscho, am schiffbaren Sangkoi; sie ist befestigt und enthält einen kaiserlichen Palast, in dessen Umfang viele Gebäude und Gärten sich befinden; sie ist die größte Stadt des Reiches und zählt vielleicht an 150000 E. Die ehemaligen europäischen Factoreien hier sind eingegangen. Die jetzige Residenz des Kaisers ist Hué in S.-Anam, auch Fu-tschuan genannt, am Flusse Hué, mit 30000 (oder 50000) E., einem hohen Walle, bombenfesten Kasematten; einem schönen Zeughause und einer sehr starken, von Europäern erbauten Citadelle, worin der kaiserliche Palast. Südlich davon liegt die große Stadt Quinhon, an einem schiffbaren Flusse nahe der Küste. Die größte Handelsstadt, wohin auch Europäer kommen, ist Huehan oder Faifoé, an der schönen Han- oder Turon-Bai. Cambodja (—dscha) in der Provinz gleiches Namens, liegt auf einer großen Insel des Mäkhaun, hat einen kaiserlichen Palast und viele Pagoden, ist aber sehr verfallen. In der Nähe sollen sich die Ruinen einer alten sehr großen Stadt befinden. Der beste Hafen dieser Provinz, der auch von Europäern besucht wird, ist Say-gun, an der Mündung eines schiffbaren Flusses; er zeichnet sich durch breite, gerade Straßen aus, mag über 100000 E. haben und ist die gewöhnliche Station der kaiserlichen Kriegsflotte, dabei stark befestigt. — Die Städte der übrigen Provinzen sind den Europäern wenig bekannt, und wahrscheinlich auch sehr unbedeutend.

Von der nördlichen Provinz Laos gehört nur ein Theil zu Anam; andere Theile haben die Birmanen an sich gerissen. Es ist ein bergiges Land an den oberen Thälern des Menam und Mäkhaun und hat einen fruchtbaren Boden; die Gebirge enthalten viel Gold, Silber, Kupfer und Eisen; außerordentlich hohe Bäume liefern den Chinesen Schiffsmasten. Die Einwohner heißen Laos, Schyans oder Thais, sind meist Buddhisten und sollen den Birmanen an Bildung überlegen sein; zum Theil haben ihre erblichen Fürsten sich noch ganz unabhängig erhalten. Zemmai, am Menam, ist die Hauptstadt und soll 25000 E. zählen.

Englische Besitzungen in Hinterindien.

Seit dem zwar blutigen und höchst kostspieligen, im Ganzen aber glücklich geführten Kriege der ostindischen Compagnie gegen die Birmanen, 1824—1826, besitzen die Engländer mehrere sonst zum Reiche Birma gehörige Provinzen.

a) Die Provinz Arrakan, ein schmaler Küstenstrich längs der Ostküste des bengalischen Meerbusens, zwischen 18° und 22° n. Br., welcher im N. an Bengalen grenzt. Auf der Ostgrenze zieht sich eine an 3000′ hohe Bergkette mit zahlreichen Päffen hin, welche gegen

Arrakan steiler als gegen Ava abfällt. Das Land ist im eigentlichen Thale von Arrakan oder dem nördlicheu Theile fruchtbar. Auf etwa 400 □M. leben hier 220000 Menschen von verschiedenen Volksstämmen, worunter die Mugs die zahlreichsten sind; sie sind räuberisch und roh, wahrscheinlich birmanischen Stammes, und sind Buddhisten. Der Hauptort Arrakan, mit nur noch etwa 20000 E., liegt oberhalb der Mündung des Flusses Mahutte, und hat etwas Handel.

b) Die Provinzen Martaban, Reh oder Yeh, Tawoi, Mergui oder Tenasserim. Alle zusammen bilden den nordwestlichen Küstenstrich der Halbinsel Malacca zwischen 10° und 7° n. Br. und mögen auf 1200 □M. etwa 110000 E. zählen, welche an der Küste aus einem Gemisch von Birmanen, Peguanern und Malaien, in den Gebirgen aus einem unabhängigen, rohen, aber friedlichen Hirtenvolke, den Karianern, bestehen. Im nördlichen Theile, der Provinz Martaban, liegt die unbedeutende gleichnamige Hauptstadt; ihr gegenüber Moulmein, am Saluän, der Sitz der britischen Behörden mit etwa 20000 E., welche ansehnlichen Handel treiben. An der Mündung des Saluän haben die Engländer eine neue Stadt, Amhersttown (—taun) gegründet. — Der südliche Theil, Tenasserim, hat nur einen fast ganz zerstörten gleichnamigen Ort im Innern und die kleine Stadt Mergui auf einer der an der Küste liegenden Mergui-Inseln.

c) Ein kleiner, etwa 9 M. langer und 7 M. breiter Küstenstrich an der südlichen Küste der Halbinsel Malacca, mit 35000 E., worin sich reiche Zinngruben befinden. Die Hauptstadt Malacca, von den Portugiesen 1805 erobert, dann von den Holländern 1641, und 1825 von den Briten in Besitz genommen, war ehemals bedeutend, ist aber durch das Aufblühen von Singapur (Singapore = Löwenstadt), mit 60000 E., tief gesunken. Die Engländer haben hier eine treffliche Schule zur christlichen und wissenschaftlichen Bildung junger Chinesen errichtet. Der neue 1851 ausgebrochene Krieg zwischen England und Birma hat, wie oben schon gemeldet, Abtretung von Pegu an die Engländer herbeigeführt.

Pegu, die ehemalige Hauptstadt eines eigenen Reichs, liegt am Flusse gleiches Namens; sie ward bis auf den Tempel Schu-Madu von den Birmanen zerstört. Dieser gehört zu den prächtigsten Gebäuden Asiens; es ist eine Pyramide von 360′ Höhe, auf deren Spitze ein vergoldeter Sonnenschirm von 20′ im Durchmesser steht. — Rangun, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der aber nur ein Arm des Irawaddy ist, jetzt die vornehmste Handelsstadt des Reichs. Die Zahl der Einwohner soll zwar von 30000 auf 12000 herabgesunken sein; doch werden hier viele Schiffe gebaut, und des Handels wegen wird die Stadt häufig von Europäern besucht. Das Tikholz ist der Hauptgegenstand der Ausfuhr. In der Nähe der Stadt steht der berühmteste Tempel des Schu-Dagong, weil er acht ächte Haare Gautamas besitzt, wie die Legende erzählt.

3. Die Inseln.

Wir werden sie der Natur ihrer Lage nach in drei Classen theilen: 1) Inseln, die zu Vorderindien, 2) solche, die zu Hinterindien gehören, und 3) den großen ostindischen Archipelagus.

1) Vorderindische Inseln. Unter diesen nimmt durch Größe und Wichtigkeit den ersten Rang ein:

Die Insel Ceylon oder Seilan, in einheimischen Schriften **Lanka**, im Alterthum unter dem Namen **Taprobāne** bekannt, im Mittelalter auch wohl Serendib genannt; der wahre Name ist Singhala. Sie liegt östlich von der Südspitze von Vorderindien, von welcher sie durch den Meerbusen von Manaar und die 15—20 M. breite Palks-Straße getrennt wird, zwischen 97½° und 99½° ö. Lg. und zwischen 6° und 10° n. Br. Der Flächenraum beträgt 1150 □M., worauf 1½ Million Menschen wohnen. Der Augenschein lehrt, daß ihre Bildung mit der der vorderindischen Halbinsel in innigem Zusammenhange gestanden. Die Nordküste ist in Inseln und Klippen mannigfaltig zerrissen, und eine bei der Ebbe sichtbare Sandbank, die Adams-Brücke, erstreckt sich bis zu dem nahe an der Küste von Vorderindien gelegenen Eilande Ramisseram. Im Innern des südlichen Theils erhebt sich ein kleines Tafelland von 2—3000′ Höhe, reich an malerischen Gegenden, auf dem kegelförmige Berge emporsteigen, die bis zu den Spitzen mit riesigen Wäldern bedeckt sind und von denen herab sich viele Bäche in prächtigen Cascaden in die lieblichen Thäler stürzen. Von allen Seiten gewährt die Insel, die „Juwele der östlichen Meere", von der See aus einen reizenden Anblick, indem ihr Inneres mit Bergen erfüllt ist, zu deren höchsten Gipfeln der Adams-Pik oder eigentlich Pik Rama's, 6960′ franz. hoch, gehört. Nach den Angaben in des preußischen Prinzen Waldemar Reise nach Indien (1844—46) wird der Adams-Pik von den Eingebornen für einen heiligen „Berg Gottes" gehalten. „Von dem Gipfel sah nach muhamedanischer Sage Adam zum letzten Male das im siebenten Himmel gelegene Paradies, aus dem er verstoßen war*); auf einem Beine stehend schaute er 200 Jahre lang hinüber nach Mekka, wo seine Gefährtin zur Erde herabgekommen war und eine gleich unbequeme Stellung einnahm, bis endlich nach

*) Mit einem Worte dürfen wir hier wohl auch der Erzählung eines europäischen Gelehrten, des Professors Schubert in München, der sich dabei auf das Zeugniß abenteuernder Fanatiker beruft, erwähnen, indem er behauptet, daß man von Zeit zu Zeit auf Ceylon Stimmen vernimmt, welche den Jammer der Natur über den Sündenfall des Menschen bekunden. Und was zeigte sich, als Naturforscher die Sache untersuchten? Es war die Stimme eines Vogels, des Ulama! — —

überstandener Buße der Engel Gabriel beide auf einem Berge nahe bei Mekka wieder vereinigte. Die Malabaren und andere Hindus dagegen verehren hier die Fußstapfe Schiwa's, für die Buddha-Gläubigen aber ist dieser Ort der heiligste der Erde. Ihrer Tradition zufolge soll Gautama-Buddha hier vom Himmel zur Erde gestiegen und von hier nach Siam hinübergeschritten sein. So sammeln sich denn hier die Schaaren gläubiger Pilger, welche auf gefährlichen Pfaden, zum Theil auf Leitern und an Ketten (je gefährlicher, desto verdienstlicher) den Gipfel hinanklettern. Der Gipfel bildet ein kleines Plateau von 30 Schritt Länge und 15 Schritt Breite, mit Mauern umgeben. Ein 9 Fuß hoher Felsblock in der Mitte bildet die Spitze des Berges, dem die heilige Fußstapfe Buddha's eingedrückt ist, $5\frac{1}{3}'$ lang und $2\frac{1}{2}'$ breit, 2 Zoll tief in den festen Stein eingedrückt und mit einer Einfassung von gelbem Metall und bunten Glassteinen versehen. Ueber dem geweihten Felsblock erhebt sich der verzierte kleine Tempel, an dessen Fuß ein Buddha-Priester seine Klause hat." — Der höchste Berg, der Pedrotalla-galla, bei Newera-ellia, erreicht eine Höhe von 8050' franz. Die Süd- und Ostküste ist felsig und bietet treffliche Häfen dar; die Nord- und Westküste dagegen seicht und ohne Häfen. Das Klima ist das von Dekan; nur im Innern, wo dicke Wälder und wenig Anbau zwischen den Bergen und der Seeküste, ist die Luft für Europäer ungesund. Eine Plage der dortigen Wälder ist der Erd-Blutigel, ein kleines Thier, nicht viel größer als eine Stecknadel, welches aber den Wanderer in großer Zahl anspringt und besonders während des Schlafes einen oft tödtlichen Blutverlust verursacht. Die Bewässerung der Insel ist vortrefflich; aber doch ist der Anbau gering; man erzeugt nur wenig Reis, hat dagegen im Ueberfluß die Kokospalme und den Brotbaum, welche vorzüglich Nahrungsmittel liefern, und andere tropische wildwachsende Früchte. Der Hauptgegenstand des Anbaues ist der Zimmt (**Laurus Cinnamomum**), welcher hier ursprünglich wild und in der höchsten Vortrefflichkeit gedeiht; erst durch die Holländer ist der künstliche Anbau eingeführt worden, so daß jetzt die Zimmtwälder große Theile der Westküste bedecken. Der Zimmtbaum, welcher einen sandigen Boden liebt, ist fast nur ein Strauch; er erreicht, angebaut, selten eine Höhe von 10 bis 12', schlägt aber gern aus der Wurzel aus, und diese Schößlinge werden am Meisten benuzt. Die Frucht des Baumes gleicht einer kleinen Eichel, aus welcher ein köstliches Oel gewonnen wird. Zur Gewinnung des Zimmts werden die dreijährigen Zweige abgeschnitten und die Rinde davon abgeschält und getrocknet; die dünnste ist der beste Zimmt. Uebrigens unterscheidet man vier Arten des edlen Zimmts, und außerdem giebt es noch Arten, deren Rinde nicht in den Handel kommen darf, weil sie zu schlecht ist. Die Kaffeepflanzungen, welche sich in neuerer Zeit im Innern sehr vermehrt haben, gedeihen vortrefflich; ebenso wird auch Zuckerrohr, Baumwolle und Pfeffer gebaut. Ueberhaupt gehört Ceylon zu den productenreichsten und von der Natur begünstigtsten Regionen des Erdballs. — Unter den Thieren zeichnet sich der Elephant durch Muth und Gelehrigkeit aus; er ist aber

hier kleiner als in Hindustan. Die Insel besitzt Eisen, Salpeter, Alaun, Salz, schöne Sapphire, Rubine, Turmaline u. s. w. Vorzüglich berühmt aber ist sie wegen ihrer Perlen, welche an einigen unter dem Wasser befindlichen Felsenriffen in einiger Entfernung von der W.-Küste in dem Meerbusen von Manaar gefunden werden. In den Monaten Februar und April versammeln sich an der sonst öden und unbekannten Küste Condatschi an 30000 Menschen, mit mehreren tausend Booten, welche 4—5 Wochen lang täglich auf den Fang gehen. Die Taucher, meist Hindus, lassen sich in's Meer hinab, wo sie ein paar Minuten verweilen und soviel Perlen-Austern ablösen, als möglich; dies wiederholen sie oft 40- bis 50mal an einem Tage. Die Ladung wird dann am Lande in der Sonne ausgebreitet, damit die Thiere sterben und die Schale sich leicht öffnen lasse. Die Austernbänke werden gewöhnlich von der Regierung, welche davon eine reine Einnahme von etwa 100000 Thlrn. zieht, verpachtet und die Austern ungeöffnet korbweise auf gut Glück verkauft, wo dann oft der Zufall die Hoffnung des Käufers täuscht oder auch wohl bei Weitem übersteigt. Gleich an Ort und Stelle werden die gefundenen Perlen nach ihrer Größe sortirt, polirt und zum Aufreihen durchbohrt. Die weggeworfenen Austern verpesten die Luft und verursachen oft gefährliche Krankheiten. — Die Mehrzahl der Einwohner sind Singalesen, höchst wahrscheinlich mit den Hindus verwandt und ebenfalls in Kasten (Wanses) getheilt; im Innern wird eine etwas eigenthümliche ehemalige Hofsprache geredet. Ihr Charakter wird als gutmüthig und freundlich, doch auch als höchst rachsüchtig geschildert, wenn sie einmal gereizt sind. Die Frauen genießen hier volle Achtung und Freiheit; auch ist die Polygamie äußerst selten. Die Singalesen sind Buddhisten; doch bekennt sich beinahe die Hälfte der Bevölkerung zum Christenthume und davon sind die meisten Katholiken. Von hier aus hat sich der Buddhaismus vorzüglich über Hinterindien und die Inseln verbreitet. Im Innern findet man noch viele und sehr große Trümmer von Tempeln und Palästen mit noch nicht entzifferten Inschriften, welche auf eine hohe Blüthe früherer Cultur deuten. Auch besitzen die Singalesen viele heilige Schriften in der Pali-Sprache. Ebendaselbst hauset noch eine Völkerschaft, die Beddahs oder Waddahs, wahrscheinlich die ursprünglichen, jetzt in Wälder und Felsklüfte zurückgedrängten Bewohner der Insel, die eine ganz abweichende Sprache reden, zum Theil auf Bäumen wohnen und meistens von der Jagd leben. Zu den Fremden muß man auch die zahlreichen Abkömmlinge der Portugiesen rechnen, welche, den Landeseingebornen sehr ähnlich, meistens unter dem Namen Topassen Kriegsdienste thun. Außerdem finden sich Hindus im nördlichen und östlichen Theile, und Araber über die ganze Insel zerstreut.

Ceylon ward zuerst 1505 von den Portugiesen betreten, welche sich, die Wichtigkeit des Zimmthandels erkennend, sogleich auf den Küsten niederließen, aber bald durch ihre Bedrückungen sich beim Volke und dem Beherrscher der Insel, welcher im Innern zu Kandy wohnte, verhaßt machten. Die Holländer benutzten diese Zwietracht

seit 1603, konnten aber die Portugiesen doch nur erst 1656, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, verdrängen. Ihnen ward Ceylon wiederum 1795 von den Engländern entrissen, welche 1815 die Hauptstadt Kandy eroberten und den gefangenen König nach Madras abführten. Vor dieser Zeit besaßen die Europäer nie mehr als die Küsten, und das Innere wurde von seinen Königen mit furchtbarem Despotismus beherrscht. Ceylon wird als ein eigenes Gouvernement der britischen Krone betrachtet, und gehört nicht zu den Besitzungen der englisch-ostindischen Compagnie. Es wird in 5 Provinzen getheilt.

Mit Ausnahme der ehemaligen Hauptstadt Kandy, am Flusse Mahavilla-ganga, auf einer 1700′ hohen Hochebene, welche nur aus einer einzigen Straße besteht, etwa 3000 Einw. zählt und nur durch ihre Lage im Gebirge und durch dichte Wälder geschützt war, hat das Innere keine Städte, nicht einmal Dörfer, sondern die Häuser liegen meist isolirt. Jetzt führt eine schöne Kunststraße von Colombo nach Kandy. In Kandy sieht man noch den sehr großen Palast der ehemaligen Könige und den Hoftempel, in welchem als ein Heiligthum ein Zahn Buddha's aufbewahrt wird. Einige Meilen von Kandy, bei Dambulu, befinden sich sehr merkwürdige Felsentempel. Südlich davon liegt der 5380′ franz. hohe, wegen seines heilsamen und kühlen Klimas berühmte Ort Newera-ellia, mit einem Hospital, in einer der reizendsten Gegenden der Insel. — An den Küsten liegen folgende Oerter: Colombo, auf der Westküste, die jetzige befestigte Hauptstadt und der Sitz der höchsten Behörden, wo sich auch mehrere Missions-Gesellschaften befinden. Sie besteht aus dem auf der Spitze einer Landzunge erbauten, stark befestigten Castell und aus der eigentlichen Stadt, die sehr regelmäßig angelegt ist und 50000 Einw. zählt. Obgleich sie nur eine offene Rhede hat und kein anderes als Cisternenwasser, so ist sie doch der Mittelpunkt des hiesigen Handels; besonders in ihrer Nähe liegen die Zimmtwälder. Weiter gegen N. liegt das Dorf Arripo, in dessen Nähe die Perlenfischerei Statt findet. Jafnapatnam, auf einer wegen ihrer reichen Vegetation merkwürdigen flachen Gegend der Insel an der Nordküste, ist befestigt und hat, obgleich die zweite Stadt, doch nur 5000 Einw. und keinen Hafen. — Trinkonomale, an der NO.-Küste, oder Trincomale, mit dem größten und sichersten Hafen von Ostindien, wo alle Schiffe Vorderindiens in der stürmischen Jahreszeit Schutz suchen, ist stark befestigt, hat aber nur wenig Einwohner, und die Gegend ist noch ganz wüste. — Punta de Gale (oder Point de Galle), auf der SW.-Küste, hat eine starke Citadelle und einen guten Hafen; sie treibt nächst Colombo den stärksten Handel, vorzüglich mit Fischen.

Die übrigen vorderindischen Inseln sind:

Die Lakkadiven oder Lakediven, eine Inselgruppe, welche westlich von der Küste Malabar zwischen 90° und 92° ö. Lg. und von 10° bis 12° n. Br. liegen. Nur 8 von ihnen sind bewohnt und keine ist über ¼ □M. groß. Die Annäherung an diese Inseln ist durch unzählige Korallenriffe erschwert. Dies und die Armuth derselben, da sie nichts als Kokospalmen hervorbringen, schützt sie vor der Habsucht der

Europäer. An ihren Ufern werden viel **Kauris**, kleine Muscheln, deren man sich in Ostindien als der kleinsten Scheidemünze bedient (s. o.), gefunden. Die Einwohner, an 7000, bestehen aus einem Gemisch von Arabern und Hindus, bekennen sich zum Islam und werden von eigenen Häuptlingen beherrscht.

Die **Malediven**. Sie bilden eine lange und zahlreiche Inselreihe im SW. vom Cap Comorin, zwischen 91° und 92° ö. Lg. und von $^{3}/_{4}$° s. bis 7° n. Br. Alle unbewohnten Klippen und Felsen mitgerechnet, mag ihre Zahl auf mehrere Tausend steigen; sie sind so sehr von Korallenbänken umgeben, daß große Schiffe sich ihnen nicht nähern dürfen und nur mit Gefahr die Canäle, welche sie trennen, beschiffen können. Sie zerfallen in 17 rundliche Gruppen oder **Atols**, deren Inneres eine Lagune erfüllt, welche durch die Korallenwände gegen die Eingriffe der See geschützt wird. Die Inseln selbst sind nur die höheren Theile der Korallenfelsen, und ihr Boden besteht ganz aus Sand und Sandstein. Nur 40—50 sind angebaut. Sie sind aber fruchtbarer als die Lakediven und unterhalten einigen Handel mit Vorderindien. Auch hier werden viel Kauris gesammelt. Die Einwohner, welche in zerstreuten Häusern wohnen, sind friedlich und thätig; man kennt ihre Abstammung nicht, wahrscheinlich sind auch sie ein Mischlingsvolk; ihre Religion ist der Islam. Sie sind von den Europäern unabhängig und werden von ihrem eigenen König, der in einem befestigten Orte, **Male**, auf der Hauptinsel gleiches Namens wohnt, beherrscht.

2. **Hinterindische Inseln**. Sie bestehen aus 3 Inselgruppen und 2 einzelnen Inseln.

Die **Andamanen**, im Meerbusen von Bengalen, zwischen 110° und 112° ö. Lg. und von $10^{1}/_{2}$° bis 15° n. Br. Sie bestehen aus zwei größeren und mehreren kleineren Inseln, sind aber ihrer äußerst ungesunden Luft wegen von den Europäern nicht besetzt. Nur einmal, 1791, versuchten die Engländer eine Ansiedelung, besonders für Verbrecher, mußten sie aber 1793 wieder aufgeben. Die Inseln sind bergig und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Die Einwohner, deren Zahl äußerst gering, gehören zu der auf den größeren Inseln Ostindiens verbreiteten Negerrace und stehen auf der niedrigsten Stufe menschlicher Cultur; sie leben fast nur von Fischen. Auf einer dieser Inseln, **Barren**, befindet sich ein Vulcan.

Die **Nikobaren**, südöstlich von den vorigen, unter $110^{3}/_{4}$° bis 112° ö. Lg. und 6° bis 9° n. Br., bestehen aus 7 größeren und 12 kleineren Inseln. Auch hier verursachen undurchdringliche Wälder eine den Fremden gefährliche Luft, daher sie auch trotz ihrer Fruchtbarkeit und guten Landungsplätze von den Europäern verlassen sind. Nach einem vergeblichen Versuche der Franzosen, siedelten sich die Dänen 1760 hier an, mußten aber die Niederlassung schon 1768 wieder aufgeben; sie werden zwar noch als dänisches Eigenthum betrachtet, sind aber nie von ihnen recht benutzt worden. Die Einwohner, etwa 10000, stammen aus Hinterindien, leben aber völlig unabhängig in kleinen Dörfern vereinigt, ohne irgend einen Oberherrn anzuerken-

nen; sie sollen gutmüthig und freundlich sein und leben vorzüglich vom Fischfange.

Die Mergui-Inseln, welche unter 6° bis 14³/₄° n. Br. und 114° bis 117° ö. Lg. sich an der Westküste Hinterindiens entlang ziehen. Sie sind meist mit Bergen und Wäldern bedeckt; indeß weiß man nicht einmal, ob sie bewohnt sind. Nur eine der südlichsten und größten, Salanga oder Junkseilan, welche nur durch eine schmale Straße vom festen Lande getrennt wird, ist bekannt. Sie ist flach, aber bewaldet und bietet mehrere gute Ankerplätze dar. Die Einwohner, etwa 12000, sind ein Gemisch von Malaien und Chinesen. Das Zinn und die Vogelnester, welche hier gefunden werden, geben Veranlassung zu einem nicht sehr bedeutenden Handel.

Die Prinz-Wales-Insel oder Pulo Penang (Pulo heißt Insel), eine kleine, gegen 7½ □M. große, aber für den Handel äußerst wichtige Insel, am Eingange der Straße von Malacca, unter 5½° n. Br. und nur durch einen schmalen Canal, der als Hafen dient, von der Halbinsel Malacca getrennt. Sie ist mit Bergen und Waldungen bedeckt, von schönen Bächen bewässert, hat einen fruchtbaren Boden und ein sehr gemäßigtes und gesundes Klima. Seit 1786 haben sie die Engländer in Besitz genommen, einen Theil der Wälder gelichtet und sehr wichtige Anpflanzungen von Pfeffer, Betelnüssen, Kaffee, Zucker u. s. w. angelegt; auch die hierher verpflanzten Muskatennußbäume gedeihen vortrefflich. Vorzüglich aber ist sie ihnen für den Handel nach Hinterindien und China, wo sie als sicherer Erfrischungspunkt den Schiffern dient, und für den Handel mit Malacca wichtig, welcher sich seitdem ganz hierher gezogen hat. Die von den Engländern angelegte Festung Fort Cornwallis und die umher entstandene Stadt, Georgetown (spr. Dschordschtaun), liegen auf der NO.-Küste; sie sind im stärksten Aufblühen begriffen und haben wahrscheinlich schon an 20000, die ganze Insel an 60000 Einw. Noch ungleich schneller ist eine andere, neuere Niederlassung der Engländer emporgeblüht, die nämlich auf der Insel

Singapur (Singapore). Diese Insel, unter 1° 17′ n. Br. mit einem Flächenraum von etwa 12½ □M., dicht an der Südostspitze von Malacca, dem Cap Romania, gelegen, hat einen fruchtbaren Boden und ein gesundes, äußerst gleichförmiges Klima. Da sie außerordentlich bequem für den Handel der Engländer mit China liegt, so ward sie 1819 theilweise besetzt und eine gleichnamige Stadt angelegt, welche jetzt schon über 40000 Einw., ein Gemisch von Europäern, Malaien, Chinesen u. A., zählt. 1820 erkauften die Engländer den Besitz der ganzen Insel, und die Bevölkerung ist in starker Zunahme. Der Handel ist außerordentlich wichtig. Durch den Besitz von Penang, Singapur und Malacca beherrscht England gegenwärtig die nördliche Fahrstraße in die chinesische See.

3. Der große indische Archipelagus. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß eigentlich zu dieser großen Inselwelt noch mehrere Inseln gehören, welche nur deshalb jetzt zu Australien gerechnet werden, weil sie, wie dieser Welttheil überhaupt, von den Europäern später

entdeckt worden. Zum indischen Archipel oder zu Asien rechnet man alle diejenigen Inseln, welche zwischen dem 113. und 150. Grade ö. Lg. und zwischen 19° n. Br. und 11° s. Br., also ganz innerhalb der Wendekreise, im S. und SO. von Hinterindien liegen. Wir werden sie der leichtern Uebersicht wegen in die 4 Gruppen der Sunda-, Molukken-, Philippinen- und Sulu-Inseln theilen. Sie sind in neuerer Zeit auch wohl Malaisia, nach der vorherrschenden Bevölkerung aus der malaiischen Race, genannt worden. — Dieser Archipel besteht aus Gruppen und Ketten von Inseln, welche sich, gemäß ihrer Lage, durch eine große Uebereinstimmung in Klima, Thier- und Pflanzenreich und im Charakter ihrer Bewohner auszeichnen. Von dem allgemein herrschenden Gebirgscharakter, wie von den großen Vulcanreihen, welche sich darauf hinziehen, ist schon oben gesprochen worden. Dieser Archipel besitzt ferner, wie keine andere Inselgruppe auf der Erdoberfläche, jene eigenthümlichen periodisch wechselnden Winde (Monsuns), von denen in der Einleitung die Rede gewesen; aber nur die Gruppe der Philippinen wird oft von Orkanen heimgesucht. Was den Tataren und Arabern das Pferd und Kameel, das ist den Malaien Boot und Canoe: die natürlichen Verhältnisse haben ihn auf Schifffahrt und Fischerei geführt. Die Bewohner sind theils braune Malaien, theils schwarze Papuas mit Wollhaar, ähnlich den afrikanischen Negern, theils Schwarze (**Arafuras** oder **Alfurus**), welche sich jedoch von den vorigen durch ihr schlichtes Haar unterscheiden. — Odoardo Barbosa, einer der Gefährten des unglücklichen Magelhaens, war der erste Europäer, welcher diese Inseln 1519 besuchte. Die Portugiesen und nach ihnen die Holländer errichteten dort zahlreiche Niederlassungen; allein der kleinliche Handelsneid der Letzteren hatte Europa bis auf die neueste Zeit die genauere Kenntniß dieser Gegenden zu verheimlichen gewußt. Erst seitdem die Engländer sämmtliche holländische Besitzungen erobert und einige Jahre lang verwaltet, sind zuverlässigere Karten und gute Werke darüber erschienen. Die 3 Wege, welche von Europa zu diesen Inseln führen, sind: die Straße von Malacca, zwischen Sumatra und der östlichen Halbinsel; die Sunda-Straße, zwischen Sumatra und Java, und die Bali-Straße, zwischen Java und der Insel Bali. Die zweite ist die gewöhnlichste; die letzte wird nur im Nothfalle benutzt; doch sind auch die beiden ersten, wegen der Strömungen und der vielen kleinen Inseln, nicht ganz ohne Gefahr.

a. Die Sunda-Inseln. Sie haben ihren Namen von der Straße Sunda, welche an der schmalsten Stelle nur 3 M. Breite hat und durch welche man in die Sunda-See gelangt. Sie umfassen die bei Weitem größten und wichtigsten Inseln dieses Archipels: Sumatra, Java, Borneo, Celebes und viele kleinere.

Sumatra, bei den Eingebornen Andelo, erstreckt sich von NW. nach SO. von 113° bis 124° ö. Lg. und von 5¾° n. Br. bis 6° s. Br. Ihr Flächeninhalt beträgt 6500 □M. Ein langes, schön bewaldetes Gebirge, zum Theil aus mehreren Ketten zusammengesetzt, von 3—4000′ mittlerer Erhebung, durchzieht sie, der westlichen

Küste näher, in der ganzen Länge, und darunter erheben sich mehrere Gipfel bis zu **9000′** Höhe, wie der Gunong (d. h. malaiisch: Berg) Merapi und G. Ophir; für den höchsten gilt der Pik von Indrapura, etwa **11500′** (früher der Kassumba, dessen Erhebung viel zu groß [15000′] angeschlagen wurde); auch besitzt die Insel eine Menge vulcanischer Schlünde (vielleicht mehr als 16). Dem Gebirge entströmen vorzüglich nach der flachen, sumpfigen und stark bewaldeten, aber schwach bevölkerten Ostküste eine große Menge Flüsse und Bäche; und das Klima, obgleich der Aequator die Insel in zwei beinahe gleiche Theile theilt, ist dennoch viel milder als in Bengalen. Die nasse Jahreszeit dauert vom November bis zum März. Die Ostküste ist der Moräste wegen für den Europäer ungesund; ungleich schöner und gesunder ist die gebirgige Westküste. Von den Producten, welche im Ganzen genommen dieselben sind, als die der beiden Halbinseln, bemerken wir nur die wichtigsten oder dieser Insel mehr eigenthümlichen. Es soll viele Goldgruben im Innern Sumatras geben, welche aber von den Eingebornen ungeschickt benutzt worden; ein Versuchbau der Holländer mußte der großen Sterblichkeit unter den Arbeitern wegen aufgegeben werden; außerdem finden sich Kupfer, Eisen, Zinn, Zink und Schwefel. Unter den Pflanzen nimmt nächst dem Reis und der Kokospalme der Pfeffer den ersten Rang ein; neuerdings haben die Engländer mit gutem Erfolge auch Muskatennußbäume und Nelkenbäume gepflanzt. Die Insel liefert ferner viel Kampher, welcher von mehreren Bäumen, — namentlich dem **Dryobalanops Camphora**, welcher zu den größten Bäumen der Erde gehört und bis **200′** Höhe erreicht, — von einigen durch freiwilliges Ausschwitzen, und das ist der beste, von anderen durch Auskochen der Blätter, jüngerer Zweige und Wurzeln gewonnen wird. Der Benzoe, ein weiches, wohlriechendes Harz, wird ebenfalls durch Einschneiden der Rinde eines Baumes (**Styrax Benzoin**) gewonnen und zum Räuchern, zu Seifen- und Schminkwasser verwendet. Die Cassia ist die dem Zimmt oft täuschend ähnliche Rinde eines Baumes. Die größte aller bis jetzt bekannten Blumen ist die der Schmarotzerpflanze **Rafflesia Arnoldi**, deren Blüthe gegen **4** Fuß im Durchmesser hat und bis **10** Pfund Gewicht erreicht. — Unter den Thieren findet man hier viele Affenarten, worunter auch die größten, der Orang-Utang und der Gibbon. Ferner Elephanten, eine eigene Art des Rhinoceros, Tiger, Büffel, wilde Schweine und ein bis jetzt wenig bekanntes, seltenes Thier von der Größe eines Hirsches, Babirussa oder Schweinehirsch genannt, weil es in seinem Bau, vorzüglich im Kopfe, Aehnlichkeit mit einem Schweine hat. Unter den Vögeln ist wohl der merkwürdigste die Salangane, eine Schwalbenart (**Hirundo esculenta**), welche in unendlicher Zahl an den schroffsten und unzugänglichsten Felsenklippen ihr Nest baut, welches sie wahrscheinlich aus schleimigen Substanzen und Speichel zusammensetzt. Diese Nester, von verschiedener Farbe, höchstens **3″** weit und **1″** tief, äußerst leicht und beinahe durchsichtig, werden von den Chinesen als Leckerbissen gekauft

und machen daher einen bedeutenden Handelsartikel aus; sie werden unter großen Gefahren gesammelt, finden sich aber auf allen hinterindischen Inseln, auch auf den Andamanen und Nikobaren, vorzüglich auf der Insel Salanga, woher vielleicht der Name des Vogels. — Die Bevölkerung, nur auf 3 ½ Mill. geschätzt, besteht vorzüglich aus zwei verschiedenen Volksstämmen, den älteren ursprünglichen Bewohnern und den Malaien, welche später eingedrungen, aber jetzt bei Weitem die Mehrzahl und die herrschende Volksmasse ausmachen. Zu den ursprünglichen Bewohnern rechnet man die Volksstämme der Battas, der Redjans und der Lampongs. Die Battas, ⅓ Million, von hellerer Farbe als die Malaien, sollen ein freiheitsliebendes Volk sein, noch Heiden, bei denen Polygamie erlaubt ist, und es scheint ausgemacht, daß die Rache sie oft antreibt, nicht nur arme Kriegsgefangene, die sich nicht lösen können, sondern auch Verbrecher erst zu tödten und dann das Fleisch geröstet zu fressen. Sie bewohnen einen Theil der Westküste und die Gebirge im nördlichen Theile der Insel, und stehen unter vielen kleinen Häuptlingen oder Rajas. Sie scheinen mit den Bewohnern des Innern anderer Inseln des großen ostindischen Archipels nahe verwandt zu sein und bilden vielleicht den vornehmsten und ursprünglich am Weitesten verbreiteten Völkerstamm in diesen Erdräumen, obgleich sie später von den nachbarlichen Malaienstämmen sehr oft verdrängt wurden. Die den Malaien nahe stehenden Redjangs und Lampongs hausen in der südlichen Hälfte der Insel; sie haben die widrige Sitte, den Kindern die Nase und den Schädel platt zu drücken und die Ohren lang zu zerren. Die später eingewanderten Malaien bekennen sich seit 1400 zum Islam und hatten sonst mehrere mächtige Reiche auf der Insel, die indeß jetzt sehr herabgekommen und von den Holländern abhängig geworden sind. An Fremden halten sich außer den Europäern noch viele Chinesen und Javaner des Handels wegen hier auf. Die Europäer kennen bis jetzt wenig mehr als die Küsten und selbst nur die westlichen und südlichen, denn an der nordöstlichen hausen noch viele gefährliche Seeräuber. Unter den Staaten, welche von eingebornen Fürsten despotisch nach Malaien Weise beherrscht, aber allmälig immer mehr von den Holländern abhängig werden, sind die bekanntesten:

Der Staat Atschin; er nimmt die ganze nördliche Spitze der Insel ein, ist gut bevölkert, zeigt eine ziemlich vorgerückte Cultur und treibt bedeutenden Handel; doch ist er durch die Eroberungen der Holländer von seiner ehemaligen Größe sehr herabgekommen. Die Hauptstadt Atschin, an der Mündung eines Flusses auf der Nordküste, in einem Walde von Kokospalmen und anderen Obstbäumen versteckt, soll an 8000 auf Pfählen stehende Bambushäuser und 36000 Einwohner haben; ihr Handel ist bedeutend. Andere Häfen und Seestädte sind Pedir an der Nordküste, und Sinkel an der Südwestküste.

Die Länder der Battas, ein Bund von vielen kleinen Staaten, die jedoch noch wenig bekannt sind und worin jedes Dorf frei

und unabhängig unter seinem Häuptlinge steht, während sie, namentlich in Kriegszeiten, gemeinschaftlich handeln.

Der Staat Menangkabo, einst der mächtigste Staat der Insel, ist jetzt auf die Mitte derselben beschränkt und vom Meere abgeschnitten; doch wird der Regent noch immer von den übrigen eingebornen Fürsten als der erste und vornehmste betrachtet. Seine Residenz Pangaratschung, im Innern der Insel, wird von den Malaien wie ein zweites Mekka bewallfahrtet.

Der Staat Siak, an der Ostküste, der sich von dem vorigen unabhängig gemacht hat, macht die ganze Straße von Malacca durch Seeräuberei gefährlich.

Der Staat Indrapura, auf der Westseite der Insel; die Küste selbst ist von den Holländern besetzt, und der Fürst, einst mächtig, ist jetzt ein Vasall der Holländer.

Der Staat Palembang im südöstlichen Theile der Insel. Der Sultan hieß 1811 alle Holländer in seinem Staate ermorden, ward dafür von den Engländern vertrieben und sein Nachfolger mußte ihnen die Insel Banka abtreten; jetzt sind die Holländer im Besitz des Ganzen. Die Hauptstadt Palembang liegt 2 M. von der Mündung eines schiffbaren Flusses und soll 25000 Einwohner haben. — Andere kleinere Staaten übergehen wir.

Die Engländer waren eine Zeit lang Meister beinahe von der ganzen Westküste, traten aber diese, wie alle ihre Besitzungen und Ansprüche auf Sumatra, 1824 den Niederländern ab; diese haben seitdem ihre Eroberungen längs der Ostküste und über den größten Theil der Westküste ausgedehnt. Die Hauptplätze auf der Küste sind:

Benkoolen (benkulen), unter 3¾° s. Br., an der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit dem starken Fort Marlborough und etwa 10000 Einwohnern. Am nördlichen Ende der niederländischen Besitzungen liegt die treffliche Bai von Tapanulie, groß und tief genug, um ganze Flotten aufzunehmen; ein kleines Fort auf einem Eilande ist zu ihrem Schutze vorhanden. — Ferner Padang, ebenfalls an der Westküste, unter 1° s. Br., welches als die Hauptstadt der Holländer anzusehen und der Sitz des Gouverneurs ist; sie gehörte ehemals zum Reiche Indrapura. — Es scheint, als ob die Holländer gesonnen sind, sich allmälig nicht blos auf der Ostküste bei Palembang, sondern über die ganze Insel auszubreiten.

Von den vielen um Sumatra herum liegenden, zum Theil bedeutenden Inseln, die aber den Europäern wenig bekannt sind, führen wir nur die wichtigste: Banka, an. Sie liegt an der Ostküste von Sumatra, zwischen 1½° und 3° s. Br., enthält etwa 160□ M. und 150000 Einwohner. Ihre unerschöpflichen Zinngruben, welche meistens von Chinesen bearbeitet werden, machen ihren Reichthum aus und liefern jährlich an 3 Millionen Pfund. Das Erz liegt gewöhnlich kaum 25′ unter der Dammerde und wird ohne Kunst gewonnen; das meiste geht nach China. Der Hauptort ist Muntok, an der Westspitze, mit einem von den Engländern erbauten Fort.

Die benachbarte Insel Billiton, östlich von der vorigen und ebenfalls den Holländern gehörig, ist sehr reich an Eisen. — Südwestlich von Sumatra, unter 12° s. Br. und 114½° ö. Lg., ist erst vor Kurzem eine kleine Koralleninselgruppe, die Keeling's- (kihl—) Inseln, entdeckt worden, auf welchen die Engländer eine Erfrischungsstation für Seefahrer angelegt haben.

Java (Dschava), der Hauptsitz der holländischen Macht in Ostindien und die wichtigste aller dortigen Inseln, erstreckt sich von W. nach O. zwischen 122½° und 132½° ö. Lg. und von 6° bis gegen 9° s. Br. Ihre Länge beträgt an 145 M., die Breite wechselt von 12 bis 50 M.; der Flächeninhalt übersteigt 2300 □M.; sie hat mit der Insel Madura 10,290000 Einwohner, nämlich 10,100000 Eingeborne, 10060 Leibeigene, 130000 Chinesen, über 30000 andere Orientalen, 17000 Europäer. In ihrer physischen Beschaffenheit weicht Java sehr von den bisher beschriebenen indischen Ländern ab. Obgleich gebirgig, hat sie keine fortlaufenden, zusammenhängenden Bergreihen, sondern viele einzelne Gruppen, die zum Theil als zwei Hauptketten auftreten, dann sich aber wieder vereinigen, und auf deren Kamm an 50 Vulcankegel und mehrere Schlammvulcane ihre Krater öffnen; Erdbeben sind daher häufig und furchtbar; die Berge sollen bis 13000′ Höhe erreichen; der Vulcan Gede hat nur 8500′. Die ganze Südküste ist felsig, schroff, von steilen Klippenreihen umgürtet und deshalb fast unzugänglich. Die Nordküste ist flach, sumpfig und bietet viele Häfen dar; allein hier verändert sich der Meeresboden sehr oft durch Korallenbau, Anschlämmungen und vulcanische Wirkungen. Alle Flüsse ergießen sich an der Nordküste. Nur diese verdient den Ruf der Ungesundheit, in welchem Java steht, so daß man es wohl ein Paradies für Unsterbliche und das Grab der Europäer genannt hat. Allerdings ist hier die Sterblichkeit besonders unter den Fremden sehr groß: fast die Hälfte der Ankömmlinge findet hier bald den Tod; allein die Unvernunft der Holländer, welche Nichts gethan, um die Moräste abzuleiten und die Wälder zu lichten, die überall sumpfige Canäle wie in ihrer Heimath anlegten und in Speisen und Kleidung die Sitten des Vaterlandes eigensinnig beibehielten, hat wohl mehr, als das Klima selbst, zu dieser Sterblichkeit beigetragen. Die Hitze ist nur an der Nordküste bedeutend und doch noch lange nicht so gewaltig, als in mehreren Gegenden der beiden Halbinseln; im Innern ist das Klima sehr angenehm und gesund. Das Giftthal, Guepo-Upas, bei Balor am Dschiang, etwa 30′ tief, ist wegen der am Boden lagernden erstickenden Gasschicht, ähnlich wie die Hundsgrotte bei Neapel, berühmt. — Die Insel liefert viel Seesalz, besitzt jedoch keine Metalle; dagegen zeigt sich hier die Fruchtbarkeit vulcanischer Länder, wie kaum sonst wo auf Erden. Die Hauptproducte bestehen in Reis, Kaffee, Zucker, Thee (seit einigen Jahren erst cultivirt), Pfeffer, Baumwolle, Taback, Indigo, Cochenille und den bekannten eßbaren Vogelnestern. Alle Früchte Indiens gedeihen hier vortrefflich, so daß auch der Aermste, unter dem drückendsten Verhältniß, sich leicht die Bedürfnisse des Lebens verschafft.

Von den vielen zum Theil noch wenig bekannten trefflichen Baumarten der Insel erwähnen wir nur des übel berüchtigten Giftbaums, Boan Upas, oder eigentlich Antjar, **Antiaris toxicaria.** Die frühere Meinung, daß er weit umher die Pflanzen und Thiere tödte und daß man sich ihm nicht ohne Lebensgefahr nähern dürfe, ist längst als Märchen erkannt. Nur der Saft des Baumes, den man durch Einschnitte in die Rinde gewinnt, ist gefährlich; doch wird er zum Vergiften der Waffen nur in Verbindung mit noch anderen Pflanzensäften gebraucht, woraus die Malaien ein Geheimniß machen; auch giebt es hier noch mehrere ähnliche Giftpflanzen. — Man findet hier keine Elephanten, wohl aber Rhinocerosse, viele Hirscharten, Leoparden, den Königstiger und einen kleinen schwarzen Tiger. In den Gewässern findet man Krokodile, aber kleiner als die des festen Landes; sehr viele Schlangen machen die Wälder gefährlich. Die weißen Ameisen, welche nicht allein Lebensmittel, Bücher, Kleider und Meubles vernichten, sondern auch das Holzwerk der Häuser zerstören, sind sehr häufig.

Die eigentlichen Bewohner der Insel, die Javaner, scheinen mit den Malaien verwandt; sie sind ein schwaches, träges und furchtsames Volk, welches nur die äußerste Unterdrückung zuweilen zu einzelnen Thaten der Verzweiflung gebracht hat. Lange vor der Ankunft der Europäer soll es auf der Insel nur ein einziges großes Reich gegeben haben, für dessen bedeutende Cultur sehr viele herrliche Ruinen sprechen, welche die Neugier der Engländer in den Wäldern und Gebirgen entdeckt hat; die Holländer hatten sich nie darum bekümmert. An einem Orte, Branbanam, finden sich auf einem Umfange von etwa 2 M. eine große Menge schöner Tempelruinen, alle von sauber bearbeitetem Granit, mit Basreliefs und vielen Statuen, welche sämmtlich auf die Religion der Hindus deuten. Solche Ruinen finden sich noch an mehreren Orten, wie zu Borobodo und Singasari. Das gegenwärtige Geschlecht vermag kaum, die Paläste seiner Fürsten von Backsteinen aufzuführen. Auch die Sprache verräth den hindustanischen Einfluß; die an der Küste gesprochene Sunda-Sprache ist mit malaiischen Wörtern vermischt; aber die im Innern gesprochene und noch mehr die heilige Sprache, das Kawi, stimmt nahe mit dem Sanskrit überein, und in dieser besitzen sie viele alte Gedichte. Erst seit 1400 bekennen sich die Javaner zum Islam, haben aber eine Menge heidnischer Gebräuche und Ansichten beibehalten; auch rechnen sie nicht nach der Hedschra, sondern seit dem Jahre 73 nach Christo. Das Christenthum findet sehr schwer Eingang. Auf die Frage nach der Ursache antworteten „einsichtsvolle Javaner" einem Europäer*): „Warum sollten wir unsern alten Glauben verlassen und Christen werden. Ueberall, wo der weiße Mann hinkommt, geht Treue und Zuverlässigkeit verloren. Anmaßung, Trunksucht, Unsittlichkeit, Habsucht, Heuchelei und Gewaltthätigkeit

*) Zeitschrift für Allgem. Erdkunde, Berlin 1854, II. 2, S. 82.

folgen ihm auf dem Fuße nach. Glaubt es, wir sind bessere Menschen als Ihr." Dieses traurige Zeugniß bestätigt derselbe Europäer aus seiner Erfahrung. — Die Polygamie ist herrschend, und die Fürsten werden nur von Weibern bedient und bewacht. Die Lust an Hazardspielen, besonders an Hahnengefechten, ist hier wie auf Sumatra sehr gewöhnlich; auch sind sie dem Opiumrauchen leidenschaftlich ergeben. Sonst aber ist der Javaner sehr mäßig; der Kaffee ist sein „Göttertrank". Der dem Europäer so sehr gefährliche Mondschein bringt ihm keine Gefahr. Musik und Tanz sind seine Liebhabereien. Selbst in der Schlacht geht er tanzend vorwärts. Nur in der Aufsuchung der Vogelnester, der Calangane oder Salangane, an gefährlichen Klippen zeigt er Verwegenheit. (Nach der Meinung der Javaner erzeugt der häufige Genuß des Fischlaichs in ihnen den Schleim, welcher der wesentliche Bestandtheil der Vogelnester ist.)

Die Malaien gehören hier nur zu den Fremden und sind meistens arm. Die Chinesen sind überaus zahlreich, höchst fleißig, aber auch höchst habsüchtig; sie sind die Juden dieser Gegend und daher bei den Javanern sehr verhaßt. Die eigentlichen Holländer sind wenig zahlreich; ihre meisten Beamten und Soldaten bestanden aus Deutschen, dem Auswurf beider Nationen; überdies giebt es sehr viel Mischlinge von europäischer Abstammung. Die holländische Verwaltung, einzig auf unmittelbaren Gewinn bedacht, war die drückendste und ungerechteste von allen europäischen in diesen Gegenden. Seitdem die Engländer die Insel 1811 in Besitz genommen, ist sie erst einigermaßen bekannt geworden, und der Zustand des Landes und der Unterthanen hat sich, auch nachdem sie den Holländern zurückgegeben ist, bedeutend gebessert. Die Einkünfte von diesen Besitzungen sind in neuester Zeit sehr ansehnlich gestiegen.

Als die Holländer zuerst 1594 hier landeten, gab es vier unabhängige Reiche auf Java, nämlich Bantam, Jacatra, Tscheribon und Mataram; die drei ersten sind nach und nach von den Holländern unterjocht worden, wiewohl es nicht an Aufständen fehlt; nur das letzte, jetzt getheilte, besteht noch. Sonach müssen wir zuerst betrachten:

Die holländischen Besitzungen. Sie nehmen etwa $^{3}/_{4}$ der Insel, nämlich den westlichen Theil der Insel und die ganze Nordküste ein und sollen an 5 Millionen Einwohner enthalten. Sie werden in 17 Residenzschaften getheilt.

Die älteste Niederlassung der Holländer, Bantam, an der Nordküste, ist jetzt nur noch ein Haufen Ruinen; der Ort mußte wegen seiner Ungesundheit verlassen werden. Dafür bauten sich die Holländer 1619 weiter östlich an der Nordküste zu Batavia unter $6^1/_4{}^\circ$ s. Br. und $124^1/_2{}^\circ$ ö. Lg. an. Diese Hauptstadt aller niederländischen Besitzungen in Indien liegt in einer tiefen, von einigen Bächen durchschnittenen Ebene; ihr Hafen und ihr Rhede sind zwar gut, aber der Eingang ist durch Sandbänke sehr erschwert. Eine im NO. liegende Citadelle vertheidigt den Hafen. Die Stadt wird von mehreren mit Bäumen beschatteten Canälen durchschnitten, und

eben diese wie die sumpfige Umgebung überhaupt machen die Luft für die Europäer so verderblich, daß die Stadt in der neuern Zeit von diesen fast ganz verlassen ist. Der General-Gouverneur, alle Behörden, alle Kaufleute wohnen in den einige Meilen landeinwärts in einer gesunden und reizenden Gegend gelegenen sogenannten Vorstädten: Ryswyk, Molenvliet, Koningsplein und Weltevreden, und kommen nur zu ihren Geschäften in die Stadt. Von den ehemaligen 160000 E. wohnen nur noch 60000, ein Gemisch von Javanern, Chinesen, wenigen Europäern und 12000 Sklaven, in der Stadt, deren Canäle, Festungswerke, Kirchen und Häuser immer mehr verfallen. Man ist der Meinung, daß der Aufenthalt in Batavia erst seit dem Erdbeben von 1699 so höchst ungesund geworden; seit der Zeit soll es immer schwieriger geworden sein, die früher hellen Canäle rein zu erhalten. Das Stadthaus und das Haus des Gouverneurs sind die einzigen bedeutenden Gebäude. In einer Vorstadt wohnen an 15000 Chinesen. Die ganze Umgegend in einer Entfernung von 10 M. ist mit Landhäusern bedeckt. — Zehn Meilen südlich von Batavia, in einer reizenden, höchst gesunden, an 3000′ hohen Berggegend, liegt der Ort Buitenzorg (beutensorg), mit einem Sommerpalast des Gouverneurs und einem trefflichen botanischen Garten. — Tscheribon, unter 126¼° ö. Lg., eine Seestadt mit einer Rhede und etwa 10000 E. — Samarang, unter 128¼° ö. Lg., die zweite Handelsstadt der Insel, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in einer gesunden Gegend. Sie ist etwas befestigt, hat einen mittelmäßigen Hafen, 50000 E., und treibt einen sehr bedeutenden Handel. — Surubaya, unter 130½° ö. Lg., an einem schiffbaren Strome, jetzt die blühendste Stadt der Insel; sie hat ein großes Arsenal, einen vortrefflichen, ganz sichern Hafen, mehrere schöne Kirchen und Gebäude und liegt in einer sehr gesunden Gegend. Sie soll schon über 90000 E. zählen.

Die eingebornen Fürsten besitzen den ganzen südlichen und östlichen Theil der Insel. Dieser machte bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts das große Reich Mataram aus, welches die Holländer bei einem entstandenen Streit um die Thronfolge in zwei gleiche Theile unter die beiden Bewerber theilten. Der Beherrscher des westlichen Theils behielt den Titel Susunan oder Kaiser; der des östlichen ward Sultan genannt. Beide Reiche werden völlig despotisch regiert, stehen aber unter genauer Aufsicht und in völliger Abhängigkeit von den Holländern, welche sogar kleine Citadellen in der Nähe der Residenzen unterhalten. Die Residenz des Susunan ist Surukarta, unter 128½° ö. Lg.; sie liegt in der Mitte des Landes am Flusse Solo und soll über 100000 E. haben. — Der Sultan residirt in Dschukschukarta, unter 128° ö. Lg., 2 M. von der Südküste; auch diese soll 100000 E. haben. Einer der Paläste des Sultans liegt mitten in einem tiefen See und hat keinen andern Zugang, als einen unterirdischen Weg.

Mehrere Inseln bei Java verdienen noch genannt zu werden.

Die Insel Madura, von der Nordostküste von Java nur durch eine an einer Stelle sehr schmale Straße getrennt. Sie hat 75 □M. und gegen 300000 E., welche für tapfer und für geschickte Seeleute gelten. Die Insel ist äußerst fruchtbar und steht unter zwei eingebornen Sultanen, welche den Holländern unterworfen sind; diese besitzen einen District in der Mitte der Insel, dessen Hauptstadt Pamakassang in der Nähe der Südküste liegt.

Ferner die sogenannten Kleinen Sunda-Inseln, zusammen 1500 □M., welche sich in einer Reihe östlich von Java erstrecken. Die wichtigsten sind:

Die Insel Bali, gleich östlich von Java, 95 □M. groß. Sie ist, wie alle ihre Nachbaren, vulcanisch. Bali ist sehr fruchtbar, die Einwohner betriebsam. Die kleinen Pferde dieser Insel werden sehr geschätzt. Die Einwohner, deren Zahl gegen eine Million betragen mag, sind größtentheils reine Hindus und sollen kräftiger und tapferer als ihre Nachbarn sein; ihre Religion ist theils Siwa-Cultus, theils Buddhaismus; auch sind sie in vier Kasten getheilt. Die ganze Insel steht unter sieben unabhängigen Rajas oder Fürsten.

Die Insel Lombok, östlich von Bali, 70 □M. groß. Sie ist von so starken Brandungen umgeben, daß sie nur selten von Europäern besucht wird. Man weiß nicht einmal, ob die Einwohner, deren Zahl auf 200000 angegeben wird, Muselmänner oder Brahmanen sind. Die Insel enthält einen wohl 8000′ hohen Vulcan; doch soll sie vortrefflich angebaut sein, liefert die beste Baumwolle im ostindischen Archipel und hat ihren eigenen Raja.

Die Insel Sumbawa, östlich von Lombok, hat 370 □M. Oberfläche und 800000 E. Am Bekanntesten ist diese Insel durch ihren Vulcan Tomboro, welcher nach einem furchtbaren Ausbruch am 10. April 1825 in sich zusammenstürzte und jetzt nur noch eine Hochebene bildet; außerdem giebt es noch mehrere Vulcane auf dieser und den benachbarten Inseln. Man weiß übrigens nur, daß die Insel gute Häfen hat — der von Bima, am NO.-Ende der Insel, gilt für einen der schönsten auf der Erde —, einen äußerst fruchtbaren Boden besitzt und unter sechs kleine Staaten vertheilt ist.

Die Insel Flores, östlich von Sumbawa, mag einen Flächeninhalt von mehr als 400 □M. haben. Sie gehört zu den unbekanntesten dieser Inselreihe; doch soll es auf der Ostküste viele Christen geben, welche von den Portugiesen abzustammen behaupten.

Tschindana, Sandelbosch oder Sumba, 110 □M. groß und durch eine breite Meeresstraße von den beiden vorigen Inseln geschieden, ist gut angebaut, aber noch unbekannt.

Die übrigen Inseln dieser Reihe müssen hier übergangen werden. Wir erwähnen nur noch der zwischen $7\frac{1}{2}^0$ und $10\frac{1}{2}^0$ s. Br., 141^0 bis $144\frac{3}{4}^0$ ö. Lg. gelegenen

Insel Timor, über 400 □M. groß, deren Einwohnerzahl, wohl zu hoch, auf 800000 angegeben wird. Sie ist von mehreren Bergreihen, die sich bis über 6000′ erheben, bedeckt; dieselben setzen zum Theil unter dem Meere fort und machen die Annäherung für die

Schiffe gefährlich. Die Ueppigkeit der Vegetation, wie sie vorzüglich auf Java uns entgegentritt, ist hier wegen zu geringer Feuchtigkeit ganz verschwunden; die Insel erscheint selbst verhältnißmäßig dürr und öde. Ihre Süd- und Westküste ist von Malaien besetzt; im Innern hausen noch einige wenig bekannte, halbwilde Stämme; auf der Nordküste leben viele sogenannte Portugiesen, Abkömmlinge und Mischlinge von Europäern. Die Holländer haben einen Residenten in dem kleinen, an einer schönen und tiefen Bai gelegenen Orte Kupang, mit einem Freihafen, wobei das Fort Concordia liegt. Die Portugiesen haben einen Gouverneur zu Dilli auf der Nordküste. Die Malaien stehen unter vielen kleinen Rajas, welche jedoch sämmtlich Vasallen der Holländer oder Portugiesen sind.

Die dritte große Sunda-Insel ist

Bornēo, die größte Insel der Alten Welt, welche sich von 127° bis 136¾° ö. Lg. und von 4° s. B. bis 7° n. Br. erstreckt und einen Flächeninhalt von 11000 □M. enthält. Sie gehört zu den unbekanntesten Ländern der Welt; noch nie hat ein Europäer ihr Inneres betreten. Die Küsten sind alle flach, sumpfig und daher ungesund, das Innere, von vielen Berggruppen und Ketten erfüllt, ist reich an Wäldern; jetzt befinden sich keine Vulcane mehr in Thätigkeit. Die größten Flüsse sind der Banjer-Massing oder Baritto, und der Pontianak; jener mündet an der Süd-, dieser an der Westküste. Von den Producten, welche im Ganzen dieselben sind, wie auf den übrigen Sunda-Inseln, nennen wir nur die wichtigsten. Vor allen das Gold, welches vorzüglich an der Westküste häufig gefunden und von einer zahlreichen, hier angesiedelten Colonie von Chinesen gebaut wird; der Pfeffer; die Diamanten, vorzüglich im Districte Landak, auf der West- und Südküste; Kampher von vorzüglicher Güte. — An den Küsten wohnen vorzüglich Malaien; das herrschende Volk aber sind die Bugis, welche sich nur hier und auf Celebes finden. Die Bewohner des Innern werden zwar sehr verschieden benannt, scheinen aber nur Stämme eines einzigen Volks, der Dayaks oder Daiaer zu sein. Sie sind von lichter Farbe, stark und wohlgebaut, stehen aber auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur, leben in beständigen Fehden, schmücken ihre Wohnungen mit den Köpfen erschlagener Feinde und sind höchst wahrscheinlich auch Anthropophagen. Sie bedienen sich vergifteter Waffen, vorzüglich kleiner Pfeile oder Bolzen, die sie aus Blasröhren schießen. Bedeutende Trümmer von Tempeln mit Bildern und Inschriften, welche man im Innern der Insel findet, scheinen anzudeuten, daß auch hier einst der Buddhaismus geherrscht habe. In den unzugänglichsten Wäldern und Gebirgen soll noch in voller Wildheit und in geringer Zahl der Volksstamm der Papuas, Negritos oder Negrillos hausen; sie sind klein, höchstens kaum 5′ hoch, von rußschwarzer Farbe, Nase und Unterkiefer treten hervor, das Haar ist wollig, das Auge roth; sie sind aber viel schwächer als die afrikanischen Neger. Nach anderen Berichten soll diese Race jedoch nur an 2 Orten im indischen Archipel vorkommen, nämlich, außer auf der malaiischen Halbinsel, in den Gebirgen des Staats Queda, auf

Luzon und den Andamanen, und ihre Gesammtzahl daselbst wird sehr unsicher nur auf 3—4000 Seelen geschätzt. Ueberhaupt ist die Bevölkerung Borneo's sehr gering. Von Chinesen halten sich hier immer leicht über 100000 auf, um sich durch Goldgräberei, Pfefferbau und Handel zu bereichern.

Die Malaien haben hier mehrere Reiche gegründet, von denen einige jetzt von den Holländern abhängig sind, welche sich überhaupt in den letzten Jahrzehenden von Pontianak aus etwa $1/3$ der Insel mit den Diamantgruben- und Goldbergwerksdistricten unterworfen haben. Die bekanntesten Reiche sind: das von Banjermassing, an der Südküste, mit der Stadt Martabura an einem ebenso benannten Strome. Die Größe dieses Reiches wird zu 5775 engl. □M. angegeben, worauf nur 60000 (nach Anderen 120000) Menschen wohnen sollen. — Die Holländer besitzen in der Nähe das Fort Tatas und sind im Besitz des ganzen Handels. In derselben Gegend, am kleinen Dayak-Fluß, sind Missionsanstalten von Halle und Barmen aus gegründet worden. Das Reich Sukadana, mit der gleichnamigen Hauptstadt, liegt an der Südwestküste und treibt bedeutenden Handel mit Opium. Das Reich Sambas an der Westküste enthält die wichtigsten Goldgruben; hier besitzen die Holländer das Fort von Pontianak, welches ihr wichtigster Ort an dieser Küste ist. Das Reich Borneo, einst das mächtigste auf der Nordwestküste, mit einer gleichnamigen Hauptstadt, wo ehemals die Engländer eine Niederlassung hatten. Sie liegt zwischen so vielen Canälen eines großen Flusses, daß die meisten Häuser über dem Wasser auf Pfählen stehen, viele sind auch auf Flößen gebaut; das Wasser wimmelt von Krokodilen. Die ganze Nordostküste der Insel, die am Besten angebaut ist, steht jetzt unter der Herrschaft des Sultans von Sulu, einer in Osten von Borneo gelegenen kleinen Insel. Zum Schutz gegen die Seeräuberei der Sulu-Insulaner hat die holländische Regierung die benachbarten Landungspunkte militärisch besetzt. Das Innere ist vielleicht in mehr als hundert kleine Staaten unter eigenen Rajas vertheilt.

Die letzte der großen Sunda-Inseln ist Celebes, östlich von Borneo, von welcher sie durch die Straße von Macassar getrennt wird. Sie erstreckt sich von 137° bis 143° ö. Lg. und von 2° n. bis zu $5^5/_4$° s. B., und mag über 2500 □M. enthalten. Sie hat eine höchst zerrissene Gestalt und besteht eigentlich aus vier Halbinseln, welche auf der östlichen Seite drei große Meerbusen umfassen und nur in der Mitte des Landes zusammenhängen. Gebirgsketten bilden das Gerippe dieser Halbinseln; unter den Bergen befinden sich im nordöstlichen Theile der Insel mehrere Vulcane. Sie ist gut bewässert und hat das Klima und die Producte der benachbarten Inseln. Die Einwohner, 3 Millionen, bestehen vorzüglich aus Malaien von verschiedenen Stämmen, worunter die Macassaren auf der südlichen Halbinsel und die Bugis weiter nördlich und im größten Theile des Landes die wichtigsten sind. Im Innern hausen noch einige den Dayaks auf Borneo ähnliche Stämme, welche wie diese

mit den Battas nahe verwandt zu sein scheinen, und wenige Hundert Papuas. Die Malaien sind stark, die Weiber gelten für Schönheiten. Die Macassaren werden für die tapfersten, aber auch rachsüchtigsten aller Malaien gehalten, daher sie häufig zu Leibwachen der kleinen Sultane und Rajas anderer Länder gewählt werden. Uebrigens sind sie treu, mäßig und sehr fleißig, vorzüglich gute Seefahrer. — Die Malaien sind fanatische Muselmänner. Sie sollen auch eine eigene Literatur und besonders schöne Romanzen und Lieder besitzen. Sie stehen unter vielen kleinen Rajas, welche aus gewissen Familien, die unter sich das Wahlrecht üben, gewählt werden. Der Despotismus ist also hier durch Aristokratie gemildert. Die Holländer üben zwar einen großen Einfluß auf diese kleinen Fürsten und haben sich den Alleinhandel der ganzen Insel vorbehalten, welche die Molukken vorzüglich mit Reis und anderen Lebensmitteln versieht; aber ihr eigentliches Gebiet ist sehr unbedeutend. Da die Insel in unendlich viele kleine Sultanien und Rajaschaften zerfällt, welche man kaum dem Namen nach kennt und die meist ganz von den Holländern abhängig sind, so begnügen wir uns, die durch den Handel bekannt gewordenen Plätze zu erwähnen. Macassar, jetzt Vlaardingen, auf der Westküste der südlichen Halbinsel, einst die Hauptstadt eines mächtigen Reiches; seit 1668 gehört sie den Holländern, welche noch das Fort Rotterdam, wo der Gouverneur residirt, anlegten. Sie hat einen guten Hafen, bedeutenden Handel und 15000 E. An der Ostküste der südlichen Halbinsel liegt Boni, die Hauptstadt eines mächtigen Sultans der Bugis. Manado oder Menado, auf der Spitze der nordöstlichen Halbinsel, gehört mit seinem Gebiete den Holländern und ist, obgleich an sich ein unbedeutender Ort, durch die Goldgruben wichtig, welche sich in der Gegend befinden. — Celebes ist vorzüglich im S. und O. von einer unendlichen Zahl kleinerer Inseln und Eilande umgeben.

b) Die Molukken oder Gewürz-Inseln. Sie bilden eine zahlreiche Gruppe im O. von Celebes, zwischen 143° und $152\frac{1}{2}$° ö. Lg. und 3° n. und $8\frac{1}{2}$° s. Br., und zerfallen wiederum in 3 Gruppen, wovon die südlichste die Banda-Inseln umfaßt. Die Portugiesen waren auch hier die Ersten, welche 1512 sich niederließen; sie wurden 1599 von den Holländern verdrängt, welche, nach langem hartnäckigen Widerstande der Eingebornen, sich bis 1621 aller dieser Inseln bemeisterten; auf den meisten wurden die Einwohner sogar gänzlich ausgerottet. Sie gehören zu den ungesundesten aller indischen Inseln, daher auch Verbrecher oft hierher verwiesen wurden und die holländischen Besatzungen und selbst die Beamten zu dem Auswurf aller Nationen gehörten. Von jeher war hier das Vaterland des Muskatennußbaumes, dessen Cultur den einzigen Werth dieser Inseln ausmacht; denn nach Ausrottung der Eingebornen fehlte es an den ersten Lebensbedürfnissen, die von den kleineren Sunda- und anderen benachbarten Inseln herbeigeschafft werden müssen. Die Holländer vertheilten nun den Boden in kleinen Loosen oder Perken oder Parks an Europäer zum Anbau der Muskatennuß, und ob-

gleich die Perkeniers nur an die ostindische Compagnie verkaufen durften und nur 1 Stüber für das Pfund Nüsse erhielten, welches die Compagnie zu 2 Gulden 18 Stüber wieder verkaufte, so wurden sie doch reich dabei. Auf allen kleinen umherliegenden Inseln dieser Gruppe unterhielten die Holländer kleine Besatzungen, oft nur 2—3 Mann, vorzüglich um jeden etwa wild aufwachsenden Muskatenbaum zu zerstören. Nur auf Banda, Neira, Gunong-Api und Ay war der Anbau erlaubt. Erst seit 1824 ist dies zu Gunsten der Molukken erlassene Verbot des Anbaues der Gewürze von der Regierung aufgehoben worden, und derselbe verspricht auch anderwärts, z. B. auf Java, den günstigsten Erfolg. Der Baum erreicht eine Höhe von 40—50′, trägt Jahr aus Jahr ein und wird über 70 Jahr alt. Als Gewürz werden die Blüthen, die Schalen und die Nuß benutzt. Nur hier erlangt er seine größte Vollkommenheit; wild war er sonst wenigstens auf vielen Inseln dieser Meere bis nach Neu-Seeland verbreitet.

Die größte dieser Inseln, Banda, ist auch die ungesundeste; deshalb ist auch der Sitz der holländischen Regierung auf dem Eilande Neira, wo die Forts Nassau und Belgica, welche eine sehr sichere Rhede haben. Es fehlt gänzlich an Trinkwasser und das Klima ist ungesund. Ganz dicht westlich neben ihr liegt das Eiland Gunong-Api (d. i. brennender Berg), dessen Vulcan beinahe beständig in Thätigkeit ist. Nur Sklaven besorgen hier den Bau der Muskatennüsse. — Ay, im NW. von Neira, ist die gesundeste und reizendste dieser Inseln, hat aber keinen guten Landungsplatz. Alle übrigen Inseln dieser Gruppe, worunter sich doch ganz ansehnliche befinden, wie Timorlaut, werden in die Gruppen der Südost- und der Südwest-Banda-Inseln getheilt und von holländischen Vasallen beherrscht, sind jedoch den Europäern wenig bekannt. — Die Aru-Inseln, östlich von den südlichen Banda-Inseln, werden von Einigen zu diesen gerechnet, von Anderen zu Australien. Sie zerfallen in 2 parallele Reihen, eine östliche und eine westliche, und sind von Malaien und Harafuren oder Alfuren, welche ebenfalls dem Stamme der Battas verwandt und auch auf den übrigen Molukken und Celebes angetroffen werden, bewohnt; nur auf den westlichen Inseln haben die Holländer einige Factoreien, und ein Theil der Einwohner hat sich zum Christenthum bekannt.

Die Amboina-Gruppe, nordwestlich von der vorigen. Sie besteht aus 3 größeren und 8 kleineren Inseln, und wie die Banda-Inseln ausschließlich für den Muskatennußbaum, so war die einzige Insel Amboina für den Nelken- oder Gewürznägeleinbaum bestimmt. Dieser Baum gleicht einem Lorbeerbaume, wird aber kaum 10′ hoch. Die Blüthe wird vor ihrer gänzlichen Entwickelung gepflückt und am Feuer gedörrt; ein Baum giebt 5—7 Pfund Nelken; die Frucht selbst, Mutternelken genannt, ist bei Weitem weniger gewürzhaft. Die Insel Amboina selbst, mit 50000 E. auf 27 □M., gilt für die gesundeste dieser Gegenden; auch hat sie treffliches Quellwasser. Sie wird durch einen von SW. eindringenden Meerbusen, der zugleich ihre Rhede bildet, in zwei Halbinseln getheilt. Amboina

ward 1511 von den Portugiesen entdeckt, welche 1605 von den Holländern vertrieben wurden. Sie ist die älteste und nächst Batavia wichtigste holländische Besitzung in Indien. Die Stadt Ambon, mit dem Fort Victoria, ist zwar gut und regelmäßig gebaut, hat aber sehr oft durch Erdbeben gelitten. Sie zählte etwa 7000 E. Auch von den Eingebornen bekennt sich etwa die Hälfte zum Christenthum. — Die übrigen Inseln, worunter Ceram, die größte, sehr stark bevölkert und reich an Sagopalmen ist, wurden von den Holländern nur deshalb besetzt, zum Theil auch nur jährlich besucht, um die etwa zufällig wachsenden Nelkenbäume zu zerstören.

Die eigentlichen Molukken, die nördlichsten dieser ganzen Gruppe. Sie wurden 1511 von den Portugiesen entdeckt; seit 1605 und 1607 siedelten sich die Holländer an, welche seitdem mit großen Kosten die Herrschaft über diese Inseln behaupten, die ihnen wenig nützen, seitdem sie alle Gewürzbäume darauf vertilgt und nach Amboina und Banda verpflanzt haben. Die ursprünglichen Bewohner sind die nämlichen wie auf Borneo, aber jetzt auf den kleineren Inseln vertilgt und nur noch in geringer Zahl auf den größeren vorhanden. Die Hauptmasse der Küstenbewohner sind auch hier muhamedanische Malaien. Die größte dieser Inseln, Dschilolo oder Halmahera, hat eine auffallende Aehnlichkeit in der Gestalt mit Celebes; sie wird nur von Holländern besucht, die indeß hier nicht ansässig sind, und von eingebornen Rajas beherrscht. Ternate, ein vulcanisches Eiland, welches neuerlich sehr durch Eruptionen gelitten hat, im W. der vorigen, ist der Sitz des holländischen Gouverneurs, welcher mitten in der Hauptstadt Ternate im Fort Oranien residirt. Die Insel hat übrigens ihren eigenen, von den Holländern abhängigen Sultan, dessen Herrschaft sich über einen Theil von Dschilolo und selbst von Celebes ausbreitet und früher über fast sämmtliche Molukken erstreckte. Im S. von Ternate liegt das Eiland Tidor, dessen Sultan, sonst sehr mächtig, jetzt von den Holländern abhängt. Die übrigen Inseln dieser Gruppe, wenn auch von Holland abhängig, sind fast ganz unbekannt.

c) Die Philippinen, die nordöstliche der Inselgruppen, welche noch zu Asien gerechnet werden. Sie besteht aus 10 bis 12 größeren und vielen Hunderten von kleinen Inseln und Eilanden, welche sich zwischen 137° und 145° ö. Lg. und von 4° bis 19° n. Br. ausdehnen, und hat wahrscheinlich über 6000 □M. Oberfläche. Diese Inseln wurden zuerst von dem Weltumsegler Magelhaens 1521 entdeckt, welcher hier auf der kleinen Insel Matan im Kampfe mit den Eingebornen seinen Tod fand. Sie erhielten nun von den Spaniern 1542 den Namen, den sie noch führen, und wurden 1571 in Besitz genommen; doch ist diese Eroberung sehr unvollständig geblieben, indem selbst auf der Halbinsel Luzon noch die ganze Ostküste von freien Eingebornen bewohnt wird. Nur einmal, 1762, wurden die Spanier von den Engländern beunruhigt, welche die Hauptstadt Manila eroberten, sie aber 1764 den Spaniern im Frieden zurückgaben. Diese Inseln sind äußerst fruchtbar, sie haben alle vulcanischen Boden; auf

Luzon allein zählt man 10 Vulcane, wovon der Taal, in der Mitte einer Lagune oder eines Sees, nur eine Tagereise von der Hauptstadt, und der Mayon auf der südöstlichen Halbinsel Camarines, durch einen 1814 von entsetzlichen Verwüstungen begleiteten Ausbruch die bekanntesten sind. Das Klima ist schön, aber äußerst feucht, und Alles verheerende Orkane nicht selten; den Europäern ist die Luft nicht sonderlich zuträglich, besonders bei der trägen Lebensweise, die sie führen. Nächst Java haben diese Inseln die größte Fülle und Mannigfaltigkeit ostindischer Producte, allein der Anbau ist gänzlich vernachlässigt; selbst das Gold, das sich in Menge findet, wird nur äußerst nachlässig aufgesucht. Reis, das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Einwohner, Zucker, Indigo, Baumwolle, Hanf, Kaffee, Taback, Alles von der vorzüglichsten Güte, könnte zu einer reichen Ausfuhr Veranlassung geben. Die Einwohner, deren Zahl sich etwa auf 3 bis 4 Millionen beläuft, bestehen aus zwei verschiedenen Völkerschaften. Die ursprünglichen, jetzt in die Gebirge und Wälder zurückgedrängten Bewohner waren Papuas, hier Antas genannt, welche nur von Jagd und Fischfang leben und zum Theil nicht einmal Hütten haben, sondern auf Bäumen hausen. Weit zahlreicher und schon vor der Ankunft der Spanier im Besitz des Landes und bürgerlicher Einrichtungen sind die Tagaler oder Bissayer, malaiischen Ursprungs, wovon sich Viele jetzt zum Christenthum bekennen. Die Spanier mit allen Mischlingen betragen höchstens 4000 Seelen; an Chinesen aber sind wohl 60—70000 vorhanden. Ein Generalcapitain, der gewöhnlich auf 6 Jahre ernannt wird, regiert im Namen des Königs von Spanien; an der Spitze der einzelnen Provinzen stehen Alcalden. Die Geistlichkeit, besonders die Mönche sind außerordentlich reich und üben den größten Einfluß auf das Volk aus; der Cultus wird mit der höchsten Pracht vollzogen. Unter spanischer Herrschaft stehen über 2½ Million; aber im Ganzen sind diese Colonien ein unsicheres Besitzthum und Aufstände keine Seltenheit. Die unabhängigen Bewohner der Inseln sind noch Heiden und stehen unter eingebornen Fürsten.

Die Hauptinsel Manila oder Luzon, auch Neu-Castilien, mit 2500 □M. Oberfläche, ist die größte und nördlichste von allen und der Hauptsitz der spanischen Macht, die sich über die ganze West-, Nord- und Südküste verbreitet. Im Innern hausen Papuas, und an der Ostküste sind unabhängige Malaien-Staaten. Die spanischen Besitzungen haben nur über 1¾ Millionen Einwohner und sind in 15 Provinzen getheilt. Die Hauptstadt Manila, unter 14½° n. Br., an der Mündung des Flusses Passig und an der schönen Bai, die ihren Namen führt, besteht aus der eigentlichen Stadt auf dem linken Ufer, worin nur Europäer und Mestizen wohnen dürfen, und aus acht großen Vorstädten auf dem rechten Ufer des Flusses. Die Stadt selbst hat breite Straßen und steinerne Häuser, eine Universität, viele schöne Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude, ist gut gepflastert und sogar des Nachts erleuchtet, hat aber nur etwa 10000 Einwohner, die Vorstädte dagegen vielleicht an 140000 Einwohner, meist Tagalen und Chinesen. Außerdem ist noch eine

Citadelle vorhanden. In der Vorstadt Bidondo liegt die große königliche Cigarrenfabrik, welche 5000 Menschen beschäftigt. Der Handel ist bedeutend: die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Indigo, Zucker, Hanf, Kaffee, Reis, Cigarren, Häute und Holz; er könnte aber unendlich stärker sein, wenn die Spanier betriebsamer wären, und hat in neuerer Zeit schon durch Aufhebung des Monopols einer spanischen Handelsgesellschaft einen erheblichen Aufschwung erhalten. Es herrscht hier viel äußerer Prunk und Schein des Reichthums; aber das gesellige Leben ist überaus einförmig und steif. Der eigentliche Hafen der Stadt ist Cavite auf einer Landspitze in der Bai, wo die größten Schiffe Sicherheit finden; hier sind ein Arsenal und Schiffswerfte. — 3 St. von Manila liegt die merkwürdige Grotte St. Matheo, die sich 1700 Schritt weit an einem unterirdischen Flusse hinzieht.

Die übrigen, südlich von Manila gelegenen Inseln werden sämmtlich unter dem Namen Bissayer oder Bissajische Inseln begriffen und sind nur durch schmale Canäle von einander getrennt. Nur auf einigen derselben, wie Samar, Leyte, Bohol, Zebu, Panay, Mindoro, haben die Spanier einen Theil der Küsten im Besitz, und die ihnen unterworfenen Malaien sind Christen; größtentheils aber sind die Einwohner muhamedanische Malaien, die eigene Fürsten haben. Alle diese Inseln sind schwach bevölkert (man rechnet 800000 Einw.) und leiden sehr von den Seeräubereien der Bewohner von Magindanao.

Die Insel Magindanao oder Mindanao, 1200 □M. groß, die südlichste der Gruppe, wird häufig nicht zu den Philippinen gerechnet, obwohl sie augenscheinlich ihrer Lage nach dazu gehört. Auch diese große und schöne Insel ist noch so gut wie ganz unbekannt. Sie ist höchst fruchtbar, leidet aber wie die übrigen häufig an gefährlichem Klima und Erdbeben; sie hat mehrere Vulcane. Die Bewohner der Küsten gehören zu den Malaien und haben sich als Seeräuber furchtbar gemacht; ihre Raubzüge sind meistens gegen die nördlichen Philippinen und hauptsächlich darauf gerichtet, Dörfer zu überfallen und die Bewohner als Sklaven fortzuschleppen. Im Innern wohnen wildere Stämme, wie auf Borneo, unter denen es höchst wahrscheinlich Anthropophagen giebt. Die meisten dieser Völker bekennen sich zum Islam. Die Hauptstadt Magindanao, oder vielmehr das daneben liegende neuere Selangan, an der Westküste, ist die Residenz eines mächtigen Sultans; doch soll sie nicht über 200 Häuser haben, die auf Pfählen stehen. Die Besitzungen der Spanier sind an verschiedenen Punkten der Nord- und Ostküste zerstreut. Der Hauptort ist Samboangan, Stadt und Festung mit etwa 1000 Einw., die aber von ihren räuberischen Nachbarn sehr beunruhigt werden; auch wird dieser Ort als Strafort für Verbrecher benutzt.

Nördlich von den Philippinen liegen die kleinen, unbekannten Babujanen- und Baschi-Inseln in der Straße von Formosa.

d) Die Sulu-Inseln, eine kleine Inselreihe, 620 □M. groß, welche sich von der NO.-Küste von Borneo zur SW.-Küste von Mindanao zieht, zwischen 5^0 und $6^3/_4{}^0$ n. Br. und 136^0 bis $140^1/_2{}^0$

ö. Lg. Sie sind höchst fruchtbar und gesund; unter den Producten nehmen die eßbaren Vogelnester, welche vorzüglich hier gefunden werden, und die Perlen einen bedeutenden Rang ein. Die Einwohner, an 200000, sind muhamedanische Malaien, vom Stamme der Bissayer, und die gefährlichsten Seeräuber dieser Meere. Dem Sultan von Sulu, welcher auf der gleichnamigen Insel in der Stadt Sung, mit einem Hafen und 7000 Einw., residirt, gehört noch die südwestliche Hälfte der großen, aber fast ganz unbekannten Insel Paragoa oder Palawan, die sich bei geringer Breite von Borneo in nordöstlicher Richtung 60 M. weit erstreckt und ähnlich, wie südlicher die Sulu-Kette, eine Verbindung der Nordostspitze Borneos mit der im NO. gelegenen Inselgruppe der Philippinen herstellt, sowie auch der nordöstlichste Theil der Insel Borneo.

VII. Das chinesische Reich.

Wenn man sowohl die mittelbar als die unmittelbar den Chinesen unterworfenen Länder zusammenrechnet, so erreicht das chinesische Reich beinahe den Umfang des russischen, übertrifft aber dieses unendlich an Bevölkerung. Es umfaßt den größten Theil des mittlern und des östlichen Asiens, von 89° bis 162° ö. Lg. und von 18° bis 56° n. Br., und wird nördlich vom russischen Asien, westlich von der freien Tatarei und Afghanistan, südwestlich und südlich von den beiden indischen Halbinseln, östlich und südöstlich aber vom Ocean begrenzt. Der Flächeninhalt der unmittelbaren Länder mit den tributpflichtigen Lehnstaaten und Inseln beträgt nach Engelhardt mehr als 230000 □M., welche nach v. Reden von 497, nach Anderen von 360 bis 400 Millionen Menschen bewohnt werden. Die letzte, vor fast 50 Jahren stattgehabte officielle Volkszählung soll 362 Millionen ergeben haben. Es umfaßt also etwa $^{2}/_{7}$ von ganz Asien, aber vielleicht mehr als die Hälfte aller Einwohner Asiens (vergl. hiermit Europa). Indeß ist auch hier, wie in Rußland, die eigentliche Kraft des Ganzen auf einen verhältnißmäßig geringern Theil concentrirt, das eigentliche China, welchem die großen nördlich von seinen Grenzen gelegenen Länder nur als Außenwerke zu seinem Schutze dienen. Wir werden zur leichtern Uebersicht das Ganze in drei Theilen betrachten: A) das eigentliche China; B) die große Tatarei; C) die unter chinesischem Schutze stehenden Vasallenländer.

A. Das eigentliche China.

Es macht den südöstlichen Theil des ganzen Reichs aus und erstreckt sich von 18° bis 41° n. Br., sowie von 115° bis 141° ö. Lg. Die Grenzen sind im N. die große Tatarei, im W. eben diese,

Tübet und das Reich der Birmanen, im S. das Reich Anam; östlich und südlich wird China vom Ocean umgeben, welcher hier im Ganzen das chinesische Meer, Nan-hai und Tung-hai, heißt, nördlich aber zwischen China und Korea einen großen Meerbusen, Whang- oder Hoang-hai, das gelbe Meer, mit dem in seinem nordwestlichen Theile befindlichen kleinern Busen, Po-hai oder von Pe-tschili, bildet; am südlichen Theile der chinesischen Küste liegt der Meerbusen von Tonkin. Das chinesische Meer ist wegen der auf demselben häufiger und gewaltiger als sonst wo wüthenden Typhons den Seefahrern gefährlich; das gelbe Meer ist es nicht minder durch seine vielen Untiefen; es scheint, daß der Schlamm der großen Flüsse, welche in diesen Meerbusen münden und seinem Wasser eine trübe Farbe mittheilen, auch den Meeresboden nach und nach erhöhe. — Der Umfang des eigentlichen China mag über 60000 □M. betragen. Ueber die Zahl der Einwohner herrschen sehr verschiedene Ansichten; Einige nehmen nur 150, Andere über 400 Millionen an; doch möchte die Zahl von 350 Millionen wohl der Wahrheit am Nächsten kommen, was 5800 Einw. auf die □M. giebt. Dies wäre eine Bevölkerung, welche für ein so altes, hoch civilisirtes, im Ganzen sehr fruchtbares Reich gar nicht übertrieben stark ist; doch soll auch diese Volksmenge vorzüglich an den Ufern der Flüsse und Canäle außerordentlich zusammengedrängt leben, wie etwa in Holland; andere Gegenden hingegen sind gebirgig und daher nur schwach bevölkert. — Der Name China ist im Lande selbst unbekannt; der Chinese nennt sein Vaterland Tschung-kue, oder das Reich der Mitte; die Mongolen nennen es Katay, unter welchem Namen es auch im Mittelalter lange Zeit in Europa bekannt war; die Araber Sin oder Tschin, woraus die Europäer den Namen China gebildet haben.

Das ganze China ist, wie wir schon in der Einleitung zu Asien gesehen haben, ein am Ostrande von Hochasien gelagertes Alpen- und Bergland, eine Stufenlandschaft, welche sich an den beiden großen Strömen des Reichs ausbreitet. Seine nordwestlichen und westlichen Theile sind daher noch sehr gebirgig, der mittlere östliche Theil des Landes aber ist eine fruchtbare Niederung, ähnlich der Lombardei, von großen Strömen und Canälen durchschnitten; hier sind denn auch große Städte und unzählige Dorfschaften dicht an einander gedrängt. Vom Innern des Landes ist den Europäern wenig bekannt: man weiß nur, daß mehrere Zweige der großen westlichen Gebirge auch einen Theil des Innern durchziehen und namentlich oft die Grenzen der verschiedenen Provinzen ausmachen. Von den beiden Hauptströmen des Landes, dem Hoang-ho und dem noch größern Jan-tse-kiang, ist ebenfalls schon in der Einleitung gesprochen. Außer diesen beiden, welche viele Nebenflüsse aufnehmen, hat China noch: den Pay, welcher sich in's gelbe Meer ergießt; den Sikiang oder Tiger, welcher in den Busen von Kanton mündet; — und an großen Landseen den Tong-ting 120 □M. groß, am südlichen Ufer des Jan-tse-kiang, den Poyang 64 □M. groß, östlicher ebenfalls an demselben Ufer dieses Flusses, und mehrere andere nur weniger bekannte.

Gegen W. ist China durch hohe, wilde, unzugängliche Gebirge geschützt, gegen N. aber lag es den Verheerungen der nördlichen Nomadenvölker schutzlos offen. Deshalb ward hier schon vor mehr als 2000 Jahren, etwa 250 v. Chr., unter dem Kaiser Tsching-wam, jenes berühmte Bollwerk errichtet, die große Mauer, welche, im äußersten NW. bei der Stadt So-tscheu beginnend, in einer Strecke von mehr als 300 M. über Berge, Thäler, Abgründe, Flüsse, bis zum gelben Meere reicht und allerdings eine hinreichende Schutzwehr gegen die meist berittenen Schaaren der nördlichen Barbaren gewährte. An besonders gefährlichen Stellen, wichtigen Pässen u. dgl. ist die Mauer doppelt, ja dreifach. Sie ist 25′ hoch und an ihrer Grundfläche ebenso stark; oben ist sie 15½′ dick und mit einer 5′ hohen, mit Schießscharten versehenen Brustwehr umgeben. Sie besteht eigentlich aus einem 20′ hohen, 11′ dicken Erdwall, der aber auf beiden Seiten mit starken Mauern bekleidet ist; diese sind unten aus Bruchsteinen, meist Granit, weiter oben aus Backsteinen erbaut. Um dieses ungeheure Werk noch zu verstärken, sind etwa alle 300 Schritte nach beiden Seiten hervorspringende kegelförmige Thürme angebracht, welche 12—23′ über die Höhe der Mauer hervorragen. Ein Engländer hat berechnet, daß sämmtliche Gebäude Englands und Schottlands zusammengenommen nicht eine solche Masse Mauerwerk enthalten, als diese einzige Riesenmauer. Natürlich wölbt sich die Mauer bogenförmig über Flüsse und hat mehrere Thore, welche ehemals streng bewacht wurden. Jetzt aber, wo der ganze Norden den Chinesen gehorcht, wird dies Bollwerk sehr vernachlässigt und ist schon an vielen Stellen verfallen. — Nicht minder bewunderungswürdig als diese Mauer ist das große System von Canälen, wodurch fast alle Flüsse und alle Provinzen Chinas mit einander verbunden sind und welche es möglich machen, mit einer einzigen nicht bedeutenden Unterbrechung, zu welcher ein Gebirge nöthigt, Waaren zu Wasser von Kanton bis nach Peking zu schaffen. Der größte und außerordentlichste von allen ist der Yung-leang oder sogenannte Kaiser-Canal. Er beginnt im N. des Reichs bei Peking, durchschneidet rechtwinklig nach S. bis Ning-po laufend die beiden großen Ströme des Landes und mag in Allem eine Länge von 150 M. haben. Oft hat man Höhen tief ausschneiden, oft hohe Dämme durch Moräste und Seen führen müssen, auf welchen der Canal fortläuft, und doch giebt es Stellen, wo sein Fall zu schnell ist, andere, wo die Schiffe gezogen werden müssen; die Schleusen sind das einzige Unvollkommene in diesem Riesenwerke, welches der Eroberer Chinas, der Mongolen-Fürst Kublai-Chan, seit 1252 zur Beförderung des Binnenhandels ausführen ließ; doch mußte er sich arabischer und persischer Meßkünstler zu diesem schwierigen Unternehmen bedienen. — Bei der großen Ausdehnung des Landes ist das Klima bedeutend verschieden in den nördlichen und in den südlichen, bis über den Wendekreis hinausreichenden Gegenden, indeß ist es überall gesund; der Norden gleicht den milden Gegenden des mittlern Europa, doch mit ziemlich strengen Wintern, der Süden erreicht nirgend die Gluth Indiens; im Ganzen genommen ist das Klima

von China kälter, als das der europäischen Länder unter gleicher Breite. An den Küsten wüthen im südlichen China, wo die Jahreszeiten noch von den Moussons abhängen, heftige Stürme, welche hier Teifuns genannt werden.

Producte.

Die Producte Chinas, sowohl die natürlichen Erzeugnisse des Landes als die künstlich dahin verpflanzten, sind äußerst mannigfaltig und viele derselben den Europäern noch beinahe gänzlich unbekannt. Wir begnügen uns, die bedeutendsten und eigenthümlichsten anzugeben. An Thieren besitzt China nichts besonders Ausgezeichnetes; das nicht seltene Vorkommen von Tigern und Leoparden beweist, daß große Strecken wenig bewohnt und schlecht angebaut sein müssen. Unter allen Hausthieren werden Schweine am Zahlreichsten gehalten. An Fischen sind die Flüsse und Seen reich; man bedient sich hier häufig zum Fischfang einer Art abgerichteter Pelikane, denen man einen Ring um den Hals legt, damit sie die Fische, die sie aus dem Wasser holen, nicht verschlucken können. Millionen von Einwohnern leben nur von Fischerei. — Unter den Pflanzen sind die vorzüglichsten Gegenstände des Anbaues: die Baumwolle und der Reis, die allgemeine Nahrung des Volks; er gedeiht indeß nur in den mittleren und südlichen Provinzen; in den nördlichen werden auch unsere Getreidearten angebaut. Ferner wird Indigo, Pfeffer, Betel und Arekanuß häufig gebaut. Die wichtigste Pflanze nach dem Reis ist für China der Theebaum. Dies ist ein kleiner Baum oder Strauch, welcher im wilden Zustande höchstens 12′ hoch wird; den angebauten läßt man nur eine Höhe von 6′ erreichen. Er vermehrt sich durch Samen und wird in großen Plantagen gezogen, da der Genuß des Thees nicht allein in China ganz allgemein ist, sondern auch ungeheure Quantitäten Thee nach Europa versandt werden. Der Theestrauch gedeiht vorzüglich auf den kühleren Vorterrassen des chinesischen Alpenlandes, auf dem schlechtesten, besonders sandigen Boden und kann einen bedeutenden Kältegrad ertragen. Man sammelt die Blätter vom dritten bis zum siebenten Jahre, wo dann der Baum abgehauen wird und aus der Wurzel wieder ausschlägt. Man fängt im Februar an, die Blätter zu sammeln; diese erste Lese der jungen Blätter, welche einzeln gepflückt werden, giebt den feinsten, die zweite im April, wo die Blätter schon stärker, einen minder feinen, die Sammlung der übrigen Monate aber den schlechtesten Thee. Die verschiedenen Sorten, die zu uns kommen, sind nur verschieden zubereitete Blätter derselben Pflanze. Werden die frischen Blätter in eisernen Pfannen über Feuer getrocknet und geröstet, so entsteht der schwarze Thee; den grünen erhält man, indem man die Blätter zuerst mit heißen Wasserdünsten in Berührung bringt, und nachher erst in der Pfanne trocknet. Die Seeluft soll dem Thee schädlich sein; darum wird der über Rußland zu Lande versandte sogenannte Karavanen-Thee am Höchsten geschätzt.

Der beste oder sogenannte Kaiser-Thee kommt wohl nicht leicht nach Europa. Im Handel unterscheidet man grünen Thee, und Theebou oder braunen; zu dem erstern gehört der Kaiser-Thee, der Haisan-Thee und der Songlo- oder Singlo-Thee; zu dem zweiten schlechtern gehören der Congo, Pecko und der eigentliche Theebou oder Bohé. Es werden jährlich über 90 Millionen Pfund ausgeführt, wovon etwa ⅕ nach Amerika und ⅘ nach Europa gehen. An wildwachsenden Pflanzen besitzt China eine große Mannigfaltigkeit von Waldbäumen, worunter auch Eichen und Cedern, viele nutzbare Bäume und Pflanzen. Der Rhabarber findet zwar hier nicht sein eigentliches Vaterland, wird aber doch in den hochgelegenen Nordwest-Provinzen gefunden; ebenso der Ginseng, eine Wurzel, deren Heilkräfte dort sehr hoch geschätzt werden und welche die Nordamerikaner seit einiger Zeit auch in ihrem Lande entdeckt haben und den Chinesen zuführen. Mehrere Baumarten geben einen guten Firniß, welcher aus Einschnitten in die Rinde hervorquillt; der wichtigste ist der des eigentlichen Firnißbaums (**Rhus vernicifera**), dessen Saft aber im frischen Zustande so giftig sein soll, daß man ihn nur mit der höchsten Vorsicht einsammelt. Uebrigens gestehen die Chinesen selbst, daß sie von den Japanern in der Kunst zu firnissen bei Weitem übertroffen werden. Zwei ganz von einander verschiedene Bäume liefern in ihren mußartigen Früchten ein brauchbares Talg, wovon man Lichter macht. Der Maulbeerbaum, welcher sich häufig findet, dient zur Unterhaltung der Seidenwürmer, deren Cultur hier außerordentlich stark, da die Kleidung meist nur aus Seide und Baumwolle besteht, auch die Ausfuhr der Seide sehr bedeutend ist. Der Anbau des Landes wird mit einer wunderbaren Sorgfalt betrieben und das Land ist dadurch in einen jedoch fast baum- und schmucklosen Garten verwandelt. — An Mineralien besitzt China Gold und Silber; es wird aber nicht darauf gebaut, man begnügt sich mit dem, was man in den Flüssen findet; auch sollen einige Edelsteine vorkommen. Sehr reich ist China an Eisen, Blei, Zinn und Kupfer; auch findet sich Quecksilber. Bedeutender und merkwürdiger sind die beiden Erdarten, woraus die Chinesen das Porzellan, hier Tseki, bereiten. Sie nennen sie Kaolin und Petuntse; jenes ist höchst wahrscheinlich nur ein verwitterter, aufgelöster Feldspath oder unsere Porzellanerde, dieses ist Quarz. Die Erfindung des Porzellans reicht nicht über das 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinauf; die Chinesen haben es aber in der Bearbeitung desselben zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Der Hauptort für die Fabrikation desselben ist das große Dorf King-te-tsching, in der Provinz Kiang-si, wo allein an 3000 Porzellanöfen sein sollen und dessen Einwohner (angeblich 1 Million) sich fast ausschließlich von diesem Industriezweig ernähren. Ein anderer wichtiger Zweig der chinesischen Industrie ist die Papierfabrikation. Das chinesische Papier wird nicht aus Seide bereitet, wie man gewöhnlich glaubt, sondern aus dem Baste und den Fibern von verschiedenen Pflanzen, besonders des Bambusrohrs und des Baumwollenbaums; sie verstehen, ungeheuer große Bogen zu verfertigen. Die Buch-

druckerei ist indeß noch in der Kindheit; die Schriftzüge werden in hölzerne Platten geschnitten, mit Farbe überzogen und so abgedruckt, die Schwärze besteht aus Tusch, welcher aus dem Ruß verschiedener Oele bereitet wird. Diese drei Künste, die Verarbeitung der Seide, die Verfertigung des Porzellans und die des Papiers sind ganz unstreitig chinesische Erfindungen.

Einwohner.

Die große Masse der Bewohner Chinas besteht aus eigentlichen Chinesen, unter welchen etwa 2½ Million Mandschu-Tataren und vielleicht ebenso viele Mongolen wohnen, aber Sprache und Sitten der Chinesen angenommen haben. Die Mandschus, das jetzt herrschende Volk, zu welchem die kaiserliche Familie gehört und welches die wichtigsten Aemter in der Armee bekleidet, werden wir im Abschnitt **B.** näher kennen lernen; ebenso die Mongolen, welche seit der Zeit Dschingis-Chans, des Eroberers von China, im Lande geblieben. Außerdem leben noch in China einige kleinere, ganz von den Chinesen verschiedene Völkerschaften; dies sind vorzüglich: die Miaotsé, ein kräftiger und tapferer Menschenschlag, welcher die Gebirge mehrerer südlichen und nordwestlichen Provinzen bewohnt, meist von der Viehzucht lebt und sich bisher immer noch unabhängig erhalten hat; die Lolos, in den westlichen und südlichen Gebirgen, genießen ebenfalls einer bedeutenden Freiheit und stehen unter ihren eigenen Oberhäuptern; sie scheinen zum Hindu-Stamm zu gehören oder doch zu den Bewohnern der östlichen Halbinsel Indiens, deren Grenznachbarn sie sind.

Die eigentlichen Chinesen, zur mongolischen Race gehörend, sind gewöhnlich nur von mittlerer Größe und haben viel Anlage, fett zu werden, was sogar von ihnen gewünscht und befördert wird. Hände und Füße sind klein; die Gesichtsfarbe ein schmutziges Gelb; Nase und Lippen haben etwas Negerartiges, jene platt mit weiten Nasenlöchern, diese etwas aufgeworfen; die Backenknochen stehen hervor; das Auge, für diese Menschenart höchst charakteristisch, ist klein und nach der Nase zu in einem spitzen Winkel nach unten gebogen; der Bart ist dünn; das Haupthaar wird bis auf einen Büschel auf dem Wirbel, Pentse, der als Flechte getragen wird, geschoren. Das Abschneiden dieses Zopfes ist eine Strafe der Verbrecher. Das weibliche Geschlecht schminkt sich, oft vom siebenten Jahre an; gleich nach der Geburt werden den Mädchen, versteht sich nur der höheren Stände, die Zehen unter die Fußsohle gedrückt und durch Binden befestigt, wodurch der Fuß oft nur eine Länge von 4 bis 5 Zoll erhält, allein auch die Knöchel anschwellen und das Gehen höchst beschwerlich und unsicher wird. Die Weiber werden übrigens hier mit der größten Eifersucht, nicht selten von Verschnittenen, bewacht, und Niemand, ausgenommen der Kaiser, darf mehr als eine rechtmäßige Gemahlin haben. Dennoch ist die Sittenlosigkeit groß und allgemein; unzählige Kinder, besonders Mädchen, werden erbarmungslos gleich nach

der Geburt ausgesetzt und kommen zu Tausenden um; der Vater kann seine Kinder auch zu Sklaven verkaufen. Im Ganzen wird der Charakter der Chinesen von allen Reisenden mit äußerst ungünstigen Farben geschildert. Unmenschliche Gefühllosigkeit, der schmutzigste Eigennutz und alle Laster, die daraus fließen, als Kriecherei und Sklavensinn, Hinterlist, Lüge und Betrug, grausamer Stolz gegen Geringere und thierische Sinnlichkeit, werden allgemein als die Schattenseite des chinesischen Charakters angegeben. Alle diese Fehler aber sind auf eine widerliche Weise mit den feinsten und umständlichsten Formen äußerer Höflichkeit und Milde bedeckt, welche ein Hauptstudium der Jugend ausmachen und wogegen der kleinste Verstoß streng geahndet wird. Dagegen ist der Chinese äußerst arbeitsam und ausdauernd; der Ackerbau wird mit dem Fleiße der Gärtnerei betrieben, die Viehzucht ist minder bedeutend. In allen Handarbeiten ist der Chinese unglaublich geschickt, so daß chinesische gemeine Arbeiter mit ihren ungeschickten Werkzeugen oft zum Erstaunen der Engländer Dinge nachmachten, die man in Europa nur durch die vollkommensten Instrumente und Maschinen zu Stande bringt. Unleugbar hat China in einer sehr frühen Zeit eine bedeutende Bildungsstufe erreicht, ist aber auch unwandelbar darauf stehen geblieben, und obgleich die Chinesen das Pulver, die Buchdruckerei, den Compaß und andere Erfindungen viel früher gekannt als wir, so stehen sie doch jetzt in jeder Wissenschaft und Kunst tief unter dem Europäer. Obgleich am Meer wohnend und es häufig befahrend, sind sie ganz unwissend in den Seewissenschaften; nur mit Hülfe europäischer Missionare sind sie im Stande, einen Kalender anzufertigen; ihre Musik ist geräuschvoll, aber ohne Harmonie; sie ahmen die Natur in ihren Gemälden mit der peinlichsten Treue nach, haben aber keinen Begriff von der Perspective, und tadeln an europäischen Gemälden den Schatten, den sie für Schmutzflecke ansehen; nichtsdestoweniger verfertigen sie nach europäischen Vorbildern sehr saubere Gemälde auf Porzellan, lackirtem Blech u. s. w. Selbst ihre Baukunst ist höchst unbedeutend. Die Form der chinesischen Dächer ist bekannt und ohne Zweifel eine Nachahmung der Zeltform, was auf die älteste Lebensweise des Volks deutet; die leichten Säulen, welche sie überall anbringen, entsprechen den Zeltstangen. Obgleich sie seit uralter Zeit die Kunst zu wölben verstanden haben, sind ihre Brücken doch weder schön noch besonders fest. Eine sklavische Verehrung des Herkömmlichen und die besondere Natur ihrer Sprache sind die beiden Haupthindernisse ihrer weiteren Fortschritte.

Nach den neuesten Nachrichten des britischen Generalconsuls in China gruppirt sich die Bevölkerung in 4 Classen: 1) Gelehrte; 2) Ackerbauer; 3) Gewerbtreibende; 4) Kaufleute. Kasten giebt es jedoch nicht; Jeder kann sich zum Gelehrten hinaufarbeiten.

Für jedes Alter haben die Chinesen besondere Bezeichnungen; das Alter von 10 Jahren heißt die „Eröffnungsstufe“, von 20: die „Jugend“, von 30: „Kraft und Heirath“, von 40: „officiell befähigt“, von 50: „Irrthums-Erkenntniß“, von 60: „Schluß des Cyclus“, von 70: „seltner Altersvogel“, von 80: „verrostetes Gesicht“,

von 90: „aufgeschoben", von 100: „äußerste Altersgrenze". Mit der Zahl der Jahre wächst die Ehrfurcht vor dem Alter. Altersschwache Personen nicht zu unterstützen, gilt für eine Schande. — Die ungeheure Auswanderung liefert den Beweis der Uebervölkerung. Allein aus zwei Provinzen, wo die Auswanderung am Häufigsten ist, sind 2—3 Millionen ausgewandert — nach den Inseln des indischen Archipels, Cochinchina, Australien, Californien, Westindien &c., nach der Mandschurei, nach Tübet. — Die Künste des Drainirens und Bewässerns sind ihnen längst bekannt. — Sie essen Alles, was Nahrungsstoff enthält: Hunde, Ratten, Mäuse, Affen und Schlangen, selbst riechende Fische. — An Krankheiten und Hunger sterben oft Hunderttausende. Der Mensch hat keinen Werth. In dem jetzigen Kriege werden die Gefangenen zu Tausenden hingeschlachtet. Die Leichname zu bestatten, hält man oft nicht der Mühe werth. Der Kindesmord ist in vielen Provinzen etwas ganz Gewöhnliches. Dagegen wird es wieder für eine Schande gehalten, keine Kinder zu haben. Ein Kinderloser gilt für einen unglücklichen oder entwürdigten Menschen. Der Mann im Hause wird mit der Sonne, die Frau mit dem Mond, die übrigen Frauen mit den Planeten und Sternen verglichen. Die Kinder sind den Eltern gehorsam. Das erste Gesetz des Confucius ist Autorität der Vorgesetzten, Unterordnung unter die Führer. Die Hauptangelegenheit der Eltern in Betreff der Kinder ist ihre Verheirathung. Ein ausgezeichneter Sohn adelt den Vater, Großvater &c.

Die chinesische Sprache ist eine einsilbige, überaus einfach und unvollkommen in ihrem Bau, und hat sich seit Jahrtausenden nur wenig verändert. Die Zahl der einfachen Wurzelwörter soll nicht über 450 steigen; viele derselben erhalten aber durch verschiedene Betonung wohl an 30 bis 50 verschiedene Bedeutungen, woraus ein Sprachschatz von 1200 einfachen und im Ganzen von etwa 7700 Wörtern entsteht, vermittelst welcher alle übrigen Begriffe durch Zusammensetzung ausgedrückt werden. Sie hat weder Conjugation, noch Declination (diese werden jedoch im neuern Stil durch Hinzufügung von Partikeln ersetzt), noch Verbindungswörter, woraus eine Unbestimmtheit und Unbehülflichkeit entsteht, welcher der Chinese selbst oft nur dadurch abhilft, daß er im Gespräch mit den Fingern Zeichen in die Luft macht, um den ihm fehlenden Ausdruck anzudeuten. Nur die Construction, welche nach strengen Regeln geschieht, läßt das grammatische Verhältniß der Wörter erkennen. Mehrere unserer Buchstaben, besonders b, d, r, x und z, können sie nicht aussprechen. Die Sprache zerfällt übrigens in eine gebildete Hof- oder Mandarinensprache und eine gemeine Umgangssprache, wovon sich mehrere Dialekte finden; auch giebt es noch eine ältere Büchersprache. Die Schriftzüge der Chinesen sind ebenso eigenthümlich als ihre Sprache. Jedes einzelne Wort wird durch ein eignes willkürliches Zeichen, ursprünglich eine Art Bilderschrift, angedeutet; doch giebt es unter den von den Chinesen aufgeführten 40000 Charakteren etwa 214 Grundzeichen, welche Schlüssel genannt werden und welche gewisser-

maßen die alphabetische Ordnung unserer Buchstaben vertreten. Zusammengesetzte Begriffe werden nun erstlich durch einen dieser Schlüssel und dann durch viele andere daran gefügte Zeichen ausgedrückt, und die Eleganz des Dichters oder Schriftstellers besteht nur darin, eine solche Zusammensetzung zu erfinden, welche den zusammengesetzten Begriff auf eine sinnreiche Art ausdrückt, wie z. B. wenn Unglück durch die Zeichen von Haus und Feuer ausgedrückt wird, oder ein Einsiedler durch die Zeichen von Berg und Mensch. Die chinesische Poesie ist daher eine wahre Räthselschrift. Auf diese Weise begreift man wohl, daß die Zahl der Zeichen, die ein Gebildeter kennen muß, vielleicht mehr als 80000 betragen, und daß das ganze Leben kaum hinreicht, dasjenige in China zu lernen, was ein Kind bei uns mit geringer Mühe in wenigen Tagen erlernt. Dies gilt indeß nur für den Umfang der ganzen Sprache; die einfachere Sprache des gemeinen Lebens fordert nur etwa 4—6000 Zeichen. Außerdem besitzen die Chinesen noch eine Art von Silbenschrift, womit sie sowohl die Aussprache ihrer eigenen Worte, als die Namen der Gegenstände in fremden Sprachen anzudeuten vermögen. Uebrigens schreiben die Chinesen die Worte unter einander, so daß die Zeilen columnenweise die Seite von oben nach unten füllen; sie fangen an der rechten Seite an und bedienen sich des Pinsels statt der Feder, und des Tusches statt unserer Dinte. Die Chinesen besitzen eine alte, sehr reiche Literatur, gewiß die umfangreichste des Orients. Die wichtigsten Schriften sind die von ihnen heilig geachteten Kings, welche dem Kon-fu-tse und seinen Schülern zugeschrieben werden. Vorzüglich geachtet unter diesen Büchern sind die Abtheilungen: Schu-king, welche die ältere Geschichte des Landes, Schi-king, welche eine Sammlung von Liedern, und Li-ki, welche Vorschriften über heilige Gebräuche und bürgerliche Sitten enthalten. Diesen Kings stehen an Werth zunächst die 4 Bücher Se-schu, welche von Kon-fu-tse und seinen Schülern verfaßt und philosophischen Inhalts sind. Außerdem besitzen sie sehr weitläufige encyklopädische Werke, viele Schriften über einzelne Wissenschaften, große geographische und Geschichtswerke und viele Romane, lyrische und dramatische Dichtungen.

Die Verfassung des Reichs ist eine vollkommene Despotie, die aber ihre fühllose Härte und Willkür unter den Formen väterlicher Leitung und Züchtigung verbirgt. Jeder Chinese, vom höchsten bis zum geringsten, mit Ausnahme der einzigen Mitglieder der kaiserlichen Familie, ist der Strafe der Prügel mit dem Bambus, hier Pantse, unterworfen; eine noch härtere Strafe ist der Kangu, ein schweres Brett, durch welches der Kopf des Verbrechers gesteckt wird und welches er oft Monate lang tragen muß, ohne die Hände zum Munde bringen zu können. Die Todesstrafen sind oft empörend grausam. Der Kaiser, der Sohn des Himmels genannt, ist über alle Gesetze erhaben und wird als der einzige Eigenthümer alles Grund und Bodens betrachtet. Erbliche Stände giebt es in China nicht; Jeder kann zu den höchsten Würden emporsteigen; und die Aemter werden, dem Gesetze nach, nur dem Verdienst ertheilt. Die Beamten jeder Art,

Koangs, werden von den Europäern Mandarine genannt; ein Name, welchen die Chinesen wegen des r nicht einmal aussprechen können und welcher portugiesischen Ursprungs ist. Ihr Rang wird durch einen Knopf an der Mütze, verschieden an Farbe und Stoff, bezeichnet; man steigt nur durch unzählige Prüfungen von Stufe zu Stufe. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Bestechung und Gunst hier überall im Spiele sind, und daß jeder Mandarin in seinem Geschäftskreise wieder der Despot seiner Untergebenen ist. Kein Reich der Welt hat vielleicht dem Scheine nach weisere, väterlichere Gesetze und Einrichtungen, und in keinem Lande ist der Druck fürchterlicher, als eben hier, wo er nicht allein unerschwingliche Abgaben auflegt, sondern jedes edlere Gefühl des Menschen erstickt. Die chinesische Regierung befolgt seit Jahrhunderten das System, sich so viel als möglich von allen übrigen Staaten zu isoliren; den Europäern war bis auf die neueste Zeit nur ein einziger Landungsplatz vergönnt*); und sie that wohl daran, denn sie ist sich trotz ihrer Anmaßung ihrer wahren Schwäche vollkommen bewußt. Sähe man nur auf die Zahl, so sollte ein Heer von 1 bis 2 Millionen**) freilich eine unüberwindliche Macht verkündigen; allein das Heer vermag bei seiner schlechten Bewaffnung, dem geringen und höchst ungeschickten Gebrauch des groben Geschützes und der Feigheit der eigentlichen Chinesen einem unendlich geringern europäischen Heere nur nur einen schwachen Widerstand zu leisten. Ist es doch der Regierung nie gelungen, nur die kleinen unabhängigen Gebirgsvölker in ihren Grenzen und die zahlreichen Räuberbanden gänzlich zu überwältigen. Noch viel unbedeutender ist die chinesische Seemacht, welche nur aus einer großen Zahl Kanonenboote oder Kriegs-Junken oder Dschunken besteht, wovon die größten nur 10 Kanonen führen und sich nie in die hohe See hinaus wagen; haben sie doch nur mit Hülfe der Portugiesen die kühnen Seeräuber an ihren Küsten überwältigen können.

Der Handel von China ist größtentheils Binnenhandel, und dieser ist außerordentlich lebhaft, indem er durch die leichte Wasserverbindung sehr begünstigt wird. Der auswärtige Handel beschränkt sich jetzt auf die genannten Küstenpunkte, worunter der Hafen von Canton am Wichtigsten und wohin alle seefahrenden Nationen Europas,

---

*) Erst das Verbot der Opiumeinfuhr durch die Engländer (1839) veranlaßte hierin eine Aenderung, denn es brach ein Krieg mit England aus, in welchem 1840 die Engländer die Insel Tschusan an der chinesischen Küste besetzten, vorzüglich um den Welthandel zu sichern, und sich selbst der Residenz Pe-king und Nan-king näherten. Seit dem Friedensschlusse zwischen Großbritannien und dem Reiche der Mitte 1842 sind die fünf Häfen Canton, Amoy, Fu-tscheu-fu, Ningpo und Schanghai für den Handel mit China geöffnet und die Insel Hong-kong förmlich abgetreten; außerdem erhielt England die bedeutende Kriegsentschädigungssumme von 21 Millionen Dollars.

**) Die ganze militärische Bevölkerung beträgt etwa 3¾ Million Seelen (beide Geschlechter), wovon die größere Hälfte aus Mandschus besteht, welche trotz ihrer geringen Anzahl nun bereits zwei Jahrhunderte lang über das gewaltige Reich die Herrschaft ausüben.

vorzüglich die Engländer, kommen, und auf zwei Punkte an der äußersten nördlichen Grenze des Reichs, wo ein nicht unbedeutender Verkehr mit den Russen stattfindet. Der Hauptartikel, welchen die Europäer aus China holen, ist der Thee; nächstdem rohe Seide, Nanking und etwas Porzellan, und dieser Handel bereichert China mit ungeheuren Summen; die Einfuhr, sowohl die erlaubte, als die durch Schmuggelei bewirkte, nimmt mit jedem Jahre zu. Die Hauptgegenstände derselben sind: Pelzwerk aus Sibirien und aus Amerika; Tuch, manche feinere Luxusartikel, vorzüglich aber einige der chinesischen Schwelgerei zum Bedürfniß gewordene Gegenstände, als indianische Schwalbennester, Trepang und Opium. Der Trepang (bèche de mer), unter welchem Namen verschiedene Holothurien- (Mollusken-) Arten verstanden werden, wird an den Küsten vieler ostindischen und australischen Inseln gefischt und gilt getrocknet oder geräuchert für einen großen Leckerbissen. Das Opium ist streng in China verboten, und dennoch betrug die heimliche Einfuhr in den letzten Jahren jährlich an 3 Millionen Pfund zu einem Werthe von 20 Millionen Thaler. Die Chinesen selbst besuchen mit ihren Junken Japan, die Philippinen-Inseln, Batavia und andere Punkte des indischen Oceans; doch wagen sie sich beinahe nie über die Straße von Malacca hinaus. Ihre Schiffe oder Junken sind ungeschickt gebaut und bedürfen einer sehr starken Bemannung; dabei sind die Chinesen von allen Kenntnissen der Schifffahrt entblößt, so daß jährlich viele Junken in diesen gefährlichen Meeren zu Grunde gehen. Die einzige vortheilhafte Einrichtung ist die, daß die Junken im Innern in viele kleine, wasserdicht verpichte Abtheilungen zerfallen, so daß bei einem Leck nicht gleich das ganze Schiff, sondern nur ein kleiner Theil desselben sich mit Wasser füllt. Der Verkehr Chinas mit den benachbarten asiatischen Völkern findet meist mittelst Karavanen statt und ist den Europäern wenig bekannt. — Die einzige Courantmünze in China ist der Kasch, wovon 1000 auf einen Tael, eine Rechnungsmünze, gehen, welche etwa 2 Thlr. 1½ Sgr. beträgt.

Religion.

Drei verschiedene Hauptlehren herrschen in China; die des Kon-fu-tse, die des Fo, und die der Taotsé.

Kon-fu-tse mag etwa 500 Jahre v. Chr. gelebt haben; er war aus königlichem Geblüte, weihte aber sein Leben ganz der Belehrung des Volks. Seine Lehre beruht auf den einfachen Wahrheiten vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, verbietet den Bilderdienst, befiehlt aber die Verehrung der Vorfahren; seine Moral ist vortrefflich. Eben deshalb aber sind nur Gebildete und Gelehrte seiner Lehre zugethan, dem Volke ist sie zu einfach und zu erhaben. Dem höchsten Wesen, Tien oder Himmel, ist nur ein Tempel bei Peking geweiht, in welchem der Kaiser allein opfern darf. Ihm selbst aber, dem Stifter der Lehre, hat der Mißverstand viele

Tempel errichtet, und sein Geschlecht ist das einzige, welches nächst dem kaiserlichen eines Erbadels genießt.

Die Lehre des Fo stammt aus Indien und ist nichts Anderes, als der Buddhaismus, und weil diese Lehre unzählige Untergottheiten zuläßt und dem Aberglauben günstig ist, so ist der größte Theil des Volks ihr zugethan. Die Religion des Lama, zu welcher sich der Hof und alle Mandschu und Mongolen bekennen, ist nur eine Ausbildung des Buddhaismus; wir werden sie bei Tübet näher kennen lernen.

Die Taotsé oder Söhne der Unsterblichkeit leiten ihre Lehre von Laotsé ab, welcher nach Einigen vor, nach Anderen nach Konfu-tse gelebt haben soll. Er lehrte die Leidenschaften mäßigen und doch des Lebens genießen; dabei behaupten seine Anhänger, das Geheimniß zu besitzen, einen Trank der Unsterblichkeit zu bereiten; unter diesem Vorwande täuschen sie den Aberglauben des Volks durch angeblich magische Künste. Die Priester wohnen in Klöstern vereinigt und führen ein eheloses Leben.

Die Tempel, in welchen die verschiedenen Götter angebetet werden, stehen unendlich zurück gegen die herrlichen Pagoden der Hindus. Wie die Wohnhäuser der Chinesen äußerst einfach, mit einem zeltartigen, nach innen ausgebogenen und gewöhnlich über die Mauern weit vorspringenden Dache versehen sind, welches oft noch auf hölzernen Säulen ruht, die aber bloße Pfähle sind, ohne Capital und Fußgestell; so, nur in einem größern Maßstabe, sind auch die Tempel beschaffen, die nichts als einen weiten Saal enthalten, der sein Licht durch die Thüren empfängt, mit grotesken, aus Gyps gebildeten Götterfiguren angefüllt und inwendig oft recht hübsch mit gefirnißtem Holze ausgelegt ist. Das einzige architektonisch Bedeutende sind die Thürme, die sich bei einigen befinden. Sie sind oft an 200′ hoch, bestehen aus 6—8 Stockwerken, wovon jedes ein hervorspringendes Dach hat, an dessen Ecken oft noch bewegliche Glocken angebracht sind, die im Winde tönen. Die Spitze ist dann wohl noch besonders verziert und vergoldet. Die Ziegel der Dächer sind gewöhnlich grün lackirt. Einer dieser Thürme, der sogenannte Porzellan-Thurm bei Nanking, gehört zu den höchsten und schönsten und führt seinen Namen, weil er auswendig mit Porzellan-Fliesen bekleidet ist. Ebenso unbedeutend sind die Ehrenbogen, chinesisch Pailew, welche dem Kaiser oder auch den Verdiensten einzelner Privatpersonen oder den Verstorbenen zu Ehren errichtet werden; sie sind meistens nur von Holz, und auch die steinernen halten gar keinen Vergleich mit ähnlichen Bauten anderer Länder aus.

Außer jenen drei eigentlichen Landesreligionen gab es bis auf die neuere Zeit noch viele Muhamedaner, welche aber größtentheils in den Jahren 1783 und 1784 ausgerottet wurden. Das Christenthum ist seit dem 16. Jahrh. in China eingedrungen, und lange Zeit gab es zahlreiche Missionare der katholischen Kirche in China, welche besonders auch wegen ihrer astronomischen Kenntnisse geduldet wurden. Es soll Zeiten gegeben haben, wo mehr als 100000 Christen im Lande

existirten; allein in der neuesten Zeit (noch 1837) sind harte Verfolgungen über sie ergangen, und wenn sie auch nicht gänzlich ausgerottet sind, so ist doch der christliche Cultus sehr beschränkt. Juden giebt es vorzüglich in der Provinz Honan, wo sie auch einen Tempel haben; übrigens haben sie ganz die Sitten und Gebräuche der Chinesen angenommen.

Die Geschichte der Chinesen ist in den ältesten Zeiten ein Gewebe von Fabeln und Mythen, welche dem Reiche ein unglaubliches Alter geben; in den neueren Zeiten bietet sie ebenfalls nichts als einen für uns uninteressanten häufigen Wechsel von einigen zwanzig verschiedenen Dynastien dar. Oft war China in viele kleine Reiche, oft nur in zwei, ein südliches und ein nördliches, getheilt, und die nördlichen Tataren machten häufige Einfälle und Eroberungen in den nördlichen Provinzen. Zum ersten Male ward ganz China von dem Feldherrn Dschingis-Chans, Kublai-Chan, erobert, 1279. Ein gemeiner Chinese, Tschu, vertrieb die Mongolen 1368 und stiftete die bis in's 17. Jahrh. herrschende Dynastie Ming. Im Jahre 1644 drangen die Mandschu-Tataren in das Reich ein, eroberten es gänzlich und gründeten die noch jetzt herrschende Dynastie Tsing. Der berühmteste Fürst dieses Geschlechts, der Kaiser Kien-long, ein die Wissenschaften liebender Herrscher, regierte über 50 Jahre, bis 1798. Der jetzige Kaiser Tao-kuang hat viel mit inneren Unruhen zu kämpfen und ward 1840—1852 mit den Engländern in Krieg verwickelt; und die Chinesen verbergen es sich nicht, daß ihnen wahrscheinlich bald ein neuer Dynastienwechsel bevorsteht. — Der Kaiser wählt seinen Nachfolger nach Willkür aus der Zahl seiner rechtmäßigen Söhne.

Die Unparteilichkeit fordert zu den oben angegebenen Andeutungen über den Charakter der Chinesen einige Zusätze.

Nach den Berichten der neuesten Reisenden in China und den (englischen) Schriftstellern über Land und Leute drängt sich dem Leser die Meinung auf, daß man die Chinesen — wahrscheinlich besonders durch die, wie bekannt, nicht immer zuverläßigen Berichte christlicher Missionare veranlaßt — viel zu tief gestellt hat, nicht nur, was ihre Cultur und Bildung überhaupt, sondern auch ganz besonders, was ihre Religion und Sittlichkeit betrifft. Wir fügen daher aus jenen Berichten, namentlich aus dem Werke von Meadows (London 1856), der sich viele Jahre in China aufgehalten hat, einige Bemerkungen hinzu.

Der Gedanke eines Geburtsrechts auf den Thron ist den Chinesen unbekannt. Zwar gründet sich der Anspruch auf die Thronfolge hauptsächlich auf den Willen eines regierenden Kaisers; allein beweisen kann der Ernannte sein göttliches Recht nur durch weise und gute Regierung. Hat ein Aufstand glücklichen Erfolg, so sieht man darin einen untrüglichen Beweis seiner Berechtigung. Die Regierung ist wesentlich auf moralische Macht gegründet, also dem Princip nach kein Despotismus. „Alles," sagt der genannte Schriftsteller, „was man aufgeklärte Selbstsucht nennt, hat in der chinesischen Moral, alle Nützlichkeit, sofern sie dem Rechte widerstrei-

tet, in der chinesischen Politik keinen Platz. Viele Maßregeln, aus denen man im hochgebildeten Europa sich kein Gewissen macht, werden in China mit Entschiedenheit verworfen; so hat der jetzige Kaiser, trotz der äußersten finanziellen Armuth, sich standhaft geweigert, auf das Opium eine Steuer zu legen." Dem Glauben der Chinesen, daß der Mensch von Natur gut sei, schreibt der Verfasser die segensreichsten Wirkungen zu; er nennt ihn „den Grund aller löblichen Einrichtungen und Erscheinungen im Leben der Chinesen."

Als die Ursache der beispiellosen Dauer und beständigen Zunahme des chinesischen Volkes betrachtet er drei Lehren und ein Institut, die Lehren: jede Nation muß durch sittliche Triebfedern regiert; die weisesten und tüchtigsten Männer müssen in die Regierung berufen werden; die Nation hat das Recht, einen Kaiser abzusetzen, der aus Bosheit oder Trägheit zu Tyrannei und Bedrückungen Veranlassung giebt; das Institut: das System fortdauernder Staatsprüfungen, wodurch die fähigsten Köpfe in dem Proceß fortwährender Bildung erhalten werden und wodurch die Regierung diese fähigsten Köpfe kennen lernt. Als die Schattenseiten des Chinesenthums bezeichnet der genannte Verfasser: die allzu große und andauernde Autorität der Väter über die Kinder, — den niedrigen socialen Standpunkt der Frauen, obgleich gemildert durch die unbegrenzte Ehrfurcht der Kinder auch vor den Müttern, — das erlaubte Concubinat im Fall der Kinderlosigkeit, — die Existenz gekaufter Sklaven, deren Zahl jedoch nicht groß und deren Behandlung menschlich sei, — das Kastenwesen hinsichtlich gewisser verachteter Berufsarten, — die „peinliche Frage" in Criminalfällen.

Nach diesen Andeutungen wäre es Unrecht, ein endgültiges Urtheil über die Chinesen zu fällen. —

Wie Jedermann aus den Zeitungen bekannt ist, wüthet seit 6—7 Jahren in einigen Provinzen des ungeheuren Reiches eine Revolution Ihre Absicht ist, die jetzt herrschende Dynastie der Mandschu's zu stürzen. Hung-seu-tseuen heißt der Urheber derselben, der als „Friedensfürst" in der Stadt Nanking, das die Rebellen eingenommen haben, herrscht. Seinem Geschäfte nach war er ein Schulmeister, hielt sich als solcher zum Reformator berufen, glaubte durch himmlische Botschaften dazu aufgefordert zu werden und wurde in diesem Glauben durch das Lesen der Bibel, die er von einem Missionar erhalten hatte, bestärkt. Er wurde Christ, bekehrte seine Verwandten und Freunde und zog dann mit seinen Anhängern nach der Provinz Kuangsi, in deren Bergen tapfere Männer wohnen, stiftete dort die Gesellschaft der „Gottanbeter", zerstörte mit seinem Apostel Fung-tsun die Götzenbilder und setzte das Bekehrungswerk mit Eifer fort. Da sich die Zahl seiner Anhänger täglich mehrte, so nahm er den Fürstentitel an und ernannte außer seinem Premierminister vier Fürsten: des Ostens, Westens, Südens, Nordens. Mit 16000 Mann trug er über die ihm entgegengeschickten 30000 kaiserlichen Soldaten einen glänzenden Sieg davon, erschien 1851 mit 80000 vor Nanking, eroberte es und machte es zum Sitze seiner Regierung, die er bereits durch

eine Flotte zu verstärken gewußt hat. Seine Anhänger halten an folgenden Lehren fest:

Sie glauben an einen ewigen Gott, Unsterblichkeit der Seele, Lohn und Strafe im Jenseits, nach ihrem Verhalten im Diesseits, an Christum, als das vollkommenste Geschöpf, jedoch nicht als Gott, an den Teufel als Urheber des Bösen; sie verwerfen das Dogma der Erbsünde und der Erlösung durch den Tod eines Opfers, verwerfen den Priesterstand als Mittler, halten sich an die „zehn Gebote" und die Lehren des Evangeliums und verwerfen alle abergläubischen Gebräuche. Ihr Haupt hält oder erklärt sich für den Vollender der „reinen Lehre" und zum Beherrscher der ganzen Welt bestimmt. Unter der „reinen Lehre" versteht er die mit den Lehren der alten chinesischen Weisen übereinstimmenden Lehren der Bibel, welche fromme und sittliche Gesinnung fordern und ein tugendhaftes Leben erzeugen — abgesehen von der Verschiedenheit der Meinungen über metaphysische Fragen, welche, wie er mit einem der früheren chinesischen Kaiser, der darum die Wirksamkeit der Missionare nicht duldete, meint, nur geeignet seien, um Zwiespalt und Haß unter den Menschen zu erzeugen und das menschliche Herz zu verderben. Er reformirt übrigens nicht blos in der Religion, sondern auch in den Sitten. Seine Anhänger müssen sich den Zopf abschneiden und dürfen sich den Kopf nicht rasiren u. s. w. Die Engländer, besorgt, daß die im Frieden vom Jahre 1842 ihrem Handel und ihren Consuln geöffneten fünf Häfen Canton, Amoy, Fu-tscheu-fu, Ningpo und Schanghai ihnen durch die beschriebenen Unruhen entrissen werden könnten, haben sich beeilt, sich mit dem Haupte der Rebellion in Einvernehmen zu setzen. Was für eine Rolle dasselbe in dem im Jahre 1856 wegen der Weigerung des Gouverneurs Yeh in Canton, den Engländern wegen der Verletzung ihrer Flagge Genugthuung zu geben, ausgebrochenen Conflict zu spielen berufen sein wird, muß von der Zukunft erwartet werden.

Topographie.

Ganz China wird jetzt in 18 Provinzen oder Statthalterschaften eingetheilt, welche wieder in Bezirke (Fu) zerfallen, wovon die Hauptstädte, auch Fu genannt, ersten Ranges sind; die Städte vom zweiten Range heißen Tscheu, die vom dritten Hiang. Wir begnügen uns damit, ohne die einzelnen, uns doch nur höchst unvollkommen bekannten Provinzen durchzugehen, nur die wenigen den Europäern durch den Handel und einige Gesandtschaften bekannt gewordenen größeren Städte zu erwähnen.

In der Provinz Pe-tsche-li, der nordöstlichsten des Landes, liegt die Hauptstadt

Pe-king, d. h. Nord-Residenz (chinesisch **Tschung-tiang-fu**) unter 39° 54′ n. Br. und 134° 8′ ö. Lg., in einer trocknen, waldlosen Ebene an einem kleinen Flusse, welcher die Stadt um- und durchfließt und durch einen Canal mit dem Payho in Verbindung steht.

Sie zerfällt in die eigentliche Stadt und 12 Vorstädte. Die eigentliche Stadt, ein unregelmäßiges Viereck, mit hohen und sehr starken Mauern umschlossen, hat 4 M. im Umfange; jede der Vorstädte ist etwa ½ Meile lang. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Theile, einen nördlichen, Tschintsching, d. h. Thronstadt oder Residenz, und einen zweiten größern südlichen, Wailotsching oder äußere Stadt; in jenem wohnen die Mandschu, in diesem die Chinesen. Die Straßen sind meist schnurgerade und sehr breit, aber von engen Gäßchen durchschnitten; die Nebenstraßen werden des Nachts durch Gitterthore gesperrt. Die Häuser sind in der Regel niedrig und nur ein Stock hoch, selten mit Fenstern nach der Straße; aber gewöhnlich sind beide Seiten der Hauptstraßen mit Kaufläden besetzt, und ganz ebenso sind alle übrigen Städte Chinas eingerichtet. Die Straßen sind übrigens größtentheils ungepflastert, und da hier die Hitze im Sommer sehr groß, der Regen aber ungewöhnlich stark fällt, so leidet man häufig vom Staube oder vom Kothe. Das Hauptgebäude ist der kaiserliche Palast, Dsüntschintsching, die gewöhnliche Residenz der Kaiser in der nördlichen Stadt; er soll allein eine Stunde im Umfange haben und enthält eine große Menge Gebäude, Hallen, Gärten, Höfe, und wird nicht allein von der ganzen kaiserlichen Familie, sondern auch von allen Hofbeamten und der sehr zahlreichen Leibwache bewohnt. Daselbst befindet sich auch die kaiserliche Druckerei, eine bedeutende Bibliothek und eine naturhistorische Sammlung. Die Gebäude sind von außen gar nicht bedeutend, sollen aber im Innern einen unglaublichen Luxus zeigen. Außerdem enthält Peking, welches eine sehr alte Stadt ist und schon einige Jahrhunderte v. Chr. die Hauptstadt des Reichs war, an 10000 Paläste der Großen, die aber ebenfalls nichts Ausgezeichnetes haben, 33 große Tempel, buddhistische Klöster, eine zahllose Menge kleinerer, zwei von portugiesischen Franciscanern besetzte Klöster, ein griechisch-russisches Kloster nebst Kirche, welches in Folge von Verträgen Rußland hier unterhalten darf; einige Moscheen, 26 Gebäude für die Reichscollegien, eine Universität und andere hohe Schulanstalten, und ist überhaupt der Sitz der höchsten Behörden. Die Zahl der Einwohner wird höchst verschieden angegeben; 1¾ Millionen möchte die wahrscheinlichste sein. Obgleich die Provinz Pe-tsche-li nicht zu den fruchtbarsten gehört, so herrscht doch in der Stadt beständige Wohlfeilheit der Lebensmittel, weil die Regierung große Magazine unterhält und aus allen Provinzen Zufuhr herbeischafft. Trotz dem großen Gewühle in den Straßen findet man eine große Sicherheit und Ordnung in der Stadt; Nachts werden die Straßen gesperrt und man sieht Niemand als die zahlreichen Wachen, welche auch bei Tage beständig umhergehen und in der unglaublichen Menschenmenge mit langen Peitschen Ordnung erhalten. Etwa 2 Meilen von Peking liegt das kaiserliche Lustschloß Juang-ming, mit einem sehr großen Park und schönen Gärten.

Die zweite Stadt des Reiches und bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts Residenz der Kaiser in der Provinz Kiang-nan ist Nanking (d. h. Süd-Residenz) oder Kiang-ning-fu, in geringer Ent-

fernung von dem südlichen Ufer des mächtigen Jan-tse-kiang, unter 32° 5′ n. Br. und 136° 27′ ö. Lg. Obgleich sie noch der Sitz eines Statthalters über mehrere Provinzen ist, so ist sie doch sehr von ihrer ehemaligen Größe herabgesunken; der kaiserliche Palast und viele alte Gebäude liegen in Trümmern, ein Drittel der Stadt ist jetzt in Gärten verwandelt. Von älteren Gebäuden steht nur noch der berühmte Porzellanthurm, welcher achteckig ist, aus 9 Stockwerken mit Galerien besteht, von Backsteinen erbaut, aber mit Porzellan bekleidet und 200′ hoch ist. Die Bevölkerung der Stadt, welche 7 Stunden im Umfange hat, wird noch immer auf 1 Million, von Anderen nur auf 500000 Einwohner angegeben. Uebrigens gilt die Stadt für einen Hauptsitz der Wissenschaften und chinesischer Gelehrsamkeit; auch wohnt hier ein katholischer Bischof. Sie besitzt bedeutende Fabriken in Seide und Baumwolle; der Nanking hat seinen Namen von dieser Stadt. Sie ist mit einer 40′ hohen, 17′ dicken, dreifachen Mauer umgeben, durch welche 10 prächtige Thore führen. — Oestlich davon liegt die Stadt Su-tscheu-fu am Kaiser-Canal, welche viele Baumwollen-, Nanking- und Seidenfabriken besitzt, ½ Million Einwohner zählen soll und wo viele reiche Kaufleute leben. Südlich davon Hang-tscheu-fu, in einer paradiesischen Gegend am Kaiser-Canal; sie besitzt ebenfalls viele Fabriken und ihre Kaufmannsgewölbe sollen sich an Reichthum und Glanz mit denen von London messen können; sie zählt über ½, nach Anderen sogar 1 Million Einwohner. Ning-po, nahe dem Meere, mit 300000 Einwohnern, treibt ansehnlichen Handel. An der Straße von Fu-kian, welche die Insel Formosa vom festen Lande trennt, liegt Fu-tscheu-fu, eine ebenfalls stark bevölkerte Stadt von 400000 Einwohnern, berühmt wegen einer großen Brücke aus Quadersteinen mit mehr als hundert Bogen über den Siho; in der Nähe wird der beste schwarze Thee gebaut, für welchen die Stadt der Hauptstapelplatz ist. Ferner Amoy mit 200000 E., unter denen es viele reiche chinesische Kaufleute giebt, und einem trefflichen Hafen.

Die dritte für uns wichtige Stadt des Landes ist

Kanton, Kantong oder Kwang-tscheu-fu, in der Provinz Kwang-tung, unter 23° 8′ n. Br. und 130° 56′ ö. Lg., am mächtigen Flusse Pe-kiang, welcher sich an seiner Mündung zu einem Meerbusen erweitert, die Bocca Tigris oder Tigerrachen von den Europäern genannt, in welchem mehrere Inseln liegen, darunter die den Engländern abgetretene Insel Hong-kong. Die Stadt, welche aus der alten, nördlichen oder Tatarenstadt, der südlichen Neustadt und mehreren Vorstädten besteht, hat etwa 3 M. im Umfange und ist nebst den Vorstädten ummauert; außerdem hat sie noch drei Citadellen. Die Straßen sind hier sehr enge. In der südlichen Vorstadt am Flusse auf einem schmalen, sehr beschränkten Raume liegen die Factoreien der verschiedenen europäischen Nationen, welche hier Handel treiben, aber die Vorstadt nicht verlassen dürfen. Die Zahl der Einwohner wird von Einigen auf mehr als 1,200000, von An-

deren nur auf 800000 angegeben, wovon an 60000 nur auf Junken und Kähnen und, wegen Raummangels, 300000 auf dem Wasser, das mit Bohlen bedeckt wird, leben. Der europäische Handel ist ganz in den Händen einer Gesellschaft von den reichsten Kaufleuten, Hong d. h. Bürgen, genannt, weil sie der Regierung für die Bezahlung der Abgaben verantwortlich sind; viel andere einheimische Kaufleute nehmen indeß Theil an diesem Handel. Europäische Schiffe können wegen der Seichtigkeit des Flusses die Stadt nicht erreichen und müssen bei der Insel Wampu anlegen. Seit 1517 wird dieser Hafen von Europäern besucht; die ersten englischen Schiffe kamen 1634 hier an. Nächst den Engländern machen jetzt die Amerikaner die bedeutendsten Geschäfte. — Westlich am Eingange der Bocca Tigris liegt die Insel

Macao, von welcher seit 1586 den Portugiesen, wegen geleisteter Hülfe gegen die Seeräuber, eine südlich auslaufende, nur durch eine schmale Erdzunge mit der Halbinsel zusammenhängende Halbinsel eingeräumt worden ist; sie müssen aber jährlich 450000 Gulden dafür entrichten und sind durch eine Mauer, welche die Landzunge durchschneidet, von dem Verkehr mit den Eingebornen abgeschlossen. Der Raum, welcher den Portugiesen gehört, wird von etwa 40000 Menschen bewohnt, wovon $^3/_4$ Chinesen sind und worunter sich höchstens 2—3000 Portugiesen befinden. Auf der südlichen Spitze der Halbinsel liegt die Stadt Macao, der Sitz eines eigenen portugiesischen Gouverneurs, eines katholischen Bischofs und der englischen Mission für China. Sie ist stark befestigt, hat aber nur einige Hundert Mann Besatzung und leidet im Sommer an unerträglicher Hitze. Die Häuser sind meist auf europäische Weise gebaut; der Palast des Gouverneurs, der früher von Goa abhing, und mehrere Kirchen, sind die bedeutendsten Gebäude. Die Polizei in der Stadt wird von einem chinesischen Mandarin verwaltet. Der eigentliche Hafen an der Stadt ist seicht, die meisten Schiffe ankern daher in einer östlich davon gelegenen vortrefflichen Rhede. Seitdem die Engländer von Hong-kong Besitz genommen und den Chinesen einen freien Handelsverkehr abgedrungen haben, hat Macao sehr an Wichtigkeit verloren, obwohl hier noch starker Schmuggel von Opium getrieben wird. — In einem Garten auf einer Anhöhe vor der Stadt wird noch die Grotte gezeigt, worin Camoens einen Theil seiner Lusias gedichtet haben soll.

Außer diesen den Europäern bekannteren Städten giebt es deren im Innern viele von bedeutender Größe. Wir nennen darunter nur: Wu-tschang-fu, die Hauptstadt der Provinz Hu-peh, am Jan-tse-kiang, welche 500000 Einw. zählt und der Mittelpunkt des ganzen Binnenhandels von China ist. In der Umgegend sind viele Theeplantagen. — Kia-ting-fu, in der Provinz Se-tschuan, ist wegen der vielen künstlichen Salzbrunnen, deren Zahl auf mehrere Hunderttausende angegeben und deren Wasser zum Salzsieden benutzt wird, merkwürdig.

Im SW. der Provinz Kanton, durch eine etwa 2 M. breite

Meeresstraße vom festen Lande geschieden, liegt die große Insel Hai-nan, die 80—90 M. im Umfange hat. Sie ist den Europäern wenig bekannt, soll aber äußerst fruchtbar sein und Städte von 100000 E. und darüber enthalten. Die Küsten sind von den Chinesen besetzt; im Innern hauset ein Stamm von Ureinwohnern, über deren Abstammung uns alle Nachrichten fehlen und welche sich unabhängig erhalten haben. — Ebenso verhält es sich mit der noch größern, 50 M. langen Insel Tai-wan, von den Europäern Formosa (die Schöne) genannt. Sie liegt 20 M. östlich von China und ist über 1000 □M. groß. Der größte Theil der Insel, namentlich die ganze Ostküste, wird von einem freien unbekannten Urvolke bewohnt; nur auf einem Theile der Westküste haben sich die Chinesen seit 1430 festgesetzt. Einst hatten die Portugiesen hier eine Niederlassung; sie wurden aber 1624 von den Holländern vertrieben, welche wiederum einem mächtigen chinesischen Seeräuber weichen mußten, der hier einen Staat gründete, welcher sich bis 1683 gegen die Chinesen behauptete. Die Insel wird von den Chinesen eifersüchtig bewacht, weil sie eine wahre Kornkammer für die gegenüber liegenden Provinzen ist.

B. Die unterworfenen Länder,

oder was wir vorhin die große Tatarei nannten. Dies große, von den Chinesen mit ängstlicher Politik bewachte und jedem Fremden verschlossene, daher auch wenig bekannte Land umfaßt vorzüglich fast die ganze Hochfläche des innern Asiens. Es erstreckt sich von 89° bis 161° ö. Lg. und von 31° bis zu 56° n. Br. und wird in 3 große Ländermassen getheilt: 1) die Mandschurei, 2) die Mongolei, und 3) Turfan oder die kleine Bucharei.

1) Die Mandschurei, auch Tungusien oder Amur-Land genannt, bei den Chinesen selbst heißt es Schink-king, der östliche Theil des Ganzen zwischen der Mongolei und dem großen Ocean, dem russischen Asien und dem eigentlichen China, oder zwischen dem 39.° und 56.° n. Br. und dem 136.° bis 161.° ö. Lg. Der Flächeninhalt mag an 34000 □M. betragen. Gegen W. sind die Grenzen sehr unbestimmt; desto genauer ist die Nordgrenze gegen Rußland bestimmt und bewacht. Es ist der nordöstliche Theil des großen Hochlandes, welches sich hier nach O. hin senkt, wie man aus dem Laufe aller Gewässer sieht; im Ganzen mag das Land doch noch 3 — 4000′ über dem Meere liegen. An der Küste zieht sich ein nicht sehr hohes, schön bewaldetes Gebirge, mit steilem Abfalle zum japanischen Meere, und läßt nur einen schmalen Küstenstrich übrig. Dies Meer ist wegen häufiger Nebel den Schiffern gefährlich. Etwas nördlich bildet es mit der Insel Karafto, auch Tarakai oder Sachalin und Tschoka genannt, die bis jetzt noch größtentheils eine terra incognita ist, den tatarischen Meerbusen oder die Meerenge von Sachalin; nordöstlich stößt die Küste an das ochots-

fische Meer. Der einzige bedeutende Fluß des Landes ist der uns schon bekannte Amur, dessen Quellflüsse aus Sibirien und der Mongolei kommen und der sich, nachdem er auf der rechten Seite den Songari aufgenommen, in die Meerenge von Sachalin ergießt; die übrige Küste hat nur unbedeutende Bäche. Im Ganzen ist das Klima strenger, als man es unter diesen Breiten erwarten sollte: der Winter beginnt mit Ende September und reicht bis in den April; alle Flüsse sind Monate lang gefroren und die Kälte steigt nicht selten auf —30°; die Sommer sind dagegen sehr heiß, die Vegetation üppig, und bei dem im Ganzen fruchtbaren Boden fehlen dem Lande nur Menschen und Anbau. Herrliche Wälder, die voll Pelzwild und Raubthiere stecken, und treffliche Weiden bedecken den Boden. Es giebt hier fast keine ansässigen Bewohner; alle sind Nomaden, Hirten, auch Fischer, da der Amur und die See außerordentlich fischreich sind; nur wenige treiben einen geringen Ackerbau, und dies sind meistens Chinesen, welche häufig zur Strafe hierher verbannt werden. Von den Schätzen der Gebirge weiß man nichts; nur etwas Salpeter und Kochsalz wird gewonnen. Die Zahl der Einwohner läßt sich nicht bestimmen; sie ist jedenfalls gering und erreicht vielleicht nur 1½, nach Anderen 4 Millionen. Alles dies versteht sich nur von dem größern Theile des Landes, denn der kleine Küstenstrich am gelben Meere ist wie die angrenzenden Provinzen von Chinesen bewohnt und angebaut. Die Einwohner, im Ganzen Mandschu oder Mandschuren genannt, zerfallen in mehrere Völkerschaften, welche indeß alle zur mongolischen Race gehören. Die wichtigsten von allen sind die eigentlichen Mandschu, ein kleines Gebirgsvolk, welches sich vor den Chinesen durch einen höhern, kräftigern Wuchs, eine schönere Farbe, wie auch durch Muth, Redlichkeit und Stolz auszeichnet. Sie haben China seine gegenwärtigen Beherrscher gegeben und bilden noch immer den besten Theil der chinesischen Heere, die Leibwache des Kaisers, an dessen Hofe viele ihrer Oberhäupter, die einen wahren Erbadel bilden, sich auch ohne amtliche Anstellung aufhalten. In China haben sie zwar Sprache und Sitte der Ueberwundenen angenommen, sind aber noch leicht von ihnen zu unterscheiden. Andere Stämme dieses Volks sind die Da-urier, vorzüglich im Amur-Thale, wo sie etwas Ackerbau, meistens aber Viehzucht treiben. Die Tungusen, hier Solon genannt, gelten für die tapfersten Mandschuren und bewachen die russische Grenze. Die Pupi, klein und häßlich, bewohnen die Ufer der See und nähren sich ganz von Fischen. Die Ketschen, Fischer und Jäger, leben am Ausfluß des Amur. Andere noch weniger bekannte Stämme sind die Humaren und die Ghilaken. Die einzigen Städte von einiger Bedeutung sind die Hauptstadt und der Sitz der Regierung, Mukden, unter 42° n. Br. auf einem Hügel; sie besteht aus einer innern ummauerten Stadt, einem Palast des Kaisers und den das Ganze rings umgebenden Vorstädten. — Saghalin-ula, am Amur, ist stark befestigt und hat einen starken Pelzhandel. — Tsitsikar,

am Nonni-ula, einem linken Nebenflusse des Songari, ist ein Verbannungsort der Chinesen.

So, wie bisher geschildert, waren die Verhältnisse, bis vor etwa 10 Jahren, seit welcher Zeit sie angefangen haben, sich wesentlich zu ändern. Die Russen sind über die nördliche Hälfte der Mandschurei bis zum Amur vorgedrungen und haben daselbst Colonien und Festungen angelegt. Zugleich haben sie sich an den Ufern des südlichen Theils des japanischen Meeres festgesetzt, der Insel Sachalin gegenüber. Ihr Vorrücken geschieht nicht mit Hacken und Spaten, sondern mit Spießen und Kanonen, und man kann mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß die ganze Mandschurei bald eine russische Provinz sein wird, die den Weg nach Peking bahnt. (!) Bereits sitzen sie auf der rechten Seite des Amur fest, wo sie, nicht weit von dessen Mündung, die Forts Mariinsk und Nikolajewsk angelegt haben. Von seiner Mündung an längs der Küste bis zu Castries-Bai, in Entfernungen von 4—5 deutschen Meilen, existiren Castelle, mit Russen besetzt, und eine russische Flotille fehlt in diesen Gewässern nicht. Dieses ist nur ein Beispiel der fortschreitenden russischen Eroberungspolitik in Asien auf allen Punkten nach Süden zu, von dem schwarzen Meere an über die Gebiete des caspischen Sees nach Persien, in der großen turanischen Ebene gegen die Gebirgsscheide des indobritischen Reiches, bis zum chinesischen und japanischen Reiche hin. Die Absichten sind deutlich. Hier liegt Rußlands Zukunft. Innerhalb der letzten 10 Jahre haben sie in den genannten Richtungen mindestens 22000 deutsche □M. erworben.

2) Die **Mongolei**, ein Land von etwa 90000 □M., welches sich im S. der russisch-asiatischen Grenzen bis zum 35. Breitengrade erstreckt, mit äußerst ungewissen Grenzen gegen seine beiden Nebenländer, die Mandschurei und Turfan. Dieses Vaterland der größten Weltstürmer, eines Dschingis-Chan, welcher im 13. Jahrhundert seine Verwüstungen bis nach Schlesien ausdehnte, eines Timurleng im 14. Jahrhundert, welcher ganz Vorderasien eroberte und auf dem Zuge gegen China 1405 starb, ist jetzt gänzlich von den Chinesen unterjocht und gehört zu den unbekanntesten Ländern der Erde. Es nimmt die Scheitelfläche Hochasiens ein, wo die größten Ströme ihren Ursprung nehmen. Die Höhe des hinterasiatischen Plateaus steigt hier in den höchsten Theilen schwerlich viel über 5000′ auf; aber darüber erheben sich noch mächtige Gebirge, welche größtentheils holzlos sind. In der Mitte erstreckt sich in der Richtung von SW. nach NO. die große Wüste **Schamo** (chinesisch) oder **Gobi** (mongolisch), deren Boden meist aus grobem Kies fast ohne alle Vegetation besteht; nur wenige bald im Sande wieder versiegende Quellen zeigen sich hier, und dabei herrscht hier 10 Monate hindurch ein äußerst strenger Winter. In anderen Theilen des Landes sind grasreiche Steppen, und manche Thäler haben eine Fülle von Vegetation. Die mächtigen Flüsse, welche die Hochebene entsendet, sind der Irtysch, der Jenisei und die Selenga, welche nach dem Eismeere fließen, der Amur nach O., der Hoang-ho und der Jan-tse-kiang nach

China. Außerdem giebt es noch viele Steppenflüsse, welche meist in Binnenseen sich ergießen. Solcher zum Theil salziger Seen hat die Mongolei viele; die bekanntesten sind der Balkasch im nordwestlichen Theile, bis an welchen (oder über welchen hinaus?) das russische Sibirien jetzt hinanreicht; der Saisan oder Dsaisang, welchen der Irtysch durchfließt; der Kuku-noor oder blaue See, unweit der chinesischen Grenze. Das Klima ist nur in den der chinesischen Mauer zunächst gelegenen Thälern gemäßigt und im Sommer so schön, daß die Kaiser hier ihren Sommeraufenthalt nehmen; sonst äußerst strenge; auf der Hochebene ist Frost selbst in dem nur zwei Monate langen Sommer nichts Seltenes. — Merkwürdig ist, daß sich hier die meisten Hausthiere der Menschen noch im wilden Zustande finden. So der Dschiggetai (Equus hemionus), eine Art wilder Esel von unglaublicher Schnelligkeit; das wilde Pferd; der Kulan (Onager) oder wilde Esel; der wilde Ochs; das wilde Schaf oder Argali. Heuschrecken und Mücken gehören zu den Plagen des Landes. Die zwei wichtigsten Producte aus dem Pflanzenreiche sind zwei Wurzeln, der Ginseng und der Rhabarber. Der Ginseng (Panax Schin-seng und quinquefolius) erreicht eine Höhe von 2'; seinen in mehrere Zweige gespaltenen Wurzeln schreiben die Chinesen wunderbare Kräfte zur Stärkung der Kranken zu; deshalb sind immer viele tausend Menschen mit der Aufsuchung dieser Wurzel beschäftigt; seit einigen Jahren haben die Nordamerikaner diese Wurzel auch in ihrem Lande entdeckt und treiben damit einen einträglichen Handel mit China. Der Rhabarber kommt vorzüglich in der Gegend des Kuku-noor vor. — Die Zahl der Einwohner beträgt schwerlich über 3 Millionen, und da sie fast ohne Ausnahme Nomaden sind, so könnte das Land auch nicht wohl mehr ernähren. Ueberfülle der Bevölkerung mag vielleicht zu den bekannten Verheerungszügen der Mongolen mit Veranlassung gegeben haben. Die südliche, an China grenzende Mongolei war den Chinesen seit undenklichen Zeiten bekannt; weit später erst erscheint die nördliche; in letzterer hat die Bevölkerung ansehnlich abgenommen. Die Einwohner unterhalten vorzüglich Kameele, doch nur in den südlichen Gegenden, gute Pferde und zahlreiche Schafheerden, von der Art mit Fettschwänzen. Das Fleisch und die Milch dieser Thiere ist ihre Hauptnahrung, die Jagd nur Nebenbeschäftigung und die Fischerei unbedeutend. Aus der Stutenmilch bereiten sie ein berauschendes Getränk, den Kumiß; Wohlhabendere genießen viel Thee. Sie zerfallen in drei Hauptstämme: die eigentlichen Mongolen, mit der uns schon bekannten Körperbildung: sie theilen sich in Kalkas-Mongolen, welche die mehr nördlichen, in Scharraigol- oder Scharra-Mongolen, welche die südlicheren Gegenden bewohnen. Sie haben alle Tugenden der Nomaden, sind mäßig, redlich, gastfrei, aber träge und unreinlich, und leben in beständigen Fehden unter einander. Sie bekennen sich zum Lamaismus, welchen wir bei Tübet näher kennen lernen werden, und zerfallen in Adel, Geistliche und Volk, wovon ein Theil Leibeigene, und stehen unter ihren eigenen Chanen.

Obwohl die Mongolen Unterthanen Chinas sind, so zahlen sie an die chinesische Regierung doch ganz und gar keine Abgaben, sondern nur Steuern an die einheimischen (mongolischen) Gebieter. Die Delöten, Eleuten oder Kalmücken, im südwestlichen Theile des Landes, zeichnen sich nur durch ihre Hinterlist, ihren diebischen Charakter, tiefen Aberglauben und unglaubliche Unreinlichkeit aus. Die Buräten, Buruts, auch Kirgisen genannt, sind nur ein Zweig der Kalmücken; ein großer Theil von ihnen steht unter russischer Hoheit. (Man schlägt die Bevölkerung der 3 Kirgisenhorden zusammen, bei einer Fläche von 13500 □M., auf 2—2½ Million an; davon kommen auf die große Horde, welche zum Theil China angehört, 400000, auf die mittlere, etwa 1 Million und auf die kleine 900000 Seelen.) Außerdem leben noch im nordwestlichen Theile des Landes einige Stämme der Kirgisen, tatarischen Ursprungs, unter ihren eigenen Chanen. An Chinesen sind nur die Mannschaften in den kleinen Festungen vorhanden, welche China hier unterhält und welche Ackerbau zu ihrem Unterhalt treiben, chinesische Kaufleute in den wenigen Städten und viele Verbannte aus China. — Nach der chinesischen Geographie wird die Mongolei in 26 Fürstenthümer (Aimaks) eingetheilt, die unter eigenen Oberhäuptern stehen.

Im ganzen Lande giebt es keine Stadt nach europäischen Begriffen; die Oerter, die man so nennt, wenn sie nicht kleine Festungen sind, bestehen nur aus vielen reihenweise gestellten Zelten oder Jurten, und gleichen mehr einem Dorfe, als einer Stadt. So ist selbst der Ort Dschehol oder Tsching-te, im N. der Mauer, nordöstlich von Peking, wo der Kaiser einen Sommerpalast hat, nur ein elendes schmutziges Dorf. Eine schöne Chaussee führt von hier nach Peking, ist aber so wenig dauerhaft angelegt, daß sie jährlich zweimal für die Reisen des Kaisers neu gemacht werden muß. Der große Park, welcher einen See, Berge, Wälder und Wasserfälle einschließt, soll an 40 einzelne Paläste oder Lusthäuser enthalten. Der Hauptort der Kalkas-Mongolei, Kuren, bei den Russen Urga genannt, an der Tula, einem Nebenfluß der Selenga, besteht aus mehreren Tempeln, einer sehr großen Schule und etwa 6000 Jurten, welche sehr enge Straßen bilden. Hart an der russischen Grenze, dem russischen Orte Kjachta gegenüber, liegt der kleine Ort Maimatschin, der aus einer Straße artig gebauter Häuser besteht und wo der Handelsverkehr mit Rußland betrieben wird.

Die Dsungarei, der westlichste Theil der Mongolei, welcher erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von China erobert wurde, wobei die mongolischen Dsungaren fast ganz ausgerottet wurden, enthält einige besonders des Handels wegen merkwürdige Orte, nämlich: Ili oder Guldscha, an dem gleichnamigen Steppenflusse, wo ein großer Zusammenfluß von Handelsleuten statt findet. Tarbagatai, eine feste Grenzstadt mit chinesischer Besatzung. Urumtsi, in dessen Nähe eine große Solfatara und der merkwürdige Vulcan Ho-tscheu liegt.

3) Das Land Turfan, Ost-Turkestan, die kleine Bucharei, oder die hohe Tatarei, auch Ost-Dschagatai genannt; letztern Namen führt es von Dschagatai, einem Sohne Dschingis-Chans, zu dessen Reiche dieses Land und die westlicher gelegene große Bucharei gehörte, doch ist letztere kleiner als Turfan und nur deshalb groß genannt, weil sie der Sitz des Herrschers war. Turfan ist der chinesische Name, von der Hauptstadt entlehnt. Dies Land grenzt im NO. an die Mongolei, im S. an Tübet und im W. an die freie Tatarei; es erstreckt sich, mit sehr unsicheren Grenzen, etwa von 89° bis 113° ö. Lg. und seine Oberfläche wird auf 25—27000 □M. gerechnet. Das Land hat ganz die Beschaffenheit des vorigen, enthält die nächst dem Himalaya höchsten Gebirge Asiens und den westlichen Theil der Wüste Schamo, welche aber hier aus reinem Flugsande besteht. Kein Fluß überschreitet die Grenzen. Der größte Binnenfluß ist der Tarim oder Jarkiang, welcher, von W. nach O. fließend, den Kaschgar, den Aksu u. a. aufnimmt und sich in den Lop-noor d. h. Lop-See ergießt. So kalt die Winter, so glühend heiß sollen die Sommer sein, wozu noch häufiger Mangel an Regen kommt. Nur der westliche Theil des Landes ist einer spärlichen Cultur fähig und auch wirklich angebaut. — Die Einwohner sind Bucharen (Perser oder Tadschiks), türkische Stämme, Kirgisen, Kalmücken, Dsungaren und Chinesen; ihre Zahl läßt sich nicht bestimmen, beträgt aber wohl nicht über 1 oder 2 Millionen. Die Tadschiks und Türken, welche sich zum Islam bekennen, sind ein bei Weitem schöneres Volk als ihre östlichen Nachbarn, und treiben wie die meisten Tataren Ackerbau und Gewerbe; die Kirgisen, Kalmücken und die meisten Dsüngaren sind Nomaden. Die mongolische Bevölkerung bekennt sich zum Lama-Dienst. Erst seit 1759 haben ihre Chane die chinesische Hoheit anerkannt und zahlen Tribut. Wie gering auch die Bevölkerung, wie unbekannt uns im Ganzen das Land, so finden wir hier doch einige Ortschaften, welche theils in der Geschichte, theils des Handels wegen bekannt sind. So: Turfan, in einer milden und fruchtbaren Gegend, hat dem Lande seinen Namen gegeben und ist eine wichtige Station für die Karavanen, welche aus China weiter westlich ziehen. Dicht bei der Stadt befindet sich der bedeutende Vulcan Ho-tscheu. Kaschgar, am Fluße gleiches Namens, war einst als Residenz eines mächtigen Mongolenherrschers, eines Nachkommen Dschingis-Chans, in ganz Asien berühmt, und soll noch jetzt 40000 (80000) Einwohner haben, welche blühenden Handel und Gewerbe treiben. Jarkand, der wichtigste Ort dieser ganzen Gegend, daher auch von den Chinesen besetzt und befestigt, soll an 80000 Einwohner haben, welche sehr gut in Seide, Leinen und Baumwolle arbeiten. Bis hierher gehen die chinesischen Karavanen, und hier treffen Kaufleute aus dem fernsten Westen, ja aus Indien ein, welche Kaschmirshawls, Edelsteine, Moschus bringen, um sie gegen Thee, lackirte Waaren, Porzellan u. s. w. zu vertauschen. Andere berühmte Handelsstädte sind: Hami oder Komun in einer fruchtbaren Oase, welche viel Weintrauben und Melonen liefert, im

nordöstlichen Theile des Landes. Aksu, im nordwestlichen, an einem Nebenflusse des Jarkiang, verfertigt viel Baumwollenzeuge und treffliche Jaspisarbeiten. Oestlich davon Ku-tsché, welche in der Nähe des Vulcans Pe-schan liegt und in deren Gebiet viel Salmiak, Salpeter, Schwefel und Kupfer gefunden wird. Khotan, in der Nähe des Küen-lün-Gebirges, treibt starken Seidenbau. — Seitdem die Chinesen die Herren des Landes geworden, hat die chinesische Bevölkerung namentlich in den größeren Städten, wie Kaschgar und Jarkand, bedeutend zugenommen.

C. Die unter chinesischem Schutze stehenden Länder.

Es sind folgende vier: Tübet, Butan, Korea und die Likeio-Inseln.

1) Tübet oder Tibet, von den Eingebornen Puekeachim genannt, erstreckt sich mit sehr unbestimmten oder vielmehr unbekannten Begrenzungen etwa von 91° bis 117° ö. Lg. und von 27½° bis 38° n. Br. Im NO. hat es Turfan, im S. Hindustan; nordwestlich berührt es die freie Tatarei, östlich China, und mag einen Umfang von 30000 □M. haben. Es ist eines der erhabensten Hoch- und Gebirgsländer der Erde; die Plateau- und Thalflächen haben eine Höhe von 8000′ bis vielleicht an 14500′. Auf der einen Seite erhebt sich die Kette des Himalaya mit seinen riesigen Schneegipfeln; diesem parallel ziehen auf der andern Seite der Küen-lün und dazwischen das Kentaissé- und andere wenig bekannte Gebirge; selbst das Innere des Landes ist durchaus mit hohen, kahlen, meist von ewigem Eise starrenden Bergen bedeckt. Daher ist auch hier der Ursprung der größten Flüsse Asiens, des Sind, des Irawaddy, des Brahmaputra, welcher wie es scheint identisch ist mit dem größten Strome Tübets, dem Tsampu oder Jaru-dsangbo-tsiu; wahrscheinlich sind auch hier die Quellen des Thaluayn, Maykaun und anderer großer Ströme Hinterindiens und Chinas zu suchen. Unzählige Bäche stürzen in den herrlichsten Wasserfällen aus den gewaltigen Gletschern, womit das Hochgebirge bedeckt ist. Die Pässe von Indien aus über diese Gebirge liegen zum Theil in einer Höhe von 15—18000′ und sind über alle Beschreibung beschwerlich und gefahrvoll. Unter den zahlreichen Landseen befinden sich mehrere von bedeutendem Umfange, so der Tengri-noor; der Jamtschong oder Palte-See mit einer über 6 M. breiten Insel, der Manassarowara und vielen weniger bekannten. Der Boden ist meist sandig, steinig und wenig fruchtbar, wird aber mit großem Fleiß angebaut; doch reicht der Betrag bei Weitem nicht zum Unterhalt der Bewohner zu. Das Klima bietet starke Gegensätze dar; es ist größtentheils sehr kalt, wenn auch im Ganzen gesund; die Winter sind lang und strenge, aber heiter und sehr trocken; die Sommer bringen einzelne Regen, zeitigen aber das Getreide so langsam, daß die Ernte in den höchsten Gegenden erst

Ende December, oft unter Schneegestöber statt findet. Da der Ackerbau nur an wenigen Stellen möglich ist und kaum das nöthige Brotkorn liefert, so macht die Viehwirthschaft, besonders die Zucht feinwolliger Hausthiere, die Hauptbeschäftigung der Tübetaner aus, und Fleisch, Milch, Butter und Käse sind die Hauptnahrungsmittel der Weltlichen; Wohlhabendere genießen viel Thee. Zu den Hausthieren gehört: der Büffel mit einem schön behaarten Pferdeschweif (**Bos gruniens**); diese Schweife, in Indien Tschauries genannt, werden als Fliegenwedel und zum Putz sehr geschätzt. Die Schafe, die in großer Menge gehalten werden, geben eine äußerst feine Wolle. Noch wichtiger ist der zarte Flaum, der sich unter dem gröbern Brusthaar der tübetanischen Ziege befindet und das Hauptmaterial für die Kaschemirshawls liefert. Unter den wilden Thieren, worunter auch viele Pelzthiere, ist das Moschusthier merkwürdig; es gleicht einem kleinen Reh, und das Männchen hat in der Gegend des Nabels eine Drüse von der Größe eines Hühnereies, welche den bekannten Moschus oder Bisam enthält. Auch behauptete man lange Zeit, das fabelhafte Einhorn in Tübet gefunden zu haben, welches Andere in Afrika suchten. Der Holzmangel verbietet den Bergbau, indeß findet sich viel Waschgold und Quecksilber. Ein Hauptproduct des Landes ist aber der Tinkal, ein natürliches Salz, welches sich an seichten Stellen vieler Landseen ausscheidet und woraus der Borax bereitet wird. — Die Einwohner, deren Zahl wohl höchstens 5—6 Millionen betragen kann, gehören zur mongolischen Race, sind jedoch besser gebildet als die eigentlichen Mongolen und ein gutmüthiges, höfliches, aber äußerst unreinliches und abergläubisches Volk. Zu den Sonderbarkeiten ihrer Sitten gehört auch die hier gewöhnliche Polyandrie (Vielmännerei), vielleicht absichtlich als Sitte begünstigt, um die Uebervölkerung des armen Landes zu verhindern; doch sind es immer nur mehrere Brüder, welche eine Frau gemeinschaftlich haben; übrigens sind die Sitten untadelig und die Frauen genießen einer anständigen Freiheit. Das Volk ist größtentheils äußerst arm, aber in Handarbeiten nicht ungeschickt, und steht in Hinsicht auf Wissenschaft und Künste wenigstens auf gleicher Stufe mit den Chinesen. Es sind sehr wenig Städte im Lande, aber unzählige Klöster, um welche her Dörfer entstanden sind; viele Einwohner wohnen unter Zelten. Sie haben eine heilige Sprache Utschen und eine Volkssprache Umin, welche dem Wesen nach der chinesischen verwandt ist; aber ihre Schrift ist eine alterthümliche indische Silbenschrift und wird von der Linken zur Rechten geschrieben. Sie besitzen zahlreiche Bibliotheken; doch besteht ihre Literatur größtentheils aus Werken, die aus dem Sanskrit übersetzt und meist religiösen Inhalts sind. — Die Religion, welche hier tiefer als irgendwo auf Erden in alle bürgerlichen Verhältnisse eingreift, ist der Lamaismus, dem Wesen nach die Religion des Buddha; auch soll sie aus Indien stammen. Neben den gemeinschaftlichen Lehren der Seelenwanderung und der unzähligen Menge von Untergöttern haben die Tübetaner die besondere Ansicht, daß der oberste dieser Untergötter, den sie Xaca nen-

nen, (ganz wie der Buddha oder der Fo der Chinesen) ewig auf Erden lebe, in irgend einem Menschen verkörpert. Diesen, dem sie daher göttliche Verehrung leisten, nennen sie Lama; bei seinem Tode nennt er gewöhnlich Denjenigen, in welchem er wieder erscheinen werde; wenn dies nicht geschehen, wissen die Geistlichen den neuen Lama oft in einem neugebornen Kinde wieder zu erkennen; woran aber? dies wird als das größte Geheimniß behandelt. Da nun aber alle vornehme Geistliche Lamas genannt werden, so unterscheidet man den, in welchem der Gott wohnt, durch den Titel Dalai-Lama. Außer ihm giebt es in Tübet noch einen zweiten obern Lama, den Bogdo- oder Tischu-Lama, in welchem nach Einigen der sich verdoppelnde Xaca, nach Anderen ein anderer Gott wohnt; beide haben sich das Reich, welches gleichsam der Kirchenstaat der buddhistischen Welt ist, getheilt und wohnen jetzt friedlich neben einander. Auch von vielen anderen Lamas, ja selbst von weiblichen, wird geglaubt, daß ein Gott sie beseele. Die große Verehrung, welche die Lamas genießen, hat die Zahl der Geistlichen, deren Einfluß auf die Gesittung des Volks keineswegs ein gesegneter zu sein scheint, unverhältnißmäßig gesteigert. Sie werden im Allgemeinen Gylongs genannt, leben in Klöstern vereinigt, haben eine eigene Kleidung, dürfen nicht heirathen, müssen sich aller Fleischspeisen wie aller geistigen Getränke enthalten und blos von Almosen leben. Das ganze Land ist mit unzähligen Klöstern für beide Geschlechter bedeckt. Auffallend und den katholischen Missionaren besonders anstößig sind viele Gebräuche der tübetanischen Geistlichen, welche mit den katholischen übereinstimmen; so außer dem schon erwähnten Mönchswesen, dem wahren Papstthum der Lamas, der Ehelosigkeit, den vielen Fasten und Kasteiungen, noch der Gebrauch des Rosenkranzes, eine Art Kindertaufe mit Wasser und Milch, die Vorstellungen von einem Fegefeuer und von der Verdienstlichkeit der Gebete und Almosen für die Seelen der Verstorbenen. Diese oberflächliche Aehnlichkeit des Buddhaismus mit manchen Formen der katholischen Kirche hatte im Mittelalter die Sage veranlaßt von einem mächtigen christlichen Fürsten, welchen man den Priester Johannes nannte und bald im innern Asien, bald, als man von dem Christenthum in Habesch Nachricht erhalten hatte, in diesem Lande suchte. — Die beiden Groß-Lamas sind zugleich die unumschränkten weltlichen Beherrscher des Landes; doch muß man gestehen, daß die Gesetze menschlicher als in China und die Abgaben gering sind. Ueberhaupt gehört Duldsamkeit und Milde zum Charakter dieses Volks. — Außer den eigentlichen Tübetanern sollen noch einige unbekannte Nomadenvölker in einigen Gegenden hausen. — Obgleich die Tübetaner tapfer sein sollen, so hält die Regierung doch nur wenig Truppen, und die Chinesen unterhalten zum Schutz des Landes in den vorzüglichsten Plätzen eine Besatzung von etwa 1000 Mann. Das Land ist jetzt unter die beiden Lamas getheilt, steht aber im Wesentlichen unter der Oberhoheit und dem Schutze des chinesischen Kaisers.

Im Gebiete des Dalai-Lama, dem nördlichen und westlichen

Theile des Landes, liegt die Hauptstadt H'lassa oder Lassa unter 30¾° n. Br. an einem kleinen Flusse, der sich in den Tsampu ergießt. In ihr erhebt sich der sehr prächtige und große Haupttempel des Landes, zu welchem unzählige Pilger wallfahrten; die Zahl der Tempel, Klöster und der Gylongs soll sehr groß sein. Die Chinesen halten darin 400 Mann Besatzung. Zugleich ist H'lassa der Mittelpunkt des Handels und wird von vielen Karavanen besucht; auch sollen hier 2 hohe Schulen und eine Buchdruckerei sich befinden. Die eigentliche Residenz des Dalai-Lama ist das sehr große Kloster Pobrang-Marbo auf dem Berge Botala im SO. von H'lassa. Das Hauptgebäude soll 367′ hoch sein und 10000 Zimmer enthalten. Rund um die Stadt liegen noch eine große Menge Tempel und Klöster.

Vom Dalai-Lama soll jetzt noch abhängig sein das fast ganz unbekannte Land Ladak oder Klein-Tübet, im NW. des großen, mit etwa 800 □M. und 160000 Einw. Es bildet den westlichen Theil von Tübet, auch Ngari genannt, und ist noch viel rauher und ärmer als das eigentliche Tübet. Nur ein wenig Gerste gedeiht noch hier, sonst keine Frucht und kein Baum; der einzige Reichthum der Einwohner sind ihre Heerden. Ladak ist ein doppeltzinspflichtiger Staat, indem er sowohl an das chinesische Reich als an die Seikhs von Lahore, den jetzigen Herrschern in Kaschmir, Tribut zahlt. Die sogenannte Hauptstadt Ladak oder Leh, unter 34° Br. und gegen 9400′ über dem Meere gelegen, am Schajuk, hat etwa 500 Häuser, aber bedeutenden Handel mit Kaschmir. Zu Gertope, einer aus Zelthütten bestehenden Stadt, wird jährlich eine große Messe gehalten. — Westlich von Ladak liegt das erst kürzlich bekannter gewordene Gebirgsland Baltistan oder Iskordo, an der Durchkreuzung der Randgebirgsketten Hochasiens; seine Bewohner sind Schiiten und behaupten von den Griechen abzustammen, welche Alexander den Großen auf seinem Feldzuge hierher begleiteten. Die kleine Hauptstadt Iskardo liegt am Ufer des Indus, ist befestigt und hat noch gegen 6000′ Höhe über dem Meeresspiegel. Das westlich angrenzende goldreiche Bergland Gilgit ist uns noch unbekannt. Hier leben die Darden, ein uraltes Volk, welches mit den Siahposchen im Hindu-kho (auch Kafirs oder Ungläubige genannt, daher Kaferistan der Name des Landes) verwandt zu sein scheinen. Zu Klein-Tübet wurde sonst noch die westlich an den Bolor grenzende Hochebene Pamar gerechnet, welche etwa die Höhe des Montblanc erreicht und in welcher sich nomadisirende Kirgisen aufhalten.

Im Gebiete des Bogdo-Lama, dem südlichen und östlichen Theile von Tübet, liegt unter 29° Br. die Hauptstadt Tissu-Lumbu oder Dschaschi-H'lumbo, deren Höhe über dem Meere auf mindestens 8000′ geschätzt wird, in einem von Felsen eingeschlossenen Thale. Sie besteht fast einzig aus dem weitläufigen Palaste des Lama und vielen Klöstern. Das Merkwürdigste in diesem Orte ist das Mausoleum, welches der Kaiser von China dem letzten in China auf einer Reise an den Blattern gestorbenen Bogdo-Lama hat errichten lassen. Die Engländer, die es gesehen, beschreiben es als einen großen, vier-

eckigen, mit Säulengängen umgebenen Thurm, in dessen Innern eine schöne Pyramide steht, unter welcher der goldene Sarg des Verstorbenen sich befindet; auf dem Gipfel der Pyramide ist er aus Gold in sitzender Stellung abgebildet, und zur Seite derselben noch einmal in vergoldetem Silber; umher brennen viele nie verlöschende Lampen. Ueber das ganze Denkmal wölbt sich eine schöne, auf eigenen Säulen ruhende, vergoldete und mit vielen im Winde klingenden Glocken verzierte Kuppel. Dies Denkmal giebt keinen schlechten Begriff von der Baukunst und der Kunstfertigkeit der Tübetaner, wenn nicht vielleicht das Ganze von Chinesen angefertigt worden ist.

2. Butan oder Tangustan; letzteres ist der im Lande selbst übliche Name. Dies Land ist ein südliches Stufenland von Tübet nach Hindustan. Die nördliche Grenze macht der Himalaya, hier Rimola genannt; ein anderes Gebirge macht die südliche Grenze gegen Assam. Es ist zwar ganz gebirgig, aber bei Weitem milder und fruchtbarer als Tübet. Hier gedeiht schon wieder der Reis, Obst aller Art und Südfrüchte; der Anbau des Landes wird sehr sorgfältig betrieben; von eigenthümlichen Producten ist indeß nichts bekannt. Die Einwohner scheinen zur mongolischen Race zu gehören, reden einen Dialekt der tübetanischen Sprache, sind aber ungleich kräftiger und hochstämmiger gebaut. Die Religion, die Sitten, die Kleidung und Nahrungsweise sind in beiden Ländern gleich. Hier herrscht ebenfalls ein Groß-Lama, unter dem Namen Dharma-Lama, der aber in geistlichen Dingen dem Dalai-Lama den Vorrang einräumt; die Zahl der Gylongs und der Klöster ist auch hier außerordentlich groß. Alle Geistliche tragen hier rothe Büschel an den Mützen, wie in Tübet gelbe; ein Unterschied, der eine religiöse und politische Verschiedenheit andeutet. Das Land steht zwar unter dem Schutze von China, doch haben die Chinesen keinen Statthalter und keine Besatzung hier. — Für den Hauptort des Landes gilt Tassisudon, die Sommerresidenz, unter 27° Br., wo der Dharma-Lama und sein weltlicher Stellvertreter, der Daeb-Raja, in einem weitläufigen Schlosse wohnen, welches zugleich Festung und Tempel ist; es wohnen hier fast nur hohe Staatsbeamte und an 1500 Mönche. Im Winter wird die Residenz wegen der Kälte zu Punakha aufgeschlagen. — Der südwestliche, nach Bengalen sich neigende Rand des Landes ist von einem 6 M. breiten Gürtel sumpfiger und höchst ungesunder Wälder gebildet, worin einige halbwilde Stämme schwächlicher Menschen von kleiner Körperbildung hausen.

3. Korea oder Kaoli, wie die Chinesen, oder vielmehr Tsiosien, wie die Eingebornen es nennen; eine bedeutende Halbinsel von 4000 □M., welche sich von der Mandschurei nach S. zu erstreckt, und westlich vom gelben, östlich vom japanischen Meere bespült wird. Das Innere wird von einem hohen Gebirge, einer Fortsetzung der mandschurischen, durchzogen; die Ostküste ist äußerst schroff und gefährlich, die Westküste milder und hat gute Häfen; an der West- und Südküste des Landes liegt eine große Menge kleiner Inseln. Die nördlichen Gebirge sind fast immer mit Schnee bedeckt; überhaupt hat

das Land ein für seine Lage, zwischen dem 34.° bis 43.° n. Br., rauhes Klima. Es gehört zu den am Wenigsten bekannten Ländern der Erde; von Europäern ist es seit 200 Jahren nicht betreten worden, denn nur vom Meere aus haben neuere Seefahrer es gesehen und seine Lage bestimmt. Die neuesten Nachrichten verdanken wir Siebold, einem Deutschen, welcher in Japan schiffbrüchige Einwohner von Korea gesprochen. Die furchtsame Politik der Regierung erlaubt keinem Fremden, auch wenn er durch Schiffbruch an die Küste geworfen worden, das Land jemals wieder zu verlassen. Korea steht in sehr schwacher Abhängigkeit sowohl von China als von Japan, so daß es beiden mehr Geschenke als Tribut bezahlt. Nur mit diesen beiden Ländern steht es in Handelsverkehr, und Seiden- und baumwollene Zeuge, Ginseng und vorzüglich schönes Papier, trefflicher Firniß, rohe Seide, sowie Tiger- und Pantherfelle werden ausgeführt. Das Land ist nicht ausgezeichnet fruchtbar, bringt aber doch Weizen, Gerste, Hirse, Kohl, Taback, Baumwolle, mehrere unserer Obstsorten, auch Südfrüchte hervor. Der Thee ist hier nur wenig im Gebrauch. Die Einwohner (5 Millionen) sind vermuthlich Mandschuren, seit Jahrhunderten mit Chinesen vermischt, deren Sitten sie größtentheils angenommen haben; doch reden sie eine eigene Sprache, die ebenfalls durch chinesische Beimischung verunreinigt ist, und bedienen sich zwar der chinesischen Schrift, haben aber auch eine Buchstabenschrift zum Gebrauch im gemeinen Leben. Ihre Religion ist der Buddhaismus. Der König, nach außen zwar abhängig, ist völlig unumschränkt im Innern, und der Despotismus tritt hier noch härter und grausamer als in China hervor. Das Land soll sehr fleißig angebaut und wahrscheinlich stark bevölkert sein. Kein Europäer hat in neueren Zeiten den Fuß an's Land gesetzt; man weiß daher nur, daß die Hauptstadt des Landes King-ki-tao, nach Anderen Han-yang-tsching, fast in der Mitte des Landes, zwischen zwei Flüssen liegt. Ein englisches Schiff erhielt nur mit großer Mühe 1797 die Erlaubniß, einige Tage in einem Hafen Tschosan, an der Südostküste, zu verweilen, um Wasser einzunehmen.

4. Die Likeio-Inseln, von den Franzosen **Lieukieu**, von den Engländern **Loochu** (lutschu) genannt. Sie bestehen aus einer kleinen Inselkette zwischen dem 141.° und 148.° ö. Lg. und dem 24.° bis 30.° n. Br., und enthalten über 400 □M. und 200000 E. Die meisten sind von Kalkfelsen und Korallenriffen umgeben, doch haben sie auch gute Landungsplätze; die Berge im Innern erheben sich nicht über 4—500′. Das Klima ist, durch Seewinde gemildert, sehr angenehm. Der Boden ist vortrefflich angebaut und trägt, außer Reis, Weizen und einer Fülle der schönsten Früchte, noch Thee, Zuckerrohr, Pfeffer, Baumwolle, Taback und Firnißbäume. Ackerbau und Viehzucht beschäftigen die Einwohner; doch sollen sie keine Schafe haben. (?) Die Einwohner werden uns als äußerst gutmüthig, reinlich und verständig geschildert; sie sind vielleicht das einzige Völkchen auf Erden, welches den Gebrauch der Waffen nicht kennt. Nach englischen Nachrichten sind sie von China abhängig, nach russischen

von Japan, vielleicht bei ihrer großen Friedfertigkeit von beiden. Sie haben einen König und einen Erbadel; ihre Sprache soll der japanischen gleichen; doch besitzen sie viele chinesische Bücher. Ihre Religion ist die des Fo. Wir verdanken unsere Nachrichten über diese Inseln fast einzig einem englischen Schiffe, welches 1818 hier einige Zeit verweilte. Die Hauptstadt und Residenz des Königs, Kingtsching, liegt auf der größten dieser Inseln, Likeio; der Palast des Königs aber auf einem hohen Berge. Auf derselben Insel, auf der Nordwestküste wird Napakiang als der Haupthandelsplatz sämmtlicher Inseln genannt. — Die südlichen Inseln dieser Gruppe führen den Namen Madschicosima-Inseln.

VIII. Die freie Tatarei.

Wir haben diesen Namen gewählt, im Gegensatz gegen die den Chinesen und Russen unterworfenen Tataren. Einen allgemeinen Namen hat das Land nicht, wie es auch nicht einen geschlossenen Staat ausmacht. Es wird von Anderen Dschagatai genannt, ein Name, den es im Mittelalter von einem Sohne Dschingis-Chans, dem damaligen Beherrscher, führte; die Engländer nennen es auch Turkestan, weil es das Stammland der Türken ist; Andere nennen es die große Bucharei, im Gegensatz der unter chinesischer Herrschaft stehenden; von den Persern wird es mit dem Namen Mawaralnahar oder Turan bezeichnet. Es breitet sich zwischen 67½° und 95° ö. Lg. und vom 34.° bis 48.° n. Br. aus; der Flächeninhalt läßt sich bei den fast überall unbestimmten Grenzen auf etwa 38000 □M. annehmen. Im N. wird es von russischen, im O. von chinesischen, im S. von afghanischen und persischen Besitzungen, im W. vom caspischen Meere begrenzt. Nur der südliche und östliche Rand dieses Landes ist gebirgig: es sind die Abhänge des Bolor, des Thian-schan und des Hindu-kho, nebst seiner westlichen Fortsetzung, welche zwar mehrere Aeste in das Land senden und schöne Alpenthäler bilden, aber nur einen geringen Theil des Ganzen ausmachen. Alles Uebrige besteht in einer fast ununterbrochenen, baumlosen, sich nach dem caspischen Meere unmerklich senkenden, beckenartigen tiefen Ebene, einer Wüste, welche nur in einzelnen Oasen, besonders an den Ufern der Flüsse den Anbau gestattet; und deutliche Spuren beweisen, daß hier einst Meeresboden gewesen. Diese Wüste führt verschiedene Namen: im N. die Wüste Kara-kum und Kizul-kum; im S. die Wüste Descht-Kowar; übrigens findet sich beinahe überall Wasser in geringer Tiefe unter der Oberfläche. Das Land hat bedeutende Gewässer. Im W. liegt das caspische Meer, welches von O. her nur sehr unbedeutende Zuflüsse erhält und drei große Meerbusen bildet, den von Mertwoi, den von Mangischlak, und die Balkan-Bai. Oestlich vom caspischen Meere breitet sich der große

Aral-See aus. Er nimmt die beiden größten Ströme des Landes auf: Von der Ostseite nördlich den Sir-darja oder Sihon (Jaxartes), welcher aus unbekannten Gegenden am westlichen Rande von Hochasien herabkommt und sich vor seiner Einmündung in den See in zwei große Arme theilt. Von S. her empfängt der Aral den bedeutendsten Strom, den Amu-darja oder Gihon (Oxus); er entspringt aus dem Alpensee Sirikul und mehreren Bächen im Hochlande Pamer, einer westlichen Terrasse am Bolor-Tagh, durchströmt zuerst in westlicher Richtung mehrere schöne Thäler und fruchtbare Gegenden, wendet sich dann nördlich, wo seine verschiedenen Arme viele Inseln bilden, und ergießt sich endlich durch ein großes Delta in den Aral. Er empfängt vom rechten Ufer den bedeutenden Kohik oder Serafschan, d. h. der goldgießende Fluß, welcher indeß, der vielen Bewässerungsanstalten und Abzugscanäle wegen nur bei sehr hohem Wasserstande den Amu erreicht. Ein Arm des Amu hat sich wahrscheinlich vor alten Zeiten in das caspische Meer ergossen, und man erkennt noch die Spuren alter Flußbetten auf dem Truchmenen-Isthmus. Von den vielen Steppenflüssen, die sich im Sande verlieren, sind nur der Sarasu, von N. her dem Sir-darja zufließend, ohne ihn jedoch zu erreichen, und der aus dem Hindu-kho kommende Murghab, welcher Khorassan durchfließt und sich in der Wüste Descht-Kowar im Sande verliert, von einiger Bedeutung. Alle diese Flüsse haben in ihrem untern Lauf baumlose öde Ufer, sind aber sehr stark mit Schilf und Rohr bewachsen. — Das Klima ist in hohem Grade continental, jedoch im Ganzen gesund. Es ist zwar reizend in den Alpenthälern des Süd- und Ostrandes, in den Ebenen aber glühend heiß und trocken im Sommer, und die Winter sind hier trotz der südlichen Breite doch so strenge, daß die großen Flüsse frieren; Regen fällt nur im Frühjahr und Herbst, daher auch der Anbau der künstlichen Bewässerung nicht entbehren kann. Als Producte des Landes kennen wir sehr schöne Pferde, Kameele, Rindvieh, Schafe mit Fettschwänzen, aber auch Panther, Schakale, Hyänen, Wölfe, Bären, Füchse. Unsere Getreidearten gedeihen hier trefflich, außerdem Reis, Baumwolle, Flachs, Taback, vieles und schönes Obst, worunter die edelsten Südfrüchte und ausgezeichnet große und so süße Melonen, daß man Zucker daraus gewinnt; ferner kommen aus diesem Lande durch den Handel viele Edelsteine, vorzüglich schöne Rubine, Türkise, Lapis Lazuli oder Lazurstein; auch Steinkohlen und Steinsalz werden gefunden. Ehemals gab der Bergbau viele edle Metalle; doch ist er jetzt ganz aufgegeben. Dieses Land, im Mittelpunkte Asiens gelegen, scheint von der Natur zum Handelsvermittler vieler Nationen bestimmt, und war es auch im Mittelalter; jetzt, wo es meist von räuberischen Nomaden besetzt ist, ist der Handel zwar sehr gesunken, doch gehen noch immer bukharische Karavanen nach Rußland, China, Hindustan und Persien.

Die Einwohner, deren Zahl wohl mehrere Millionen betragen mag, sind Tataren mit einer starken mongolischen Beimischung, mit Ausnahme einiger Bewohner der südöstlichen Gebirgsgrenze, welche,

weil sie Heiden, von den Muhamedanern unter dem allgemeinen Namen **Kaffirs** begriffen werden; ihr Ursprung ist unbekannt. Die Tataren, welche fast alle Nomaden sind oder doch den Ackerbau nur als Nebensache betreiben, zerfallen in 4 Hauptstämme. 1) Die **Usbeken**, jetzt das bei Weitem vorherrschende und zahlreichste Volk; sie sind zwar von kleiner Statur, aber stark gebaut, leben größtentheils unter Zelten und verschmähen den Aufenthalt in den Städten; sie sind beinahe stets zu Pferde. Ihre Macht besteht bloß in Reiterei. Sie sind erst im 15. Jahrhundert von der Wolga hierher gewandert. 2) Die **Türken**, die Stammeltern der Osmanen, die wir gewöhnlich Türken nennen. Sie sind ein wohlgebildetes, schönes, stolzes und tapferes Volk, das aber jetzt von den Usbeken beinahe auf die Wüste, südlich vom Amu bis zum caspischen Meere beschränkt ist. Sie mögen zusammen über 500000 Seelen betragen. Außer Viehzucht und sehr geringem Ackerbau sind Raubzüge in das benachbarte Iran und Menschenraub ihre liebste Beschäftigung. Sie zerfallen in mehrere Stämme, wovon die **Turkmanen** oder **Truchmenen**, die räuberischsten von allen, im S. und W. des Amu, die **Karakalpaken** aber nördlicher hausen. 3) Die **Kirgisen**, ein wildes, höchst räuberisches Nomadenvolk im NO. des Landes; sie gehören zu der sogenannten großen Horde; die der mittlern und kleinen haben sich der russischen Hoheit unterworfen. Sie leben meist von Pferdefleisch und bereiten aus der Stutenmilch ein berauschendes Getränk, **Kumiß** genannt. 4) Die **Bukharen** oder **Bucharen**, auch wohl **Tadschiks** genannt, die civilisirtesten, aber auch die schwächsten von allen. Sie sind die Bewohner der Städte, die einzigen, welche ein ansässiges Leben führen, und die einzigen Handelsleute und Fabrikanten dieser Gegenden. Alle diese Völker sind eifrige Muhamedaner. Außerdem leben in diesen Gegenden viele tausend Perser und Russen als Sklaven, welche von den räuberischen Nomaden aus den angrenzenden Ländern entführt und an die ansässigen Völker verkauft werden. Am Ende des vorigen Jahrhunderts soll die Zahl der hierher verkauften Russen an 60000 betragen haben, ist jetzt aber bei Weitem geringer. — Von dem politischen Zustande des Landes haben wir nur sehr unsichere Nachrichten; jedes Volk und jeder Stamm hat seine eigenen Chane oder Fürsten, die Dynastien wechseln oft, und nicht selten wird, was früher eine unterjochte Provinz war, das Hauptland; doch sollen die meisten gegenwärtig den Groß-Chan von Bukhara für ihr Oberhaupt erkennen. Am Sichersten lassen sich vier Hauptmassen ansässiger Bewohner unterscheiden, welche meist nach ihren Hauptstädten benannt werden.

1. **Der Staat von Bukhara** oder der Usbeken, auch Mawaralnahar genannt, jetzt der vorherrschendste und wichtigste unter den Staaten Turkestans, nimmt ungefähr 11000 □M. ein und zählt nicht mehr als 1—2 Millionen Einwohner. Der Hauptsitz ihrer Macht ist im SO. des Landes, in den schönen Gebirgsthälern und an den Ufern des Amu und seiner Nebenflüsse: eine Gegend, welche von älteren arabischen Geographen als ein Paradies geschildert wird

und es noch sein könnte, wenn es nicht von einem räuberischen Nomadenvolke bewohnt würde, welches nur zum Theil in Städten und Dörfern wohnt. Die alte, einst weltberühmte Stadt, Samarkand, der glänzende Sitz Timurs, die gefeierte Hochschule muhamedanischer Wissenschaften und der Mittelpunkt des Handels, hat jetzt nur noch wenig Spuren ihrer alten Größe aufzuweisen und vielleicht kaum 10000 Einwohner. Sie liegt am Kohik oder Serafschan, in dem reizenden Thale al-Sogd, in einer höchst fruchtbaren Gegend unter 39° n. Br., ist mit einem Erdwall und Graben umgeben, und hat ein Schloß, worin der Großchan im Winter residirt. Noch jetzt sind ihre Schulen berühmt und werden von fernher besucht. Auch wird hier das beste Seidenpapier in ganz Asien verfertigt. — Bukhara oder Bokhara, westlicher, eine Meile von dem nämlichen Flusse, aber durch Canäle mit ihm verbunden, und 1200′ über dem Meere gelegen, ist die zweite, aber wichtigste Stadt des Landes und der ansehnlichste Handelsplatz in Mittelasien; sie soll über 300000, nach Anderen nur 150000 E. zählen, die bedeutenden Handel treiben und selbst baumwollene und seidene Zeuge anfertigen. Sie hat ein Schloß des Großchans, viele Moscheen, Bäder, Karawanserais und gelehrte Schulen (Medresses), worin aber nichts als muhamedanische Theologie gelehrt wird. — Südlicher liegt die Handelsstadt Karschi mit 10000 Einwohnern.

Seit 1823 hat der Chan von Bukhara den Afghanen die am nördlichen Fuß des Hindu-kho und Paropamisus gelegene Provinz Balkh (Bactria) entrissen. Der bei Weitem größte, nordwestliche Theil des Landes gehört schon zu den Steppen und Wüsten des Landes der Turkmanen; der südliche und östliche dagegen ist gebirgig und von vielen Bächen bewässert, welche alle dem Amu zufließen. Die Einwohner sind theils Bukharen und Tadschiks in den Städten, theils Usbeken und Turkmanen, welche das Nomadenleben vorziehen. Das Klima in den Ebenen ist heiß, lieblich in den Gebirgsgegenden; der Boden fruchtbar, wo er nur bewässert werden kann. Der einzige Ort von einiger Bedeutung ist Balkh (Bactria) am Dehasch mit einem etwas ungesunden Klima. Sie ist eine der ältesten Städte Asiens, einst von ungeheurem Umfange, der Sitz morgenländischer Gelehrsamkeit und eines ausgebreiteten Handels. Jetzt ist von allem dem, wie von ihren zahlreichen Palästen, Moscheen u. s. w. nichts als Trümmer und Schutthaufen zu sehen, und die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 2—3000, obgleich die Stadt, vermöge ihrer Lage auf der Straße von Süden und Osten nach dem Norden, immer noch einen bedeutenden Handel treibt.

2. Das Chanat Khokhand, nordöstlich von Bukhara, über 3700 □M. groß, mit 1 Million Einwohner, hat durchaus unbestimmbare Grenzen, da es sich in neuerer Zeit durch Eroberungen vergrößert hat. Das Land besteht östlich aus den hohen Vorbergen des Thianschan oder Himmelsgebirges, welche zum centralen asiatischen Hochlande führen; westlich senkt es sich bis zur Wüste Kizul-Kum. Der Sir-darja oder Sihon mit seinen zahlreichen Zuflüssen aus dem

östlichen Gebirge ist der Hauptstrom des Landes. Die Einwohner bestehen aus Usbeken, Kirgisen und Karakalpaken und leben in entschiedener Feindschaft mit ihren nördlichen Nachbarn, den Russen, weshalb auch die Ausfuhr von Waffen von dorther streng verboten ist. An Städten kennt man: Khokhand, in einiger Entfernung vom Sir-darja, an einigen Bächen; es soll an 60000 (nach Anderen 150000) Einwohner haben und wie die folgenden bedeutenden Handel treiben. Khodschend, am Sir-darja, und nördlicher Taschkend, in Turkestan, einige Meilen vom Sir-darja, mit welchem sie durch Canäle verbunden ist. Sie soll 40000 Einw. haben, welche Seiden- und Baumwollenweberei treiben; falsch ist es aber, daß es hier eine Kanonengießerei gebe.

3. Der Staat von Chiwa (Khiwa) oder Urgendsch, sonst ein Theil von Chowaresm, eine wahre Oase, am untern Laufe des Gihon, nach dem Äral-See zu, überall von Wüsten umgeben, hat gegen 4000 □M. und 250000 Einw. Das angebaute Land ist nur etwa 20 M. lang und 10 M. breit. Usbeken sind auch hier das herrschende Volk; außer ihnen werden die Städte von Bukharen bewohnt, und Turkmanen besitzen die westlicheren Gegenden, die Steppen nach dem caspischen Meere zu, und treiben Menschenraub auf und an dem caspischen Meere und an der persischen Grenze. Der Boden, den man künstlich zu bewässern versteht, ist an solchen Stellen sehr ergiebig und das Klima schön und heiter. Die Hauptstadt Chiwa liegt an einem Arme des Amu in einer gartenmäßig angebauten Gegend. Sie hat Wälle, ein Schloß des Chans, viele Moscheen und über 20000 Einw. Hier ist der größte Sklavenmarkt in Dschagatai. Noch bedeutender als Handelsplatz war sonst Urgendsch, nördlich von der vorigen, mit 5000 Einw.

Die westlichen Gegenden, das Truchmenen-Land, besonders der Isthmus zwischen dem Aral und dem caspischen Meere, werden von noch ziemlich unabhängigen Truchmenen bewohnt, welche keine feste Ansiedelung haben. Es ist eine sandige, meist unfruchtbare Steppe oder Flugsandwüste, in der das einst blühende, jetzt aber verödete Land Merve liegt.

4. Das Chanat Kundus, sonst zu Balkh gehörig, am westlichen Abhange des Bolor und am obern Oxus gelegen, mit etwa 3200 □M. und 400000 Einw., umfaßt das vormalige Königreich Badakschan, ein reizendes Gebirgsland, und andere kleine Länder auf der Westseite des Bolor. Bei der Hauptstadt Feizabad liegen berühmte Rubingruben und Brüche von Lasurstein. — Zwischen diesem Staate und Bukhara liegen die kleinen Bergstaaten Schehrsabes, Hissar und Derwas.

IX. Das Kaiserthum Japan.

Japan, bei den Eingeborenen Nipon oder Niphon oder auch Zippon (daher im Mittelalter Zipango), besteht aus mehreren in einem Bogen, den Küsten von Korea und der Mandschurei gegenüber ziehenden Inseln, welche sich vom 24.° bis 50.° n. Br., und von 147° bis zu 170° ö. Lg. erstrecken. Das eigentliche Reich wird von der Hauptinsel Nipon (Niphon) und den zwei südwestlich davon liegenden Inseln Sikok und Kiusiu gebildet; die weiter nördlich sich erstreckende Inselreihe ist erst später von den Japanern in Besitz genommen worden. Der Flächeninhalt beträgt nach Engelhardt fast 8000 □M. mit 30 Millionen Menschen (v. Reden). — Dieses Reich wurde zuerst 1543 von den Portugiesen entdeckt, ist aber, da es sich in der neuern Zeit noch ungleich strenger als China vom Weltverkehr abgeschlossen, in seinem Innern äußerst wenig bekannt. Die drei Hauptinseln sind durchaus bergig, mehrere ihrer Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt und das Land den Erdbeben sehr unterworfen; auch giebt es noch mehrere brennende Vulcane. Als die höchsten Berge und Vulcane von Nipon werden Fusi-no-yama, 12000′ hoch, und der westlich davon gelegene Sira-yama genannt; sie sind mit ewigem Schnee bedeckt. Viele reißende und doch zum Theil schiffbare Ströme ergießen sich nach O. und W., und der Fleiß der Einwohner hat außerdem noch viele Bewässerungscanäle angelegt. Im Ganzen ist die Westküste von Nipon milder und fruchtbarer, die Ostküste äußerst steil. Das Meer um alle diese Inseln gehört wegen der häufigen Stürme und Nebel zu den gefährlichsten auf Erden; ehemals gaben die Holländer von 6 Schiffen, die sie dahin schickten, jedesmal eins verloren, und oft gingen noch mehr zu Grunde. Der Boden ist im Allgemeinen nicht sonderlich ergiebig, mehr steinig und sandig; allein der unglaubliche Fleiß der Japaner hat selbst die höchsten Berge für den Anbau gewonnen; kein Land in der Welt ist vielleicht in solcher Ausdehnung und so gartenmäßig angebaut, als dies. Das Klima dieser Inseln ist in Folge des oceanischen Einflusses nicht so warm, als man nach ihrer geographischen Breite vermuthen sollte: es fällt sehr viel Regen, und Nebel und Stürme sind häufig; vorzüglich aber ist die Temperatur schnellen und großen Wechseln unterworfen. Bei der großen Bevölkerung des Landes und dem allgemeinen Anbau sind die wilden Thiere nicht allzu häufig, doch kommen Eber, Hirsche und Bären vor, Füchse in unglaublicher Anzahl. Ratten und Mäuse gehören zu den Landplagen. Wasservögel sind in zahlreichen Gattungen vorhanden. Japan hat wenig zahme vierfüßige Thiere; man unterhält weder Kameele, noch Esel, und selbst Schafe und Ziegen sind hier selten. Die einzigen Hausthiere sind Rinder, kleine Pferde, Hunde und Katzen und etwas Geflügel, was indeß auch nur der Eier wegen gehalten wird, da der Japaner meist nur

Vegetabilien und Fische genießt. Religiöse Scrupel halten ihn vom Genuß des Fleisches ab. Die Seidencultur ist bedeutend, und das Meer liefert, außer einer großen Menge von Fischen, Austern, Korallen und Schwämme. Walfische sind an den Küsten häufig und werden von europäischen Schiffen aufgesucht. Unter den Culturpflanzen nimmt der Reis den ersten Rang ein; er macht die Hauptnahrung aller Japaner aus und soll hier besser sein als irgendwo in Asien; man baut auch unsere Getreidearten und hat einen Ueberfluß an schönem Obste, wie auch an Südfrüchten. Der Thee, schon im 9. Jahrhundert aus China eingeführt, ist jetzt hier im allgemeinen Gebrauch, und der Theestrauch wird im ganzen Lande gebaut. Auch hier kennt man den Unterschied von grünem und schwarzem Thee, welcher aber lediglich aus der verschiedenen Art, die Blätter zu trocknen, entsteht. Ferner wird viel Baumwolle, Taback und Hanf gebaut. Der Firnißbaum giebt hier einen schönern Firniß als der der Chinesen; der Kampher aber ist viel schlechter als der von Borneo. Das Land erzeugt eine große Mannigfaltigkeit von Blumen, welche aber weniger Geruch haben sollen als in anderen Gegenden. Man findet viel Gold, theils in Gängen, theils in Flüssen; etwas Silber, außerordentlich viel und schönes Kupfer, wenig, aber sehr feines Zinn; ebenso nicht viel, aber ausgezeichnet schönes Eisen, so daß die japanischen Säbelklingen und Stahlarbeiten überhaupt zu den besten in der Welt gehören. Endlich findet sich Quecksilber, Steinkohlen, sehr viel Schwefel, Porzellanerde und Asbest, welcher auch zu unverbrennlichen Zeugen verarbeitet wird.

Einwohner.

Die Zahl derselben läßt sich zwar nicht genau bestimmen, mag aber bei dem tiefen Frieden, dessen das Land schon seit lange genießt, und dem trefflichen Anbau, leicht 30 Millionen übersteigen. Nach Heine *) ist die Angabe von 50 Millionen noch zu gering. Die Japaner oder Japanesen gehören augenscheinlich zur mongolischen Race; wenigstens zeichnen sie sich vor den Chinesen, die sie verabscheuen, höchst vortheilhaft aus. Sie sind in der Regel nicht groß, besonders die Frauen auffallend klein, aber gut und kräftig gebaut und nicht so zum Fettwerden geneigt wie die Chinesen. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Japaner ein stolzes und tapferes Volk seien; man rühmt ihre Wißbegierde, ihre leichte Fassungsgabe und ihre Redlichkeit. Dabei sind sie freundlich und leutselig, intelligent, patriotisch, mäßig, höchst arbeitsam, sehr reinlich, aber auch hart und rachsüchtig, wozu die furchtbare Strenge ihrer Regierung viel beitragen mag. Auf den meisten Verbrechen steht die Todesstrafe. Von ihrer Todes-

---

*) Reise um die Erde nach Japan 1853—55. Von Wilhelm Heine. Leipzig 1856.

verachtung giebt es wohl keinen stärkern Beweis, als daß, wer sich von einem Andern beleidigt glaubt, sich nicht selten den Leib mit seinem Säbel aufreißt, was dem Andern, wenn er nicht für ehrlos gelten will, dasselbe zu thun gebietet. Die Männer scheeren den Bart und den Kopf bis auf einige Haare an den Schläfen und im Nacken, welche oben zusammengebunden werden; Hüte tragen sie nur im Regen, dagegen gewöhnlich Sonnenschirme und Fächer. Die verheiratheten Frauen reißen sich die Augenbraunen aus und schminken das Gesicht, vorzüglich die Lippen. Nur vornehme Frauen leben sehr zurückgezogen; geringere gehen frei umher. Das Gesetz erlaubt zwar nur eine Frau, aber Vornehmere nehmen soviel Concubinen, als sie wollen. Die Kleidung gleicht unseren Schlafröcken, mit weiten Aermeln, welche zum Theil zugenäht als Taschen dienen. Man zieht mehrere solcher Röcke, Frauen wohl an zwanzig bis dreißig über einander an; ein Gürtel, woran ein, auch wohl zwei Säbel befestigt sind, hält die Kleidung zusammen. Beinkleider werden meist nur auf Reisen getragen; die gewöhnliche Farbe ist die schwarze, weiß deutet Trauer an. Reichere tragen nur Seide, ärmere Baumwolle. Die Nahrung aller Nichtreichen besteht fast nur in Reis und Fischen; überhaupt wird wenig Fleisch genossen. Thee ist das gewöhnlichste Getränk; doch wird aus dem Reis auch ein berauschendes Getränk, Sakki genannt, bereitet. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich. — Die Familiennamen erben zwar fort, Jeder aber legt sich selbst einen eigenen Namen bei, den er oft mit einem andern bei irgend einer Veranlassung vertauscht. — Im Allgemeinen stehen die Japaner etwa auf der nämlichen Stufe der Cultur wie die Chinesen; doch übertreffen sie diese weit in manchen Fertigkeiten und vorzüglich an Bildsamkeit. Die japanische Sprache ist eine durchaus eigenthümliche und vielsilbige: man unterscheidet auch hier eine Hof-, eine Bücher- und eine Volkssprache, und bedient sich theils der chinesischen Charaktere, theils eines eigenen Alphabets. Fast Jedermann kann schreiben und lesen. Die Disciplin in den Schulen ist sehr streng. Auf einer Art Hochschule werden die Reicheren weiter gefördert, besonders in den Ceremonien, die jeden Lebensact begleiten. Ihre wissenschaftliche Cultur mag indeß wohl nur sehr gering sein. Sie übertreffen die Chinesen in der Kunst zu lackiren, in allen Stahlarbeiten, in Tischler- und Drechslerarbeit, und in einigen Geweben, vorzüglich Kreppflor; dagegen ist ihr Porzellan weniger fein als das chinesische, was aber wohl nur am Material liegt. In der Architektur zeichnen sie sich wenig aus; fast alle Häuser sind nur von Holz und ein Stockwerk hoch, was auch der Erdbeben wegen nothwendig ist; nur der größere Umfang zeichnet die Paläste aus. Das Innere der Häuser ist nur durch bewegliche Wände oder Schirme in mehrere Zimmer getheilt, aber sehr reinlich, die Wände gewöhnlich mit Papier beklebt, der Boden mit feinen Matten bedeckt; Hausgeräthe findet man wenig, und die Fenster haben statt des Glases nur geöltes Papier. Zur Erwärmung dienen nur Feuerbecken. Reichere haben gern hübsche Gärten an ihren Häusern. Die Zahl der Dörfer und Städte ist unglaublich groß; sie erstrecken sich oft

meilenlang neben den Landstraßen, sind aber höchst einförmig gebaut, da man hier keine Prachtgebäude kennt; nur die Brücken sollen schön sein. Die Landstraßen sind vortrefflich und leicht zu unterhalten, da man in Japan fast kein Fuhrwerk sieht. Man reist zu Pferde, wobei das Pferd eine Art von Strohschuh anhat und stets von einem Diener geführt wird, oder man läßt sich in Sänften tragen oder geht zu Fuß.

Die älteste Landesreligion war bloße Verehrung der Kami, d. h. eigentlich Ahnen; doch scheint es, daß auch weltschaffende Gottheiten und namentlich die Sonne mit zu den Kamis gerechnet werden. Diese Religion wird gewöhnlich Sinto, d. h. alter Gottesdienst, genannt und ist noch im ganzen Lande bei allen Ständen verbreitet. Erst 552 n. Chr. drang der Buddhaismus von Korea aus nach Japan. Buddha wird hier unter den Namen Schikia-Muni oder Sjaka verehrt, und das erste nach Japan gekommene Bild dieses Götzen wird noch in einem Tempel zu Mijako hoch in Ehren gehalten. Der Buddhaismus ist jetzt als die herrschende Religion im Lande zu betrachten, doch so, daß theils viele Vorstellungen der Sinto-Religion darin aufgenommen sind, theils die Gelehrten und höheren Stände mehr den Lehren Konfutse's zugethan sind. Der Sinto-Dienst ist höchst einfach; er hat zwar Gebäude, worin die einzelnen Kamis verehrt werden, aber man sieht darin keine Abbildungen derselben, sondern nur das sogenannte Goheï, ein aus weißen, auch wohl mehrfarbigen Papierstreifen bestehendes Geräth, welches oft mit einem Spiegel verbunden ist, als Symbol der Reinheit und des Gewissens; vor diesem verrichtet der Japaner seine Gebete. Der Buddhaismus dagegen ist hier wie fast überall in die gröbste Abgötterei ausgeartet und wird daher von den besser Unterrichteten als Pöbelglaube verachtet, obgleich er äußerlich betrachtet die Staatsreligion ist. — Das Christenthum hatte im 16. Jahrhundert schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht, wurde aber im 17. gänzlich ausgerottet. Nachdem nämlich der erste Portugiese Fernando Mendez Pinto 1543, durch Sturm verschlagen, Japan entdeckt, sandten die Portugiesen 1549 ein Schiff dahin mit der doppelten Absicht, eine Niederlassung zu begründen und den christlichen Glauben zu verbreiten; auch der später als Heiliger verehrte Jesuit Franz Xaverius († 1552) befand sich auf diesem Schiffe. Beide Absichten gelangen über Erwarten. Den Portugiesen wurden Niederlassungen auf Kiusiu und freier Handel durch das ganze Reich gestattet, was ihnen unermeßliche Vortheile erwarb; auch die Missionare fanden eine willige Aufnahme, und bald hatten sich sogar mehrere der damaligen Landesfürsten zum Christenthum bekehrt. Allein der Geiz und die Anmaßungen der portugiesischen Missionare empörte bald wider sie die Geistlichkeit und die Großen; schon 1597 brach die erste Verfolgung der Christen aus und ward unter blutigen Kriegen mit unerhörter Grausamkeit bis 1622 und 1640 fortgesetzt, wo die letzten Christen in Japan ausgerottet wurden. Die Holländer, welche aus Handelsneid den heidnischen Japanern gegen die dortigen Christen kräftige Hülfe geleistet, blieben nun die einzigen Europäer,

denen einiger Handel, aber unter den erniedrigendsten Bedingungen, gestattet wurde; die Portugiesen wurden gänzlich verbannt, aber die Japaner selbst verabscheuten das Betragen der Holländer und gaben ihnen die stärksten Beweise ihrer Verachtung. Die Aengstlichkeit der Regierung scheint in der neuesten Zeit eher zu- als abgenommen zu haben. Die Beschränkungen, denen der Handel der Niederländer unterworfen ist, werden gehäuft, so daß der Handel bis zur Unbedeutendheit herabgesunken ist; und die feierliche Gesandtschaft, welche sonst jährlich von Nangasaki nach Jeddo geschickt wurde, darf jetzt nur alle vier Jahr erfolgen, wobei die Personen der Gesandtschaft den peinlichsten Einschränkungen unterworfen sind. Die Holländer dürfen nur jährlich 3 Schiffe nach Japan senden, deren Ladung nicht den Werth von 300000 Thalern übersteigen und worauf sich kein Weib befinden darf. Außer ihnen wird Japan nur noch von Chinesen besucht, welche wo möglich noch empörender behandelt werden als die Holländer. Alle Versuche der Russen in der neuesten Zeit, eine Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, sind gänzlich gescheitert, und es steht zu erwarten, was die jetzt, 1853, gegen Japan ausgerüstete Flotte der Nordamerikaner für Erfolg haben wird.

So, wie eben geschildert, stand es bis zu dem genannten Jahre. Die Dinge haben sich aber sehr zum Vortheil geändert, so daß Japan jetzt als ein zum Theil offenes Land angesehen werden kann. Die Expedition, an deren Spitze der Commodore Perry stand, hat folgende Errungenschaften erwirkt: die beiden Häfen Simoda und Hakodadi sind den Nordamerikanern geöffnet; amerikanische Schiffe dürfen bei Seegefahr in jeden japanischen Hafen einlaufen. Schiffbrüchige werden nach den Regeln civilisirter Völker behandelt und nach jenen beiden Häfen gebracht — ohne Geldentschädigung. Nordamerikaner dürfen in den beiden Häfen ihre Bedürfnisse einkaufen und in Simoda wird ein amerikanischer Consul zugelassen. Nach den neuesten Nachrichten sind diese Bedingungen allen seefahrenden Nationen bewilligt. Auch ist (wenigstens für die Russen) ein dritter Hafen, Nagasaki, den Seefahrern geöffnet worden. Die Fremden dürfen in den beiden zuerst genannten Hafenstädten frei umhergehen, sich 7 und resp. 5 japanische Meilen weit in's Land begeben, auch an bestimmten Stellen Handel treiben. Die Consuln, welche dort residiren dürfen, werden schon dafür sorgen, das Land immer mehr aufzuschließen. —

Die Regierung in Japan ist eine reine Despotie, welche sich ganz giebt für das, was sie ist, und wenigstens nicht die erlogenen Formen der chinesischen heuchelt. Die Gesetze sind mit Blut geschrieben, fast jedes Vergehen wird mit dem Tode gebüßt, und nicht selten muß die Familie des Schuldigen, ja seine Nachbarn, sein Schicksal theilen, wodurch Jeder zum strengen Beobachter seiner Angehörigen wird. Jetzt ist die Macht gänzlich in den Händen des Kaisers oder Kubo, auch Kubo-sama, welcher Zusatz das Höchste andeutet. Bis 1142 war der Daï-ri das Oberhaupt des ganzen Landes, der Papst Japans; aber neben ihm gab es viele Erbfürsten, welche große Provinzen besaßen. Um diese Zeit ward die Würde eines Kubo-sama

oder Kron-Großfeldherrn eingeführt, welche schon die Macht des Daïri sehr beschränkte, bis endlich 1585 ein Mensch aus dem niedrigsten Stande sich durch Tapferkeit und Talente zu dieser Würde emporschwang, den Namen Taiko-sama (höchster Herr) annahm und die Macht sowohl der Erbfürsten als des Daïri fast gänzlich vernichtete. Seine Nachfolger sind diesem Systeme treu geblieben. Der Daïri, angeblich der Nachkomme der ältesten Beherrscher des Landes, ist jetzt der ohnmächtige Repräsentant der geistlichen Macht; es wird ihm göttliche Ehre erwiesen, aber eben dies dient nur zum Vorwand, ihn als Staatsgefangenen zu behandeln. Dem Volke unsichtbar lebt er von Wachen und Spionen umgeben in einem weitläufigen Palaste in Mijako, und selbst sein Name wird dem Volke erst nach seinem Tode bekannt. Alle Befehle und Gesetze werden zwar noch in seinem Namen erlassen und selbst der Kubo nimmt Ehrentitel von ihm an und fragt ihn bei wichtigen Angelegenheiten um Rath; allein auf die Regierung und die Angelegenheiten des Landes hat er nicht den geringsten Einfluß. Trotzdem wird er vom Volke wie ein Gott auf Erden betrachtet. Alles, was er berührt, ist heilig; er stirbt nicht, sondern erneuert von Zeit zu Zeit seine Seele. Sein Hof besteht aus 22000 Priestern, welche in den 4000 Tempeln der ungeheuren Stadt den Dienst verrichten. Der Leichnam eines verstorbenen Daïri verwandelt sich durch ein Wunder in eine lebendige Person, indem die Priester unter einem verschleierten Baldachin den Leichnam durch seinen Sohn und Erben ersetzen. Nachdem dann in der nächsten Nacht der Leichnam des Verstorbenen von den Priestern in einem Tempel (wer sich demselben zu nahen wagt, wird lebendig verbrannt) dem Feuer übergeben worden, durchzieht der neue Daïri, von allen Priestern umgeben, auf einem von 100 Schimmeln gezogenen Wagen die Stadt, wo alles Volk ihm göttliche Verehrung zollt. Bei dieser Feier werden alle Gefangenen freigelassen und alle Criminalprocesse niedergeschlagen. — Bis jetzt giebt es zwar viele Damjos oder Erbfürsten, die in ihren Gebieten unumschränkt herrschen, aber doch so gänzlich vom Kubo abhängen, daß er sie verbannen und hinrichten lassen kann; auch müssen ihre Familien stets als Geißeln in der Residenz des Kubo wohnen und sie selbst jährlich mehrere Monate sich dort aufhalten, stets von Spionen umgeben. Sie bilden die erste Classe. Die zweite Classe sind die Edeln, die dritte die Priester, die vierte und fünfte die Soldaten. Diese Classen, mit Ausnahme der Priester, haben das Recht, zwei Schwerter und weite Pantalons zu tragen. Die sechste Classe bilden die Großhändler, die siebente die Krämer, Handwerker und Künstler, die achte die Bauern und Tagelöhner. Unter der achten Classe stehen noch, wegen des Abscheues der Japanesen gegen das Todte, die Lederarbeiter und Gerber. Die Sklaven bestehen aus den Nachkommen ehemaliger Kriegsgefangener und aus solchen Kindern, welche die Eltern aus Armuth verkauft haben. — Die Kriegsmacht der Japaner ist nicht unbeträchtlich, denn sie beläuft sich auf ½ Million; außer den eigentlichen Reichstruppen des Kubo hält noch jeder Damjo ein kleines Heer. Die Soldaten

sind nur zum Theil mit Luntenflinten versehen, die meisten führen Bogen. Die Artillerie ist ganz unvollkommen. Noch schlechter sind die Fahrzeuge der Japaner; Kriegsschiffe haben sie gar nicht, und selbst ihre kleinen Handelsfahrzeuge sind äußerst schlecht gebaut. — Der Handel der Japaner war ehemals sehr bedeutend; jeder Fremde durfte zu ihnen, und sie besuchten alle Theile Indiens; aber die argwöhnische Politik Taiko-sama's hat dieses gänzlich verändert: jetzt darf kein Japaner sein Vaterland verlassen, nicht einmal eine fremde Sprache erlernen, mit Ausnahme der 150 für den Handel mit den Holländern angestellten Dolmetscher, und aller Handel beschränkt sich auf den der verschiedenen Inseln unter einander.

Eintheilung und Topographie.

Wir wissen nur im Allgemeinen, daß das eigentliche japanische Reich in 8 große Landschaften (Do, d. i. Wege), diese wieder in 68 Provinzen (Kokfs) zerfallen. Von jenen kommen 5 auf Nipon, und die beiden Nebeninseln machen jede eine aus, wozu dann noch die anderen den Japanern unterworfenen Inseln kommen. Wir begnügen uns, nur die wenigen den Europäern bekannt gewordenen Oerter zu bezeichnen.

1. Auf der Hauptinsel Nipon oder Niphon, welche durch die Straße von Sangar von Jesso geschieden wird, über 4000 □M. groß ist, von einer hohen Gebirgskette mit Schneegipfeln der Länge nach durchzogen wird und die höchsten (wohl über 12000′ hohen) Vulcane Japans, den Fusi und Sira, trägt, liegen:

Jeddo oder Dschedbo, die Hauptstadt des Reichs und Residenz des Kubo, am Flusse Tonjack. Sie liegt halbmondförmig in einer sehr fruchtbaren Ebene, einige Meilen von einem Meerbusen an der Südostküste, soll über 12 M. im Umfange und an 2 (nach Anderen 1½) Millionen Einwohner haben, was leicht möglich ist, da sich hier alle Behörden, ein zahlreicher Hofstaat, die Familien aller Vasallenfürsten zusammendrängen und der Handel überdies sehr bedeutend ist; dann wäre diese Stadt unstreitig die größte und volkreichste auf der Erde. Zahlreiche Canäle durchschneiden die Stadt; ihre Straßen sind sehr breit, aber die Häuser ohne Ausnahme nur von einem Stockwerk. Die Tempel und öffentlichen Gebäude sind sehr unbedeutend. Der Palast des Kaisers, im nördlichen Theile, bildet eine eigene, von mehreren Citadellen und mit Mauern und Gräben umgebene Stadt und soll einen Umfang von 5 Stunden haben, worin aber viele Casernen, Paläste der Großen, Gärten u. s. w. einbegriffen sind. Der eigentliche kaiserliche Palast ist nicht höher als alle übrigen Häuser, aber sehr reich verziert; alle vier Jahre müssen die Holländer eine Gesandtschaft mit Geschenken hierher senden, um dem Kaiser ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Da alle Häuser nur leicht und meist von Holz erbaut sind, so sind trotz der vortrefflichen Löschanstalten Feuersbrünste sehr häufig und gefährlich. Eine hier neu errichtete Sternwarte ist

mit europäischen Instrumenten versehen, mit welchen die sehr lernbegierigen Japanesen schon gut umzugehen wissen, wie sie denn auch solche Instrumente zu Höhenmessungen und zur Anfertigung genauer Landkarten anwenden. Auch besteht hier eine große Buchdruckerei.

Mijako, Miako oder Kio, die alte Hauptstadt des Reichs und jetzige Residenz des Daïri, am Flusse Kamo-gawa, welcher sich an der Südwestküste in's Meer ergießt. Sie ist kleiner als Jeddo, mag aber doch leicht eine halbe Million Einwohner zählen. Sie hat natürlich sehr zahlreiche Tempel, die indeß, mit Ausnahme des Buddha-Tempels Fokosi, nicht besonders ausgezeichnet sind. Die Stadt selbst ist offen und liegt in einer reizenden Gegend, weshalb sie für das Paradies von Japan gilt. Nur die Residenz des Daïri, welche den nördlichen Theil einnimmt, ist befestigt, aber von kaiserlichen Soldaten bewacht. Mijako ist der Sitz der japanischen Gelehrsamkeit, der Gewerbe und Künste. Sie hat eine Art Universität und viele berühmte Schulen; hier werden die meisten Bücher gedruckt; auch ist hier die einzige Münze des Reiches. Ihre Fabriken in Lack, Seide, Gold, Silber, Kupfer und Eisen, sowie ihr Handel sind bedeutend. Das Fürstenthum, worin es liegt, ist dem Dairi zu seinem Unterhalte überlassen. — Osaka, eine der größten und reichsten Handelsstädte des Reiches, welche als der Hafen von Mijako betrachtet werden kann, da sie an der Mündung desselben Flusses in die Bai von Osaka liegt. Sie hat eine reizende Lage und ist gut befestigt. Das südöstlich davon gelegene steile Eiland wird als Verbannungsort der Großen des Reichs benutzt.

2. Auf Kiusiu oder Ximo, 800 □M. groß, liegt der berühmte Hafen Nangasaki, unter 32¾° n. Br., an einem schönen, von Bergen umgebenen Meerbusen; er war bis 1853 der einzige, wohin Holländer und Chinesen kommen durften. Die Stadt selbst, welche 60000 E. zählt, ist offen, seewärts aber stark befestigt, und enthält eine Menge von Tempeln; die Straßen sind eng und krumm, die Fabriken nicht sehr bedeutend; der Handel macht hier das Hauptgeschäft. Dicht an der Stadt, doch durch einen schmalen Seearm davon getrennt, liegt das künstlich aufgeschüttete Eiland Desima, 624′ lang und 216′ breit; dies ist der Punkt, der den Holländern eingeräumt ist. Er wird zwar durch eine Brücke mit der Stadt verbunden; allein dieser Eingang ist stark bewacht, die ganze Insel ist mit Pallisaden umgeben, und selbst im Meere zeigen Pfähle die Entfernung an, in welcher ausländische Fahrzeuge sich vom Ufer halten müssen. Auf dem Eilande befindet sich eine Straße hölzerner Häuser, die den Holländern zur Wohnung und zu Magazinen eingeräumt sind, wofür sie aber eine starke Miethe zahlen müssen; ein botanischer Garten und ein Küchengarten sind die einzigen Spaziergänge der hier eingeschlossenen Ausländer. Sobald ein Schiff ankommt, wird es von Polizeibeamten besetzt, das Steuerruder ausgehoben, die Kanonen, Pulver und Waffen abgeliefert. Nur vereidigte Dolmetscher verkehren mit den Holländern; ihre Waaren werden von Japanern ans Land gebracht, von eben diesen abgeschätzt, und ihnen dafür andere Waaren, vorzüglich Kupfer

und Kampher, auf die Schiffe geliefert. Jeder andere Verkehr mit den Holländern, besonders jeder Schleichhandel, wird mit dem Tode bestraft. Während ihres Aufenthalts auf Desima dürfen sie dies Gefängniß nie verlassen, nicht Gottesdienst halten und kein äußeres Zeichen des Christenthums blicken lassen. Vor der Abfahrt wird das Schiff noch einmal auf's Genaueste nach verbotenen Waaren untersucht. Die Chinesen haben am Südende der Stadt einen ähnlichen Landungsplatz und werden nicht minder strenge bewacht und beschränkt. Ehemals war die Niederlassung der Holländer auf der Insel Firato, in älteren Büchern auch Firando genannt, an der Nordwestküste von Kiusiu; sie verloren dieselbe aber 1641. — Im Innern von Kiusiu erhebt sich u. a. der Vulcan Aso.

3. Die Insel Sikok oder Sikoff, nordöstlich von der vorigen, ist noch nie von einem Europäer betreten worden; man weiß nur, daß sie ebenso bevölkert und ebenso gut angebaut ist als die vorige.

4. Die Insel Jesso, Jedso oder Matsmai, deren Inneres ebenfalls noch nie von Europäern besucht worden ist und welche mit den Kurilen gegen 3000 □M. enthält. Sie liegt nördlich von Nipon und wird durch die Straße **La Pérouse** von Saghalin getrennt. Die Insel bildet im Innern ein hohes Tafelland, ist mit sehr hohen, ewigen Schnee tragenden Bergen, worunter ebenfalls mehrere Vulcane sind, bedeckt und hat ein für ihre Lage außerordentlich kaltes Klima, vorzüglich an der Westküste. Der Schnee liegt noch am Ufer bis Ende Aprils. Nur der südlichste Theil der Insel ist von Japanern bewohnt und angebaut; ihre Hauptbeschäftigung besteht indeß in der sehr ergiebigen Fischerei, im Schlagen des Holzes, welches die Insel bedeckt, und im Tauschhandel mit den Eingebornen. Die Japaner bewohnen vorzüglich die Stadt Matsmai, welche der einzige Hafen von Bedeutung ist und an der Südwestspitze liegt. Sie soll an 50000 Einw. zählen; um sie her liegen zahlreiche Dörfer, theils von Japanern, theils von Eingebornen bewohnt, welche nach und nach anfangen, sich anzubauen. — Die Eingebornen, Aïnos, werden von Einigen für gleichen Stammes mit den Japanern, von Anderen wohl mit mehrerem Rechte für Kurilen gehalten, deren Sprache sie reden. Es ist ein einfaches, gutmüthiges Völkchen, welches ehedem nur von der Jagd und dem Fischfange lebte; durch die Japaner haben sie Garten- und Landbau erlernt. Sie sind träge und unreinlich, ausgezeichnet aber durch den starken Haarwuchs am Bart, Haupt und am ganzen Leibe. Sie sind zwar den Japanern unterworfen, zahlen aber keinen Tribut; nur ist ihnen jeder Verkehr mit Fremden untersagt. Sie bewohnen den größern nördlichen Theil der Insel, sollen aber sehr wenig zahlreich sein. — Nordöstlich von Jesso zieht sich die vulcanische Kette der Kurilen bis nach der Südspitze von Kamtschatka hin. Die südlichsten dieser Inseln, Kunaschir, Iturup oder Staateninsel und Urup, ebenfalls von Aïnos bewohnt, kalt und neblig, sind von den Japanern besetzt; doch werden sie einzig des Pelzhandels und des Heringsfanges wegen, welcher hier sehr ergiebig ist, besucht.

5. Die Insel Karafto, Saghalin, Tarakai oder Tschoka;

den erstern Namen führt sie bei den Japanern selbst. Sie liegt im N. von Jesso und streckt sich mit geringer Breite bis über die Mündung des Amur hinaus, an der Küste der Mandschurei entlang. Nur die Küsten sind von europäischen Seefahrern und doch so unvollständig beobachtet worden, daß man lange gestritten hat, ob es eine Insel sei oder ob sie mit dem festen Lande zusammenhänge. Untiefen und Nebel verhinderten die Schiffe, weiter zu dringen; allein auf den Karten der Chinesen und Japaner erscheint sie stets als Insel. Der südliche Theil derselben ist durchaus gebirgig, der nördliche flach und sandig. Sie ist fast ganz mit Wald und Gesträuch bewachsen; ihr Klima muß sehr rauh sein, da man im Mai noch Schnee in den Thälern gefunden. Die Einwohner bestehen im größern südlichen Theile aus Aïnos, welche keine Art von Landbau kennen, sondern einzig von der Jagd auf Pelzthiere und vom Fischfange leben; auch sind sie wenig zahlreich. Auf der nördlichen Spitze der Insel hat sich ein mandschurischer Stamm angesiedelt; auch dieser scheint nur Fischfang zu treiben. Der Hund ist das einzige Hausthier auf dieser Insel. Auf der Südspitze haben die Japaner ein Paar kleine Ansiedelungen zur Aufsicht über den Fischfang; übrigens sind die Aïnos ganz sich selbst überlassen. Diese Insel wie die südlichen Kurilen haben die Japaner erst 1780 — 90 ernstlich zu besetzen angefangen, weil die Ausbreitung der Russen in diesen Gegenden ihnen Besorgniß erweckte.

6. Die Inselgruppe Bo-nin-sima (chinesisch), von den Japanern Mu-nin genannt. Dieser Archipel zählt 89 Inseln, wovon etwa der fünfte Theil nur aus Riffen besteht, liegt im SO. von Japan zwischen 24° und 30° n. Br., und war bis auf die neueste Zeit unbekannt. Gegen das Ende des 17. Jahrh. haben sich Japaner auf 10 derselben niedergelassen; die meisten sind zu klein und zu felsig, um den Anbau zu gestatten. Sie genießen eines milden Klimas und sind reich an köstlichen Vegetabilien jener Breiten. In neuerer Zeit sind die Inseln häufig von den Walfischjägern besucht worden, und es haben sich, von den Sandwich-Inseln aus, Engländer, Portugiesen und Sandwich-Insulaner daselbst angesiedelt. Auf den südlichen Eilanden finden sich noch thätige Vulcane.

C. Australien.

Der große Ocean, welcher auch, wiewohl sehr unpassend, die Südsee oder gar das stille Meer genannt wird, weil der erste Beschiffer desselben, Magelhaens, zufällig sich einer Monate langen Seefahrt ohne Stürme erfreute, derjenige Theil des allgemeinen, alle Theile der Erde umspülenden Weltmeeres, welcher westlich von Asien und östlich von Amerika begrenzt wird, enthält, besonders zwischen dem 24.° n. und dem 30.° s. Br., eine große Menge theils einzeln zerstreut liegender, theils zu Gruppen vereinigter Inseln, welche man in Ermangelung einer naturgemäßen Classification als einen eigenen Welttheil betrachtet und zu diesem Ende mit den großen Inseln verbindet, welche im südlichen Theile des großen Oceans nur durch eine willkürlich gezogene Linie von dem großen ostindischen Archipel getrennt sind. Nach einer freilich oberflächlichen Schätzung, mag das Ganze etwa 160000 □M. betragen. Das Hauptland dieses Welttheils, die Insel Neu-Holland, von den Engländern aber stets Australien, oft auch Neu-Süd-Wales und Botanybay genannt, verhält sich offenbar zu Asien wie Südamerika zu Nordamerika, und verdient wegen seiner Größe, welche, wenn man wie billig die nahe gelegenen großen Inseln mit hinzurechnet, der von Europa sehr nahe kommt, wohl den Namen eines Continents oder Festlandes. Sein geographisches Verhältniß zu Asien hat uns veranlaßt, ihm hier seinen Platz anzuweisen, und ihn nicht, wie gewöhnlich zuletzt, als fünften Welttheil, bloß aus dem Grunde, weil er den Europäern zuletzt bekannt geworden, aufzuführen. Der Gesammtname aller dieser Inseln, Australien, bedeutet südliches Land; Andere nennen sie Polynesien (Viel-Inselland), noch Andere unterscheiden Polynesien, welches dann nur die vielen im großen Ocean zerstreut liegenden Inseln umfaßt, von Australien, womit sie das Hauptland und die zunächst gelegenen großen Inseln bezeichnen. Die Grenzen dieses Welttheils lassen sich nur sehr unbestimmt angeben, und zwar so, daß man die

den asiatischen und amerikanischen Küsten zunächst gelegenen Inseln zu diesen Welttheilen und nicht zu Australien rechnet, weil man sonst Japan, die ale-utischen Inseln u. s. w., welche geschichtlich zu Asien gehören, davon trennen müßte. Am Willkürlichsten ist die Grenze gegen die ostindischen Inseln, wo die Natur offenbar gar keine angedeutet hat, und nur der Umstand der spätern Entdeckung entscheidet, was zu Australien gezählt wird und was nicht.

Die Entdeckung dieser so weit von einander zerstreut liegenden Länder hat natürlich zu sehr verschiedenen Zeiten statt gefunden. Manche Insel ist von einem Seefahrer gesehen worden, hat von anderen aber nicht können wieder aufgefunden werden; manche ist von verschiedenen zu verschiedenen Zeiten gesehen und daher auch verschieden benannt worden, woraus eine große Verwirrung in den Namen mancher Inseln entstanden ist; manche endlich mag sich noch bis jetzt den Blicken der Seefahrer entzogen haben. Gerade denjenigen Nationen, welche, weil sie früh auf den ostindischen Inseln ansässig geworden, am Leichtesten nach Osten hin hätten Entdeckungen machen können, den Portugiesen und Holländern, verdankt man in dieser Hinsicht am Wenigsten, weil nur rohe Habsucht ihre Unternehmungen leitete und eben dieser Grund sie veranlaßte, ihre etwaigen Entdeckungen so lange als möglich zu verheimlichen. Es ist nämlich so gut als erwiesen, daß die Portugiesen, welche seit 1511 die Molukken besuchten, auch Kenntniß hatten von den so ganz nahe gelegenen australischen Inseln, so daß sogar einer ihrer Geschichtschreiber, Barros, sie schon mit dem Namen Polynesien belegt. Auch den Holländern, den Nachfolgern der Portugiesen, blieben sowohl manche Inseln, als auch mehrere Punkte der Küsten von Neu-Holland, wie sie das Land nannten, nicht unbekannt; indeß ist doch die wahre Gestalt und Lage aller dieser Länder erst durch des unsterblichen Cook Bemühungen an's Licht getreten. Der erste Europäer, welcher es wagte, den großen Ocean zu durchschiffen, war der kühne Portugiese Ferdinand Magelhaens. Im Dienste Spaniens segelte er mit 5 Schiffen 1519 von Sevilla ab, entdeckte die noch seinen Namen führende Straße zwischen der Südspitze von Amerika und dem Feuerlande, durchschiffte den ganzen großen Ocean und entdeckte zuerst die Ladronen und dann die Philippinen, wo er 1520 in einem Gefechte mit den Eingebornen blieb. Seine Gefährten vollendeten die erste Weltumsegelung und kehrten 18 Mann stark, von 237, auf dem einen ihnen gebliebenen Schiffe Vittoria 1522 nach Spanien zurück. Der Engländer Franz Drake umsegelte zuerst 1578 das südlichste Vorgebirge von Feuerland, Cap Horn. Die verschiedenen Inselgruppen aber des großen Oceans wurden nach und nach von den Spaniern Mendana 1595 und Quiros 1605, welche von Callao in dieser bestimmten Absicht ausgesegelt waren, zu Ende des 17. Jahrhunderts von den Holländern La Maire und Schouten, sowie zu Anfang des 18. Jahrhunderts von dem Holländer Roggeween entdeckt. Ganz bestimmt wurde das Festland 1606 von dem Holländer Tasmar entdeckt. Der Engländer Dampier besuchte auf zwei Reisen, 1688 und 1699, theils mehrere Inseln,

theils die Ostküste von Neu-Holland und Neu-Guinea. Wahrhaft entdeckt und zur allgemeinen Kenntniß gebracht wurde indeß der größte Theil dieser Gegenden erst durch die drei Reisen Cook's. Auf der ersten, 1770, ward die Ostküste von Neu-Holland genau bestimmt und Neu-Seeland entdeckt. Auf der zweiten, 1772, ward das Nichtdasein eines allgemein geglaubten großen südlichen Continents erwiesen und die Inselgruppen der neuen Hebriden und Neu-Caledonia entdeckt; auf der dritten, 1777, wurden die Sandwich-Inseln entdeckt, auf welchen Cook seinen Tod fand. Seitdem haben sich noch große Verdienste um die Entdeckung und Bestimmung mancher Küstengegenden und Inseln dieses Meeres erworben der unglückliche La Pérouse, von 1785—1788, welcher mit seinem Schiffe unterging; d'Entrecasteaux, welcher ausgeschickt worden, um womöglich Nachrichten von La Pérouse einzuziehen; Vancouver, 1790, ein Schüler Cook's; Baudin, Freycinet, Flinders u. A. Erst 1798 entdeckte der englische Wundarzt Baß die nach ihm benannte Straße, welche Van-Diemens-Land von Neuholland trennt. Die neuesten Seereisen, weniger durch bedeutende Entdeckungen, deren überhaupt nicht viel mehr zu machen sein möchten, als durch wissenschaftliche Untersuchungen ausgezeichnet, sind die von Krusenstern 1803—6, von Kotzebue zuerst 1816, dann 1823—26, beides Russen, von dem Engländer King, welcher vier Entdeckungsreisen machte, 1817—21, von dem Franzosen Dümont d'Urville u. m. A. Als erfolgreicher Entdecker im Innern des australischen Festlandes ist vor allen zu nennen der noch lebende berühmte Capitain Charles Sturt und ebenso hat unser kühner deutscher Landsmann, Dr. Leichhardt, in den 40er Jahren sehr viel zur Erforschung des unbekannten Innern beigetragen; leider ist er seit dem Jahre 1849 spurlos verschwunden. — Wir werden nun, vom Hauptlande beginnend, die einzelnen Länder und Inselgruppen dieses Meeres in einer möglichst natürlichen Ordnung durchgehen.

I. Neuholland

(bei den Engländern Australia)

und die zunächst gelegenen Inseln.

Dieser Continent breitet sich von 10° 43′ (Cap York) bis 39° 11′ s. Br. (Cap Wilson) und von 131° bis 171⅔° (Cap Byron) ö. Lg. aus, und mag etwa 140000 □M. enthalten. Die größte Ausdehnung von N. nach S. beträgt 430, die kleinste nur 220, die größte von W. nach O. gegen 550 M.; der Küstenumfang ist 1940 Meilen, so daß über 72 Quadratmeilen auf 1 M. Küste kommen; ein Verhältniß in der Verbindung des Landes mit dem Ocean, welches nur von Europa und Nordamerika übertroffen wird. Seine

Gestalt hat einige Aehnlichkeit mit der von Afrika, nur daß die Nordküste nicht so gerade von O. nach W. geht und es nach S. weniger lang gestreckt ist. Im N. wird es durch die Torres-Straße (der südliche Theil derselben heißt die Endeavour-Straße), eine der gefährlichsten, die es auf Erden giebt, von Neu-Guinea, im S. durch die Baß-Straße von der Insel Van-Diemens-Land getrennt. Die Nordküste bildet die große Bai Carpentaria und westlicher den Cambridge-Golf; die Südküste die Spencers- oder Napoleons-Bai, mit dem benachbarten Busen von St. Vincent, und die Encounter-Bai, weiter östlich den Phillip-Hafen; an der Westküste ist die Sharkes- oder Haifisch-Bai und südlicher die Geographen-Bai; sonst hat die Küste keine bedeutenden Einschnitte. Die einzelnen Theile der Küste dieser großen Insel sind zum Theil nach dem Namen ihrer ersten Entdecker benannt worden. Wenn wir im N. vom Carpentaria-Golf nach W. zu gehen, so finden wir zuerst Arnhem's-Land, dann Van-Diemens-Land (nicht mit der gleichnamigen Insel im S. von Neuholland zu verwechseln), dann De-Witt's-Land; an der Westküste Eintrachts-Land, wovon der südliche Theil auch wohl Edel's- und Dinnig's-Land heißt; an der Südküste Leeuwin's-Land; Nuyt's-Land; die ganze folgende Küste vom 150.° bis zum 163.° ö. Lg. ist von den Franzosen, welche sie zuerst genauer untersucht, Napoleons-Land genannt worden; bei den Engländern wird der westliche Theil der Südküste vom 148.° bis zum 158.° ö. Lg. Flinder's-Land, von da bis zum Cap Northumberland Napoleons-Land (jetzt Süd-Australia) und endlich bis zum Cap Wilson Grant's-Land genannt. Die ganze Ostküste, fast die einzige, auf welcher uns wenigstens einige Striche bekannt sind, wird Neu-Süd-Wales (der südlichste Theil Australia felix) genannt. Unter allen Erdtheilen ist Australien ohne Vergleich der einförmigste und in sich abgeschlossenste; die Oberfläche des australischen Festlandes und alle seine Organismen im Thier- und Pflanzenreich stehen augenscheinlich auf einer tiefern Stufe der Entwickelung; Alles hat den Charakter des Unfertigen. Die Küsten sind nur wenig eingeschnitten, obwohl es nicht an guten Häfen fehlt, und die Zahl der vorliegenden Inseln ist höchst gering. Das Innere ist meist noch ganz unbekannt, und die Ansichten der gewichtigsten Autoritäten über die Beschaffenheit desselben widerstreiten sich. Der Reisende John Eyre nimmt an, das ganze Innere sei eine große sandige Wüste, unterbrochen von Bassins ausgetrockneter oder noch jetzt bestehender flacher Salzseen und isolirter Gebirgskämme, die theilweise Vegetation zulassen möchten. Charles Sturt glaubt noch heute an die Existenz eines großen See's als den Mittelpunkt eines großen vegetationsreichen Landes im Nordwesten des Innern jenseits des Wendekreises des Steinbocks. Eine dritte Ansicht geht dahin, daß das ganze Innere eine große Wüste sei, die größte der Erde. Die Flüsse, deren man zwar neuerdings viele und ansehnliche entdeckt hat, haben ebenfalls einen ganz abweichenden Charakter; selten bilden sie ein eigentliches Flußthal, meist bestehen sie in ihrem trägen Laufe aus

zusammenhängenden Seen, verlieren sich zum Theil in Morästen, versiegen oft im Sommer und treten dann wieder weit über ihre flachen Ufer; wenn sie das Meer erreichen, ist die Mündung meistens durch Sandbänke verstopft und noch nirgend hat man hier die Deltabildung der großen Flüsse anderer Erdtheile gefunden. Der Charakter dieses ganzen Continents ist Einförmigkeit und Dürre. Zwar sind unglaublich heftige Gewitter und sehr starke, aber nur kurz anhaltende Regengüsse häufig; aber der Boden, der fast durchaus sandig oder thonig ist, nimmt wenig Wasser auf und veranlaßt die unregelmäßigen und gewaltsamen Anschwellungen der Bäche und Flüsse, welche dagegen bei der hier oft Jahre lang anhaltenden Dürre fast alle versiegen. Nur der nördliche, bis jetzt aber wenig besuchte Küstenstrich hat tropisches Klima, ohne doch die Fülle der Vegetation Indiens zu zeigen. Von dem den Europäern bekannt gewordenen Lande ist kaum $\frac{1}{8}$ des Anbaues fähig und vielleicht $\frac{1}{4}$ des Ganzen ist zur Viehweide brauchbar; alles übrige ist steinig, sandig, oder ein Thonboden, der abwechselnd als grundloser Morast und als dürre verbrannte Ebene erscheint. Selbst der Boden der am Meisten angebauten Südostküste ist nichts weniger als ergiebig, denn nur die den Ueberschwemmungen ausgesetzten Flußufer sind wahrhaft fruchtbar. In einer Entfernung von **15** bis **20** M. von der Ostküste erhebt sich plötzlich das sanft ansteigende, wellige und dicht bewaldete Land zu einem stellenweise nur schlecht bewaldeten, von tiefen, unzugänglichen Schluchten durchrissenen Berglande von 2—3000′ Höhe, welches bis zur Baß-Straße südlich fortzieht, aber nicht aus einer oder mehreren Parallelketten besteht, sondern aus einem mannigfaltig wechselnden Gemisch von Hochebenen und Bergketten zusammengesetzt ist. Dies Hochland, zwischen dem 32.° und 35.° s. Br., heißt die blauen Berge und erhebt sich in der Richtung von SW. nach NO. überaus jäh, von vielen tiefen und engen Querthälern und gefährlichen Abgründen unterbrochen, aus der östlich angrenzenden Ebene; nur wenige Gipfel steigen über **4000′** auf und nach dem Binnenlande senkt sich die breite Scheitelfläche theils steil, theils sanft. Nördlich davon erhebt sich die Liverpooler und Hartwicker Kette, sowie südlich von den blauen Bergen das vielleicht höchste Gebirge des Landes, das weiße Gebirge oder die australischen Alpen, von den Eingebornen Warragong genannt. Dieses trägt auf der der Küste zunächst gelegenen Kette alpenähnliche Gipfel, die selbst im Sommer mit Schnee bedeckt erscheinen und daher wahrscheinlich nicht unter **10000′** absolute Höhe besitzen; der höchste gemessene Berg, der Mount Kosciuszko, erhebt sich an den Quellen des Murray zu **6100′**. Westlich von diesen Gebirgen dehnen sich wieder Plateau-Ebenen aus, welche von meist niederen Bergketten unterbrochen werden, unter denen die australischen Pyrenäen und Grampians im NO. von Port Phillip die bedeutendsten sind. Weiter westlich scheint sich eins der bedeutendsten Tiefländer der Erde auszubreiten, welches in seiner großen Ebenheit kaum von niedrigen Hügelketten unterbrochen wird, aber großen Mangel an Quellen und Bächen

leidet, und deshalb wenig Aussicht zur Ansiedelung bietet. Erst seit 1813 sind die Engländer über die blauen Berge gedrungen und haben verschiedene Landstraßen darüber angelegt. Die Ansiedlungen der Engländer an der Südwestecke von Neuholland oder in West-Australien haben ähnliche Verhältnisse hier kennen gelehrt: auch hier findet sich parallel der Westküste ein niedriges Bergland von höchstens 3600′ Erhebung, dem größere Flüsse jedoch gänzlich fehlen. Die bis jetzt bekannten bedeutendsten Flüsse sind: a) östlich von der Bergebene von Neu-Süd-Wales, von S. an gerechnet, der Shoal-Hafen-Fluß; der Hawkesbury, welcher in die Broken-Bai mündet und meistens in nordöstlicher Richtung, am Fuß der blauen Berge fließt; er führt an verschiedenen Stellen verschiedene Namen, vorzüglich wird er Nepean genannt, bis er sich plötzlich nach SO. wendet und nun Hawkesbury genannt wird; der Hunter; der Hastings; endlich der Brisbane, welcher sich in die Moreton-Bai ergießt. Viel bedeutender, aber noch nicht in allen Theilen ihres Laufs bekannt, sind die Flüsse auf der Westseite der ostaustralischen Berge. Sie scheinen sich, so weit man sie jetzt kennt, alle durch den Murray, unter 157° ö. Lg. in den See Victoria oder Alexandrina zu ergießen, welcher selbst durch eine nicht schiffbare Mündung mit der Encounter-Bai zusammenhängt. Der Murray ist ein prächtiger Strom, 1400 engl. Meilen weit schiffbar, bildet die Nordgrenze der Provinz Victoria und entspringt auf dem Kosciuszko-Berge, dem höchsten bekannten Punkte der australischen Alpen. Seine hauptsächlichsten Nebenflüsse sind auf der Nordseite der Logan, der Murrumbidgee, Lachlan und Darling, auf der Südseite der Mitta-Mitta mit dem Livingstone und dem Gibbo, der Owens mit dem Kingfluß, der Goulburn mit dem Broken-Creek, der jedoch nur mehrere Monate 300 engl. Meilen weit schiffbar ist, der Campaspe mit dem Loddon. Diese zum Theil sehr großen Flüsse sind kaum eigentlich schiffbar zu nennen, da sie theils oft ganz versiegen, theils sich in große flache Moräste und Seen verbreiten; ein neuerer Forscher *) sagt von den Flüssen Australiens: Zur Regenzeit vom April bis August füllen sich ihre Betten meist eben so plötzlich und vehement, als die tropischen Regengüsse sich einzustellen pflegen, in einem Maße, daß z. B. der Hawkesbury in der Nähe von Sydney wiederholt um 97 Fuß innerhalb weniger Stunden gestiegen ist. So werden fast ohne Ausnahme die Ufer weithin überschwemmt. In der trockenen Jahreszeit aber, welche gewöhnlich acht Monate anhält, versiegt der Zufluß, und da die Flüsse selten in Quellen ihren Ursprung nehmen, so hören mit ihr die gesammten Fluß-Systeme Australiens auf, belebt zu sein. Daher fehlt ihnen die andauernde, nachhaltige Kraft, sich ein geregeltes Bette zu graben, an jedem Winkel derselben befindet sich eine Sandbank, welche bei vermindertem Zufluß des Wassers den Fluß

---

*) Dr. Albert Helsing, das australische Festland, die Goldentdeckungen und die Civilisation der Südsee. Regensburg 1855.

zunächst in eine Kette von Teichen, bei den größeren Flüssen sogar kleiner Seen sich auflösen läßt, bis auch diese, was meistens der Fall ist, gänzlich vertrocknen, so daß z. B. der ganze Staat Süd-Australien mit einem Flächenraume so groß wie Frankreich keinen einzigen Fluß aufzuweisen hat, der im Stande wäre, das ganze Jahr hindurch ein einziges Mühlrad zu treiben. Mit Ausnahme des Murray, welcher in dem Schneewasser der australischen Alpen zur Zeit des Sommers hinreichende Nahrung erhält, um sich sein Bett durch die Wüsten zu graben, bis er an der Encounter-Bai nach einer zurückgelegten Strecke von mehr als tausend Meilen sogar die See erreicht, fehlen dem ganzen Festlande Flüsse im europäischen Sinne des Wortes; denn „Wasser" ist in Australien nicht ihr nothwendiger Attribut und daher in den australischen Reiseberichten stets die sonderbare, aber nothwendige Bemerkung, ob in einem entdeckten Flusse auch „Wasser" war. Aus diesen Contrasten erklären sich leicht die unzähligen Täuschungen der australischen Reisenden bis in die letzten Jahre. Man trifft ein herrliches Fluß-System, üppige, grasreiche Vegetation ringsum, glanzvolle Hoffnungen erfüllen die erregte Phantasie des Entdeckers, er sieht bereits blühende Dörfer und Städte in seinem Bereich — aber eine zweite Expedition findet nur ein vertrocknetes Bett, kümmerliche Vegetation, eine trostlose Einöde, und wenn man die Eingebornen fragt, wo das Wasser geblieben, heißt es: „Die Sonne hat es genommen." So an allen bewohnten Orten Australiens im Winter die Gefahr des Ertrinkens, im Sommer des Verdurstens. Und aus allem dem erklärt sich wiederum leicht, weshalb die Oberfläche des Festlandes aller Orten dem Auge den Eindruck einer wilden, ungeregelten, unfertigen Natur darbietet. — Bei solcher Beschaffenheit des Landes im Westen der Berge ist es begreiflich, daß sich hier die Ansiedelungen fast ganz allein auf die, wenn auch nicht sehr fruchtbaren, doch anbaufähigen Gegenden zwischen den Bergen und dem Meere beschränken. Die ganze Ausdehnung der zusammenhängenden Ansiedelungen der Ostküste erstrecken sich von 36° bis 32° s. Br.; nördlicher sind nur noch einige isolirte Punkte der Küste besetzt.

Daß der Winter dort in unsere Sommermonate und der Sommer umgekehrt fällt, versteht sich wegen der Lage auf der südlichen Hemisphäre von selbst. Das Klima, wenngleich bei der Ausdehnung des Landes verschieden, ist doch im Ganzen viel kälter, als man es nach der Breite vermuthen sollte. Die nördlicheren, hier also die wärmeren, Gegenden nehmen noch Theil an dem schwülen tropischen Klima der ostindischen Inseln und stehen gleichfalls unter der Herrschaft der Moussons, von denen auf dieser Halbkugel der NW. Regen, der SO. trockene Jahreszeit (April bis October) bringt. Südlicher, namentlich in Neu-Süd-Wales, leidet man sehr häufig an einer lang anhaltenden Dürre, wobei zuweilen die Hitze so groß wird, daß sie Thiere tödtet und das verdorrte Gesträuch leicht in Brand geräth; besonders merkwürdig sind hier die ungemein trocknen, aus NW. wehenden heißen Winde, welche sich auch über Van-Diemens-Land

erstrecken, auf die Vegetation höchst schädlich wirken und einige Aehnlichkeit mit dem Sirocco und anderen heißen Luftströmen der alten Welt besitzen. Hierauf folgen schwere Gewitter mit großem Hagel und Stürme; auch wohl leichte Erdbeben hat man verspürt. Der Winter (hier Juni, Juli und August) gilt wegen der Heiterkeit der Luft, wobei es jedoch, wenigstens an der Ostküste, nie friert, für die angenehmste Jahreszeit. Nördliche Winde bringen warmes, südliche kaltes Wetter.

Die Verschiedenheit in der mittlern Temperatur wird aus folgenden Zahlenelementen ersichtlich:

Ort.	S. Br.	Jahreswärme.	Winter.	Sommer.	Kältester Monat.	Wärmster Monat.
Melville-Insel	11½°	21½°	—	—	17¾°	23½° R.
Port Macquarie........	31½°	16°	—	—	—	—
Sydney.....	33¾°	14½°	9½°	18¼°	9¼°	18½°
Albany......	35°	12½°	10½°	14¼°	—	—

Besonders ist die große Veränderlichkeit der Temperatur oft an einem Tage merkwürdig. Die Flüsse sind häufigen und ganz unregelmäßigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Dennoch ist das Klima im Ganzen gesund und die Fruchtbarkeit bei den Thieren merkwürdig. — Von den Producten dieses Landes kennen wir erst wenige. Die Berge in der Nähe der englischen Niederlassungen bestehen meist aus Sandstein und sehr wenig Kalk; man hatte bisher nur Steinkohlen, Steinsalz und Eisen gefunden, seit 1851 aber sehr reiche Goldlager. Die Pflanzen und Thiere dieses Welttheils aber weichen im höchsten Grade von denen aller anderen Erdtheile ab. Die Flora hat die nächste, wenn auch immer nur geringe Uebereinstimmung mit der von Südafrika und wird vorzüglich charakterisirt durch die hier eigenthümlichen Familien der Epacrideen, Casuarinen, Stylideen u. a. Obwohl schon jetzt sehr viel neue Arten von Bäumen und viele aber geruchlose neue Blumen hier entdeckt worden sind, so ist doch im Ganzen auch die Vegetation höchst einförmig. Die Wälder der Ostküste wenigstens bestehen vorherrschend nur aus zwei Pflanzenfamilien, den Myrtaceen (**Eucalyptus, Melaleuca, Leptospermum**) und den Mimosaceen, welche hier die Stelle der Acacien vertreten. Die meisten Bäume sind harzreich, aber wenig brauchbar als Bauholz, und die Wälder haben bei Weitem nicht das Frische und Lebendige der unsrigen. An genießbaren Früchten hat man aber nur die Sagopalme, die Kohlpalme, eine kleine Feigenart, schlechte Pisangs und einige Beerenarten gefunden. Unser Obst gedeiht nur mittelmäßig, mit Ausnahme der Pfirsiche. — Das Thierreich ist äußerst arm; man hat noch kein größeres Raubthier, keine Affen und keine wiederkäuenden Thiere gefunden; dagegen aber viele Arten von Beutelthieren, und einige von höchst wunderlicher abweichender Gestalt. So vor

allen das Känguruh (Halmaturus giganetus), das größte Säugethier dieses Continents. Es ist völlig ausgewachsen über 150 Pfd. schwer; die Vorderbeine sind sehr kurz, die Hinterbeine außerordentlich lang und stark, und mittelst ihrer bewegt sich das rattenähnliche Thier, in aufrechter Stellung aber mannshoch, in gewaltigen Sprüngen; es lebt nur von Vegetabilien. Noch wunderlicher gebaut ist das Schnabelthier (Ornithorhynchus); es bildet einen Uebergang von den Säugethieren zu den Vögeln, ist 1½' lang, gleich der Fischotter, lebt wie diese am Wasser, und der Vordertheil des Maules geht in einen breiten Entenschnabel aus. Den Heerden gefährlich ist der Dingo oder neuholländische Hund. An Vögeln, unter denen die Honigsauger, mit langen Zungen versehen, vorherrschen, sind merkwürdig: der schöne blaue Bergadler, 3' hoch; der Kasuar oder Emu, 7' hoch, welcher den afrikanischen Strauß vertritt, außerordentlich schnell läuft, statt der Flügel nur zwei kurze Lappen und statt der Federn hornartige Haare hat, der schwarze Schwan mit weißen Flügelenden; die kleinen Lories, welche über alle Inseln des großen Oceans verbreitet sind, und viele Papageien; aber wie des Duftes der Blumen, so ermangelt Australien auch der Singvögel. Das Meer ist reich an Walfischen, Delphinen und Robben, an Korallen, welche längs der Küsten sehr gefährliche Riffe bilden, und an Muscheln, Austern, schönen und seltenen Schnecken, Krabben, Schildkröten, welche einem großen Theile der Einwohner zur einzigen Nahrung dienen. Seit der Ansiedelung der Engländer haben sich unsere Hausthiere ganz besonders die Schafe, unglaublich vermehrt; manche, wie Rinder und Schweine, sind zum Theil verwildert.

In keinem Lande von gleicher Ausdehnung hat man noch den Menschen auf einer so niedrigen Stufe des Daseins gefunden, als hier. Die Eingebornen von Neuholland, wie die dieses Welttheils überhaupt, scheinen zu derselben Negerrace zu gehören, welche wir schon unter dem Namen Papuas und Negritos oder Australneger auf einigen ostindischen Inseln gefunden haben. Der Graf Strzelecki rechnet sie zu der malayischen Race, von welcher sie jedoch in wesentlichen Stücken abweichen. Sie sind bald ganz schwarz, bald dunkelbraun oder schmutzig gelb; das Haar ist bei manchen ganz wollig, bei den meisten nur kraus; der Kopf ist affenartig, der Mund groß, die Lippen dick; die Nase, wenn auch nicht immer ganz platt, doch mit sehr weiten Nasenlöchern; die Augen liegen tief, der Hinterkopf ist klein; die Weiber haben widerlich lang herabhängende Brüste. Ein allgemeines Kennzeichen dieser Race sind die äußerst dünnen Arme, Schenkel und Beine, bei übrigens kräftigem Körperbau. Sie haben fast gar keine Bedeckung, selbst in den rauheren Monaten; dafür aber bemalen und tättowiren sie meistens den Körper und vorzüglich das Gesicht, und die Zierrathen, mit denen sie sich behängen, machen ihre äußere Erscheinung nur noch abschreckender, als sie ohnedies ist. Fast alle tragen einen Knochen oder Rohr in dem durchbohrten Nasenknorpel; den Knaben werden, wenn sie mannbar werden, ein oder zwei Vorderzähne des Oberkiefers ausgeschlagen. Ihre Nahrung

besteht fast nur in Fischen, Muscheln und wildwachsenden Früchten und Wurzeln. Von Anbau hat sich nirgends eine Spur gefunden; doch besitzen sie Hütten, welche dorfähnlich zusammenliegen, woselbst sie auf ihren Wanderungen ihr Nachtlager aufschlagen und eine Zeit lang in der Umgegend jagen und fischen. Diese Hütten sind elend und aus Baumrinde gebaut; man findet darin gar kein Hausgeräthe, und nur selten sieht man ein erbärmliches Kanoe von Baumrinde. Die Australier werden allgemein als höchst stumpf, roh und thierisch geschildert, am Meisten die Binnenbewohner, welche in den Wäldern leben und äußerst schnell und geschickt die höchsten Bäume erklettern, um kleinere Thiere zu haschen. Sie sind tapfer, aber falsch und höchst rachsüchtig; ohne alle Veranlassung überfallen sie die Fremden, mit denen sie eben noch freundlich verkehrten, und einen Augenblick darauf sind sie wieder ruhig und gleichgültig. Andere schildern ihre Temperamentseigenschaften als weniger gehäßig; sie seien freundlich und gutmüthig, heiter und fröhlich, wenn auch gegen die Europäer mißtrauisch, aber ehrlich und treu. Der oben genannte Graf bezeichnet sie als außerordentlich wild, ihre Gesetze athmeten denselben Geist, die Mütter verzehrten nicht selten ihre eigenen Kinder, in dem Glauben, daß die durch die Kinder ihnen entzogenen Kräfte zurückkehrten. Nach demselben Forscher sollen sie ihren Gefangenen Stücke von ihrem lebendigen Leibe reißen und verzehren. Von Regierung hat man kaum leise Spuren wahrgenommen; sie leben meist familienweise, zuweilen halten sich auch mehrere Familien zusammen, die einen Stamm, Gal, bilden. Fast jeder Stamm redet eine eigene Sprache und einige derselben sollen wohlklingend sein; mit Ausnahme einiger Stämme im nördlichen Theile Neuhollands scheinen dieselben alle zu einem einzigen Sprachstamme zu gehören. Der Zustand der Weiber ist sehr traurig. Der heirathslustige Jüngling raubt sich ein Mädchen unter harten Mißhandlungen, und Jeder kann so viel Weiber nehmen, als er will. Diese müssen die meiste Arbeit verrichten; nicht selten tödten sie daher mit der größten Gleichgültigkeit ihre Kinder, um des Säugens überhoben zu sein; stirbt eine Mutter, so wird gewöhnlich der Säugling mit begraben. Kinder werden gewöhnlich begraben, Aeltere verbrannt. Sie haben einige rohe Begriffe von einem zukünftigen Leben und glauben an die Macht böser Geister; ihre Zauberer, Carradis, sind zugleich ihre Aerzte. Ihre Waffen bestehen in Schildern von Holz oder Rinde; in Speeren von 12′ Länge, welche sie auf mehr als 100 Schritt mit großer Sicherheit werfen und deren Spitze aus einer scharfen Muschel oder einem spitzen Steine besteht; in Keulen von schwerem Holz und in steinernen Aexten. Das Feuer machen sie durch Zusammenreiben zweier Hölzer an. Die Zahl aller Eingebornen muß äußerst gering sein und mag vielleicht selbst noch weit unter 100000, vielleicht nur 50000, bleiben, da man nirgend Anbau gefunden, da die Stämme in beständigen blutigen Fehden unter einander leben, und da so viele Kinder umkommen; die höchste Zahl, die man je beisammen sah, ist etwa 200. Alle Versuche der Europäer, sie an ein geordnetes Leben, an feste Wohnsitze und den Anbau

des Landes zu gewöhnen, ihre Kinder zu erziehen u. s. w., sind bis jetzt stets ohne Erfolg geblieben.

Existiren im ganzen Welttheile nur 50000 Ureinwohner und 40000 Europäer, so kommen kaum 3 Menschen auf die Quadratmeile, so daß selbst Sibirien, mit 12 E. auf die Quadratmeile, viermal so stark bevölkert ist. Nach Reden wohnen auf der Quadratmeile in Europa 1464, in Asien 960, in Afrika 84, in Amerika 74, in Australien 3 Menschen auf der Quadratmeile. Die erste europäische Colonie entstand in Port Jackson, wo Sydney jetzt steht. Neu-Süd-Wales bildete bis 1843 eine Verbrechercolonie. Tasmania oder Van-Diemens-Land wurde 1803 gegründet, war bis 1853 eine Verbrechercolonie. 1829 wurde in West-Australien die Colonie am Schwanenfluß gegründet, wo sich jetzt die einzige Verbrechercolonie befindet, wohin allein noch Transportation erlaubt ist. Die Provinzen Victoria und Süd-Australien, 1835 und 1836 gegründet, waren nie Verbrechercolonien. Wir stellen hier die Bevölkerung der Provinzen übersichtlich in runden Zahlen zusammen, wie sie für 1854 abgeschätzt (nicht gezählt) wurde:

	Bevölkerung.
Neu-Süd-Wales	251000,
Victoria	233000,
Süd-Australien	92000,
West-Australien	12000,
Tasmania oder Van-Diemens-Land	66000,
Neu-Seeland	35000.

Demnach ist obige Angabe von 400000 Europäern schon 1850 um die Hälfte zu klein gewesen.

Nach bekanntem Gesetze mindert sich ein Stamm der Ureinwohner nach dem andern im Conflict mit civilisirten Menschen, bis sie gänzlich verschwinden.

Die Ansiedelungen der Engländer beschränken sich bis jetzt auf die Südost-, Süd- und Südwest-Küste und auf einige Punkte an den übrigen Küsten. Die Südost-Küste, ein Theil von Neu-Süd-Wales, enthält seit 1788 die bei Weitem wichtigsten Niederlassungen, vorzüglich zwischen dem 36.° und 26.° s. Br., an 1650 (nach Anderen 2000) □M., jetzt mit etwa 250000 Einw. Sie werden nach englischer Sitte in Grafschaften getheilt, deren man jetzt 46 zählt, wovon die ziemlich in der Mitte des Ganzen gelegene Grafschaft Cumberland die wichtigste ist. Hier liegt: Port Jackson, unter $33^3/_4$° s. Br., ein tief ins Land gehender Meerbusen, welcher Raum, Tiefe und Sicherheit für alle Flotten der Erde gewähren könnte. Im Januar 1788 ward hier, nachdem man die etwas südlicher gelegene Botany-Bai zur Ansiedelung unpassend befunden, durch den ersten Gouverneur Phillip der Grund zur Stadt Sydney gelegt. Die Gegend ist anmuthig; Berg, Wald und Thal begrenzen den Meerbusen; die erste Meile vom Strande ist sandig und felsig, dann folgt ein 2 M. breiter Gürtel von schönen Wäldern; weiterhin wird das Land hügelig und fruchtbar bis an den Fuß der die Ostküste in eini-

ger Entfernung begleitenden Kette der blauen Berge. Diesseits, d. h. östlich von diesen Bergen, fließt längs derselben der aus dem Nepean und einigen Bächen gebildete ansehnliche Fluß Hawkesbury und ergießt sich in die nördlichere, bis jetzt fast ganz unbenutzte, aber als Hafen vortreffliche Broken-Bai. Seine Ufer sind außerordentlich fruchtbar, aber, obgleich 30′ hoch, doch häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, da der Fluß oft 80, einmal sogar 97′ hoch gestiegen ist. Die Stadt

Sydney, Sidney oder Sidney Cove, liegt am südlichen Ufer der Bai an einer Landzunge, neben welcher das Meer eine große Tiefe hat, auf einem hügeligen Boden; sie nimmt einen großen Raum ein, da die Häuser, obgleich klein, meist von großen Gärten umgeben sind. Sie hat regelmäßige Straßen und einige schöne öffentliche Gebäude, namentlich das Gouvernementshaus, Kirchen aller Religionsgesellschaften, die Waarenmagazine, das Hospital und die Casernen. Neben der Stadt liegt das Fort Phillip, und der Eingang zur eigentlichen Bucht von Sydney wird durch die Forts Macquarie und Dawes beschützt. Auf dem südlichen Vorgebirge der Bai von Port Jackson steht ein Leuchtthurm und ein Telegraph. Seit 1817 hat Sydney eine öffentliche Bank; ferner sind hier mehrere Handels- und gelehrte Gesellschaften, ein Theater, ein botanischer Garten, und zwei öffentliche Schulen für Knaben und für Mädchen; letztere, meistens Waisen, erhalten zur Ausstattung 50 bis 100 Morgen Land und etwas Vieh. Da ein Bach, welcher innerhalb der Stadt in's Meer fällt, nicht hinreichend Wasser liefert, so ist jetzt eine 3 M. lange Wasserleitung erbaut. Die glückliche Lage der Stadt wird sie unfehlbar einst zu einer bedeutenden Handelsstadt erheben; 1833 hatte sie schon 94 eigene Schiffe, und über 500 liefen jährlich aus und ein; Wolle, Thran, Walrath und Fischbein sind die Hauptartikel der Ausfuhr; ihr Hafen ist jetzt schon der größte Wollhafen der Welt. Die erste Ansiedelung bestand in 778 Verbrechern und 212 Freien, ohne das Militär. Die Verbrecher wurden theils zu öffentlichen Arbeiten, Holzfällen, Kalkbrennen, Straßenbau, Steinkohlengraben u. s. w. gebraucht, theils an die Colonisten vertheilt; nach Ablauf ihrer Strafzeit können sie sich dort ansiedeln und erhalten Land. Die unverbesserlichsten Verbrecher wurden nach der ganz von Felsen umgebenen kleinen Insel Norfolk, unter 29° s. Br. und 185° ö. Lg., gebracht. Jetzt ist die Bevölkerung von Sydney allein schon auf 50000 Seelen gestiegen. Sehr gut unterhaltene Landstraßen und mehrere regelmäßige Postkutschen führen nach den übrigen Städten der Colonie. Im Hintergrunde der Bai, 3 M. westlich von Sydney, liegt an einem kleinen Flusse Paramatta, sonst Rose-Hill, mit 18000 Einw. Der Ort hat eine Kirche, ein Hospital, eine Sternwarte, ein Waisenhaus, eine Tuchfabrik, gute Gasthöfe, Märkte, welche viele Ureinwohner besuchen, und eine Schule für Kinder der Eingebornen, welche vor einigen Jahren 18 Kinder enthielt. — Kleinere Städte sind: Windsor, am Hawkesbury, etwa 10 M. von der Küste: es liegt in einer fruchtbaren Gegend auf einem Hügel. Liverpool, am Georg-Flusse, der

in die Botany-Bai mündet, hat einen wenig fruchtbaren Boden. Südöstlich davon liegen in der Grafschaft Camden die Cow-Pastures, Kuhtriften, ein großer Bezirk mit vielen Rindvieh-Weiden; ebenso enthält die Grafschaft Argyle viel schönes Weideland. — Newcastle oder Kingston, am Hunter, 12 M. nördlich von Port Jackson, hat treffliche Steinkohlengruben, worin die schwersten Verbrecher arbeiten. Die einzige Stadt jenseit der blauen Berge ist Bathurst am Macquarie, erst 1814 gegründet und gegen 2000′ über dem Meere. Die schöne Straße, welche von Sydney dahin führt, läuft neben dem Mount York, 3300′ hoch, durch den Cores-Paß. — Noch viel weiter nördlich sind, unter 31½° n. Br. am Ausfluß des Hastings Port Macquarie, und unter 27½° n. Br. an der Moreton-Bai seit 1821 neue Strafcolonien entstanden. Nördlich über diesen Punkt hinaus ist die Ostküste noch wenig bekannt; das Meer, welches sie bespült, ist äußerst gefährlich und wird, wegen der vielen Korallenriffe, das Korallenmeer genannt. — Die Haupterzeugnisse der gesammten Colonie sind Weizen, Mais, Roggen, Gerste und Hafer; alle unsere Gemüse, auch die feineren, wie Spargel und Blumenkohl, gedeihen vortrefflich; weniger unsere Obstbäume, wie auch der Wein. Nur Pfirsiche gedeihen so außerordentlich, daß man das Vieh damit futtert. Bohnen und Kartoffeln wollen nicht gerathen. Am Wichtigsten für die Colonien ist die Rindvieh- und Schafzucht — man rechnet die Zahl der Schafe auf nicht weniger als 18 Millionen —, und die Hauptausfuhr besteht gegenwärtig, außer Walfischthran und Fischbein, in Wolle, da die trocknen Weiden der Schafzucht ganz außerordentlich günstig sind. Der Handel ist in mächtigem Aufblühen begriffen. Die Gesammtzahl aller Einwohner dieser Colonie, welche 1788 nur aus 1011 Menschen bestand, mag jetzt, wie oben bemerkt, wohl 250000 betragen, darunter gegen ⅓ Deportirte, die ihre Strafzeit noch ausstehen.

Auch an anderen Punkten des Continents haben die Engländer in neuerer Zeit Niederlassungen gegründet.

Unbedeutend sind bis jetzt die an der Nordküste, an der Van-Diemens-Bai und der Halbinsel Coburg versuchten Ansiedelungen. Auch die an der Westküste, namentlich am Schwanen-Flusse, seit 1829 begründete Stadt Perth verspricht, wegen Mangel an Häfen, kein bedeutendes Gedeihen. Das System der unentgeltlichen Verschenkung von Ländereien, auf welches man die Niederlassung am Schwanenflusse begründen wollte, hat sich nicht bewährt. Bessere Aussichten haben dagegen die Niederlassungen an der SW.-Ecke des Continents, deren Hauptort Albany am König-Georgs-Sund ist. Die wichtigsten aber von allen sind jetzt die in Süd-Australien und Victoria. Süd-Australien mit 11 Grafschaften, deren Küste den schönen Spencer-Golf enthält, zählt schon 79000 E., welche sich täglich vermehren (unter ihnen 7000 Deutsche), und besitzt die aufblühenden Städte Adelaide mit 20000 E., Port Lincoln und Wellington, letzteres an der Mündung des Murray in den Victoria-See. Die Provinz Victoria, früher Australia felix genannt, östlich von der vorigen, Van-Diemens-Land gegenüber, ist

jetzt das Ziel aller Auswanderer nicht blos aus Europa, sondern auch von allen übrigen englischen Niederlassungen in Australien; denn hier, am westlichen Abhang der australischen Alpen, vorzüglich zwischen Victoria und Bathurst, sind in einer Ausdehnung von mehr als 100 M. seit 1851 eben so reiche Goldlager, im Sande der Flüsse, unter der Dammerde und im Gebirge selbst entdeckt worden, wie in Californien. Die Provinz soll bereits 6 Millionen feinwollige Schafe besitzen. Die Zahl der Einwohner, welche täglich anwächst, läßt sich daher gar nicht bestimmen und mag leicht schon über 233000 betragen. Die Hauptstadt Melbourne, früher ein unbedeutender Ort, 1851 mit 23000 E., nach den neuesten Angaben mit 80000 Einw., ist daher schnell emporgeblüht, und schon baut man Eisenbahnen, welche die Stadt mit dem Meere und mit dem Innern in Verbindung setzen sollen. Im Innern ist in neuerer Zeit der große Torrens-See, der in der heißen Jahreszeit an vielen Stellen trocken ist, und einen starken Gehalt an Salz zeigt, welches in diesen Gegenden in großen Lagern vorkommt, entdeckt worden.

Da das Land Victoria in Australien das verheißungsvollste Land der Zukunft ist, so dürften einige neuere Nachrichten darüber hier nicht an unrechter Stelle stehen.

Der zwischen dem 37. Breitengrade und dem Flusse Murray liegende Theil der Provinz Victoria ist eine unfruchtbare Sandwüste, weiter nach Osten besteht das Land aus ausgedehnten Grasebenen und offenen Wäldern. Südlich vom 37.° trifft man auf Bergketten: das Victoria-Gebirge, die Pyrenäen und die Grampians; der Alexanderberg, Kilmore und die schwarzen Berge. Südlich von diesen Bergen ist das Land sehr fruchtbar. Die unermeßlichen Ebenen zwischen den Flüssen Hopkins und Leigh haben einen wüstenartigen Charakter. Luftspiegelungen täuschen die Reisenden, und die Monotonie der Ebenen soll den häufigen Wahnsinn der Schäfer verursachen. Der Bullre-Berg, wahrscheinlich 7000 engl. Fuß hoch, ragt in die Schneegrenze hin und es fehlen die Gletscher nicht. Viele Berge und Seen sind als Krater zu betrachten. Daß der Vulcanismus daselbst noch thätig ist, erhellt auch aus dem Umstande, daß die Küste sich, wenn auch sehr langsam (5—6 Zoll in einem Jahrhundert), zu erheben scheint. Dieselbe ist wegen den starken Meeresströmungen großen Schiffen sehr gefährlich und verursacht viele Unglücksfälle. Die besten Häfen sind: in der Port-Philips-Bay die Hobsons-Bay und Corio-Bay, jene der Hafen von Melbourne, diese der von Geelong — die Portland-Bay — Port-Fairy, der Hafen von Belfast — die Lady-Bay, der Hafen von Warnambool — Western-Port — im Gippsland Port-Albert und Welshpool.

Der wärmste Monat ist in Melbourne der Januar, durchschnittlich 16° R.; der kühlste der Juli, 7¾° R., das Mittel im Jahre 12° R., also eine gemäßigt warme Temperatur, in welcher die Cerealien, die Olive und der Wein vorzüglich gedeihen, welchen die Ansiedler die Orange und den Thee, den Reis und den Mais, den Taback und andere Schätze des Pflanzenreichs hinzugefügt haben, so

daß mit Sicherheit dem außerdem an Metallen so reichen Lande eine sehr glückliche Zukunft geweissagt werden kann. —

Sämmtliche Niederlassungen der Europäer bringt man jetzt in 5 Colonien, außer Neu-Süd-Wales: Victoria, Van-Diemens-Land, Süd- und West-Australien. Jede der Colonie steht unter einem Gouverneur; der von Neu-Süd-Wales ist der oberste. Die Institutionen sind im Wesentlichen den englischen gleich. — Alles Land, das noch nicht durch Kauf oder Schenkung in Privatbesitz gekommen ist, gehört der Krone und wird allmälig verkauft (der engl. Acre etwa 1 Pfd. St.). Verbrecher werden nur noch nach West-Australien deportirt. Die Widerspenstigen werden in „Penalstationen" vereinigt. Die Colonisten sind theils Katholiken, theils Protestanten. Die Versuche, die Ureinwohner zu Christen zu machen, sind nicht geglückt. Außer den Goldlagern werden die Steinkohlen- und Kupfergruben wichtig.

Wir schließen diese kurze Beschreibung des Festlandes von Australien mit einigen übersichtlichen Bemerkungen.

Das Land ist im Aufschwunge begriffen; wie die Zahl der Bewohner, so steigt auch die Cultur, des Bodens wie des Menschen, von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat.

Alljährlich werden neue Kirchen und Schulen gebaut; für die kirchlichen Bedürfnisse sorgen die Bekenner desselben Glaubens selbst, und schon besuchen Tausende von Kindern die öffentlichen und Privatschulen. Ueber jene ist in Australien, wie in England und Irland, ein lebhafter Streit entstanden. Die Gouverneure und Staatsbehörden dringen auf die Einführung des irischen Nationalsystems, demzufolge die Kinder aller Confessionen dieselbe Schule besuchen, indem nur in approbirten Bibeln gelesen, der eigentliche Religionsunterricht aber den Geistlichen der verschiedenen Confessionen überlassen wird. Dagegen aber haben sich sowohl die katholischen wie die episcopalen Bischöfe erhoben, behauptend, daß solche Schulen Gleichgültigkeit gegen die Religion erzeugten. Die Behörden sind aber der Meinung, daß in einer aus Confessionen aller Art gemischten Bevölkerung ein anderes System als das irische nicht ausführbar sei.

Der Hauptreichthum des Landes besteht bis jetzt in den großen Viehheerden, besonders den Schafen.

Ein Schiff war 1793 in der Nähe von Sidney gescheitert, eine kleine Zahl von Schafen ward geborgen, ein emsiger Colonist, Macarthur, pflegte den kleinen Stamm, er hatte überraschende Erfolge und mit einer Schnelligkeit, die ohne Gleichen ist, verbreiteten sich diese kostbaren Thiere durch das Land. Neu-Süd-Wales hatte 1810: 26000 Schafe, eilf Jahre nach Durchbrechung der blauen Berge, 1824: 170000, 1828: 635000 und 1854 durch alle australischen Siedelungen: 18 Millionen! „Die enorme Entwickelung alles durch die Kunst hierher verpflanzten Lebens aus dem Thier- und

Pflanzenreich Europas" — sagt A. Heising — „ist so auffallend, daß man sich im Allgemeinen des Eindrucks nicht erwehren kann, als wolle hier die Natur, trotz aller heimischen Unvollkommenheit, ihre ungeschwächte jugendliche Kraft in größerer Fülle und Frische entfalten, als auf den alten, schon siech gewordenen, erschöpften Festlanden."

Auf jedes in Australien lebende Menschen-Individuum kommen gegen 40 Schafe, 6 Stück Rindvieh, ⅔ Pferd und ⅓ Schwein. Der Weinbau ist sehr im Zunehmen. Die seit 3 Jahren betriebenen Goldminen liefern eine sehr reiche Ausbeute.

Von Metallen grub man bis zum Jahre 1851 vornehmlich Kupfererz. Ausbeute bot jedoch nur die eine, 100 engl. Meilen von Adelaide entfernte, 600 Menschen beschäftigende Mine Burra-Burra an der Stadt gleiches Namens mit 5000 E.; Steinkohlen müssen aus England eingeführt werden. In jenem Jahre wurden die Goldfelder bei Bathurst, 100 engl. Meilen von Sydney, entdeckt, und Goldminen daselbst angelegt. Seit dieser Entdeckung strömten Tausende von Menschen über die blauen Berge und fast eben so viele Tausende strömten auf die Kunde von dieser Entdeckung aus fast allen Ländern der Welt, selbst aus Californien, nach Australien — das „Goldfieber" begann, es erzeugte das „Auswanderungsfieber". Man findet das Gold als feinen Staub in Flüssen, als Körner im Thonschiefer, als Klumpen im Quarze. Von letzteren hat man einzelne bis zu einer Schwere von vielen Pfunden gefunden. Aus einem einzigen Quarzstück hat man einen Centner Gold gewonnen. Natürlich steigerte dieser Fund die „verfluchte Goldwuth".

Zu diesen Goldgruben in Neu-Süd-Wales gesellten sich bald die neuentdeckten in Victoria bei Ballarat und am Berge Alexander, wohin sich im Herbste 1851 Tausende von Menschen wälzten, so daß im Mai 1852 am letztern Berge 30—40000 Menschen beschäftigt waren. Jetzt mag die Zahl noch viel größer sein.

Das Goldsuchen ist mit großen Beschwerden verknüpft, es muß häufig im Wasser geschehen. Doch sind die Goldgräber in Australien nicht wie in Californien der Gefahr, von Räubern und Wilden überfallen zu werden, ausgesetzt. Ohne Lösung eines Scheines darf Niemand Gold graben.

Die Bedeutung der australischen Goldminen läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß bis zum Februar 1852 aus Neu-Süd-Wales für fast 4, aus Victoria für mehr als 9 Millionen Livres Sterling Gold ausgeführt wurde. Den allerneuesten Nachrichten zufolge zeigt sich aber auch schon in den australischen Golddistricten eine Abnahme der jährlichen Goldgewinnung, wie sie bereits in Californien und schon längst im Ural eingetreten ist.

Die Zahl der jährlich Einwandernden wächst von Jahr zu Jahr.

Das 1829 von Edward Gibbon Wakefield aufgestellte System der Colonisation Australiens: das in England durch Mangel an Arbeit in Armuth verkommende Proletariat nach dem neuen Lande überzusiedeln, um hier durch Arbeit den gewünschten Wohlstand

und somit physische und sittliche Gesundheit wieder zu erlangen, hat sich vortrefflich bewährt. In den 24 Jahren von 1831 bis 1. Januar 1855 wurden allein nach Sydney 180000 Arme, nach Süd-Australien 50000, nach Victoria und Neuseeland zusammen 100000, in die junge Welt an den Antipoden, also schon jetzt über 300000 Arme aus Großbritannien und Irland verpflanzt, die sich hier regenerirten und eine neue Welt ins Leben riefen. Durchschnittlich betrugen die Uebersiedelungskosten für jeden Kopf 15 Pfd. Sterl.

Durch die Einwanderung vieler Personen des weiblichen Geschlechts hat sich das Leben der Schafhirten und Farmers sehr gehoben. Traurig war ihr Leben ohne Hausfrauen. Das Verhältniß der Zahl der Männer zu den Frauen war ursprünglich = 6 : 1, jetzt ist es nur noch etwa = 2 : 1.

Die Zahl der Verbrechen hat sehr abgenommen, und man sorgt nicht blos für die Kranken und Armen, sondern auch für Wittwen und Waisen; selbst an Irrenhäusern fehlt es schon lange nicht mehr.

Wer die größten Wohlthäter Australiens aufzählen will, darf den Namen einer edlen Frau nicht vergessen, die als ein Muster von menschenliebender Sorgfalt genannt zu werden verdient, — Caroline Chisholm. Ergriffen von der oft höchst unglücklichen Lage der Einwanderer, besonders der Mädchen, die schaarenweise von England ankamen, ergriffen von ihrer Armuth, von ihrer Rathlosigkeit im fremden Lande, von den sittlichen Gefahren, von denen sie umringt waren, schuf die genannte Frau durch rastlose Thätigkeit Zufluchtsstätten oder Asyle, sorgte für Unterkommen durch Rath und That und hat in solcher Art während der 6 Jahre ihres Aufenthalts in Australien für Tausende von Menschen wie ein menschenfreundlicher Genius gewirkt. Von ihr sagt der Engländer S. Sidney (1854): „Die Freundin der Colonisten machte an der Spitze von Auswandererzügen forcirte Märsche von 300 engl. Meilen weit in das Innere, zuweilen campirte sie im Busche. Bald nahm sie müde Kinder in ihre zweiräderige Karre, bald stieg sie zu Pferde und galoppirte über die Hügel voran, um zum recognosciren, bald war sie mit der Anleitung junger Mädchen zu den im Lande üblichen Arbeiten beschäftigt, sorgte für ihr Unterkommen, ihre Verheirathung u. s. w." Aus dem Munde von Menschen aller Länder und Confessionen vernimmt man nur Anerkennung und Dank, den sie jetzt in noch höherem Maße verdient, da sie in den Jahren 1850—1852 mehr als 1000 Auswanderer persönlich aus England nach Australien spedirt und Zehntausenden den besten Rath ertheilt hat.

Eine der neuesten Beschreibungen Australiens (1854, von S. Sidney) sagt von dem Lande: Es ist ein Land der Verheißung für den Abenteurer, eine friedliche und freie Wohnung für den Fleißigen, ein Eldorado und Arcadien (Gold und Schafe) zugleich, wo die schwerste, wie die leichteste bestbezahlte Arbeit zu finden ist, wo jeder strebende Mann, der eine Reihe fleißiger Kinder hat, im Schatten seines eigenen Feigenbaumes sitzen kann — nicht ohne Arbeit, aber mit wenig Sorgen — wo er auf seinem eigenen Grund

und Boden lebt — die reichste Niederlassung der britischen Krone, in der sich gegenwärtig alle Grundbedingungen socialen und politischen Gedeihens vorfinden. Diese Colonie, welche aus einer Verbrecher- und Strafcolonie erwachsen ist, beweiset die ausgezeichnete Befähigung des angelsächsischen Stammes zum Colonisiren und die belebende Einwirkung englischer Institutionen. Mit Recht staunt man, was Alles sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in etwa 70 Jahren, in einer Entfernung von Tausenden von Meilen vom Mutterlande aus einer anfänglichen Verbrechercolonie trotz der ungeheuersten Hindernisse von Seite des ursprünglich bearbeiteten Bodens und trotz der entsetzlichsten Fehler von Seiten der Gouverneure entwickelt hat, von dem strengsten (nothwendigen) Despotismus zu Anfang bis zur heutigen Selbstbesteuerung und Selbstregierung und den drei gesetzgebenden Versammlungen in Neu-Süd-Wales, Victoria und Süd-Australien. Bei freien Institutionen, uneingeschränktem Handel, großen Einkünften, ohne Schulden und ohne Militärmacht muß sich Australien mit reißender Schnelligkeit erheben, besonders wenn es der wachsenden Gesittung gelingt, den Krämersinn, die Gewissenlosigkeit und den Götzendienst des Goldes zu verbannen.

Wir gehen nun zu den zu Australien gerechneten Inseln über, mit Vorausschickung einiger allgemeinen Bemerkungen.

Der Bodenbeschaffenheit nach sind sie entweder vulcanischen Ursprunges, oder sie verdanken den Korallenthieren ihr Dasein. Jene liegen mehr südwestlich, diese nordöstlich, welche zugleich die kleineren sind. Die Menge der Pflänzenarten nimmt nach Osten zu bedeutend ab. Dasselbe gilt von den Thiergattungen. Der Charakter der Vegetation ist weniger, der Thierwelt mehr australisch als indisch. Von amerikanischer Flora kommen nur geringe Spuren vor. Die Bewohner zerfallen in zwei Abtheilungen: in den roheren, schwarzen Stamm von australischem Charakter und in den viel weiter verbreiteten, hellfarbigern Stamm, der den Völkern des indischen Archipels verwandt ist. Jene haben einen abgeschlossenern Charakter als diese; die Einführung des Christenthums ist auch nur bei letzteren theilweise gelungen. Es sind zum Theil von der Natur mit sehr glücklichen Anlagen begabte, schöne und gutherzige Menschen. Von den europäischen Nationen dominiren auf jenen Inseln die Engländer, Franzosen und Spanier. —

Südlich von Neuholland und durch die 30 M. lange Baßstraße davon getrennt, liegt die bedeutende Insel mit der bereits genannten Colonie:

Van-Diemens-Land, auch Tasmania genannt, nach ihrem Entdecker, mit einem Flächeninhalt von mehr als 1250 □M. Das Land hat ein viel besseres Ansehen als Neuholland und ist auch viel anbaufähiger. Die Insel ist nur im Norden niedrig, sonst eine

Hochfläche, mit mäßigen Bergketten bedeckt, wo der Humboldts-Berg, westlich von Hobart-Town gelegen, gegen 5200′ hoch, der höchste in der westlichen Kette, und der Ben-Lomond, im O. von Launceston, 4700′ hoch, der höchste in der östlichen sind, und andere, wie der Tafelberg, sich bis 4000′ und darüber erheben. Viele schöne, wenn auch nicht große Flüsse ergießen sich nach allen Seiten, worunter der im S. mündende Derwent der bedeutendste; sie haben alle einen schnellen Lauf, gestatten daher die Anlegung von Mühlen, was in Port Jackson nirgend der Fall ist, und sind keinen Ueberschwemmungen unterworfen. Die Insel hat auf allen Küsten treffliche Häfen. Das Klima ist etwas rauher als in Sydney, sagt aber den Europäern besser zu; auch kennt man hier nicht jene dort so häufige Dürre, wiewohl im Jahre durchschnittlich weniger Regen als in Neu-Süd-Wales fällt. Wenige Berge sind mehrere Monate lang mit Schnee bedeckt, und in den Thälern bleibt er nur auf Stunden liegen. Die mittlere Wärme an der NW.-Spitze, unter 40¾° s. Br., beträgt etwa 11° R., zu Port Arthur, unter 43¼° Br., 11½°, so daß dieselbe über 2½° geringer ist, als die der italienischen Halbinsel. Daran ist besonders die niedrige, oceanische Sommertemperatur Schuld, welche über 5° niedriger als dort ausfällt, während die Winter ziemlich gleiche Wärme besitzen. Wie an der Südküste Neuhollands fällt auch hier der meiste Niederschlag in den Wintermonaten, während die Gewitter wie am mittelländischen Meere vorherrschend im Sommer eintreten. — Die Producte sind dieselben wie um Port Jackson; nur gedeihen hier bei der niedrigen Sommerwärme die Südfrüchte, selbst der Mais nicht mehr, desto besser dagegen mehrere unserer Obstsorten, besonders Aepfel. Van-Diemens-Land hat einige schöne Waldbäume, welche man in Neuholland noch nicht gesehen, und selbst ein größeres Raubthier von der Art des Panthers, welches aber den Menschen flieht. Sehr wichtig ist hier die Schafzucht, welche viel feine Wolle liefert. Eisen findet sich an der Nordküste in ganzen Bergen; auch Kupfer und Steinkohlen hat man entdeckt. Die Eingebornen, von gleicher Art wie die Neuholländer, waren wo möglich noch roher als diese; sie lebten einzig von der Jagd, kannten nicht einmal den Fischfang und hatten keine Kanoes. Sie waren erbitterte Feinde der Colonisten, welche aber die erste Veranlassung dazu gegeben. Ihre Zahl betrug 1842 nicht mehr als 54, nachdem man 1835 noch 210 nach einer benachbarten Insel verpflanzt hatte, wo sie verpflegt werden. — Die Hauptniederlassung der Engländer, welche sich hier erst 1803 ansiedelten und unter dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales stehen, ist Hobart-Town (—taun), 2 M. vom Ausfluß des Derwent, welcher hier einen der geräumigsten und schönsten Häfen der Welt bildet, gleich Rom auf sieben Hügeln erbaut. Sie wurde regelmäßig angelegt und hat etwa 24000 E. Der Walfischfang an dieser Küste ist erstaunlich ergiebig. — An der Nordküste liegt der ebenfalls vortreffliche Hafen Dalrymple nebst dem 1817 angelegten kleinen Orte Georgetown, mit 3000 E., und etwa 6 M. davon die kleine,

jedoch lebhaften Handel treibende Stadt Launceston, mit über 7000 E. Dem Aufblühen dieser Colonie stand lange ein furchtbares Hinderniß entgegen. Viele in die Wälder entlaufene Verbrecher hatten nämlich Räuberbanden gebildet, welche nur mit großer Mühe ausgerottet werden konnten. Die europäische Bevölkerung von Van-Diemens-Land, welches in 9 Bezirke zerfällt, betrug 1854 65000 Menschen, nachdem sie 1853 durch Auswanderung 2000 verloren hatte. Es befanden sich bis zu diesem Jahre 12000 Sträflinge auf der Insel. Vom Jahre 1852 ab wurden keine Verbrecher mehr aus England nach Tasmania transportirt. Die jetzigen Bewohner sind die Nachkommen der vom Jahre 1803—1853 dorthin geschafften Verbrecher. Die Colonie ist sehr im Aufblühen. Ureinwohner existiren nicht mehr auf der Insel. — In der Baß-Straße liegen die Fourneaux-Inseln und die Insel King. —

Oestlich von Van-Diemens-Land, zwischen 184° und 197° ö. Lg. und von 34½° bis 47° s. Br., liegt Neu-Seeland, welches aus zwei größeren, durch die Cook-Straße getrennten Inseln und der kleinen, durch die Foveaux-Straße geschiedenen Stewart-Insel im Süden besteht. Von jenen heißt die nördliche Eaheinomauwe oder Ikana-mavi, und enthält 1200 □M.; ihre Küste ist sehr zerrissen und ausgezackt, doch sind die Ufer meist niedriges Flachland. Die südliche Insel, Tawai-Punamu, hält 1650 □M.; ihre Küsten erheben sich in vielen Gegenden steil, oft wandartig aus dem Meere, sind meist wild zerrissen oder zeigen waldige Thäler; im Innern breiten sich Hochflächen mit unzähligen Seen aus. Beide Inseln werden in der Richtung von SW. nach NO. von einem großen zusammenhängenden Gebirge durchzogen, welches zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt ist; der Berg Egmont und der Ruapaka, im südlichen Theile der nördlichen Insel, haben etwa 9000′ (nach Anderen 13—14000′) Höhe und gelten für die Scheitelpunkte der Gebirgskette. Vulcanische Thätigkeit zeigt sich in vielen Erscheinungen, wie Kratern, Erschütterungen, heißen Quellen, vorzüglich auf Eaheinomauwe. Unter den mineralischen Producten ist der Beilstein, eine Art Nephrit, merkwürdig, aus welchem die Eingebornen ihre Beile und Streitärte machen; er findet sich auf der südlichen Insel. Die Gebirge entsenden unzählige Bäche und Flüsse, meist nach O., und bilden malerische Gegenden mit den größten Wasserfällen. Das Klima ist in hohem Grade insularisch, d. h. die Winter milde, die Sommer kühl; daher friert es nicht in den Ebenen; Nebel und Orkane sind häufig; milder ist natürlich die nördliche Insel. Deshalb erfreut sich Neu-Seeland nicht nur einer sehr kräftigen Vegetation; worunter viele immergrüne Gewächse auftreten, sondern man begegnet selbst noch tropischen Pflanzen, z. B. einer Art Kohlpalme, dem schönen Baume **Dracaena australis**, welcher mit seinen breiten Blättern die Pandanen-Form vertritt; ferner Mimosen, Myrtaceen u. a. Die Einwohner leben von der Wurzel eines Farrnkrautes, von Kürbissen, mehlreichen süßen Bataten (Kumera) und mancherlei wildem Obste. Unter den vielen noch wenig bekannten Pflanzen

zeichnet sich der neuseeländische Flachs (**Phormium tenax**) aus, woraus treffliche Netze und Stricke gemacht werden. Von den zahlreichen schönen Waldbäumen liefern einige treffliches Material zum Schiffbau. Diese Inseln hatten kein größeres vierfüßiges Thier. Durch die Europäer sind jetzt Pferde, Rinder, Schafe und vorzüglich Schweine eingeführt, welche sich im wilden Zustande außerordentlich vermehrt haben. Viele neue Vögelarten hat man entdeckt, und das Meer wimmelt von Fischen und Schalthieren. Auf einer Insel der Südsee (den Gallopagos?) trafen die ersten Ankömmlinge noch den paradiesischen Zustand. Die Vögel setzten sich auf Kopf und Hand des Menschen. Nur ein schwarzer Schwan war flüchtig. Er war ein Zugvogel, hatte anderwärts die Tücke des Menschen erfahren. Die Thiere machen Erfahrungen und bilden sich, bis zu einer gewissen Grenze, fort. — Die Einwohner sind einer der kräftigsten, schönsten und bildsamsten unter den Volksstämmen Polynesiens; derselbe gehört zu der Menschenrace, welche alle östlicher gelegenen Inseln bewohnt und zu den Malaien gerechnet wird. Es sind schöne Menschen von mehr oder weniger dunkler Farbe, schönen schwarzen Augen, langem schlichten Haar, deren Gesichtszüge denen der Europäer gleichen; nur ihre Schenkel sind nicht wohlgestaltet. Sie werden allgemein als kühn, aber höchst rachsüchtig und verrätherisch geschildert; schon viele Europäer sind von ihnen ohne Veranlassung überfallen und dann auch verzehrt worden, wie sie denn überhaupt erschlagene und gefangene Feinde und oft auch Sklaven fressen; eine Sitte, die jedoch schon auf der nördlichen Insel durch den Einfluß der Missionare aufgehört zu haben scheint. Sonst zeigt ihr Charakter auch Züge von Redlichkeit und besonders von Bildsamkeit. Auch hier herrscht Vielweiberei, und die Weiber werden übel gehalten. Ihre Kleidung besteht aus Matten von Phormium, die um den Hals gehängt werden; sie tättowiren oft mit großer Kunst das Gesicht und andere Theile des Körpers, und lieben Ohrgehänge von Knochen, Federn u. s. w., Halsbänder von Haifisch- und Menschenzähnen und anderen Putz. Ihre Wohnungen bestehen in niedrigen Hütten von Stäben und Gras, die aber oft zu Dörfern vereinigt und dann wohlbefestigt, nicht allein mit Pallisaden umgeben, sondern auch meist an unzugänglichen Orten angelegt sind. Die roheren Bewohner der südlichen Insel leben meist nur familienweise, die der nördlichen Insel sind in Stämme vereinigt und erkennen Oberhäupter. Ihre Nahrung besteht theils in den oben erwähnten Naturproducten, die sie aber auch selbst anbauen, wie sie auch sogar schon gelernt haben, Mais und Weizen zu bauen; theils in Fischen, die sie in sehr großen und gut gemachten Netzen fangen. Sie sind gar nicht ohne große Kunstfertigkeit; besonders machen sie schöne Kanoes oder Piroguen, die aus einem ausgehöhlten Cedernbaume bestehen, dessen Seiten aber durch Planken erhöht sind und dessen Vordertheil oft mit recht künstlichem Schnitzwerk verziert ist; die größten, zum Kriege bestimmten, sind wohl 60′ lang und 6′ breit und führen Ruder und Segel. Ebenso sind auch die Waffen sehr gut gearbeitet; sie bestehen in

einer Lanze, einer Keule und einer Art Streitart von Beilstein, 14″ lang und 6″ breit. Bogen und Pfeile kennen sie nicht, haben aber durch die Europäer den Gebrauch des Schießgewehrs gelernt, welches sie begierig gegen die Producte ihres Landes eintauschen. Auch wissen sie, die Fische zu rösten und von diesen wie von Vegetabilien Vorräthe in ihren befestigten Wohnplätzen anzulegen. Ihre Sprache ist dieselbe wie die der Einwohner der Gesellschafts-Inseln, so auch ihre Religion. Ihre Todten werden begraben. Der Selbstmord soll nicht selten unter ihnen sein. Ihre Zahl ist wegen der ewigen Fehden wohl nur gering; doch schätzt man sie, neben 25000 Europäern, auf mehr als 120000, wovon auf die nördliche, am Besten angebaute Insel allein 100000 Seelen gerechnet werden. Auch hier haben die Engländer eine Niederlassung versucht. Der Holländer Tasman entdeckte Neu-Seeland 1642; aber Cook, welcher diese Gruppe 1769, 1773, 1774 und 1777 besuchte, untersuchte sie zuerst genauer. Später versuchte der englische Missionar Marsden aus Neu-Süd-Wales hier 1815 in der Insel-Bai, am nordöstlichen Ende der Insel, eine Ansiedlung und legte unter dem Schutze mehrerer Oberhäupter eine Schule an, um nützliche Kenntnisse und menschliche Bildung bei den Eingebornen zu verbreiten. Seitdem sind ihnen große Ländereien, vorzüglich auf beiden Seiten der Cook-Straße, abgekauft worden und werden von Gesellschaften, welche sich in England und Schottland gebildet haben, an ordentliche und arbeitsfähige Colonisten zu einem mäßigen Preise abgelassen. Alles verspricht einen günstigen Erfolg dieser neuen Niederlassung, welche bereits über 5000 Seelen zählt und einen lebhaften Verkehr mit den neuholländischen Colonien unterhält, obgleich viel entlaufene oder fortgejagte Matrosen und entsprungene Verbrecher aus Neu-Süd-Wales sich unter den Eingebornen herumtreiben und ihnen ihre Laster mitgetheilt haben und im Jahre 1845 ein unglücklicher Krieg der Eingebornen mit den Colonisten ausbrach. 1840 hat Großbritannien förmlich Besitz von Neu-Seeland genommen und das Land dadurch in eine britische Colonie umgewandelt. Sie zerfällt in 2 Provinzen: In der Nordprovinz liegt die Hauptstadt der Colonie, Auckland, mit 6000 E.; in der Südprovinz, die neue Stadt Wellington am Port Nicholson, der Hauptort und Sitz der britischen Behörden, mit einem der schönsten Häfen auf der Erde und 5000 Einw. Die Insel-Bai, an der Ostküste der schmalen Halbinsel, welche diese Insel nach N. aussendet, hat einen trefflichen Hafen und wird vorzugsweise von Schiffen besucht. —

Im N. von Neuholland und durch die Torres-Straße davon getrennt, liegt die große Insel Neu-Guinea, zwischen 149° und 167° ö. Lg., und von 10° s. Br. bis beinahe an den Aequator. Es ist bereits erinnert, daß die Portugiesen wahrscheinlich schon seit 1511 einige Punkte dieser Insel gekannt haben; genauer ward sie jedoch erst von den Spaniern Ortis de Retz und Bernardo della Torre 1545 untersucht und ihr wegen der Farbe der Einwohner der Name Neu-Guinea gegeben. Größere Verdienste erwarben sich um diese Gegenden Dampier 1688, Bougainville 1768, Cook 1770, und

vorzüglich d'Entrecasteaux 1793. Dennoch sind die unregelmäßigen Umrisse dieses großen Landes noch keineswegs genau bestimmt, und der Flächenraum läßt sich nur muthmaßlich mit den Nebeninseln auf 13000 □M. angeben. Die Europäer, vorzüglich in neuester Zeit die Holländer, haben immer nur selten und auf kurze Zeit die Küsten, nie aber das Innere besucht; daher beschränkt sich Alles, was wir von diesem Lande wissen, auf Folgendes. Die Insel, welche gegen NW. eine große Halbinsel aussendet, ist sehr gebirgig, besonders steil an der Nordküste, aber schön bewaldet; an mehreren Stellen und auch auf den kleinen umherliegenden Inseln hat man Vulcane gesehen. Die Temperatur ist mäßiger, als man erwarten sollte, aber das Klima höchst ungesund. Von der übrigens ganz unbekannten Pflanzenwelt weiß man nur, daß sie der der Molukken gleich ist, wie sich denn auch der Muskatenbaum hier findet. Diesem Lande eigenthümlich scheinen die durch Goldfarbe und lange Schwanzfedern ausgezeichneten Paradiesvögel. Von Thieren kennt man nur wilde Schweine, Ratten und fuchsähnliche Hunde, deren sich die Einwohner zur Jagd bedienen; auch giebt es hier viel eßbare Vogelnester. Das Meer ist reich an Fischen und Schildkröten; auch sollen sich Perlenmuscheln hier finden. Besonders wird hier die Holothurien-Art häufig gefunden, welche die Chinesen unter dem Namen Trepang als Leckerbissen aufsuchen. Die Einwohner bestehen aus zwei verschiedenen Menschenracen. Die Küsten sind im Besitz der Papuas oder Austral-Neger, welche hier mehr Bildung zeigen, als anderswo. Sie haben geräumige, auf Pfählen ruhende Häuser am Ufer des Meeres, gute Boote, Bogen und Pfeile, und zeigen sich kriegerisch. Von ihrer Verfassung und ihrer Religion wissen wir nichts. Das Innere, die Wälder und die Gebirge sollen von den wilden und grausamen Haraforas, wie auf Borneo, bewohnt werden, welche in einiger Abhängigkeit von den Papuas zu stehen scheinen, übrigens aber etwas Landbau treiben. Die Bevölkerung des Landes scheint nicht ganz gering zu sein und steht nur mit Ceram in Handelsverkehr.

II. Der eigentliche australische Archipel.

Um diese Tausende von Inseln, welche vom 149.° bis zum 270.° ö. Lg. im großen Ocean zerstreut liegen, einigermaßen übersehen zu können, wollen wir sie in zwei Hälften theilen, in die Inseln südlich und in die nördlich vom Aequator. In Hinsicht auf die physische Beschaffenheit dieser Inseln theilt man sie auch in hohe und niedrige. Die hohen Inseln sind, wie die unendliche Mehrzahl aller Inseln, die Gipfel von Gebirgen, einzelnen Bergen oder Hochländern, welche sich über die Oberfläche des Meeres erheben. Die

niedrigen Inseln, auch Korallen-Inseln genannt, haben eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit und über ihre Entstehung herrscht noch Streit unter den Naturforschern. Sie haben in der Regel eine runde oder länglich runde Gestalt, doch so, daß sie gewöhnlich nur einen kleinen kreisförmigen Rand bilden, welcher sich nur wenig über das Meer erhebt und einen innern See oder Lagune umschließt. Dieser Rand ist stets höher an der Windseite, niedriger und meistens durchbrochen an der entgegengesetzten Seite, wo eine oder mehrere Oeffnungen des Randes Canäle bilden, durch welche die Schiffe in die Lagune eindringen können. Ist der Rand, was aber selten, ganz geschlossen, so ist die Lagune ein kleiner Landsee, zuweilen auch schon ausgefüllt, und bildet dann nur eine flache Niederung. Bei vielen dieser Inseln ist der Rand so durchbrochen, daß das Ganze einem Kranze oder einer Perlenschnur von mehreren kleinen Inseln gleicht. Der Boden dieser Inseln besteht durchgängig aus Korallentrümmern, mit Sand und Schlamm vermischt; dieser Umstand, sowie die gewöhnlich kreisförmige Gestalt dieser Inseln, das nicht seltene Vorkommen von vulcanischen Producten und von Erdbeben auf denselben, der Umstand endlich, daß das Meer dicht am äußern Rande sehr tief, in der Lagune stets von ungleich geringerer Tiefe ist, hat die nicht unwahrscheinliche Vermuthung veranlaßt, daß diese Inseln nichts als unterseeische erloschene Vulcane seien, deren Kraterränder durch den Bau der Korallen bis über die Meeresfläche erhöht worden, während die Lagune in der Tiefe des Kraters ebenfalls nach und nach von dem Korallenbau ausgefüllt werde. Dadurch würden sich auch viele Veränderungen an diesen Inseln erklären lassen, wenn man, ähnlich wie dies anderwärts beobachtet worden, örtliche Hebungen und Senkungen an solchen Meeresstellen annimmt, welche in vulcanischen Regionen nicht selten sind. Andere Korallenbauten bilden einen Kranz um Inseln und lassen zwischen sich und der eingeschlossenen Insel einen breiten und tiefen Canal mit ruhiger See, wo Schiffe sicher vor Anker liegen können, so z. B. bei den Gesellschafts-Inseln; und endlich giebt es langgestreckte schmale Riffe, welche sich zuweilen hundert Meilen und darüber fortziehen, und wovon das großartigste Beispiel, das **Great Barrier Reef**, längs der NO.-Küste von Neuholland hinzieht. Offenbar hängen diese verschiedenen Formen von der Gestalt der Felsmassen ab, auf denen sich die Korallenthiere angesiedelt haben.

a) Inseln südlich vom Aequator. Sie bilden von Neu-Guinea aus eine ziemlich zusammenhängende, erst sich nach SO., parallel der Nordostküste Neu-Hollands, ziehende Kette, in deren Fortsetzung auch Neu-Seeland liegt, an welche sich eine gerade nach O. laufende Reihe von Inselgruppen anschließt. Südöstlich zunächst an Neu-Guinea erstreckt sich eine gebirgige Inselreihe, welche zuerst durch Bougainville und dann von d'Entrecasteaux untersucht und Louisiade genannt worden. Ihre Producte sind völlig unbekannt; man weiß nur, daß die Einwohner zur Race der Papuas gehören. — Etwas nördlich davon schließt sich an Neu-Guinea, durch die Dampiers-

Straße davon getrennt, der beträchtliche Archipel von Neu-Britannien und Neu-Irland. Letzteres wurde von Carteret 1767, ersteres von Dampier 1699 und dann von Carteret genauer untersucht. Diese beträchtlich großen und stark bevölkerten Inseln sind bergig, wahrscheinlich vulcanisch, die Berge schön bewaldet und reich an Bächen, der Boden fruchtbar. Mehrere Palmenarten, Kokos, Pisangs, der Brotfruchtbaum, der Tikbaum, Yams wurden hier gefunden; an Thieren: das wilde Schwein, der Hund, das Krokodil, die Schildkröte. Die Einwohner, ebenfalls Papuas, sind kühn und verrätherisch, bauen aber das Land sehr sorgfältig, haben gute Wohnungen, zierliche Kanoes, schöne Fischergeräthe und als Waffen Schleudern, Keulen und Lanzen. Westlich von diesen größeren Inseln liegen viele kleinere, wie die Admiralitäts-Inseln u. a. — Südöstlich von Neu-Britannien liegt der große Salomons-Archipel oder Neu-Georgien. Er besteht aus einer Reihe von 6 größeren und vielen kleineren Inseln. Wahrscheinlich ist schon Mendana der erste Entdecker gewesen; später haben Bougainville, Surville und d'Entrecasteaux mehrere Punkte genauer bestimmt. Diese Inseln sind mit zum Theil sehr hohen, aber gut bewaldeten Bergen bedeckt, fruchtbar und scheinen gut angebaut; man will Gold in den Flüssen gefunden haben. Die Vegetation und das Thierreich ist denen auf den vorigen Inseln gleich. Die Einwohner gehören theils zur Papua-Race, theils sind sie kupferfarbig und braungelb mit schlichtem langen Haar. Sie gehen meist nackt, tättowiren aber das Gesicht und den Körper, in den Ohren und Nasen tragen sie Ringe, Muscheln und andern Schmuck. Ihre Hütten bilden regelmäßige Dörfer. Ihre Fahrzeuge, aus mehreren Stücken zusammengesetzt und bis 80' lang, sind meisterhaft gearbeitet und zierlich ausgelegt, und doch bestehen ihre Werkzeuge nur aus Steinen und Muscheln. Sie haben gut gearbeitete Keulen, Bogen, Pfeile und Lanzen. Sie sind kühn und wild und leben in beständigen Fehden, wobei zuweilen Feinde gefressen werden. Sie stehen unter despotischen Oberhäuptern. — Oestlich von Neu-Georgien liegt der von gefährlichen Korallenriffen umgebene Archipel von Santa-Cruz, zuerst von Mendana 1595, dann von Carteret 1767 besucht, welcher diese Inseln Königin-Charlotte-Inseln, die Hauptinsel aber Egmont nannte; zuletzt und am Genauesten sind sie von d'Entrecasteaux 1793 beobachtet. Es sind 8 größere und 3 kleinere; die größte, auch Sta. Cruz genannt, hat sehr fruchtbaren Boden, schön bewaldete Berge und eine üppige Vegetation. Die Einwohner scheinen ein Gemisch der Negerrace und der eigentlichen Bewohner der Südsee-Inseln. Sie gehen zwar fast nackt, allein sie scheinen nicht ohne Kunstfertigkeit, wie ihre Häuser, welche in Dorfschaften zusammenliegen, Kanoes, Waffen und Plantagen beweisen; auch leben sie unter Oberhäuptern vereinigt. Bei einer dieser Inseln, Manicoli oder Wanikoro, auch **Isle de Recherche** genannt, ist La Pérouse verunglückt, dem 1828 hier ein kleiner Obelisk zum Denkmal errichtet worden. Mehrere kleine umherliegende Inseln müssen hier übergangen werden. — Südlich von Sta. Cruz liegen die neuen Hebri-

den und die große Insel Neu-Caledonia. Die ersteren wurden von Quiros 1606 entdeckt, welcher ihnen den Namen **Tierra del Espiritu Santo** (Heilige-Geist-Land) gab; Bougainville nannte sie die großen Cykladen, Cook 1774 neue Hebriden. Sie tragen schön bewaldete Hügel und Vulcane und gleichen in ihrer Beschaffenheit und ihren Producten, worunter besonders das Sandelholz zu nennen, den früher erwähnten. Wir nennen darunter die Gruppe der Banks-Inseln, 1789 entdeckt; die Heilige-Geist-Insel, welche die größte ist und gegen 100 □M. enthält; Mallicolo und das Vulcaneiland Tanna. Die Einwohner gehören zu den Papuas, sind braun, schmächtig und klein, fast wie die Neu-Holländer; auffallend ist der Schädel an der Stirn zurückgebogen oder eingedrückt. Sie gehen fast ganz nackt, werden aber als gutmüthig, gastfrei und als redlicher denn die meisten Bewohner dieser Inseln geschildert; auch sind sie thätig und zeigen viel Fassungskraft. Sie leben fast ganz von den Vegetabilien, die sie anbauen, und zeigen wenig Geschick zum Fischfange. — Die große Insel Neu-Caledonien, südlich von den vorigen, ward erst von Cook 1774 entdeckt; nach ihm war d'Entrecasteaux 1792 dort. Sie ist weniger von der Natur begünstigt, furchtbare Felsenriffe auf allen Seiten verhindern fast jede Annäherung, die Berge sind nackt und besonders die Westküste unfruchtbar. Die Einwohner, 40—50000, ebenfalls Neger, aber groß und kräftig gebaut, gehören zu den Anthropophagen; sie sind sehr kriegerisch, haben aber keine Bogen, sondern nur Lanzen und Keulen, und bauen sich bienenkorbartige Hütten. Sie sind sehr arm, haben nicht einmal Schweine oder Hunde, sondern nur Hühner; auch verzehren sie nicht allein manche widrige Insecten, wie Spinnen, sondern sogar eine Art Speckstein. Neuerdings ist die Insel von der französischen Regierung statt des ungesunden Cayenne zu einer Verbrecher-Colonie ausersehen. —

Im O. der neuen Hebriden treffen wir die Fidschi- oder Viti-Inseln, über 200 an der Zahl. Sie wurden von dem Holländer Tasman 1643 entdeckt; Bligh (blei) fand 1789 die nördlicheren derselben, welche auch nach ihm benannt werden. Die größte heißt Pau (pa-u) und erzeugt viel Sandelholz. Man kennt sie so gut wie gar nicht, da Korallenriffe die Annäherung äußerst gefährlich machen. Die Einwohner sind die gefürchteten Feinde ihrer Nachbarn auf den Freundschafts-Inseln, welche sie als roh und kriegerisch schildern. Neuere Nachrichten haben bestätigt, daß sie wilder noch als die Neu-Seeländer die Kriegsgefangenen, oft zu Hunderten, verzehren; nichts destoweniger gehören sie zu den civilisirtesten Südsee-Insulanern, haben treffliche Kanoes, bauen sich große Wohnungen und unterhalten Pflanzungen.

Die Freundschafts-Inseln oder der Tonga-Archipel, im SO. der vorigen, wurden zuerst von Tasman 1643, dann viel genauer von Cook 1773 und 1777, zuletzt von La Pérouse 1787 untersucht und sind seitdem auch häufig besucht worden. Sie erstrecken sich von 18° bis 22° s. Br. und von 199° bis 203½° ö. Lg.; ihre

Zahl beträgt über 150. Mit diesen Inseln betreten wir eine viel gebildetere Welt. Sie gehören meistens zu den sogenannten niedrigen Inseln, ruhen auf Korallenfelsen und sind mit Riffen umgeben, welche gefährliche Brandungen erzeugen; die Hauptinsel Tongatabu liegt kaum 20′ über dem Meeresspiegel. Alle sind den Erdbeben ausgesetzt, und auf einigen finden sich thätige Vulcane. Sie sind äußerst fruchtbar und haben ein höchst angenehmes Klima. Zu den Hauptproducten gehört der Brotbaum (Artocarpus), der 40′ Höhe erreicht, eine schöne Krone hat und 10—11 Zoll im Durchmesser haltende Aepfel hervorbringt, deren Fleisch vor der Reife weiß, später gelb und breiartig wird und ein Hauptnahrungsmittel abgiebt. Ferner die Kokospalme, der Pisang, die Yams- oder Igname-Wurzel von 2½′ Länge, süße Bataten, mehrere Feigenarten, Zuckerrohr, welches das beste bis jetzt bekannte ist. An vierfüßigen Thieren hat man nur Schweine, Hunde, Ratten und Vampyre, welche sämmtlich gegessen werden. Die Einwohner sind schöne, kräftige Menschen von kastanienbrauner Farbe, mit schwarzen krausen Haaren und schönen Augen; die Weiber, etwas kleiner, sind wohlgebildet. Man findet unter ihnen mehrere Albinos oder Kakerlaken. Ihr Charakter verdient alles Lob: sie sind gutmüthig, fröhlich und arglos; der häufige Diebstahl an Fremden ist mehr Folge ihrer Unwissenheit und Neugier. Sie bauen ihr Land vortrefflich und treiben die Fischerei im Großen. Zu ihren Fehlern gehört der häufige Genuß des Kawa, eines berauschenden Getränks, welches aus ausgekauten und mit Wasser zur Gährung gebrachten Wurzeln einer Pfefferart bereitet wird; es betäubt und veranlaßt ekelhafte Hautausschläge. Sie gehen fast ganz nackt, nur die Weiber sind etwas bedeckt; alle, mit Ausnahme des Königs und einiger Oberhäupter, tättowiren sich. Ihre Wohnungen bestehen in einem Dache, welches fast bis zur Erde reicht, sind aber reinlich mit Matten ausgelegt und bilden sehr hübsche Dörfer. Die Vielweiberei herrscht auch hier; so leichtsinnig aber auch die Mädchen gegen Fremde, so zurückhaltend sind die Frauen. Sie erziehen ihre Kinder mit großer Milde und halten das Alter in Ehren. Alle diese Inseln standen sonst unter einem erblichen Könige, der abgöttisch verehrt wurde und dessen Vasallen-Fürsten, gegenwärtig unabhängige Häuptlinge, wiederum das Volk sehr grausam behandelten. Diese Insulaner zeigen viel Kunstfleiß: sie machen vortreffliche Matten und Zeuge aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaums. Ihre Piroguen sind künstlich gebaut, mit Segeln und Auslegern versehen: so nennt man Balken, welche über beide Seitenborde des Fahrzeugs mit der Wasserfläche parallel sich erstrecken und das Umschlagen verhüten. Ihre Waffen bestehen in Keulen und Speeren; des Bogens bedienen sie sich selten. Sie haben eine nicht unangenehme Musik und bedienen sich zweier Arten Flöten, wovon die eine aus mehreren Röhren besteht, eine wahre Pans-Flöte, die andere einfach und mit einem Nasenloche geblasen wird. Ihr Tanz besteht in langsamer und einförmiger Bewegung der Hände und Füße. Der Gruß besteht wie bei vielen Südsee-Insulanern in gegenseitigem Annähern und Berühren der Nasenspitzen.

Sie beten eine große Menge Götter an; jede Naturerscheinung, jeder Ort hat seine besonderen Götter, denen Opfer, zuweilen sogar Menschenopfer, gebracht werden. Beim Tode eines Königs führen sie laute Klage, wobei sie sich den Körper fürchterlich zerfleischen. Es werden den Todten Denkmäler errichtet, wovon einige aus alter Zeit aus pyramidenförmig aufgerichteten und gut behauenen Steinen bestehen; eins derselben soll 165′ lang und 150′ breit sein. Auf der größten dieser Inseln, Tongatabu oder Tonga, welche stark bevölkert ist, haben die Engländer seit 1826 eine Mission errichtet, welche einen Theil der Einwohner zum Christenthum bekehrt hat. — Im N. der Freundschafts-Inseln liegen die Schiffer-Inseln, welche zuerst von Bougainville 1768 bestimmt und von La Pérouse 1787 genauer untersucht sind. Sie gehören zu den reichsten, schönsten und bevölkertsten dieser Inselwelt. Alle sind hoch, bergig, aber fruchtbar, schön bewässert, reich an Wäldern und allen Producten dieser Gegend; auch scheinen sie sehr gut angebaut. Die Einwohner gehören zu den größten und stärksten Menschen und übertreffen darin die Europäer; besonders schön sind die Weiber, deren Sitten aber höchst schamlos. Diese Insulaner zeigen in allen Dingen viel Geschick, vorzüglich in der Behandlung ihrer Fahrzeuge, weshalb auch den Inseln ihr Name gegeben worden. Gegen Fremde haben sie sich höchst verrätherisch gezeigt, vorzüglich gegen La Pérouse, welcher hier nach dem freundschaftlichsten Empfang ohne alle Veranlassung überfallen wurde. Gegenwärtig haben sich auch hier Missionare niedergelassen.

In weiter Entfernung östlich von den Schiffer-Inseln liegen unter 16—18° s. Br., zwischen 223° und 230° ö. Lg., die reichsten und schönsten der australischen Inseln, die Gesellschafts- oder Societäts-Inseln, auch wohl der Georgische Archipel genannt, 13 an der Zahl. Quiros sah sie zuerst 1606, nach ihm Wallis 1766, Bougainville 1768, Cook 1769; dann wurden sie häufig von Europäern besucht, und Wilson brachte 1797 die ersten englischen Missionare dahin. Alle diese Inseln erheben sich wie steile Gebirge aus dem Meere, sind aber auch zum Theil zirkelförmig von Korallenriffen umgeben, innerhalb welcher das Meer zwar sicher ist, aber welche oft nur einen schmalen und gefährlichen Zugang gewähren. Die größte von allen, Tahiti oder Otaheiti (o ist der Artikel), mag 28 □M. enthalten und wird von vielen englischen und amerikanischen Schiffen besucht. Sie sind größtentheils vulcanischen Ursprungs, aber hinreichend mit Bächen und Seen versehen. Das Klima gehört zu den reizendsten in der Welt. Der Brotfruchtbaum macht auch hier den Hauptreichthum der Einwohner aus; außerdem bauen sie die Kokospalme, den Pisang, die Yams und andere Wurzeln, haben mehrere Feigenarten, Zuckerrohr, welches besonders von europäischen Ansiedlern gebaut wird und selbst einen Ausfuhrartikel liefert, Bambus, den Papier-Maulbeerbaum und mehrere Farbepflanzen. An Hausthieren besitzt man nur Schweine, Hunde und Hühner. Das Meer ist äußerst fischreich und liefert auch Perlenmuscheln. Die Bevölkerung dieser Inseln soll ehemals sehr bedeu-

tend gewesen sein; die Kriege aber, welche die Einführung des Christenthums veranlaßt hat, und die von den Europäern mitgebrachten Krankheiten haben sie sehr verringert, und Taheiti soll kaum noch 10000 Menschen zählen. Die Einwohner gehören zu den größten und schönsten Menschen dieser Gegenden, besonders die Vornehmern, während das niedere Volk kleiner, dunkler und schwächer ist. Nur ist die Nase etwas flach und der Mund etwas zu groß. Sie sind äußerst leichtsinnig, fröhlich und sinnlich, nicht rachsüchtig, aber äußerst diebisch und oftmals zur Verrätherei geneigt. Die Weiber sind schön und als Mädchen höchst zügellos. Sie wissen ihre Speisen mannigfaltig und reinlich zuzubereiten, und namentlich die Brotfrucht auf mancherlei Weise Monate lang aufzubewahren. Das berauschende Getränk aus der Pfefferstaude, hier Awa genannt, war sonst auch hier gewöhnlich. Sie bekleiden sich etwas mehr und sorgfältiger, als die übrigen Südsee-Insulaner, und wissen sehr hübsche Zeuge aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes zu verfertigen; ihr Kopfputz ist mannigfaltig und schön; sie tättowirten ehemals den Leib, aber nicht das Gesicht, und sind so reinlich, daß sie täglich mehrere Male baden. Ihre Häuser sind eigentlich nur Dächer, die auf der Erde ruhen, und dienen nur zum Schlafen, werden aber sehr reinlich gehalten. Sie haben Kanoes von verschiedener Art; die kleineren sind äußerst schmal, die zum Kriege eingerichteten sind oft 70′ lang, zu zweien verbunden, mit Masten, Segeln und Auslegern versehen. Ihre Waffen bestehen in Schleudern und Lanzen. Sie hatten auch früher schon eine ordentliche Regierung, einen erblichen König (oder eine Königin), unter welchem viele Oberhäupter, Eris, stehen, und mehrere andere Abstufungen des Ranges, mit einer Art von Lehnssystem; das eigentliche Volk, die Mahanunen (oder Bauern) und die Tautaus (das Gesinde), wurden sehr gemißhandelt. Das Zeichen der königlichen Würde war ein rother Leibgürtel. Jetzt haben sie eine der englischen sich nähernde Verfassung angenommen. Die Weiber wurden wenig geachtet, durften nie mit dem Manne essen und mußten sich mancher Speisen ganz enthalten. Sie lieben ihre Kinder sehr und unterrichten sie sorgfältig. Bei den Großen herrschte fürchterliche Unzucht; es gab ganze Gesellschaften, Areyos, von jungen Leuten beider Geschlechter, welche sich zu allen Ausschweifungen verbanden, und die daraus entstehenden Kinder wurden getödtet; ebenso tödtete eine vornehmere Frau das Kind, wenn es von einem Manne geringern Standes war. Die Sprache dieser Insulaner ist äußerst sanft und wird fast auf allen australischen Inseln gesprochen. Sie sind nicht ohne Anlage zur Poesie; ihr Gesang ist angenehm. Ihre öffentlichen Vergnügungen bestanden in Ringen, woran auch Weiber Theil nahmen, vorzüglich aber in Tanz, theils von Weibern allein, theils von beiden Geschlechtern zugleich, womit sie eine Art von mimisch-dramatischer Darstellung verbanden. — Sie erkannten früher einen obersten Gott, Eatua rahai, und viele Untergötter, sowie auch Hausgötter, und glaubten an ein zukünftiges glückliches Dasein; ihre Priester waren zugleich Aerzte und Zauberer. Die Begräbnißplätze großer Familien,

Moraïs, waren zugleich Oerter der Anbetung, wo sie die grob gearbeiteten Statuen ihrer Götter in verzerrten Menschengestalten aufstellten, wo laute Gebete gehalten und Opfer, zuweilen Menschenopfer, gebracht wurden. Ein solcher Morai bestand zuweilen aus einer 40′ hohen Pyramide mit Stufen und mit schönen Bäumen umpflanzt. Die Leichen der Großen wurden gewissermaßen einbalsamirt und Monate lang aufbewahrt, dann erst begraben. Der König war tabu (heilig, unantastbar) und ebenso Alles, was er berührte, daher er in kein fremdes Haus ging, weil sonst Niemand es hätte benutzen dürfen; selbst der Becher, woraus er getrunken, wurde gleich zerstört; aber auch die Priester sprachen das Tabu aus über Oerter und Gegenstände, die dann Niemand betreten oder berühren durfte; ja oft über gewisse Speisen, deren man sich dann eine Zeit lang enthalten mußte. — Sehr viel von diesen Einrichtungen und Sitten ist jetzt, nachdem es den englischen und nordamerikanischen Missionaren gelungen, das Christenthum einzuführen, gänzlich verschwunden *). Die ausgelassene Fröhlichkeit, die zügellosen Sitten, die Tänze und die Gesänge des Volks sind nicht mehr vorhanden; man hat viele Kirchen und Capellen erbaut, welche sehr regelmäßig besucht werden; die Sonntagsfeier wird mit puritanischer Strenge beobachtet; ein großer Theil des Volks hat lesen und schreiben gelernt, und man hat schon angefangen, die Bibel und andere Andachtsbücher in der Landessprache zu drucken. Leider hat es aber auch blutige Kämpfe gekostet, wobei ganze Volksstämme ausgerottet worden, um diesen Samen einer bessern Bildung auszustreuen, und dazu ist seit 1835 noch der Kampf und die Eifersucht zwischen den älteren protestantischen Missionaren Englands und den neuen katholischen Frankreichs gekommen, in Folge dessen letzteres sogar die Inseln unter sein Protectorat stellte (1843) und militärisch besetzte, obwohl die Königin und das Volk sich den Franzosen abhold zeigten. Die Bevölkerung dieser Inselgruppe soll dadurch auf $1/_{20}$ ihres frühern Betrages herabgekommen sein. — Westlich von den Gesellschafts-Inseln liegt die kleine Gruppe der Cook-Inseln, nach ihrem Entdecker genannt. Sie gehören zu den niedrigsten Koralleneilanden und leiden an Wassermangel. Die Bevölkerung ist zahlreich und größtentheils zum Christenthume bekehrt. — Im O. der Gesellschafts-Inseln liegt eine sehr große Anzahl kleiner Koralleninseln zerstreut, welche zuerst wohl von Quiros theilweise gesehen, dann von anderen Seefahrern gelegentlich berührt, fast nie aber genauer untersucht worden sind. Der größte Theil von ihnen ist flach und das ganze Meer dort bei großer Tiefe mit den gefährlichsten Korallenriffen bedeckt, daher auch diese Gegenden die südlichsten Austral-Inseln, der gefahrvolle Archipel, das böse Meer, die Inseln selbst aber die niedrigen Inseln genannt werden. Ihre Producte und Bewohner gleichen im Ganzen denen der vorigen; viele

*) Auf der Tahiti benachbarten Insel Eimeo fand zuerst in Australien das Christenthum Aufnahme.

sind ganz unbewohnt; auch hier ist ein Anfang mit Verbreitung des Christenthums gemacht worden. — Im NO. der Gesellschafts- und im N. der niedrigen Inseln, von 7¾° bis 10½° s. Br., liegen die Marquesas-Inseln, eine Gruppe von 13 hohen Inseln mit ungefähr 24 □M. Oberfläche und 25000 Einw. Der erste Entdecker Mendaña, woher sie auch wohl Mendaña's-Archipel genannt werden, gab ihnen den Namen des Marquis von Mendoza, daher auch Mendoza's-Archipel. Erst Cook fand sie 1774 wieder, und 1791 gab ihnen der Nordamerikaner Roberts den Namen Washingtons-Archipel; neuerdings sind sie von den Russen unter Krusenstern 1804 untersucht worden. Natur und Menschen sind denen auf den Gesellschafts-Inseln ziemlich gleich; nur scheinen diese Inseln nicht so reich an Vegetabilien, auch sind die Schweine selten. Die Einwohner sind auch hier schön und kräftig, aber im höchsten Maße sittlich entartet, und die Weiber über alle Begriffe schamlos. Sie tättowiren den ganzen Körper, besonders die Vornehmeren, mit größter Sorgfalt. Auf der Hauptinsel Nukahiwa giebt es soviel Könige, als Thäler, aber ihr Ansehen ist sehr unbedeutend. Die verschiedenen Thäler hatten sonst häufige Kriege unter einander, die erschlagenen Feinde wurden verzehrt, und nur zu deutlich haben sie bewiesen, daß die Furcht sie abhält, es mit jedem Fremden so zu machen. Diesem Zustande ist dadurch ein Ende gemacht, daß im Herbste 1842 Frankreich den ganzen Mendaña-Archipel, obwohl ohne den geringsten Schein eines Rechtsgrundes, in Besitz genommen hat; die Lage der Gruppe auf dem Wege von Panama nach China verleiht dieser Colonie für die Zukunft in der That eine außerordentliche Wichtigkeit. Auf einigen dieser Inseln befinden sich seit 1827 christliche Missionare. — Von ganz ähnlicher Beschaffenheit sind die Roggeveens-Inseln im NW. der Gesellschafts-Inseln, welche der Holländer Roggeveen 1722 entdeckte; nur sollen die Einwohner gutmüthiger und sanfter als die auf den Marquesas sein. — Südlich von den niedrigen Inseln liegt, unter 25° s. Br. und 247° ö. Lg., die kleine Insel Pitcairn, worauf etwa 90 Einw. leben, die von englischen Matrosen abstammen, welche 1789 sich gegen ihren Capitän Bligh empört, die Offiziere ausgesetzt und sich nach Otaheiti begeben hatten, von wo sie mit einigen Männern und Weibern dieser Insel nach Pitcairn segelten. Hier kamen die meisten durch gegenseitige Ermordung um; der einzige übrig gebliebene Engländer, der Matrose John Adams, unterrichtete die Weiber und Kinder im Christenthum und bildete einen kleinen, ganz patriarchalischen, sehr wohlgeordneten Staat. Er ist erst kürzlich gestorben, und seine Insulaner, welche aus Furcht vor Wassermangel von der englischen Regierung die Erlaubniß erbeten hatten, sich auf Otaheiti niederzulassen, sind 1832, nachdem mehrere von ihnen auf Otaheiti gestorben, nach Pitcairn zurückgekehrt. — Wir übergehen eine Menge kleiner unbedeutender Inseln, welche noch zwischen diesen größeren Gruppen zerstreut liegen, und erwähnen nur noch als die östlichste der australischen Inseln die Oster-Insel, unter 27° s. Br. und 268° ö. Lg.; sie hat etwa 4 M. im Umfange, leidet aber gro-

ßen Mangel an Holz und süßem Wasser; ihre Bewohner (1500 bis 2000) sind wohlgebildet, haben Pflanzungen und Wohnungen und verfertigen Zeuge und Körbe. Noch weiter östlich liegt der kahle Felsen Salas y Gomez. — Wir gehen nun zur zweiten Abtheilung dieser Inselwelt, nämlich zu den

b) Inseln nördlich vom Aequator über. Hier treffen wir zuerst, unter 217½°—222¾° ö. Lg., und unter 19° bis 22¼° n. Br., die beträchtliche Gruppe der Sandwich-Inseln, welche, 22 an der Zahl, zusammen 340 □M. groß sind. Sie wurde von Cook 1778 entdeckt, welcher hier in einem zufälligen Streite mit den Eingebornen seinen Tod fand. Später sind sie sehr häufig von Europäern besucht und jetzt für Handel und Schifffahrt bei Weitem die wichtigsten aller australischen Inseln geworden. Sie sind alle gebirgig, meistens vulcanisch; auf der Hauptinsel Owaihi, von 220 □M. mit kaum noch 40000 Einw., erheben sich drei sehr hohe vulcanische Berge, der Mauna (d. i. Berg)-Roa 12600′, der Mauna-Koah (d. i. weißer Berg) 12900′ und der Mauna-Wararai über 7900′ hoch; der Mauna-Koah scheint überall hohl zu sein, so daß man auf einer Trommel zu gehen glaubt. Der Mauna-Roa ist ein stets thätiger Vulcan, dessen Krater an der Westseite 1½ M. Umfang hat, in welchem beständig ein See von glühender Lava siedet; an seinem Ostfuße erhebt sich der noch thätigere kleine Vulcan Kirauea, etwa 3750′ hoch, dessen Krater ein ungeheurer Schlund von nahe 2 M. Umfang und 1000′ Tiefe bildet; auf seinem Boden stoßen 50—60 Kegel beständig Lava, Rauch, Asche ꝛc. aus, und besonders interessant sind daselbst zwei fast ununterbrochen siedende Lavaseen. Vom Mauna-Roa zieht sich eine Reihe von Kratern in der Richtung von O. nach W. quer durch die Insel. Dabei sind die Inseln von schönen Bächen bewässert und haben ein mildes Klima. Um von den Temperaturverhältnissen auf dem weiten Gebiete der australischen Inselwelt im großen Ocean eine Vorstellung zu geben, benutzen wir die einzige längere Beobachtungsreihe auf der dortigen Inselgruppe, nämlich die der Missionare zu Honolulu auf Woahu, in 21⅓° n. Br. und 219⅔° ö. Lg., also nahe an den Grenzen der tropischen Zone, welcher fast sämmtliche Inselgruppen Australiens angehören. Hier beträgt die mittlere Wärme des Jahres 19° R., der Winter ist nur 1¼° kälter, der Sommer 1¼° wärmer; im Januar sinkt die mittlere Wärme der Monate am Tiefsten (17°), erhebt sich aber selbst im wärmsten Monate, dem August, nicht über 20¾°, so daß also auch noch bei diesem Abstande vom Aequator, in Folge des Einflusses des Oceans, eine große Gleichförmigkeit der Temperatur herrscht. Eine Kälte von + 7° und eine Wärme von mehr als 25° R., was die äußersten Grenzen der Schwankungen des Thermometers sind, kommen hier überhaupt nur höchst selten und ausnahmsweise vor. Dies dürfte genügen, um für die noch größere Gleichförmigkeit der Temperatur anderer australischen Inseln, besonders in der Nähe des Aequators selbst, einen Maßstab zu erhalten. Die Producte sind ganz die nämlichen wie auf den oben erwähnten Inseln; nur ist der Anbau hier

ungleich besser, und daher auch der Viehstand sowohl der Schweine, welche hier ursprünglich vorhanden, als auch des Rindviehes, welches die Einwohner durch Vancouver erhielten, sehr bedeutend. Das Hauptnahrungsmittel war früher die Taro-Wurzel (Arum esculentum), welche zu Brei gekocht wurde; jetzt ist aber auch der Mais und viele andere europäische Früchte eingeführt worden. Das hier einheimische Zuckerrohr gehört zu den allervorzüglichsten Arten; auch mit der Baumwolle und der Seidenzucht hat man Versuche gemacht. Die Fruchtbarkeit, obwohl sie sich auf die Küste beschränkt, ist ungemein groß, da auf demselben Felde im Jahre mehr als eine Ernte gesammelt werden kann. Unter den Mineralien ist auf Owaihi der Schwefel und Seesalz besonders wichtig. Die Einwohner, wenngleich nicht ganz so schön als die der Gesellschafts-Inseln, übertreffen alle Australier an Fähigkeiten. Sie sind heiter, sehr gesellig und weniger falsch als die übrigen. Alles, was sie anfertigen, ihre Zeuge (Tappa) und Matten, ihre Waffen, ihre Fahrzeuge sind viel besser als die der anderen Insulaner; ja sie haben von den Europäern den Schiffbau erlernt und besitzen jetzt schon mehrere große Seeschiffe, womit sie für eigene Rechnung nach der Westküste Amerikas und China segeln, um vorzüglich mit Salz und Sandelholz Handel zu treiben *). (Außerdem werden Arrow-root, Zucker, Taback, Hölzer, Seeotterfelle ꝛc. ausgeführt.) Sie sind treffliche Seeleute und schwimmen unglaublich leicht. Einer ihrer letzten Könige, Tammeamea, † 1819, war ein ausgezeichneter Mann; er befreundete sich seit 1794 mit den Engländern, schuf sich eine Seemacht, eroberte damit die ganze Inselgruppe, hielt eine regelmäßige Leibwache von 50 Mann, mit Flinten bewaffnet, und hatte an 60 Europäer und Amerikaner in seinen Diensten. Im Jahr 1824 starb sein Nachfolger nebst Gemahlin in London, wohin sie gekommen waren, um Europa kennen zu lernen. Seit 1819 ist der Götzendienst mit seinen Menschenopfern ganz abgeschafft, und Christenthum und Bildung haben unglaubliche Fortschritte gemacht; doch sollen sich die Einwohner nicht so knechtisch den Missionaren unterwerfen wie die Otaheiter. Der Hauptort auf Owaihi ist das Dorf Karakakua an der Westseite, mit einem stark besuchten Hafen. — Auf der Südwestküste von Woahu oder Oahu, einer Insel von 25 □M. mit 28000 Einw., ist Hanaruru oder Honolulu, unter 21¼° n. Br., ein guter und durch 2 Forts vertheidigter Hafen, die Residenz des Königs, mit 10000 Einw., worunter etwa 400 Ausländer, und der Sitz der englischen und nordamerikanischen Consuln. Hier sind 2 Missionsschulen mit 450 Schülern, ein Liebhabertheater, eine Druckerei, welche eine Zeitung und in der Volkssprache verschiedene religiöse und Schulbücher herausgegeben; ferner viele Handwerker; das beste und größte Gebäude ist das Missionshaus. — Nördlich von Owaihi liegt Mauwi oder Maui, mit 24000 E., eine sehr ergiebige und von Schiffen

---

*) Jährlich landen zu Honolulu über 100 fremde Schiffe, besonders amerikanische Walfischjäger, um Lebensmittel einzunehmen.

viel besuchte Insel. Die Gesammtzahl der Einwohner dieser Inselgruppe, welche sich zu Cook's Zeiten noch auf 400000 belief, beträgt jetzt kaum 110000. Jetzt (1854) sind die nordamerikanischen Freistaaten im Begriff, die Sandwich-Inseln durch Kauf an sich zu bringen. —

Weit im SW. der Sandwich-Inseln liegt zwischen 177° und 197° ö. Lg., vom 13. Grade n. Br. bis über den Aequator hinaus, die lange Reihe der Inseln von Lord Mulgrave's-Archipel. Sie wurden 1788 vom Capitän Marshall entdeckt, welcher indeß nirgends an's Land ging. Viele dieser kleinen Inseln gehören zu den niedrigen Koralleneilanden und sind mit Riffen umgeben und durch solche mit einander verbunden, daher höchst gefährlich für den Seefahrer; andere sind bergig. Alle zeigen eine schöne Vegetation; außer Kokos, Kohlpalmen, Brotfruchtbäumen, Bananen und Arum hat man keine Früchte gesehen, ebensowenig Hausthiere. Die Einwohner sind den Bewohnern aller früher erwähnten Inseln verwandt und haben gut gebaute Kanoes. Der südliche Theil dieses Archipels wird auch Gilbert's-Archipel genannt. Der nördliche, auch die Marshall's-Inseln genannt, besteht aus den beiden parallelen, von Kotzebue 1816 näher erforschten Ketten Radack und Ralick, wie sie die Eingebornen nennen, deren Boden wenig fruchtbar und deren Einwohner höchst gutartig, liebenswürdig und verständig sind. Ausgezeichnet sind sie, wie die Bewohner der nächst folgenden Inselgruppen, durch ihre höchst kunstreichen Proen, d. h. Schiffe. Diese bestehen aus einem 17—18′ langen, aber kaum 2′ breiten und etwa 3′ tiefen Schiffskörper, mit welchem parallel sich in einer Entfernung von 11—12′ ein ebenso langer Schwimmbalken befindet. Auf beiden, die dadurch verbunden werden, ruht ein Verdeck oder ein gedielter Boden, auf welchem sich die Mannschaft aufhält; der etwa 20′ hohe Mast erhebt sich zwischen beiden Schwimmkörpern, doch dem Schiffskörper etwas näher. Diese Inseln gehören zu den neuesten Korallenbildungen, sind niedrig und haben meistens noch eine Lagune in ihrer Mitte. — Westlich davon erstreckt sich in der Richtung von O. nach W. die zahlreiche Gruppe der Carolinen oder neuen Philippinen, mit über 400 Inseln von 150° bis 180° ö. Lg. Sie sind den Europäern zuerst durch Eingeborne dieser Inseln, welche durch Sturm, der hier häufig eintritt, nach den Ladronen verschlagen, 1697 bekannt geworden; aber erst Duperrey und der russische Capitän Lütke 1828 haben ihre Lage näher untersucht. Sie sind theils dicht bewaldete Felseilande, theils niedere, weit dichter als die vorigen bevölkerte Koralleninseln. Die östlichen werden auch wohl die Gruppe Cittak genannt. Die Einwohner scheinen von derselben Race wie die der früheren Inseln zu sein und zeichnen sich durch ihren Handelsgeist und ihre weiten Seereisen aus. Sie stehen unter mehreren eigenen Häuptlingen. Etwas bekannter ist der westlichste Theil dieser Gruppe, welcher unter dem Namen Pelew-(pelju) oder Palaos-Inseln häufig als eine eigene Gruppe betrachtet wird. Die Mannschaft eines gescheiterten englischen Schiffes ward 1783 von dem Könige dieser Inseln so menschenfreund-

lich behandelt, daß England 1790 ein anderes Schiff mit Geschenken dahin sandte, wodurch die Lage dieser kleinen Gruppe genauer bestimmt ward. Durch dies Schiff erhielten die Einwohner, welche bis dahin kein vierfüßiges Thier besessen hatten, die meisten unserer Hausthiere und unseres Geflügels. Die Einwohner gleichen den übrigen Südsee-Insulanern, zeichnen sich aber durch bessern Anbau des Landes, bessere Wohnungen und schöne Fahrzeuge aus. Der Umgang mit Spaniern, Engländern und Amerikanern, welche hierher kommen, um Trepang zu fischen, hat jedoch die ursprünglichen Sitten dieser Insulaner sehr verschlechtert. — Wir beschließen die Betrachtung dieser Inselwelt mit den Ladronen oder Marianen. Sie wurden 1521 von Magelhaens entdeckt und Ladronen oder Diebes-Inseln genannt, wegen des allen Australiern eigenen Hanges der Einwohner zum Stehlen. Später, als die Spanier sie in Besitz genommen, erhielten sie von der Gemahlin Philipps IV., Maria, den Namen Marianen. Sie erstrecken sich in einer Reihe unter 164° ö. Lg. von S. nach N., etwa von 13¼° bis gegen 21° n. Br., haben daher ein warmes, doch nicht ungesundes Klima, und enthalten noch brennende Vulcane. Es fehlt ihnen an sicheren Häfen. Die Vegetation ist üppig und dieselbe wie auf den vorigen Inseln; erst durch die Spanier sind die Hausthiere eingeführt, welche sich auf einigen jetzt unbewohnten Inseln im wilden Zustande sehr vermehrt haben. Die Einwohner scheinen von den Philippinen abzustammen und reden auch eine dort einheimische Sprache. Sie sollen ehemals weit zahlreicher gewesen sein (150000), und u. a. lassen einige Monumente, welche aus mehreren Reihen steinerner Pyramiden von 14′ Höhe bestehen, auf eine gewisse Cultur schließen. 1816 war die Zahl der Einwohner durch Krankheiten und den Druck der Spanier, welche sich im Besitz der Inseln befinden und unter der Regierung der Philippinen stehen, auf die unbedeutende Zahl von 5400 geschmolzen, und mehrere der schönsten Inseln im N. sind gegenwärtig völlig unbewohnt. Die bedeutendsten sind die südlichen, nämlich: Guam oder Guajan, Guahan, auch S. Juan genannt, die größte; Tinian und Rota. Auf Guajan haben die Spanier die kleine Stadt und Residenz des Gouverneurs Agaña gegründet, welche 3000 E. zählt und wo ihre aus Amerika kommenden Schiffe anzulegen pflegen. Die Eingebornen wohnen in Dörfern und bauen das Land.

D. Afrika.

Bei den Griechen hieß dieser Welttheil Libyen, bei den Römern, welche unter Libyen nur den nördlichen Theil desselben verstanden, hieß er Afrika; beide aber kannten davon nicht viel mehr als die Nordküste bis zur großen Wüste, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß, wie Herodot berichtet, schon 600 Jahre v. Chr. Phönicier auf Befehl des Königs Neko von Aegypten ganz Afrika umschifft und der Karthager Hanno etwa 450 v. Chr. wenigstens einen großen Theil der Westküste beschifft hat. Den Portugiesen war es vorbehalten, im 15. Jahrhundert die wahre Gestalt dieses Welttheils zu entdecken: schon 1433 umschifften sie das bis dahin für die äußerste Grenze der südlichen Welt gehaltene Vorgebirge Non (**non plus ultra,** d. h. nicht darüber hinaus) (**Promontorium Herculis**), unter 28½° n. Br., den Canarischen Inseln gegenüber; aber erst Bartolomeo Diaz erreichte das südlichste Vorgebirge von Afrika, welches er Cap der Stürme, König Johann II. aber mit besserm Sinn Cap der guten Hoffnung nannte; nun erst vermochte Vasco de Gama, 1498, unter Emanuel dem Großen, Afrika zu umschiffen und in Ostindien zu landen.

Die Erforschung Afrika's ist seit vielen Jahren die Sehnsucht tapferer Männer, obgleich dieselbe seit den letzten 60—70 Jahren, in welchen sie an Heftigkeit zugenommen hat, etwa 150 kühnen Forschern das Leben gekostet hat. Zu den verdienstvollsten dieser Männer gehört unter den Briten vor Allen Mungo Park, der 1795—97 den Niger entdeckte, 1805 aber auf der zweiten Reise als Opfer seines Eifers fiel; Brown, Entdecker des Reiches Darfur, 1793—96; Lyon, Entdecker des Landes Fezzan, 1719—20; Oudney, Denham und Clapperton, die zuerst von Osten her bis in die Nähe des Niger vordrangen, was Clapperton auf seiner zweiten Reise 1826—27 auch von anderer Richtung her gelang, dann aber den Anstrengungen unterlag; Laing, der 1827 Timbuktu erreichte, un-

mittelbar darauf aber ermordet wurde; die Brüder Lanner, die Entdecker des untern Laufs und der Mündung des Niger, 1831; Richardson, der 1845—46 und 1850—51 viele Regionen Nordafrika's erforschte; der Missionar Livingston, der bis zum See Ngami und von da bis zum atlantischen Ocean vordrang. Von deutschen Forschern in Afrika sind besonders zu nennen: Hornemann, der Entdecker von Fezzan, 1799—1805; Lichtenstein, der von Süden her die Länder des Beschuanenvolkes aufschloß; 1813 Burkhardt, 1821—25 Rüppell, Hemprich und Ehrenberg, mit jenem die Erforscher Nubiens, indem Rüppell 1831—33 die Forschungen bis Abyssinien fortsetzte; 1835—40 Rußegger, der gleichfalls Nubien und die Länder am weißen Nil untersuchte. Die letzten Forschungen deutscher Männer, Barth's, Overweg's, der leider den Anstrengungen erlag, und Vogel's, haben die Aufmerksamkeit aller civilisirten Nationen erregt; die Bekanntmachung der von ihnen ermittelten Resultate werden mit Spannung erwartet *).

Lage. Grenzen. Größe.

Afrika, im S. von Europa, im SW. von Asien, ist eine große Halbinsel, welche nur durch den 15 M. breiten Isthmus von Suez, zwischen dem mittelländischen und rothen Meere, mit Asien zusammenhängt, übrigens aber vom Meere umflossen ist. Im N. wird Afrika vom mittelländischen Meere bespült, welches hier den großen Meerbusen von Sidra, bei den Alten die große Syrtis, bildet; das nördlichste Vorgebirge dieser Küste ist das Cap Blanco (Prom. Candidum) unter 37° n. Br., östlich davon Cap Bon; die nordwestliche Grenze dieser Küste aber das Cap Spartel (Cotes) unter 36° n. Br., an der Straße von Gibraltar, welche hier, etwa 2½ M. breit, Europa von Asien trennt. Im W. grenzt Afrika an den atlantischen Ocean, welcher den sehr großen Meerbusen von Guinea bildet. Die wichtigsten Vorgebirge auf dieser Seite sind, außer dem schon erwähnten Cap Non, das Vorgebirge Bojador, unter 26½° n. Br.; das weiße Vorgebirge oder Cap Blanco (Pr. Soloeis), unter 21° n. Br.; das grüne Vorgebirge oder Cap Verde, das westlichste, unter 14⅘° n. Br. und wenig östlich von 0° Länge von Ferro; das rothe Vorgebirge, unter 12° n. Br.; das Cap Sierra Leone, unter 8° n. Br.; das Vorgebirge der Palmen oder Cap Palmas, unter 4½° n. Br.; das Cap der drei Spitzen, unter 15½° ö. Lg.; das Cap Formosa, unter 23½° ö. Lg.; Cap Lopez, unter 1° s. Br.; Cap Negro, unter 16° s. Br.; end-

*) Der erste Band von Dr. Barth's Reisewerk ist bereits 1857 bei J. Perthes in Gotha erschienen: „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—55. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern."

lich das südwestlichste von allen, das Vorgebirge der guten Hoffnung, unter 34½° s. Br. und 36° ö. Lg.; das südlichste Vorgebirge von Afrika aber ist das Nadelcap oder Cap Agulhas (Aguljas), unter 34⅘° s. Br. Im O. wird Afrika vom indischen Ocean bespült, welcher hier zwischen dem festen Lande und der Insel Madagaskar den Canal von Mozambique bildet; an dieser Küste liegen das Cap Corrientes, unter 24° s. Br.; Cap Delgado, unter 10½° s. Br., und das nördlichste Vorgebirge Cap Guardafui (Pr. Aromata?), unter 11⅘° n. Br. und 69° ö. Lg. Im NO. endlich berührt Afrika das rothe Meer, welches mit der 5 M. breiten Meerenge von Bab el Mandeb unter 12½° n. Br. beginnt und durch den Isthmus von Suez vom Mittelmeer geschieden wird. Afrika erstreckt sich also von 37⅓° n. Br. bis zu 34⅘° s. Br., oder fast ebensoweit südlich als nördlich vom Aequator, und von 0°6′ bis 69° ö. Lg., oder es hat 1080 M. von N. nach S. und etwa 1030 von O. nach W. Der Flächeninhalt, welcher aber keineswegs genau zu bestimmen ist, mag ohne die Inseln 534000 □M., wovon mehr als ⅔ auf die nördliche Hemisphäre kommen, betragen, die Inseln 10500 □M. Demnach ist das continentale Afrika 3⅛ Mal so groß als Europa, 4 Mal so groß als das continentale Australien, hat ⅚ der Größe Amerikas und ⅝ von der Asiens. Afrika zeichnet sich durch seine einförmige Gestalt vor allen anderen Erdtheilen aus und hat in seinem Umriß Aehnlichkeit mit Süd-Amerika. Sein Küstenumfang beträgt 3500 M., wovon eine bedeutende Strecke, nämlich über ⅙ (600 M.) allein auf die Küste des mittelländischen Meeres, das Uebrige zu gleichen Theilen auf den atlantischen und den indischen Ocean fällt. Wie Süd-Amerika und Neuholland fehlt es dem Continent gänzlich an größeren Meerbusen und Halbinseln oder an einer höhern Gliederung, welche sein Inneres zugänglicher machen würde, denn nach den oben mitgetheilten Zahlen kommen nicht weniger als 152 □M. seiner Oberfläche durchschnittlich auf 1 Meile Küstenlänge. Dieser Umstand, mit anderen Eigenthümlichkeiten verbunden, macht Afrika zu dem unzugänglichsten, verschlossensten Continent, dessen Inneres bisher für die Culturentwicklung fast völlig fremd geblieben ist, weshalb es mit Europa den höchsten Gegensatz bildet. Eine Linie an der Straße Bab el Mandeb zur Bai von Biafra theilt den ganzen Erdtheil in ein gegen S. mit seiner abgestumpften Spitze gerichtetes Dreieck und in ein nördlich davon gelegenes Trapez (Viereck). Das Ganze hat ungefähr die Gestalt eines Kalbfelles.

Allgemeine Beschaffenheit. Gebirge und Gewässer.

Auch jetzt noch, trotz aller Bemühungen der neuern Zeit, das verschlossene Innere dieses Welttheils genauer zu erforschen, kennen wir nicht viel mehr als die Küsten; über das Meiste haben wir daher nur Vermuthungen. Betrachten wir Afrika zuerst im Allgemeinen nach der Vertheilung der Höhen und Tiefen, so finden wir, daß sich

etwa südlich vom 10. Grad n. Br. ein bis an die Küsten tretendes großes Hochland ausbreitet, Hoch- oder Süd-Afrika, während nördlich von jenem Parallelkreise ebenso ununterbrochen ein weites Flachland sich von O. nach W. erstreckt, an dessen äußerstem Nordrande erst zwei gesonderte Gebirgsglieder, nämlich das Plateau von Barka im O. und das Hochland der Berberei im NW., aufsteigen. Afrika zeigt also auch in Bezug auf seine Oberflächengestaltung eine große Einförmigkeit. $^2/_3$ des ganzen Erdtheils gehören der Form des Hochlandes, $^1/_3$ der des Flachlandes an, so daß ersteres hier ein merkwürdiges Uebergewicht hat.

Das südliche oder Hoch-Afrika bildet, soweit dasselbe uns bekannt ist, eine einzige massenhafte Erhebung, etwa 231000 □M., die wahrscheinlich im Innern nirgend durch Tiefebenen von beträchtlicher Ausdehnung unterbrochen wird und meist nur sehr schmale Räume von Tiefland längs den Küsten übrig läßt. Nur die Ränder desselben sind einigermaßen erforscht. Randgebirge von 4—5000′ Höhe scheiden gegen Süden, im Caplande, die schmalen Küstenebenen von dem innern Hochlande, welches mit dem wasserarmen, steppenartigen Plateau der großen Karroo-Ebene, 3000′ über dem Meere, beginnt; diese wird wieder weiter nördlich nach dem Innern zu durch parallele und bis 10000′ aufsteigende Ketten von dem höhern ebenen, wasserarmen und baumlosen Tafellande des Oranje-Stroms, welches sich 5000′ hoch über den Meeresspiegel erhebt, getrennt. Hoch-Afrika's Südrand kann somit als eine Terrassenlandschaft mit wenigstens drei Stufen betrachtet werden, deren Randgebirge wie die einzelnen Stufen nach dem Innern zu an Höhe zunehmen. Aehnlich scheint der weit weniger erforschte Ostrand bis zum Cap Guardafui gebildet zu sein; indeß ist die Terrassenbildung nur im südlichen Theile bis zum Zambeze-Flusse einigermaßen bekannt, und die Höhenverhältnisse der Stufen, welche nur einen schmalen Uferrand lassen, und der ziemlich parallel der Küste ziehenden Scheidegebirge lassen sich nicht genau angeben. Etwa unter 15° s. Br. wird ein Gebirge Lupata genannt, welches der Zambeze durchbricht. Auch längs der Westküste wiederholt sich die Stufenbildung am Cuenza und Zaire, in Benguela, Angola und Congo: östlich von den Küstenebenen erhebt sich eine Bergkette, welche von jenen Strömen durchbrochen wird und über die man zu einem Berglande, der zweiten Terrasse, gelangt, welche wieder durch der Küste parallele Ketten von vielleicht über 14000′ Höhe von der innern und höchsten Stufe geschieden wird, die man für die Scheitelfläche Hoch-Afrikas hält. Als nördlichster Theil dieses Westrandes ist das Hochland der Amboser an der Bai von Biafra zu betrachten, welches sich zu Gipfeln von mehr als 13000′ Höhe erhebt. Auch über den Nordrand besitzen wir nur spärliche zerstreute Nachrichten. Südlich vom Tschad-See breiten sich die Bergländer Mandara und Adamowa aus; westlich davon tritt die Gebirgslandschaft Haussa, vielleicht ein Vorsprung des Nordrandes, der bis zum mittlern Laufe des Quorra reicht, auf, welcher dieselbe von Hoch-Sudan zu trennen scheint. Dies Hochland, wie das von Habesch,

bringt einige Abwechselung in die einförmigen Umrisse Hoch-Afrikas. Hoch-Sudan ist ein getrenntes Gebirgsglied desselben, welches etwa 40000 □M. einnimmt, von dem Busen von Guinea etwa bis zum 16. Breitengrade reicht und durch schmale Küstenebenen vom Ocean geschieden wird. Eine lange Bergkette, etwa von O. nach W. ziehend und im O. niedrig (nur 2500′ hoch), bildet den Südrand, nach dem Busen von Guinea hin, und dehnt sich gegen W., zugleich an Höhe zunehmend, unter dem Namen Kong zu einer plateauartigen Gebirgslandschaft aus, die sich selbst noch über die Region des ewigen Schnees erheben soll; zu beiden Seiten lagern sich derselben stufenförmige Bergländer vor, unter denen die Vorterrassen der Fulahs und der Mandingos auf den beiden Ufern des Gambia-Flusses, mit steilen Abfällen in's Tiefland, am Weitesten gegen Westen vortreten. Auf ähnliche Weise tritt als ein Vorsprung der Hauptmasse am Ostende des Nordrandes das Alpenland von Habesch (8000 □M.) auf, wo auf dem großen Plateau von Amhara und Gondar der Tzana-See 5800′ über dem Meeresspiegel liegt. Dies wird von hohen Bergketten, dem Gebirge Godjam und dem Schneegebirge Samen umkränzt; östlich von letzterm betritt man das Hochland von Tigre, welches von mehreren parallelen Ketten durchzogen wird, die nach O. an Höhe abnehmen. Die Abfälle dieses Alpenlandes gegen NW. und nach dem Meere hin sind steil, wodurch die Zugänglichkeit sehr erschwert wird; sanfter scheinen dieselben zu den noch wenig bekannten Bergländern im Süden zu sein. Unter den Hochgebirgen, welche sich hier erheben, hat das Mondgebirge, Djebel Komri, welches in die Quellgegend des weißen Nils und ziemlich nahe dem Aequator gelegt wird, uns aber noch völlig unbekannt ist, seit alten Zeiten einen besondern Ruf erhalten; es bildet die Wasserscheide zwischen dem Nil-Stromgebiet und den westwärts fließenden Strömen. Zwischen den Gebirgs- und Hochländern von Kordofan und Darfur und denen von Enarea finden sich weite Ebenen, zum Theil Sumpfflächen, in denen am Sobat-Fluß, der rechts in den weißen Nil mündet, ein breiter Gürtel goldführenden Sandes neuerlich entdeckt worden, welcher, wie der am Abai oder obern blauen Nil, einen ansehnlichen Ertrag liefert. Die östlichen Nebenflüsse des Nils entspringen auf einem hohen Tafellande, welches an der Küste steil abfällt und auf welchem einzelne Berggipfel sich zu 10—14000′ erheben sollen.

Die gesonderten Gebirgsglieder des afrikanischen Flachlandes, welches in das Flachland von Sudan, unmittelbar am Nordfuße Hoch-Afrikas, in die Sahara und in die unteren Stufenländer des Nils getheilt wird, sind: 1) Das Plateau von Barka (2000 □M.), zwischen der Sahara, dem Tieflande des untern Nils und dem mittelländischen Meere; es erhebt sich steil aus dem Meere zu etwa 1500′ mittlerer Höhe, dacht sich dagegen mit seiner flachen Scheitelfläche sanft, gegen SO. selbst unmerklich, zur Wüste ab. Es wird durch die Sultin-Ebene, einen Theil der Sahara, geschieden von 2) dem Hochlande der Berberei, welches gegen N. und W. vom atlantischen Mittelmeere begrenzt wird und 21000 □M.

einnimmt. Dies besteht aus einer Menge in verschiedenen Richtungen streichender Bergketten, die östlich bis zum Meerbusen von Sidra oder der großen Syrte ziehen und sich auf einer im O. 1500′ hohen und gegen W. allmälig ansteigenden Plateaufläche erheben. Die dicht oder nahe an der Küste und mit dieser parallel ziehenden niedrigen Bergketten, welche den Nordrand dieses Hochlandes, von der Straße von Gibraltar bis an den Meerbusen von Cabes oder der kleinen Syrte, bilden, werden gewöhnlich zusammen der kleine Atlas genannt. Zwischen ihnen und dem Meere lassen sie ein schönes, fruchtbares Land mit mehr europäischem als afrikanischem Charakter. Der hohe Atlas, welcher den Westrand bildet und außer zum atlantischen Ocean überall steile Abfälle zeigt, besteht aus mehreren parallelen, von SW. nach NO. streichenden Ketten, die sich in der Quellgegend des Maluvia, südlich von Fez, am Höchsten erheben (13—14000′, zugleich die größte Erhebung des ganzen Hochlandes) und die ewige Schneegrenze übersteigen. Den Südrand bildet das sehr wenig bekannte, von W. nach O. ziehende Gebirge des großen Atlas, der sich an die niedrigen felsigen Ketten des Ostrandes anschließt. Südlich von dem hohen und großen Atlas trennt das Berbern-Hochland von der Wüste das Flachland Biled-ul-Gerid, ein schmaler Streifen bewässerten, fruchtbaren, ebenen Landes, welches als eine Uebergangsstufe in die Region der Wüste anzusehen ist. Diese tritt am Busen von Sidra bis nahe an die Küste des mittelländischen Meeres und läßt überhaupt östlich nur einen schmalen Küstenstrich der Cultur übrig.

Am Nordrande Hoch-Afrikas bildet der flache Sudan, ein schmales, bewässertes, wellenförmiges Culturland, dessen Ausdehnung auf 40000 □M. angeschlagen wird und das im Mittel vielleicht etwa 1200′ hoch ist, den Uebergang zum wunderbaren Lande der Wüste Sahara, deren Erscheinung im Ganzen als eine chaotische bezeichnet werden kann. Er ist von S. wie von N. her schwer zugänglich, und die denselben durchströmenden Flüsse verschwinden in dem trocknen Boden der Sandwüste oder bilden salzige Lachen, deren Umfang sich in der Zeit der tropischen Regen ansehnlich ausbreitet. Die bedeutendste solcher Wasserflächen, welche nicht austrocknet, ist der von W. nach O. etwa 45 M. breite, 30 M. lange Tsad- oder Tschad-See*),

---

*) Dr. Barth sagt (in dem Vorworte zum ersten Theile seines Reisewerks) von diesem See, nach dessen Anblick und Untersuchung so viele Reisende getrachtet haben: „Fast unmöglich für den Reisenden ist die Erforschung der ewig wandelbaren Ufer (dieser centralafrikanischen Lagune). Er bildet eine ungeheure seichte Lache, die nur in der Mitte ein schiffbares Fahrwasser hat, ist mit Inseln bestreut, die von einem unabhängigen, den Anwohnern feindlichen Stamme bewohnt sind, während rund umher Sumpf und niedriger Wiesengrund von gewaltiger Ausdehnung sich lagern. Obgleich er keinen Ausfluß hat, ist er dennoch ein Süßwassersee, der durch die gewaltige Verdunstung auf so weiter Fläche, bei geringer Tiefe, den gewaltigen Wasservorrath verliert, den die (oben genannten) Flüsse ihm zuführen.

in welchen von SO. her der aus der Vereinigung des Serbewel oder Flusses von Loggon und des Schari entstehende große Strom und viele andere Flüsse der Nord-Terrassen Hoch-Afrikas münden, und der von vielen kleinen, meist nur periodisch gefüllten Seen und Lachen umgeben ist. Diese reiche Bewässerung seiner Umgebungen, besonders im Süden desselben, bildet den auffallendsten Gegensatz zu der Dürre der benachbarten Wüste. Oestlicher scheint ein Gürtel von sumpfigen Wäldern sich an der nördlichen Abdachung von Hoch-Afrika hinzuziehen. Nach Anderson existirt an der nördlichen Grenze der südafrikanischen Sahara, der großen Wüste Kalahari, 20° 23′ südl. Br., der große See Ngami, 14 deutsche Quadratmeilen groß.

Die Sahara, die größte Wüste auf der Erde (118000 □M.), ein nur von wenigen fruchtbaren Oasen unterbrochenes Chaos, erstreckt sich von O. gegen W., vom atlantischen Ocean bis Aegypten, über 650, von N. nach S., mit wechselnder Breite über 200 M. weit. Sie gehört vorherrschend, aber mit bedeutenden Ausnahmen, dem Tieflande an und scheint sich von O. nach W. sanft abzudachen, so daß sie selbst noch mehrere Meilen weit eine große Seichtigkeit der Meeresstriche an der Westküste erzeugt. Der westliche Theil, Sahel — der Ocean ohne Wasser, wie ihn die Anwohner nennen —, ist eben und wird aus leicht beweglichem, an vielen Stellen reich mit Salz geschwängertem Flugsande gebildet, den der Wind wellenartig zu wandernden Hügelreihen zusammentreibt. Der völlige Mangel an Bewässerung und Vegetation, welcher die Wüste charakterisirt und die Reisen der Karavanen so gefährlich macht, wird hier noch seltener als im östlichen Theil der Sahara durch kleine, mit Quellen ausgestattete und mit spärlicher Vegetation bedeckte Räume, Oasen, unterbrochen. Nördlich vom Tschad-See soll sich die Wüste zu 1200—1300′ Höhe über den Meeresspiegel erheben, und in ihrem östlichen Theile treten an vielen Stellen niedrige Felskämme, Felsbänke, Schluchten (Wadis) aus der Sandfläche hervor, ähnlich wie die Riffe und Klippen im Ocean; die Oasen sind hier häufiger und von größerer Ausdehnung als im Westen. An die Stelle des Flugsandes treten nun hier und da eben so dürre und vegetationslose Felder von losen Steinen und Gerölle; und je mehr man gegen O. geht, wird der Flugsand immer seltener, die Kieselfelder immer häufiger, bis endlich ausgedehnte, nackte fast horizontale Felsplatten ohne Bodenfurche und ohne ein Sandkörnchen die Oberfläche bilden. Die vorherrschende Windrichtung in diesen Regionen erklärt diese Wanderung des Flugsandes von O. nach W., welche im östlichen Theil die Felsenunterlage bloßgelegt hat. Dies gilt vorzüglich von dem östlichen Theil der Sahara, der sogenannten libyschen Wüste, und in dieser, wo die Herrschaft des Sandes weit geringer ist, liegen die größten und bedeutendsten Oasen, Darfur, Kordofan, und längs des Nil-Thals eine Reihe kleinerer Oasen, worunter die Große, die Kleine und Siwah oder die Oase des Jupiter Ammon am Bekanntesten sind.

In der libyschen Wüste, welche durch Minutoli, Ehrenberg u. A. genau bekannt geworden ist, täuschen sogenannte Luftspiegelungen

(Mirages) den Reisenden und selbst die Kameele. Man glaubt Wasser (Seen ꝛc.) zu sehen, stürzt darauf zu, — und sie verschwinden. Ueberdies wird man durch falsche Beurtheilungen der Entfernungen getäuscht. Man hält Alles für zu nah. Die Täuschungen sind überhaupt sehr häufig. Ein fernes Kameel hält man für einen kleinen Vogel und umgekehrt. —

Endlich müssen wir noch im N. von Habesch und den Hochländern um die Quelle und den obern Lauf des Bahr el Abiad die mittleren und unteren Stufenländer des Nils (gegen 20000 □M.) betrachten. Sie dehnen sich im NW. des abyssinischen Alpenlandes zu beiden Seiten des Stromes, östlich bis zum rothen Meere, westlich bis zur Wüste und zum Plateau von Barka, aus. Von den niedrigen, kahlen Felsketten, welche das Nil-Thal in Aegypten begleiten, heißt gewöhnlich die westliche das libysche, die östliche das arabische oder Mokattam-Gebirge; jenes hängt durch einen Klippenzug mit dem Plateau von Barka zusammen, dieses füllt noch zum Theil den Isthmus von Suez. Das Nil-Thal selbst bildet hier, ähnlich wie der östlich davon ziehende Busen des rothen Meeres, einen schmalen Einschnitt in die Felsplatte, welcher allein Culturland besitzt und bewohnbar ist. Der Strom hat durch die Schlammablagerungen allmälig sein Mündungsland immer weiter gegen N. vorgeschoben und so besonders in Unter-Aegypten eine breite Niederung mit fruchtbarem Boden, das Delta, geschaffen, welches beständigen Veränderungen unterworfen ist. Die Stromspaltung, welche jetzt in der Nähe von Kairo beginnt, fand in der historischen Zeit noch mehrere Meilen weiter aufwärts statt.

In geognostischer Beziehung scheint Afrika den Revolutionen auf der Oberfläche am Wenigsten ausgesetzt gewesen zu sein. Die Erdschichten liegen meist horizontal. Das vorherrschende Gestein ist Kalk, der Kreidegruppe angehörig. Theils über, theils unter ihm und deshalb höhern Alters liegen an vielen Stellen Sandsteine. Auf den Hochebenen Südafrikas bedecken rothe Sandsteine und Thonmassen oft unermeßliche Strecken. In den Zambezeländern und in Natalien findet man reiche Steinkohlenlager. Von fortdauernder vulcanischer Thätigkeit kommen im Innern wenig Spuren vor, mehr auf den Inseln; desto häufiger aber sind dort wie hier die Ablagerungen vulcanischer Massen, Laven und Basalte.

Der Hauptcharakter dieses Welttheiles ist Dürre; trotzdem ist er reich an bedeutenden Strömen, welche das Meer erreichen; in Algerien und am Cap hat man mit gutem Erfolge artesische Brunnen gebohrt. Die große Einförmigkeit der Oberflächengestalt auf großen Räumen verleiht diesen auch eine besondere Uebereinstimmung in ihren Stromgebieten. So stürzen Süd-Afrikas Ströme von der innern Hochfläche, wo sie den längsten Theil ihres Laufes haben, in Katarakten über die Gebirgsscheiden der Terrassen fort, welche deren Rand in parallelen Zügen einfassen, so daß, umgekehrt wie in Amerika, der mittlere und untere Lauf gewöhnlich nur sehr kurz ist; ähnlich wie in Neuholland scheinen die Gewässer auf dem Plateau breite,

flache Betten zu haben, da sie leicht weithin übertreten, so daß viele im Innern große Landseen und Moräste zu bilden scheinen. Mehr entwickelt ist der untere Lauf der vielen Ströme, welche aus Hoch-Sudan nach Senegambien 2c. fließen und bei einem geringen Gefälle hier an ihren Mündungen ungesunde, schwüle Sumpfgegenden bilden, während die gesammten Tiefebenen an der Küste sich durch tropische Fülle der Vegetation auszeichnen. — In's mittelländische Meer ergießt sich nur ein einziger bedeutender Strom, der weltbekannte Nil, dessen Quellen erst in den letzten Jahren etwas bekannter geworden sind, als sie es im Alterthume waren. Man vermuthet, daß er aus der Vereinigung mehrerer Flüsse entsteht: der westliche und zugleich der Hauptstrom, Bahr el Abiad oder der weiße Nil, unter 3° bis 4° n. Br., ist bereits bis 4¾° n. Br. aufwärts verfolgt worden; er nimmt viele andere Ströme auf, hat nur in der Regenzeit einen schnellern Lauf, fließt sonst aber träge dahin, und ist bei Weitem wasserreicher als der östliche, der Bahr el Azrek oder der blaue Nil; dieser, nach seiner Farbe so benannt, entspringt in einer 2′ starken Quelle in einem Sumpf in Central-Abyssinien, etwa 8500′ über dem Meeresspiegel, durchströmt den See Tzana oder Dembea, fließt spiralförmig in einem großen Bogen um seine Quelle, durchbricht mit sehr starkem Gefälle, mit Wasserfällen und Stromschnellen die westlichen Gebirgsketten von Habesch, um sein mittleres Stufenland (bis 24° Br. reichend) zu betreten. Dies ist eine Fels- und Wüstenplatte, die allmälig von 3000′ bis 600′ nach N. herabsinkt und mit vielen niedrigen Kegelbergen besetzt und von niedrigen Felsrücken durchzogen wird. Hier vereinigt er sich mit dem Bahr el Abiad bei Khartum, unter 15½°. Vereinigt nehmen sie später noch von O. den wasserreichen, reißenden Takazze, im untern Laufe Atbara (Astaboras) genannt, auf und stürzen sich über viele Katarakten der Fels- und Wüstenplatte, bis sie unter 24° Syene und damit die Grenze Aegyptens und das untere Stufenland erreichen. Im obern und mittlern Theile desselben fließt der Strom nun in einem tiefen, nur 2 Stunden breiten Thale, welches von niedrigen, kahlen Felsketten eingeschlossen ist, während zur Seite des Thales höhere, klippige Wüstenstriche sich ausbreiten. Die östliche Bergkette, welche sich unter 28° im isolirten Gipfel Gebel Ghareb bis zu 6000′ erhebt, wird durch zwei tiefe, wasserlose Thaleinschnitte von W. nach O. durchfurcht und gestattet so eine unmittelbare Verbindung des Nil-Thales mit dem rothen Meere. In der untern Stufe fließt der Nil als ein einziger mächtiger Strom, dessen regelmäßige Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit über seine Ufer verbreiten und der keinen einzigen Nebenfluß erhält, bis 5 St. nördlich von Kairo, wo er sich in 2 Hauptarme theilt, den westlichen, welcher bei Rosette, und den östlichen, welcher bei Damiette in's Meer fällt; außerdem aber sendet er eine Unzahl Arme und Canäle sowohl zwischen beiden Hauptarmen, als auch östlich und westlich über sie hinaus in's Meer, und bildet so das hochberühmte, große und fruchtbare Nil-Delta. Die Nil-Schwellen zeichnen sich vor denen aller

anderen großen Ströme durch ihre große Regelmäßigkeit und Dauer aus und sind nicht wie anderwärts von gewaltsamen Zerstörungen begleitet *). — In's atlantische Meer ergießen sich: der Senegal, im obern Laufe Bafing genannt; er entspringt etwa unter 11° n. Br. auf einem Hochgebirge, fließt zuerst in nördlicher Richtung und nimmt von O. her mehrere Ströme auf; nachdem er mehrere bedeutende Wasserfälle, besonders die von Govina, gebildet, tritt er in die senegambische Tiefebene, wo er in nordwestlicher und dann in westlicher Richtung ruhig fließt und sich in mehreren Armen etwa unter 16° Br. beim Fort St. Louis ergießt. Der weniger bedeutende Gambia entspringt ganz in der Nähe nordwestlich vom Senegal, durchbricht in mehreren Fällen das Gebirge, fließt in nordwestlicher, zuletzt in westlicher Richtung und erweitert sich schon 40 M. vom Meere sehr bedeutend, so daß er bei seinem Ausfluß, beim Fort St. James, unter 13° Br., an 3 M. breit ist. Von den übrigen kleineren Flüssen dieses Küstenstriches kennt man nicht viel mehr als ihre Mündungen und einen geringen Theil ihres untern Laufes. So ergießt sich der Rio grande unter 11½° Br.; der Rio Mesurado unter 6½° Br.; in Guinea der Assinie unter 14½° ö. Lg., der Volta, an der Sklavenküste, unter 18° Lg., und der Lagos unter 22° Lg. In dem östlichsten Theile des Meerbusens von Guinea, zwischen 23°—26° ö. Lg., kannte man schon lange eine Menge zum Theil bedeutender Flußmündungen, wie der Rio Formoso, der Nun u. m. a., und die Vermuthung lag sehr nahe, sie möchten alle nur die Mündungen eines großen Stromes sein, welcher hier, wie viele andere große Flüsse, ein bedeutendes Delta bildete. Diese Vermuthung ist jetzt zur Gewißheit erhoben, seitdem man weiß, daß wenigstens einige dieser Flüsse, namentlich der Nun, nur Arme des lange räthselhaft gebliebenen Djoliba oder Niger sind. An der Westküste münden südlicher mehrere bedeutende, aber sonst meist unbekannte Flüsse, so der Camarones gegenüber der Insel Fernando Po; südlich vom Aequator treffen wir unter 6° s. Br. den Congo oder Zaire, mit welchem der See Cuffua in Verbindung steht und der bedeutende Gebirge durchbricht; noch etwas südlicher ergießt sich der Cuenza. Endlich im südlichsten Theile von Afrika strömt der

---

*) Nach Ehrenberg ist der Nil, der nach dem Amazonenstrom, Mississippi, Jenisei, Yan-tse-kiang und Huanghu rücksichtlich der Länge als der sechste Fluß der Erde genannt wird, in Oberägypten bei Theben (Luxor) 1300', bei Kairo 7—9000', ziemlich ¾ St. breit. Die Südspitze des Nil-Deltas ist 32 St. von der Küste entfernt; die Basis desselben hat mit den Krümmungen 29 St. Ausdehnung. Das ganze Areal desselben ist zwar viel kleiner als die Hälfte des Ganges-Deltas; aber es ist das ruhmvollste der Erde für die Entwickelung des Menschengeschlechts. Die Dicke des aufgeschwemmten Culturlandes beträgt im Delta überall 30—36'; unter dem schwarzen Boden, dem eigentlichen Nilschlamme, liegen Sand und größere Geschiebe. Man hat berechnet, daß der Nil jährlich 276 Millionen Centner oder 208 Mill. Cubikfuß Schlamm enthält und ablagert und daß darin 5—10 Proc. als organische Masse erkennbar sind.

Orange-Fluß, oder Gariep, unter 28½° s. Br., der längste Strom Südafrikas, dessen Quellen in dem hohen Ostrande des Binnenplateaus liegen und der aus der Vereinigung des schwarzen, des gelben und des Hart Rivier und anderer Flüsse entsteht, trotzdem aber in der trocknen Jahreszeit für die Schifffahrt nicht benutzt werden kann. — An der Südspitze des Erdtheils münden nur kurze Küstenflüsse. Die Ostküste hat zwar eine sehr große Menge Flüsse, wovon aber die meisten unbedeutend oder wenigstens unbekannt sind. Die wichtigsten sind: der Sabia, unter 21° s. Br.; der Zambeze oder Cuama, welcher aus dem Innern kommt, das Lupata-Gebirge durchbricht und unter 18—19° s. Br. in den Canal von Mozambique mündet; der Luffih, welcher ebenfalls mit dem Cuffua-See in Verbindung stehen soll, unter 8° s. Br.; der Quilimancy, unter 3° s. Br.; der Juba, im obern Lauf Goschop, unter 0° Br.; und der Haines oder Webi, welcher dicht an der Küste seine südöstliche Richtung in eine südwestliche umwandelt und hier nahe dem Aequator in einem See endet. — Schon seit langer Zeit hatte man Nachrichten von einem großen Flusse im innern Afrika, welchen die alten Geographen den Niger nannten; aber sein Ursprung, sein Lauf und vorzüglich seine Mündung waren unbekannt geblieben. Einige meinten, er ergösse sich in ein Binnenmeer, wie etwa das caspische ist; Andere, er stehe mit dem Nil in Verbindung, und erst in der neuern Zeit ward es wahrscheinlicher, daß er irgendwo in den Meerbusen von Guinea münde. Verschiedene Reisende drangen in das Binnenland, um diesen räthselhaften Fluß zu erforschen; aber fast alle unterlagen dem Klima, den Gefahren der Reise oder der Treulosigkeit der Einwohner. Mungo Park erreichte 1797 und nochmals 1805 diesen Fluß, verfolgte denselben eine Strecke weit von Sego, unter 12° ö. Lg., aus, und kam bis Boussa, einer bedeutenden Handelsstadt unter 10° Br., wo er beim Schiffbruch umkam. Nicht viel glücklicher waren seine Nachfolger Denham, Laing († 1826) und Clapperton († 1827). Endlich war es dem Begleiter des Letztern, Richard Lander, vorbehalten, 1830 die langgewünschte Entdeckung zu machen. Er landete mit seinem Bruder an der Küste von Guinea, bei Badagry, unter 21½° ö. Lg., und drang zu Lande bis nach Zaouri oder Yaouri vor, 11° Br., wo er sich einschiffte und durch den Fluß Nun das Meer wieder erreichte. Jetzt weiß man, daß dieser bedeutende Fluß im Lande selbst wahrscheinlich N'Gir, dann in seinem obern Laufe Djoliba (spr. dsch—), weiter östlich aber, von Timbuktu an, Quorra genannt wird; daß seine Quellen wahrscheinlich etwa unter 9° n. Br. und 27° ö. Lg. liegen; daß er nach einem kurzen nördlichen Laufe sich im Bogen nach NO. wendet, unter 13° n. Br. etwa aus dem Gebirgslande Hoch-Sudans mit Stromschnellen in's Flachland als breiter und mächtiger Strom tritt, in seinem mittlern Laufe den See Debo oder Dibbie bildet und von Timbuktu an sich gegen SO. und später gegen S. wendet; bis bei der Stadt Boussa fließt er in einem hügeligen Flachlande; dann durchbricht er mit Klippen und Untiefen die vorliegende breite Berglandschaft, um end-

lich in den Meerbusen von Guinea, durch viele Mündungen in einem weiten, niedrigen Deltalande, sich ins Meer zu ergießen. In der neuesten Zeit sind wiederholt, theils aus Handelsrücksichten, theils zur Unterdrückung des Sklavenhandels, Schiffe ausgerüstet worden, um den Quorra hinaufzufahren und das innere Land zu erkunden, ohne daß dieselben indeß bis jetzt gerade zu erheblichen neuen Resultaten geführt hätten. Jedenfalls bildet der Niger mit seinen vielen Nebenflüssen eine der Hauptwasserstraßen der Welt. — An Binnengewässern kennen wir bis jetzt, aber nur sehr unvollkommen, den großen See Tschad (s. o.), den See Dembea in Abyssinien, und haben unsichere Nachrichten von einigen Seen auf der Scheitelfläche des südlichen Afrikas, wie dem Cuffua, Marawi, Demboa und Mampur, zu welchen noch neuerdings der Ngami-See, unter 20° s. Br. hinzugekommen ist, welcher mehrere große Ströme aufnimmt.

Klima und Producte.

Die Lage Afrikas zu beiden Seiten des Aequators bedingt auch hinsichtlich des Klimas eine große Einförmigkeit und bedeutende Hitze. Gegen $^4/_5$ seiner gesammten Oberfläche (410000 □M.) gehören allein der tropischen Zone an, oder $^{46}/_{100}$, d. i. also fast die Hälfte alles festen Landes der Erde innerhalb dieser Zone kommt auf Afrika; von dem Uebrigen ($^1/_5$) fallen $^3/_4$ auf den nördlichen gemäßigten Erdgürtel und nur $^1/_4$ auf den südlichen. Ein Land, welches von 37° n. Br. bis 35° s. Br. reicht, kann nirgend einen wahren Winter haben; Schnee und Eis sind daher in Afrika in den Ebenen sehr seltene, immer schnell vorübergehende Erscheinungen und fast nur an den höchsten Gebirgen bekannt. Den Winter vertritt die Regenzeit, welche (bis etwa 30° n. Br.) mit dem höchsten Stande der Sonne sich einfindet, so daß die in der Nähe des Aequators liegenden Länder zwei Regenzeiten jährlich haben. Diese allein unterbrechen auf ein paar Monate, in denen sich Fieber und andere Krankheiten in vielen Gegenden entwickeln, das sonst ewige Einerlei eines unbewölkten Himmels, von welchem die Sonne mit verzehrender Gluth leuchtet. Die Hitze ist nach Localumständen verschieden, doch überall zwischen den Wendekreisen dem Europäer höchst lästig; am Heftigsten ist sie in Sandgegenden, besonders in den östlichen Theilen des Landes, nicht unter, sondern nördlich vom Aequator, in Senegambien, in der Sahara, im Nigerlande, in Oberägypten und Nubien, wo man im Sande Eier hart sieden und Brei gar kochen kann. Deshalb sagt ein arabischer Reisende: „in Nubien sei die Erde Feuer, der Wind eine Flamme". In den heißesten Gegenden erreicht die Hitze im Schatten 40 und mehr Grad (C.), während oft in der folgenden

Nacht das Thermometer bis auf 10°, 5° u. s. w. fällt*). Die massenhaft geschlossene Gestalt des Erdtheils bewirkt, daß das Klima überhaupt in hohem Grade continental ist, so daß im Innern die Sommer wärmer, die Winter kälter sind, als bei dem mehr dem Meereseinfluß unterworfenen Süd-Amerika, und daß die täglichen Aenderungen in der Wärme, besonders in der wasser- und vegetationslosen Wüstenregion, so groß wie nirgend sonst unter den Tropen gefunden werden, indem auf die unerträgliche Gluthhitze des Tages sehr kühle Nächte folgen, in denen sich zuweilen selbst Eis bildet. Daher rührt auch der große Gegensatz in den Niederschlägen, welche mit Heftigkeit auf eine Zeit der sengendsten Dürre folgen, welche durch den Mangel großer Waldungen und reicher Bewässerung und die Lebhaftigkeit des aufsteigenden Luftstromes gesteigert wird. Die größere Feuchtigkeit der Atmosphäre an den Küsten, die verhältnißmäßig niedrige Temperatur des Meeres, besonders der Strömungen an der Westküste und andere abkühlende Ursachen scheinen hier die merkwürdige Erscheinung hervorzurufen, daß die mittlere Wärme an der Küste niedriger ist, als unter gleicher Breite im Innern des Landes. Diese beträgt nach den sparsamen Beobachtungen, welche uns bekannt geworden sind und meist nur angenäherte Werthe liefern:

---

*) Die größte Hitze, welche Dr. Barth im 1. Bande seines Reisewerks als erlebt bezeichnet, betrug 1850, 17. Juni 1¾ Uhr nach Mittag, 46° C. = 36⅘° R. Vogel erlebte 39° R.; im Sande zeigte das Thermometer 48° R.

Ort.	Breite.	Höhe. Par. Fuß.	Mittlere Temperatur des Jahres.	Winters.	Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
Algier	36¾° n.	—	14¼°	10 °	19 °	9¼°	19¾°	10½° R.
Tunis	36¾° n.	—	16	10½	22½	9½	24	14½
Madeira	32¾ n.	—	15	13	17	12½	18	5½
Kairo	30 n.	—	18	11¾	23½	10¾	23¾	13
Teneriffa	28½ n.	—	17½	14½	20	14¼	21	6¾
St.-Louis, Senegal	16 n.	—	19½	—	—	16	24½	8½
Massaua, Abyssinien	15½ n.	—	24½	—	—	20½	27	7
Kobbe, Darfur	14¼ n.	1500?	21	—	—	17	24	7
Kouka, Bornu	13¼ n.	1100?	22½	—	—	16½	27	10½
Christiansborg, Guinea	5½ n.	—	21¾	—	—	19¾ (August)	23½ (April)	3¾
St.-Denis, J. de Bourbon	20¾ s.	—	20	18	21¼	17¾	21¾	4
Capstadt	34 s.	—	15	12	18¼	11½	19	7½

Diese wenigen Zahlen reichen hin, um über die zunehmende Veränderung der Wärme mit der Entfernung vom Aequator und vom atlantischen Ocean, über den Einfluß der Meereslüfte auf die Inseln nahe der Küste, auf den Süd- und Nordrand des Erdtheils u. s. w. Aufschluß zu geben; besonders merkwürdig ist noch die Vertheilung der Wärme im Jahre an der Küste von Guinea (s. o.), welche mit anderen klimatischen Erscheinungen, namentlich einem moussonartigen Wechsel der Windrichtung, in Zusammenhang steht. Die Terrassenbildung in einem großen Theile des afrikanischen Bodens bewirkt natürlich, besonders wo sich Gebirge höher erheben, hier wie anderwärts eine Abwechselung des Klimas, welches besonders in den mittleren Stufen- und Bergländern angenehm, milde und gesund ist, die sich dadurch von den schwülen und bei reicher Bewässerung stets ungesunden Küstenstrichen vortheilhaft auszeichnen. — Nach dem Nord- und Südrande des Erdtheils hin zeigen sich schon die Uebergangsjahreszeiten Frühling und Herbst, und der Winter liefert hier den meisten, der Sommer den geringsten Niederschlag. Innerhalb der Wendekreise herrschen die Passatwinde, nördlich vom Aequator der Nordost-, südlich der Südostwind. In den Wüsten sind Stürme, welche den Sand hoch in die Luft führen, Hügel bilden und vernichten und die Atmosphäre verfinstern, nichts Seltenes; noch fürchterlicher ist der Alles erschlaffende, Menschen und Thieren gefährliche Samum. —

Der mineralische Reichthum Afrikas ist noch sehr wenig untersucht. Die Gebirge, welche Aegypten begrenzen, waren schon im Alterthum als Fundgruben von Smaragden, Chalcedonen, Carneolen, wie mehreren edlen Porphyr- und Marmorarten bekannt. Der Marmor oder Kalk herrscht besonders im Atlas vor, und an seinen südlichen Abhängen, sowie auch in der großen Wüste finden sich große Lager des reinsten Steinsalzes. Das Hauptproduct Afrikas in dieser Hinsicht ist das Gold, welches sowohl in Körnern im Flußsande, als auch als Goldstaub der Dammerde häufig beigemischt vorkommt; man findet es vorzüglich im innern Sudan, am obern Nil, an der Goldküste, sowie auch zwischen 15° und 22° s. Br. an der Ostküste; südlicher scheint es weniger vorzukommen. Silber wird nur in einigen Theilen des Atlas gewonnen. Kupfer kommt im Atlas und am Orangefluß häufig vor. Eisen hat der Atlas und das ganze südliche Afrika, vorzüglich im Sandstein. Quecksilber hat sich bis jetzt nur im Gebiete von Tunis gefunden. Von dem Vorkommen des Bleies weiß man wenig. — Das Pflanzenreich hat die meisten jener tropischen Gewächse, welche wir schon in Ostindien kennen gelernt haben, namentlich eine Menge von Palmenarten, vorzüglich die Kokospalme, die Dattelpalme, Dum-, Fächer- und Oelpalme, viele Arten Pisangs und Feigen, Ananas; ferner Indigo, Kaffee, Zucker, Taback, Baumwolle, Pfeffer; mehrere officinelle Pflanzen, als: die Kassia und die **Cassia Senna**, von welcher die Sennesblätter kommen; verschiedene Gummibäume und Farbekräuter, mancherlei edle Holzarten, wie Eben- und Sandelholz; den kolossalen Baobab (**Adansonia**), den Drachen-

baum, Aloë-Arten, und vorzüglich reich ist Afrika an gesellig lebenden Acacien, wie auch an Haidekräutern und Zwiebelgewächsen. Der Reis ist hier nicht mehr wie in Asien das Hauptnahrungsmittel; neben ihm stehen hier die Datteln und die Durrah oder Moorhirse; ferner gehören zu den Nahrungspflanzen Yams, Bataten, der Melonenbaum, Manihot ꝛc. Außerdem werden im nördlichen und südlichsten Afrika auch unsere Getreidearten, sowie Hanf und Flachs gebaut, vorzüglich Mais; unsere Südfrüchte gedeihen hier vorzüglich in dem westlichen Theile der Nordküste. Verhältnißmäßig ist Afrika viel ärmer an Pflanzenarten als Süd-Amerika; auch fehlen in der tropischen Zone meist die ungeheuren Urwälder, die weiten Grasfluren und die baumartigen Farrnkräuter dieses Erdtheils; statt der Wiesen findet man Schilfdickichte in den Flußthälern; nur Gesträuche und Gebüsche, Wälder von Zwergpalmen treten in den meisten Gegenden an die Stelle der Hochwaldungen. — Afrika mit seinen ungeheuren Wüsten ist das rechte Vaterland der meisten großen vierfüßigen Thiere, sowohl pflanzen- als fleischfressender. Unter den dem Menschen nützlichen Thieren nimmt hier ohne Zweifel das Kameel den ersten Rang ein. Mit Recht nennt es der Araber das Schiff der Wüste, weil ohne dieses Thier die große Wüste, welche jetzt gleich dem Meere von zahlreichen Karavanen jährlich durchzogen wird, ganz unzugänglich wäre. Es giebt verschiedene Arten Kameele: das eigentliche mit zwei Höckern, welches mehr zum Tragen, und der Dromedar, mit einem Höcker, welches mehr zum Reiten benutzt wird; noch eine zum schnellen Lauf ganz besonders geschickte Art wird Heirie genannt. Pferde, Esel und Maulthiere finden sich von vorzüglicher Schönheit; ebenso unsere Hausthiere. Unter den wilden, aber unschädlichen Thieren bemerken wir Elephanten, Flußpferde und Rhinoceros, mehr in den südlichen, als in den nördlichen Theilen, das Capland ausgenommen; erstere sind so zahlreich, daß ein Theil der Südwestküste den Namen Zahnküste erhalten hat, weil hier vorzüglich der Einkauf der Elephantenzähne geschieht. Das höchste aller bekannten Landthiere, die Giraffe, mit langen Vorder- und kürzeren Hinterbeinen und einem wankenden, unangenehmen Gange findet sich auch nur dort; wahrscheinlich ebendaselbst das erst seit Kurzem in Europa bekannte Gnu, ein Thier von der Größe eines kleinen Pferdes, welches eine wunderliche Verbindung von Ochs, Pferd und Ziege zu sein scheint; es hat Hörner, einen Bart, eine starke Brustmähne und einen Kuhschwanz. Das Zebra, schwarz und weiß gestreift, von Gestalt dem Esel verwandt, aber größer und sehr wild. Der Quagga gehört diesem Erdtheile ebenfalls ausschließlich an. Ueber alle Wüsten verbreitet sind die schnellsten aller Thiere, die Gazellen im nördlichen, die Antilopen im südlichen Theile von Afrika, mitunter in Heerden von 100000 Stück. Auch an Raubthieren ist Afrika reicher als die übrigen Welttheile; hier ist das rechte Vaterland des Löwen, welcher sich vorzüglich an dem Saume der großen Wüste aufhält; Tiger giebt es nicht, wohl aber Hyänen, Leoparden, Schakale, in manchen Gebirgen Bären, Luchse, Füchse und andere

geringere Raubthiere. Das Flußpferd findet sich nur noch selten im Nil, in Aegypten gar nicht mehr, desto häufiger das Krokodil; auch giebt es viele große und giftige Schlangen, die Riesenschlange ꝛc. Noch ein Hauptbewohner der Wüste ist der Strauß, dessen Eier und Federn sehr gesucht werden; unzählige Arten von Affen und Papageien bevölkern die Wälder. Ameisen, worunter vorzüglich die Termiten, welche kegelförmige Baue aus Lehm und Sand, 10—12′ hoch und von großer Festigkeit, errichten, in den Häusern aber Alles, was nicht Metall oder Stein ist, in unglaublich kurzer Zeit zerstören, und die Heuschrecken sind wahre Landplagen Afrikas. Die Meere liefern Schildkröten in Menge, z. B. die grüne eßbare Riesenschildkröte, außerdem Fische in Ueberfluß, auch Walfische am Cap und bei Madagascar, Korallen im rothen und mittelländischen Meere.

Einwohner.

Ueber die Zahl derselben hat man nur sehr unsichere Vermuthungen, die zwischen 30 und 270 Mill. schwanken, v. Reden nimmt 46 Mill. an. Schon Herodot theilt alle Afrikaner in Libyer und Aethiopen, d. h. in hellere und dunklere, und so ist es auch noch jetzt. Zwei Hauptvölker nehmen seit uralter Zeit diesen Welttheil ein, wovon die nördlicheren zur kaukasischen Race gehören, die südlicheren zur äthiopischen. Zu den ersteren, welche man mit dem allgemeinen Namen Berbern bezeichnet, gehören außer den eigentlichen Berbern, welche die Nordküste von Aegypten an bewohnen, noch die Nubier und Habessinier; zu den anderen die Neger, welche im S. der großen Wüste wohnen, die Kaffern und die Hottentotten an der Südspitze des Welttheils. Die Kopten, die Ureinwohner Aegyptens, haben einige Verwandtschaft mit den Negern. Die Neger, deren körperliche Bildung hinreichend bekannt ist, zerfallen in unendlich viele Stämme und Völkerschaften, deren jede eine eigene Sprache redet und welche auch an Körperbildung sehr von einander abweichen. Sie sind ein sorgloser, fröhlicher, aber träger Menschenstamm, welcher überall auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur steht; nur diejenigen, welche den Islam angenommen, sind etwas gebildeter. Sie wohnen in Städten und Dörfern; doch sind ihre Häuser nur elende Lehmhütten, und selbst die Paläste ihrer Fürsten sind nicht viel besser, denn sie bestehen nur aus mehreren durch eine Mauer umschlossenen Häusern; die Dörfer haben meist nur Hütten von Lehm, Stroh und Holz. Sie kennen kaum die nothwendigsten Handwerke, bauen das Land mit leichter Mühe und überlassen sich Nachts der Fröhlichkeit und dem Tanze Am Dichtesten hat man bisher die Bevölkerung in Senegambien, Guinea und am Niger gefunden, am Dünnsten in den Sandwüsten, wo man, wie auch theilweise im Kafferlande, ganze Tage lang keine lebende Seele antrifft, obgleich man in letzterm Lande Spuren ehemaliger starker Bevölkerung antrifft, die durch blutdürstige Herrscher benachbarter Stämme, z. B. der Zulukaffern, ausgerottet worden ist. Die Bewohner Afrikas sind theils

Ureinwohner, theils eingewandert, besonders in Nordafrika. Theils stehen sie unter der Botmäßigkeit europäischer Nationen, die Algerier unter Frankreich, die Canarier unter Spanien, die der Azoren und Madera unter Portugal, die des Caplandes ꝛc. unter England, theils leben sie in Stämmen unter Häuptlingen, theils in größeren Staatenverbänden und Reichen, deren Verfassung meist monarchisch und zugleich despotisch ist. Hier ist der Wille des Herrschers das einzige Gesetz. Ein Wink entscheidet über das Leben von Tausenden. Hin und wieder sind wichtige Beschlüsse an den Beirath von Aeltesten gebunden. Republikanische Formen kommen auch vor. Die einzige selbstständige Republik ist Liberia an der Guineaküste. — Aus der Verbindung des Europäers mit der Negerin entsteht der Mulatte, von dunkler, doch nicht schwarzer Farbe; die Verbindung der Mulatten mit den Europäern giebt Terzerons; aus diesen und den Europäern entstehen die Quarterons, welche schon ganz europäische Bildung haben. Den Negern verwandt sind die Stämme der Kaffern, ein schöner kräftiger Menschenschlag, welche nur noch negerartiges Haar haben, und die Hottentotten und Buschmänner. Die ursprünglichen Bewohner des Nordens, die Berbern, welche mit den Guanchen, den Urbewohnern der canarischen Inseln, verwandt waren, sind streng genommen nicht mehr vorhanden; sie sind von den im 7. Jahrhundert eingewanderten Arabern verdrängt worden und in diesen untergegangen; doch giebt man den Namen noch den heutigen Bewohnern der Nordküste. Diese Berbern sind wohlgewachsen, weiß, gelblich bis zum Braunen, doch durchaus europäisch gebildet. Sie wohnen theils in Städten, die dann ganz die Eigenthümlichkeit der uns bekannten Städte der Orientalen haben; theils sind sie Bewohner der Wüste, Räuber und Kaufleute, welche in großen Karavanen die Wüste nach allen Richtungen durchziehen; diese nicht ansässigen, meist von der Viehzucht und nur gelegentlich von etwas Ackerbau lebenden nennt man Araber, auch wohl Mauren. Sie bekennen sich fast alle zum Islam. Arabischen Stammes sind auch die Habessinier, aber wahrscheinlich in uralter Zeit schon eingewandert. Die Kopten, die heutigen Bewohner Aegyptens, sind, wiewohl mit vielen Völkern vermischt, die Abkömmlinge der alten Bewohner des Landes und haben noch das Negerartige der Bildung, welches man an den Mumien findet. — Fast der ganze Norden und ein Theil der Mitte von Afrika bekennt sich zum Islam; die Kopten und Habessinier sind Christen, der größte Theil der Neger Fetisch-Anbeter voll Aberglauben und Furcht vor Zauberei. Nur an einigen Punkten der West-, Süd- und Ostküste hat das Christenthum von Europa aus Wurzel geschlagen. — Unter den muhamedanischen Völkern ist arabisch die Hauptsprache; außerdem giebt es aber wohl noch über hundert verschiedene Sprachen in diesem Erdtheile. — In jeder Art der Cultur steht Afrika tief unter Europa. Der Binnenhandel durch Karavanen soll zwar sehr lebhaft sein, aber einen auswärtigen Handel kennt der Afrikaner nicht; Alles strömt aus der reichen Mitte nach den Küsten, wo die Europäer die Waaren eintauschen. Leider besteht auch jetzt noch der schändliche

Sklavenhandel der Europäer. Obgleich seit 1808 in England aufgehoben, welches selbst 1838 alle Sklaven (639000) in seinen Colonien frei ließ, und seit 1813 und 1814 von fast allen europäischen Regierungen verboten, werden noch immer jährlich viele tausend Neger ausgeführt. Portugiesen, Spanier und Nord-Amerikaner schaffen noch immer, trotz aller Aufsicht der englischen Schiffe, über 200000 Negersklaven jährlich nach Brasilien, Cuba, Portorico und Texas, wovon ¼ auf dem Transport verloren geht. Die unglücklichen Sklaven haben es sogar jetzt schlimmer als ehemals, da man ihnen, um sie möglichst zu verbergen, einen ungleich kleinern Raum auf den Schiffen gestattet, als früher. Uebrigens ist dieser Menschenhandel so alt als die Geschichte, und außer den Europäern versehen sich Araber, Türken und Asiaten mit Negersklaven, welche jährlich aus dem Innern nicht blos nach den Küsten, wo Europäer landen, sondern vorzüglich auch nach den Staaten der Nordküste und nach Aegypten gesendet werden.

Eintheilung.

Wir wollen nun die verschiedenen Länder dieses Welttheils näher betrachten, so daß wir zuerst vom nördlichen Afrika handeln, dann von der Westküste, von den Capländern, von der Ostküste, vom Innern, und von den Inseln.

Nord-Afrika bietet vorzüglich drei verschiedene Ländermassen dar: Aegypten mit den südlich sich daran schließenden Ländern, die eigentliche Nordküste und die große Wüste.

I. Aegypten (Aegyptus).

Aegypten ist der griechische Name des Landes, welches Türken und Araber Mesr (Mizraim der Hebräer) nennen. Es liegt an der nordöstlichsten Ecke von Afrika und erstreckt sich von 24° bis 31½° n. Br. und von 43° bis 53° ö. Lg. Nördlich wird es durch das mittelländische Meer, südlich von Nubien, östlich vom rothen Meere und der Landenge von Suez, westlich von der libyschen Wüste begrenzt; diese letztere Grenze ist durchaus unbestimmt. Im strengsten und eigentlichsten Sinn versteht man unter Aegypten nur das oft sehr enge, fruchtbare Nil-Thal; daher läßt sich bei der großen Verschiedenheit der Angaben weder die geographische Länge noch der Flächeninhalt des Landes genau bestimmen; doch nimmt man gewöhnlich gegen 6000 □M., wovon jedoch kaum der 12. Theil angebaut ist, an. Das Nil-Thal, etwa 112 M. lang, wird im O. und W. von Gebirgen begrenzt; das östliche, Mokattam, ist schroff und steil, erstreckt sich von der südlichen Grenze bis an den Isthmus, wo es sich in flache Sandhügel verliert; der ganze Raum zwischen diesem Thalrande und

dem rothen Meere ist gebirgig, und einige Querthäler geben die Verbindung von Aegypten mit diesem Meere. Die westliche Kette ist minder schroff und bildet nur einen heilsamen Damm gegen den vom Winde herbeigeführten Sand der Wüste. Ungefähr unter 30° Br. wendet sich das Gebirge in niedrigeren Hügeln nach NW., und hier bildet es noch mehrere parallele Reihen, zwischen welchen das Thal der Natron-Seen liegt. Beide Gebirgsreihen treten weiter aufwärts sehr nahe zusammen, so daß bis Kairo das Thal oft nur eine Meile, selten vier Meilen breit ist. Der Boden des Landes besteht aus allmälig aufgeschwemmtem Nil-Schlamm, welcher das Land seit Jahrtausenden so erhöht hat, daß der Fluß jetzt auf dem höchsten Rücken des Thalbodens fließt und der Boden nach beiden Seiten sich nach dem Gebirge zu etwas senkt. Der Nil, der einzige Fluß des Landes und die einzige Quelle seiner Fruchtbarkeit, tritt etwas oberhalb Syene, bei der Insel Elephantine in Aegypten ein. Bis dahin hat er einen von Felsen und Inseln tausendfältig gebrochenen Lauf; in Aegypten selbst strömt er in ungetheiltem Bette ruhig bis 5 St. unterhalb Kairo; bei Syene ist er etwa 3000′ breit. Unterhalb Kairo theilt er sich gegenwärtig in eine Menge von Zweigen, wovon die beiden Hauptarme, der östliche sich bei Damiette (**Ostium Phatniticum**), und der westliche bei Rosette (**Ostium Bolbiniticum**), in's Meer ergießt; beide Orte lagen im Mittelalter noch hart an der Küste, jetzt aber mehrere Stunden davon entfernt, und mit dem Weiterdringen des Deltas in's Meer verändern sich auch beständig die Strandlagunen, Seen und vielen Nebenarme. Jene beiden Mündungen sind in gerader Linie etwa 16 M. von einander entfernt, und zwischen diesen Armen liegt der fruchtbarste und angebauteste Theil von Aegypten, das Delta. Da nur diejenigen Theile des Landes des Anbaues fähig sind, welche von den periodischen Ueberschwemmungen des Nils erreicht oder bewässert werden können, so hat man schon in den ältesten Zeiten viele Canäle gezogen, um das Wasser auch dahin zu leiten und durch Schöpfräder auf die Felder zu verbreiten; wohin der Fluß sonst nicht reichen würde. Einer der wichtigsten und größten Canäle ist der sogenannte Josephs-Canal, welcher unter 26½° Br. beginnt, wo das Nil-Thal sich etwas erweitert und nun immer sich am Fuße der libyschen Bergreihe hinwindet, bis er sich endlich wieder mit dem westlichen Arm des Deltas vereinigt; er ist im Grunde nichts als ein alter Arm des Nils. Dieser westliche Arm entsendet mehrere Canäle weiter westlich, vorzüglich den Canal von Alexandrien, welcher bei dieser Stadt in die See mündet. Der östliche Arm steht mit dem westlichen durch viele Canäle in Verbindung und entsendet außerdem noch viele Canäle weiter östlich, welche sich zum Theil in Sümpfe und flache Seen verlieren. Besondere Verdienste um das Bewässerungssystem hat sich der letzte Pascha Mehemet-Ali erworben; theils ließ er die Canäle aufräumen, theils neue Anlagen, riesenhafte Dämme oder Deiche längs des Nils und um das ganze Delta erbauen, welche eine Höhe von 2, eine mittlere Breite von 6, und eine Gesammtlänge von 2⅓ Million Ellen besitzen; Schleusen, in Ober-Aegypten auch Bassins,

um die übergetretenen Gewässer zu sammeln, anlegen, den Abfluß des Arms bei Rosette verschließen, der dem nach Damiette führenden zuviel Wasser entzog, u. v. a. Die meisten dieser Canäle werden von Querdämmen durchschnitten, welche bei der Ueberschwemmung die Verbindungsstraßen von Dorf zu Dorf ausmachen; sie dienen überdies dazu, das zu schnelle Ablaufen des Wassers zu verhindern, und man öffnet sie erst dann, wenn das oberhalb liegende Land gehörig getränkt worden. Die Ueberschwemmung selbst, von dem Schmelzen des Gebirgsschnees in der Quellgegend und von den tropischen Regen veranlaßt, welche in den oberhalb Aegypten gelegenen Ländern fallen, tritt regelmäßig in der Mitte Aegyptens (oberhalb natürlich etwas früher) Anfangs Juli ein; zwischen dem **20.** und **30.** September erhält der Fluß seine höchste Höhe, welche in der Regel **20—24'** über seinem niedrigsten Stande beträgt, worauf er sich etwa **14** Tage hält, während welcher Zeit nur Städte und Dörfer als Inseln aus dem ungeheuren See hervorragen; er fällt noch langsamer, als er gestiegen, und erreicht seinen niedrigsten Stand erst Mitte Mais. Nach dem verschiedenen Stande des Nil bietet das Land ein dreifaches Bild dar. Vom März bis Juni ist es eine dürre Wüste, die Vegetation erstirbt; vom Juni bis October ist es ein Süßwassersee, durch welchen die Dämme ziehen und Tausende von Barken rudern; vom October an, der Zeit der Aussaat, bedeckt sich das Land mit einer grünen Decke und wird zu einem Garten. Beim gewöhnlichen Stande des Flusses ist sein Wasser klar und so rein, daß es dem destillirten gleich kommt; es wird als Trinkwasser sehr geschätzt, auch hat man beinahe kein anderes; beim Steigen erhält er erst eine grünliche, zuletzt eine röthliche Farbe von dem vielen ihm dann beigemischten fetten Thon, welchen er auf allen Feldern befruchtend absetzt. Der untere Theil Aegyptens, das Delta, ist unstreitig selbst ein Product des Flusses und erst nach und nach aus dem durch den Nilschlamm immer seichter werdenden Meere hervorgegangen, wie selbst die Geschichte deutlich bezeugt. Die Ablagerungen erhöhen das Bett und das Thal des Stromes in einem Jahrhunderte nahe gegen $^2/_5$ Fuß. — Außer dem Nil hat Aegypten keinen Bach, wohl aber mehrere bedeutende Seen, vorzüglich an den Nil-Mündungen; hier nämlich hat theils der Fluß, theils das Meer soviel Sand und Schlamm angehäuft, daß ein großer Theil der Nordküste aus schmalen Landzungen besteht, hinter welchen große Seen oder Strandlagunen zurückgeblieben sind, welche nur durch einige schiffbare Mündungen mit dem Meere in Verbindung stehen. So östlich der größte von allen, der See Menzaleh (**Lacus Tanis**); er ist meist nur **3'** tief, aber voll fruchtbarer und gesunder Inseln, und steht durch drei schiffbare Mündungen mit dem Meere in Verbindung. Weiter westlich, zwischen den beiden Hauptmündungen des Nils, ist der **12** St. lange, **6** St. breite, kleinere See von Burlos oder Brulos (**Lacus Chemis**), welcher nur eine Mündung nach dem Meere hat. Westlich von dem westlichen Nilarm ist **1801** bei Durchstechung eines Dammes durch die Engländer im Kriege gegen die Franzosen ein neuer sumpfiger See, der von Edku, entstanden. Der westlichste von allen

ist der sehr beträchtliche See Mariut (**Lacus Mareotis**), welcher aber nach und nach durch Verdunstung austrocknen wird. Außerdem giebt es in Unter-Aegypten noch verschiedene Seen, welche fast eher Sümpfe zu nennen und nur zur Zeit der höchsten Ueberschwemmung und einige Zeit nachher Wasser halten. Ein solcher ist jetzt der in der ältesten Zeit als ein nützlicher Wasserbehälter für die Umgegend von Menschenhänden ausgegrabene große See Moeris (**Lacus Moeris**), welcher früher für den salzigen Birket Kerun oder Birket el-Korn, im SO. von Memphis gehalten wurde; dieser aber ist nur eine natürliche Einsenkung des Bodens in einem der Thäler der libyschen Kette, wo sich das überflüssige Wasser des Nils ansammeln konnte.

Klima und Producte.

Aegypten genießt eines schönen, regelmäßigen, aber höchst einförmigen Klimas. Nur December und Januar sind etwas kühl, mit dem Februar beginnt der Frühling; von Juni bis Ende September herrscht eine furchtbare Hitze, welche erst mit Anfang Octobers etwas abnimmt. Nimmt man dazu die Wirkungen der Ueberschwemmung, so gleicht Aegypten bald einem Ocean, bald einem ungeheuren Moraste, bald einer grünen Ebene, bald endlich einer verbrannten, staubigen Wüste. Ober-Aegypten ist vermöge seiner Lage und seiner Eingeschlossenheit bedeutend heißer als die Gegenden am Meere; dort ist oft der Sand so durchglüht, daß man ihn nicht betreten darf. Eine große Wohlthat für das Land ist der wenigstens 8 Monate, vorzüglich vom Mai bis zum September herrschende, kühle und die Schifffahrt stromaufwärts begünstigende Nordwind. Der Südwind ist erstickend heiß und der Südwest, von den Arabern Smum, Samum, von den Türken Samiel genannt, verfinstert die Luft mit Sand und Staub aus der Wüste, läßt die Sonne erbleichen und würde den Thieren und Pflanzen verderblich werden, wenn er länger als 2 bis 3 Tage anhielte. In Ober-Aegypten ist, ob es gleich oft donnert und blitzt, der Regen eine sehr seltene Erscheinung, am Meere regnet es öfter und stärker vom October bis März. Was die Hitze noch unerträglicher macht, ist der beinahe gänzliche Mangel an Bäumen: man hat nur Palmen, die aber nur wenig Schatten geben, und einzelne schattige Sykomoren. Ueberhaupt ist der Anblick des Landes, wenngleich durch seine Fruchtbarkeit und den beinahe stets glänzenden Himmel anfänglich überraschend, bald durch Einförmigkeit höchst ermüdend: der größte Theil von Aegypten bietet nur eine unübersehbare, durch Nichts unterbrochene gleichförmige Ebene dar; Ober-Aegypten, wo das Gebirge an den Fluß tritt, zeigt allerdings mehr Mannigfaltigkeit. — Der eigenthümlichen Producte Aegyptens sind nur wenige; Alles ist von dem Menschen dahin verpflanzt. An größeren Bäumen hat man Dattelpalmen in mehr als 20 Arten, Sykomoren, eine Acacien-Art und Tamarinden, aber nirgend wildwachsend. Man baut

Weizen, Gerste, Reis, Durrah (vorzüglich in Ober-Aegypten), Mais, Hirse, Linsen, Bohnen, Erbsen, Lupinen, deren holzige Stengel zur Feuerung dienen, viele Küchenkräuter und Gemüse, ferner Zucker, Pfeffer, Mohn, Senf, Taback; an Farbepflanzen Henne, Safflor, dessen Blüthen zum Färben gebraucht werden, Indigo. Flachs und Baumwolle sind häufig; der Anbau der letztern hat in neuerer Zeit so zugenommen, daß sie den Haupt-Ausfuhrartikel bildet; eigenthümlich ist die Papyrusstaude, woraus man schon in alten Zeiten Papier zu machen verstand. Rosen werden in der Gegend von Fayum in Menge gezogen, um Rosenwasser und Rosenöl daraus zu bereiten. Die Olive geräth hier nicht gut; man bereitet daher das Oel aus dem Samen des Sesam, Lein u. s. w. Unsere Obstsorten sind hier selten und schlecht, dagegen gedeihen unsere Südfrüchte trefflich; der Weinstock wird nur der Trauben wegen gezogen. Zu Einzäunungen dient der Nopal oder die indianische Feige. An Bau- und Brennholz ist großer Mangel; letzteres ersetzt hier das Stroh und der sonst unnütze Dünger des Viehes. Der Ackerbau ist äußerst leicht: man säet meist ohne alle Vorbereitung in den noch weichen Schlamm; das reife Getreide wird auf dem Felde selbst vermittelst eines von Ochsen gezogenen, mit Walzen versehenen Wagens ausgedroschen, wobei das Stroh wie Häckerling zermalmt wird. — Wilde Thiere giebt es kaum im Nil-Thal, wohl aber in der angrenzenden Wüste. Der Aegypter hält schöne Pferde, viele Esel und Maulthiere und vorzüglich Kameele, Ochsen, Büffel und Schafe; ferner sehr viel Tauben, Hühner, welche hier auch künstlich in eigens dazu eingerichteten Oefen ausgebrütet werden, Enten und Gänse. Außerdem leben in Aegypten unermeßliche Mengen von Wasservögeln: Flamingo's, Ibis, Pelikane, Reiher, Kraniche, Büffel, Dromedare (aber keine Kameele), breitschwänzige Schafe, Antilopen, in den Wüsten wilde Schweine, Schakals, Hyänen, Leoparden, Strauße, Aasgeier, Wachteln (als Zugvögel) 2c. Die Bienen werden meistens auf Kähnen gehalten, und man fährt sie den Nil hinauf, weil in Ober-Aegypten die Blüthenzeit früher beginnt. Das Krokodil findet sich nur noch in einigen Gegenden Ober-Aegyptens; der Hippopotamus oder das Nilpferd kommt jetzt nur noch äußerst selten nördlich von Syene vor. — Bergbau wird hier nirgend betrieben, und beinahe das einzige mineralische Product ist das Natron, welches die schon erwähnten Seen liefern.

Einwohner.

Die Zahl derselben läßt sich nur vermuthungsweise angeben und mag wohl kaum 2½ Million betragen. Sie bestehen aus Kopten, Arabern, Türken, Griechen, Juden, Franken und Negern. Die Kopten, die Nachkommen der Ureinwohner Aegyptens, obwohl sehr mit anderen Völkern gemischt, haben doch noch manche Züge der Aehnlichkeit mit den Mumien ihrer Voreltern, die braune Farbe, das dicke Gesicht, die platte Stirn, den großen Mund, die kurze Nase und den

dünnen Bart. Sie sind im Ganzen nicht sonderlich gebaut, aber listig, gewandt und fleißig, daher sie auch meist als Kaufleute, Handwerker und vorzüglich als Geschäftsleute der unwissenden Türken leben. Ihre Zahl soll nicht über **150—200000** betragen. Sie sind zwar Christen, aber die Religion ist bei ihnen zu einem todten Mechanismus, wie bei so manchen Secten des Morgenlandes, herabgesunken. In ihren Gebräuchen stimmen sie häufig mit der griechischen Kirche überein. Ihr Gottesdienst wird des Nachts gefeiert und besteht fast nur in Gebet, Gesang und Vorlesen der Schrift, was aber in der altkoptischen, ihnen jetzt nicht mehr verständlichen Sprache geschieht. Die Bibelübersetzung aus dem 3. Jahrhundert, welche theilweise in zwei Dialekten vorhanden ist, ist auch das einzige auf uns gekommene Denkmal dieser alten Sprache, welche keine Verwandtschaft mit anderen bekannten hat, obgleich sie in dieser Uebersetzung schon stark mit dem Arabischen und Griechischen vermischt ist. Die Messe wird nach Mitternacht gefeiert, und der Gottesdienst dauert bis zum Anbruch des Tages; aber nur wenige vom Volke finden sich dazu ein, und es wird in den Kirchen geraucht, getrunken und geplaudert. Das Abendmahl wird mit frischgebacknem, ungesäuertem Brot und Wein gereicht, letzterer wird vermittelst eines Löffels genossen. Die Kindertaufe wird nur in der Kirche, vermittelst Salbung mit Oel und dreimaliger wirklicher Eintauchung in Wasser, verrichtet. Statuen werden nicht in den Kirchen geduldet, wohl aber Bilder. Die Fasten sind fast noch länger und häufiger, als in der griechischen Kirche. Die Geistlichkeit besteht aus sehr unwissenden Mönchen, welche ehelos in den Klöstern leben; aus eigentlichen Geistlichen oder Kassis, welche verheirathet sein müssen, aber keine zweite Ehe eingehen dürfen; aus Bischöfen, welche gewöhnlich aus den Mönchen gewählt werden; und einem Primas, dem Patriarchen von Alexandrien, der aber gewöhnlich in Kairo wohnt und nicht verheirathet sein darf. — Die Araber, welche die Mehrzahl der Bewohner Aegyptens ausmachen, zerfallen in Beduinen, welche unter Zelten in der Wüste hausen, und in ansässige. Die Beduinen halten sich für die edelsten; sie zerfallen in viele Stämme, welche in ewigen Fehden mit einander leben; ihre Oberhäupter oder Scheikhs, Abkömmlinge der Aeltesten einer Familie, bilden eine Art von Adel unter ihnen. Sie haben Heerden, pachten und bebauen auch wohl zuweilen etwas Acker am Rande der Wüste; sie sind Räuber und Kaufleute und vermiethen sich und ihre Kameele häufig den Karavanen zum Transport ihrer Waaren; die Aegypten zunächst wohnenden zahlen auch wohl dem Pascha einen geringen Tribut. Die ansässigen Araber, von den Beduinen verachtet, sind theils Handwerker, theils Ackerbauer oder Fellahs; letztere sind höchst arm und führen ein wahres Sklavenleben, daher denn auch oft ganze Dorfschaften, um dem Drucke zu entgehen, sich zu ihren Brüdern in die Wüste flüchten. Die Türken, an **300000**, sind hier das herrschende Volk, besonders seitdem der letzte Pascha die Macht der Mamelucken vernichtet. Diese waren seit dem **13.** Jahrhundert ein Corps von anfänglich **12000** Mann, welches man aus georgischen, circassi-

schen und mingrelischen Sklaven gebildet und welches sich immer durch Ankauf neuer Sklaven ergänzte; sie bildeten eine für die orientalische Kriegskunst furchtbare Reiterschaar und waren unter ihren Beys die wahren Beherrscher Aegyptens, bis ihre Macht zuerst durch den Feldzug der Franzosen gebrochen und sie selbst von dem letzten Pascha durch Verrath und Gewalt ausgerottet und vertrieben wurden. Der Türke hat hier ganz die Sitten, die Tugenden und die Laster, wie wir sie früher geschildert. Griechen und Juden halten sich nur des Handels wegen hier auf; letztere sind hier wie überall gedrückt und gehaßt, aber den trägen und unwissenden Türken unentbehrlich. — Unter Franken versteht man hier jeden Europäer, deren sich jetzt viele, vom Pascha hergelockt, hier niedergelassen haben. Sie bedienen sich im Handelsverkehr gewöhnlich der sogenannten **lingua franca**, eines sehr verdorbenen Italienisch. — Die zahlreichen Sklaven, an 40000, bestehen meist aus Negern, welche jährlich durch Karavanen hier zum Verkauf gebracht werden. Sie haben es als Hausbediente meist besser als ihre unglücklichen Brüder unter den Christen in Amerika. — Alle Städte und Dörfer Aegyptens sind der Ueberschwemmungen wegen auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen angelegt. Die Städte sind wie die meisten morgenländischen schmutzig, voll elender Hütten und krummer, enger, ungepflasterter Straßen. Die Hütten der Armen sind höchst elend und unreinlich, alle mit platten Dächern, worauf man oft schläft. Die Dörfer bestehen nur aus den elendesten Kothhütten, auf deren Dache gewöhnlich noch ein Taubenhaus steht, welches die Wohnung mit Ungeziefer anfüllt. So elend wie die Wohnung, ist auch die Kleidung des Volks; bei den meisten besteht sie nur aus einem groben, blauen Hemde und leinenen Beinkleidern, und auch diese fehlen oft. Reichere tragen die türkische Kleidung; die Frauen gehen auch hier nie ohne einen dreieckigen Schleier, welcher nur die Augen frei läßt. Die Aegypter, wie alle Südländer, sind mäßig im Essen und Trinken; Tabackrauchen und Ruhe sind ihre höchsten Genüsse, besonders in den Kaffeehäusern, wo sie, ohne zu sprechen, stundenlang Märchenerzählern zuhören oder Tänzerinnen zusehen. — Zu den einheimischen Krankheiten gehören vorzüglich Augenübel, nicht selten Blindheit, Ruhr, Epilepsie und vorzüglich die hier selten ganz verschwindende Pest, welche jedoch, wie man behauptet, sich nie südlich über den 26. Breitengrad erstreckt. Die Periode von März bis Mai ist die ungesundeste und besonders den Fremden schädlich. — Alle Einwohner, mit Ausnahme der Kopten, Griechen und Franken, sind Muhamedaner. Arabisch und Türkisch sind die Hauptsprachen.

Geschichtliches.

Die Beschaffenheit des Landes sowohl als die Sage berechtigen uns anzunehmen, daß Aegypten seine Bewohner von den höher liegenden südlichen Gegenden, damals Aethiopien, jetzt Nubien und Habesch

genannt, erhalten habe. Ober-Aegypten ward zuerst bevölkert, und es bildete sich hier schon ein ordentlich eingerichteter Staat, als Mittel-Aegypten noch sumpfig, Unter-Aegypten ein Meerbusen war. So wie der Nilschlamm das Land erhöhte oder das Meer zurücktrat, rückte die Bevölkerung nach, und so ward das mittlere, zuletzt auch das untere Aegypten angebaut; noch zu Homers Zeiten scheint letzteres zum Theil wenigstens von den Fluthen bedeckt gewesen zu sein. Ein zweiter wichtiger Umstand für die Geschichte Aegyptens ist, daß das Land von zwei ganz verschiedenen Völkern bewohnt gewesen zu sein scheint: das eine, das herrschende, von hellerer Farbe und edlerem Bau; das andere, das dienende und in seinen Zügen unverkennbar die Negerrace darstellend. Diesen Unterschied erkennt man sowohl in den trefflich erhaltenen Sculpturen auf den vielen noch vorhandenen Monumenten des alten Aegyptens, wo stets das hellere Volk als Sieger, das dunkle als unterworfen und leidend dargestellt wird, als auch in den Mumien, wovon so viele in der neuern Zeit nach Europa gebracht worden sind. Das erstere, edlere Volk scheint aus Ostindien zu stammen und als Priester-Colonie die rohen Urbewohner Aegyptens unterworfen und gebildet zu haben. Viele Umstände sprechen für diesen indischen Ursprung, abgesehen noch von der körperlichen Bildung dieses herrschenden Volkes. Die älteste Einrichtung Aegyptens war eine Priesterherrschaft, wie die der Brahminen; die nämliche Kasteneinrichtung fand sich auch hier und erhielt sich, so lange Aegypten ein eigenthümliches Reich blieb. Die Priester und die Krieger, aus welchen beiden die Könige genommen wurden, gehörten dem edlern Volke an; die Ueberwundenen wurden in die Kasten der Künstler, wozu vermuthlich Handwerker und Kaufleute gehörten, der Ackerbauer und der Hirten getheilt; letztere galten besonders als unrein, wie die Parias in Indien; die Spuren dieser Verachtung siehe 1. B. Mos. 46, 34. Wohin diese Priester-Colonie kam, brachte sie die Verehrung des Apis oder götlich verehrten Stiers, des einzigen Thieres, welches alle Aegypter anbeteten, die Verehrung des Flusses, welcher als Osiris das männlich befruchtende Princip, im Gegensatz der Isis oder des durch jenen befruchteten Landes, darstellte — (die Deutung des Osiris auf die Sonne und der Isis auf den Mond scheint eine spätere zu sein) — gerade wie in Indien der Ganges und andere Flüsse, sowie die Kuh heilig geachtet werden. Eine andere allgemeine, von jener Priester-Kaste ausgehende Verehrung war die des Amun, oder wie die Griechen ihn später nannten, des Jupiter Ammon, welcher in Widdergestalt oder wenigstens mit einem Widderhaupte ursprünglich dargestellt wurde; die unzähligen Thiere vom Krokodil bis zur Maus, ja bis zu den Pflanzen herab, wie die Meerzwiebel, welche nicht allgemein, sondern in einzelnen Gegenden verehrt wurde, so daß hier die Katze und dort die Maus heilig gehalten wurde, scheinen die ursprünglichen, von jener Priester-Kaste nur geduldeten Fetische oder Götzen der roheren Urbewohner gewesen zu sein. Für die nach und nach erfolgte Besitznahme des Landes durch einen gebildeten Volksstamm spricht auch der verschiedene Kunststil, welchen man in Aegyp-

ten bemerkt: im obern Aegypten, dem ersten Ansiedelungspunkte, findet man nur Obelisken, 50—180′ hohe, aus einem einzigen Steine, gewöhnlich Porphyr oder Granit, bestehende, spitz zulaufende Säulen, sowie Felsentempel und Felsengrabmäler, wie wir sie auch in Indien sahen; im mittlern Aegypten nur Pyramiden, vierseitige, von dreiseitigen Flächen begrenzte, oben spitz zulaufende oder oben abgestutzte Körper, deren Seiten genau nach den vier Weltgegenden, die Eingangsschachte nach Norden gerichtet sind, über deren eigentliche Bestimmung man aber noch zweifelhaft ist, da Einige sie bloß als Grabmäler der Könige betrachten, Andere ihnen eine religiöse Bedeutung beilegen, noch Andere, jedoch mit weit geringerer Wahrscheinlichkeit, sie für große unterirdische Behälter ansehen, wohinein das Nilwasser geleitet sei und die, durch die gewaltigen Felsmassen gegen die Sonne geschützt, beständig kühles Trinkwasser in dem warmen Lande enthalten haben sollen. Sie sind meist aus Kalkstein erbaut und mit Granit oder Marmor bekleidet, und enthalten im Innern Gemächer und Gänge. In Unter-Aegypten endlich herrscht ein gemischter griechisch-ägyptischer Stil. Die Priester-Kaste, die edelste von allen, war im Besitz aller Macht, denn selbst die Könige wurden außerordentlich durch sie beschränkt, wie auch aller Wissenschaft, welche vor allen übrigen Kasten durchaus geheim gehalten wurde. Außer der Kenntniß der von ihr eingeführten Religion, deren wahre Deutung wohl nur den Priestern allein bekannt war, scheint Astronomie die Grundlage ihrer Wissenschaft und wahrscheinlich auch die Grundlage jener uns so widersinnig scheinenden Abgötterei gewesen zu sein, so daß die verschiedenen Gottheiten wohl nur schwer zu enträthselnde Symbole astronomischer Thatsachen oder anderer Naturkräfte und Naturerscheinungen waren. Zur Aufbewahrung jener geheimen Kenntnisse und zugleich zur Verbergung derselben vor dem Volke dienten die Hieroglyphen, die geheiligte, nur den Priestern verständliche Bilderschrift, womit Aegyptens Denkmäler so reichlich bedeckt sind. Außerdem aber haben sie unleugbar auch eine Buchstabenschrift besessen, wie dies die erst neuerlich entdeckten, zwischen den Hieroglyphen zerstreuten phonetischen Zeichen, d. h. Zeichen, welche Buchstaben oder Laute ausdrücken, beweisen. Mag man auch die Kenntnisse und die Weisheit der ägyptischen Priester zuweilen allzuhoch angeschlagen haben, soviel ist wenigstens gewiß, daß mehrere der gebildetsten und geistreichsten Griechen Aegypten in der Absicht besuchten, ihre Kenntnisse zu erweitern, und mit Achtung von den Geheimnissen der ägyptischen Priester reden. Eine Aegypten ganz eigenthümliche und mit den religiösen Vorstellungen ohne Zweifel eng zusammenhängende Sitte war das Einbalsamiren der Todten, welches nach dem Stande und dem Vermögen der Personen zwar mehr oder minder sorgfältig und kostbar, doch aber ziemlich allgemein gewesen zu sein scheint, wie die unzähligen Mumien oder einbalsamirten Leichen beweisen, welche man noch jetzt in ganz Aegypten findet. Diese Gewohnheit scheint vorzüglich aus dem Glauben an Seelenwanderung hervorgegangen zu sein, indem man durch diese Behandlung der Leichen der Seele ihren ehemaligen Wohnsitz und ihre

Organe bewahren und sie dadurch so lange als möglich an den Körper fesseln wollte.

Die ältere ägyptische Geschichte wird wohl niemals aus der Verwirrung und dem tiefen Dunkel hervortreten, worin sie vergraben liegt; fast unmöglich scheint es, die sich durchaus und in allen Punkten widersprechenden Berichte griechischer Schriftsteller darüber zu vereinigen. Wir müssen uns daher auf Folgendes beschränken. Ohne die vielen von den Alten erwähnten Dynastien ägyptischer Könige zu berühren, welche die Geschichte dieses Landes viele tausend Jahre über die allgemein angenommene Grenze der menschlichen Geschichte überhaupt hinausrücken würde, begnügen wir uns zu sagen, daß ohne allen Zweifel Aegypten zu den ältesten Culturländern der Erde gehört und daß vielleicht die erste Ansiedelung von Aethiopien aus, wo ein Priesterstaat Meroe genannt wird, das obere Aegypten zu einem civilisirten Staate machte, wo die noch zu Homers Zeiten weltberühmte Stadt Thebä, später Diospolis (Jupiters Stadt) gegründet ward. Ebenso ward später im mittlern Aegypten die neuere Hauptstadt des ganzen Reiches, Memphis, erbaut, von welcher indeß keine deutlichen Spuren mehr vorhanden sind. Die einzigen Königsnamen, welche aus dieser Urzeit hervorschimmern, sind die des Menes, des ersten menschlichen Königs (denn vor ihm herrschten nach der Sage Götter und Halbgötter), welchem die Erbauung von Memphis und die Anlage einiger Canäle zugeschrieben wird; er soll etwa 3800 Jahre v. Chr. gelebt haben. Den geordneten Zustand des Reichs in so früher Zeit beweist die Geschichte Josephs und der Israeliten, von 1750 bis 1500 v. Chr.; doch sollen in dieser Zeit nomadische Völker aus Phönicien, Hyksos genannt, wenigstens einen Theil von Aegypten inne gehabt haben. Ein zweiter berühmter Name dieser Fabelzeit ist der des Sesostris um's Jahr 1300 v. Chr., welchem siegreiche Feldzüge nach Aethiopien, Syrien, Klein-Asien und bis nach Thracien und Scythien zugeschrieben werden. Unter ihm und seinen Nachfolgern bis um das Jahr 1100 v. Chr. fällt wahrscheinlich die Errichtung der Obelisken und die Erbauung der meisten Pyramiden. Hierauf aber folgt eine Zeit innerer Verwirrung, das Reich löst sich in mehrere auf, und das Ganze wird eine Zeit lang den Aethiopiern unter Sabako dienstbar. Nach dem Abzuge oder der Vertreibung dieser erscheint das Reich in 12 Theile unter eben so viele Herrscher, die Dodekarchie, von 671 bis 656 v. Chr., getheilt. Diesen Herrschern wird unter Anderm die Erbauung des Labyrinths, eines Gebäudes in der Gegend von Memphis, wovon aber nur noch verschüttete Ruinen vorhanden, zugeschrieben, welches 1500 Zimmer über und 1500 unter der Erde hatte, wovon letztere zum Begräbniß der Pharaonen (dies war der Titel aller ägyptischen Könige) und geheiligter Thiere bestimmt waren. Einer von ihnen, Psammetichus, errang die Alleinherrschaft, 656, und mit ihm beginnt die wahrhaft historische Zeit für Aegypten. Er hatte seinen Sieg griechischen Hülfsvölkern zu danken und öffnete aus Dankbarkeit den Griechen die Häfen des Reichs, welche bis dahin jedem Fremden verschlossen gewesen; die

Aegypter selbst verabscheuten die Seefahrt. Von nun an drang griechische Bildung nach Aegypten, und diese Neuerung mißfiel einem Theile des Volks so sehr, daß an 200000 von der Kriegerkaste freiwillig das Land räumten und sich nach Aethiopien zurückzogen. Sein Sohn Necho eroberte einen Theil von Syrien, versuchte, durch einen Canal den Nil mit dem rothen Meere zu verbinden, was indeß erst dem Ptolemäus Philadelphos gelang, und ließ durch Phönicier Afrika umschiffen. Apries eroberte die Insel Cypern; allein auf einem Zuge durch die Sandwüsten Libyens empörte sich sein Heer und setzte, 570, den Feldherrn Amasis, von niederer Herkunft, auf den Thron. Dieser begünstigte die Griechen noch mehr als sein Vorgänger, und zu seiner Zeit besaßen sie feste Ansiedelungen an der Küste. Unter seinem Sohne Psammenitus ward Aegypten, 526, von Kambyses, König von Persien, erobert, die Priester gemißhandelt, die Tempel geplündert und verbrannt, der heilige Stier Apis getödtet, die Grabmäler der Pharaonen entweiht und das Land verwüstet. Eben deshalb brachen bald Empörungen aus, welche an den Griechen Unterstützung fanden, so daß mehrere einheimische Fürsten sich unabhängig von den Persern erhielten, bis endlich 350 Darius Ochus Aegypten wieder eroberte und fast ebenso verfuhr, wie früher Kambyses. Alexander von Macedonien ward daher 332 als Befreier empfangen und wußte, menschlich und geschickt, sich die Gunst des Volkes zu erhalten. Ihm verdankt Aegypten die Gründung von Alexandria, welches so lange die Wiege der Gelehrsamkeit, der Sitz der Könige und eine der berühmtesten Handelsstädte der Welt gewesen. Mit dem Tode Alexanders beginnt in der Person des damaligen Statthalters von Aegypten, Ptolemäus Lagi, mit dem Zunamen Soter (Erretter), einem wahrscheinlichen Halbbruder Alexanders, die lange Reihe der griechischen Könige Aegyptens oder der Ptolemäer, weil sie alle diesen Namen führten. Mit Ausnahme des erstern, welcher unleugbar große Verdienste um das Land sich erwarb, durch die Beförderung der Künste und Wissenschaften, die Anlegung der weltberühmten Bibliothek von Alexandria und die Erbauung des Leuchtthurms oder Pharos auf einer Klippe am Eingange des Hafens von Alexandria, war der Charakter der meisten seiner Nachfolger im geraden Widerspruch mit den Beinamen, welche die feige Kriecherei ihres Hofgesindes ihnen beilegte. So ermordete Ptolemäus Philadelphos (der Brüder liebt) zwei seiner Brüder; Pt. Philopator (der den Vater liebt) vergiftete seinen Vater und tödtete seine Mutter und seinen Bruder; Pt. Euergetes (der Wohlthätige) war ein Ungeheuer an Schandthaten. Ueberhaupt stellen uns die Annalen dieses Reichs bis zu seinem Untergange nichts als ewige Kriege mit Syrien, häufige Revolutionen und blutige Regentenwechsel und eine Sittenlosigkeit und Verworfenheit dar, wie es davon etwa nur noch in der spätern byzantinischen Geschichte Beispiele giebt. Schon längst hatte Rom sich vermittelnd, gebietend und drohend in die Angelegenheiten Aegyptens gemischt, vertriebene Könige wieder eingesetzt, Theilungen veranstaltet und sich unter dem Scheine der Mäßigung eine wahre Oberherrlichkeit erworben. Als daher 51 v.

Chr. die Geschwister Ptolemäus Dionysos und Kleopätra gemeinschaftlich herrschen sollten, letztere aber vertrieben worden war und der geschlagene Pompejus während ihrer Abwesenheit an der ägyptischen Küste, wo er Schutz suchte, ermordet worden war, kam Cäsar nach Alexandrien. Kleopätra gewann ihn durch ihre Schönheit und ihre buhlerischen Künste; er erklärte ihre Sache für die gerechte, und hatte darüber einen gefährlichen Kampf mit der Partei des Königs zu bestehen, in welchem ein Theil der großen alexandrinischen Bibliothek verbrannte. Ptolemäus ertrank im Nil, und Cäsar gab Aegypten der Kleopätra und ihrem 11jährigen Bruder Ptolemäus Puer (der Knabe), welchen sie nach der Sitte des Landes zwar heirathete, bald aber ermorden ließ. Nach Cäsars Tode fand Kleopätra einen neuen Geliebten an seinem Mörder Cassius, sowie später an dem Triumvir Antonius, welcher sie heirathete und im Begriff war, ganz Asien an sie und ihre Kinder zu vertheilen. Die Schlacht bei Actium, 31 v. Chr., in welcher Kleopätra zuerst die Flucht ergriff, führte beide nach Alexandrien zurück, wo Antonius sich tödtete und Kleopätra, um der Schande, im Triumph in Rom aufgeführt zu werden, zu entgehen, sich durch den Biß einer Natter das Leben nahm. Aegypten ward nun eine römische Provinz.

Das Christenthum drang früh nach Aegypten, und Alexandrien ward noch einmal ein Sitz der Wissenschaften und der theologischen Gelehrsamkeit; allein dem finstern, zum Aberglauben geneigten Charakter der Aegypter gemäß, ward Aegypten auch ein fruchtbarer Boden für Schwärmerei und Secten und gab den ersten christlichen Anachoreten (Einsiedlern) und Mönchen ihr Dasein. Bei der Theilung des römischen Reichs, unter den Söhnen des Theodosius, 395, fiel Aegypten dem morgenländischen Reiche zu, dessen traurigen Verfall es bis 640 n. Chr. theilte, wo es, unter dem Kaiser Heraklius, von Amru, dem Feldherrn des Chalifen Omar, erobert wurde. Als die Macht der Chalifen zu verfallen anfing, machte sich der Statthalter dieser Provinz, Achmet, der Sohn Tuluns, 868 unabhängig und gründete die Macht der Tuluniden, welche aber nach kurzer Dauer 908 an Mahadi den Fatimiten überging. Die Fatimiten beherrschten Aegypten nicht ohne Glanz bis 1171; sie bauten El Kahira oder Kairo 972 und eroberten Syrien bis an den Euphrat. Ihre Macht ward vernichtet durch Salaheddin oder Saladdin, den Seldschucken, 1171, welcher zur Zeit der Kreuzzüge Aegypten den Fatimiten und Palästina den Franken entriß; er starb 1193. Seine Nachfolger herrschten bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Als aber Ludwig IX. 1248 an der Spitze eines Kreuzheeres Damiette erobert und bald nachher, bei Mansura umringt und gefangen genommen, gegen Lösegeld freien Abzug erhielt, empörte sich die Miliz des letzten Sultans, die Mameluken, 1250, und machte sich zu Herren des Landes. Diese herrschten nun unter selbst erwählten Anführern über 250 Jahre, bis die Türken unter Selim I. 1517 Aegypten eroberten und es durch einen Pascha regieren ließen, wobei aber die Mamelucken bis auf die neueste Zeit noch immer einen bedeutenden Einfluß behielten. Unter dem

eisernen Scepter der Osmanen war Aegypten immer mehr und mehr verödet und jede Spur alter Herrlichkeit war erloschen. Im Jahre 1798 sandte die französische Republik ein Heer von 40000 Mann unter Buonaparte nach Aegypten, vermuthlich um von hier aus einst die Engländer in Ostindien anzugreifen. Er landete bei Alexandrien, eroberte diese Stadt, schlug die Mameluken bei den Pyramiden und eroberte Kairo, obgleich unterdeß Nelson die französische Flotte bei Abukir am 1. August vernichtet hatte. Nach einem vergeblichen Feldzuge nach Syrien kehrte Buonaparte nach Frankreich zurück. General Kleber behauptete sich tapfer gegen die Angriffe der Türken; als er aber ermordet und Menou sein Nachfolger geworden, unterlag dieser 1800 den vereinigten Heeren der Engländer und Türken. Am 2. September 1800 wurde Alexandrien, die letzte Besitzung der Franzosen, übergeben und Aegypten ward wieder von einem türkischen Pascha regiert. Die einzige Frucht dieser Expedition ist das große, aber nicht sehr gründliche, mit vielen herrlichen Kupfern ausgestattete Werk über Aegypten, welches die französischen Gelehrten, die die Armee begleiteten, ausgearbeitet und unter dem Titel: **Description de l'Egypte**, herausgegeben. Viele neuere Reisende, namentlich Lepsius, haben uns bei der wachsenden Leichtigkeit, das Land zu besuchen, bei Weitem genauere Kunde desselben verschafft. Nach einer öffentlichen Vorlesung, die derselbe in Berlin gehalten hat, wollen wir ein paar Sätze darüber niederschreiben:

„Die römische Welt vor 18 Jahrhunderten bildet unser Alterthum, und in Rom werden die Reste desselben in großen Bauwerken und Ruinen bewundert.

„Als Germanicus Aegypten besuchte, erforschte er daselbst das Alterthum der Römer, welches auf die Zeiten des Königs Ramses und Mosis zurückwies.

„Höher hinauf oder in den Zeiten zurück geht ein drittes Alterthum, dessen Ruinen, Inschriften und Schriftwerke die Forscher an's Tageslicht gezogen haben. Dieselben weisen hin auf Zeiten von 10 und 12 Jahrhunderten vor Moses.

„Dem ging ein viertes Alterthum vorher, etwa 40 oder 39 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, also vor etwa 6000 Jahren, zu den Zeiten des Menes. Damals schon gab es in Aegypten, diesem Wunderlande, Wissenschaft und Kunst, wovon die deutlichsten Spuren und Beweise aufgefunden worden sind. Napoleon, der vor der Schlacht bei den Pyramiden seine Soldaten durch die Bemerkung zur Tapferkeit anzufeuern suchte, daß 40 Jahrhunderte auf sie herabschauten, hätte in Wahrheit von 50 und 60 Jahrhunderten sprechen können."

Ueber die Pyramiden brachte Lepsius die interessanten Notizen:
1) Sie seien nicht, wie einzelne wunderliche Gelehrte*) vermuthet,

---

*) Wären die ägyptischen Pyramiden, statt vier-, dreiseitig, so würden wir noch andere „tiefsinnige" Erklärungen erlebt haben. So schon haben sie dabei von auseinander gegangenen Weltpotenzen orakelt.

weder Naturkrystalle, noch Gnomone (Sonnenuhren), noch Ableiter des Wüstensandes, noch Kornspeicher (Joseph) u. s. w., sondern Grabdenkmäler einzelner Dynastien ägyptischer Königsfamilien;

2) jeder dieser Könige pflegte bei dem Antritt seiner Regierung zu seiner künftigen Ruhestätte eine solche Pyramide zu erbauen, in jedem folgenden Jahre seiner Regierung einen neuen Mantel aus gehauenen Steinen herumlegen und auf denselben die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Regierung verzeichnen zu lassen. Daher die ungeheure Größe derselben;

3) eine derselben nimmt in der Grundfläche die Größe des sogenannten Lustgartens in Berlin, zwischen dem Museum und dem königlichen Schlosse, ein und hat die vier- bis fünffache Höhe des Schlosses, ist höher als das Straßburger Münster. Von den in ihr zusammengehäuften Steinmassen bekommt man durch die Bemerkung eine Vorstellung, daß sich aus denselben 30 bis 40 Kölner Dome erbauen ließen.

In dem neuen, von dem jetzigen Könige erbauten Museum zu Berlin werden in der Folge die alterthümlichen Merkwürdigkeiten, welche Lepsius mitgebracht hat, aufgestellt werden. Schon jetzt ist das daselbst befindliche ägyptische Museum mit dem nachgebildeten ägyptischen Tempel sehr sehenswerth.

Die Pietät ihrer Religion offenbart sich in der rührenden Fürsorge für ihre Todten durch Mumisirung, die oft große Summen (bis 1800 Thlr. nach unserm Gelde) kostete, prachtvolle Särge und die Mitgabe von Kostbarkeiten mancherlei Art (Amulete ꝛc.). Die bildlichen Darstellungen auf den Särgen und Grabdenkmälern deuten auf ihre Vorstellungen von dem Leben der Seele nach dem Tode, auf die Todtengerichte, welchen die Verstorbenen sich zu unterwerfen hatten, auf die Tiefe ihres Gemüths und die Lebendigkeit ihres religiösen Bewußtseins. Diesen Darstellungen zufolge erscheinen die alten Aegypter als ein religiöses, heiteres, ritterliches Volk. Eine Wanderung durch das ägyptische Museum in Berlin giebt davon eine klare und anmuthige Vorstellung. Hier erblickt man den mildthätigen Gott Osiris auf seinem Throne, geschmückt mit den Attributen seiner Macht als König der Unterwelt und Herrscher der Ewigkeit. Hinter ihm, dessen Hauptculte und Mysterien in den Städten Mendes und Abydus gefeiert wurden, befindet sich seine Schwester und Gattin, die holde Isis, bisweilen auch die zweite Schwester Nephthys und das Kind des Osiris und der Isis, der sperberköpfige Gott Horus. Als die vollkommenste Offenbarung des Einen, Ewigen galt die Quelle des Lichts und des Lebens, die Sonne, deren Strahl der lebenspendende Odem der Gottheit genannt, und die in Hymnen besungen wurde, deren man mehrere auf Grabsteinen gefunden hat. Auf den Papyrusrollen, die bei den Mumien entdeckt worden, diesen „Reisepässen" der Verstorbenen, waren die Thaten derselben im Leben, ihre Bekenntnisse nach demselben vor den Todtenrichtern und deren Aussprüche verzeichnet, welche Zeugniß ablegen

von den sittlichen Grundsätzen der Aegypter. Auf der Todtenwage wurde in der einen Wagschale das Herz des Verstorbenen gegen die Wahrheit auf der andern abgewogen; der Ausschlag der einen oder der andern Schale entschied über das Schicksal der Seele. Die ihr im Leben besonders lieb gewesenen Thiere wurden mumisirt den Mumien beigegeben. So ward dem Osiris ein Stier (Apis), der Isis eine Kuh, dem Horus ein Sperber, anderen Gottheiten andere Thiere geweiht. Man findet dieselben in den Katakomben beigesetzt. Alles zusammen spricht für die hohe Stufe der Cultur der alten Aegypter.

Jetziger Zustand.

Der letzte Pascha oder Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali (seit 1806, † 1849), gehörte unstreitig zu den außerordentlichsten Menschen. Ohne von der Pforte gerade ganz unabhängig zu sein, beherrschte er seine Provinz unbeschränkt und war vorzüglich bemüht, europäische Cultur und Bildung einzuführen. Als Krieger hat er die Mameluckeu grausam vernichtet, die Wechabiten in Arabien gedemüthigt, Nubien, Dongola und mehrere Negerländer wegen des Handels mit schwarzen Sklaven unterworfen, und nachdem er sich mit Hülfe europäischer Officiere eine regelmäßige Armee von 60- bis 70000 Mann und eine bedeutende Seemacht geschaffen, hatte er eine Zeit lang den Peloponnesus besetzt gehalten, Candia in Besitz genommen, und 1833 war sein Sohn Ibrahim Pascha nach einem entscheidenden Siege über die Türken bis nach Kutayeh in Kleinasien vorgedrungen und hatte dadurch die Abtretung von ganz Syrien und des Districts von Adana in Kleinasien an seinen Vater erzwungen. Diese Eroberungen gingen jedoch 1840 wieder verloren; indeß versprach die Pforte, stets ein Mitglied der Familie Mehemed Ali's zum Regenten zu ernennen. Als Staatsmann hatte er Agenten in Europa umhergesandt, um Kenntnisse zu sammeln und Künstler und Handwerker in seine Dienste zu ziehen. Mit großen Kosten hatte er Fabriken anzulegen und den Handel zu beleben versucht. Unter seinem Schutze fanden Franken und selbst Griechen vollkommene Sicherheit, und nie ist daher Aegypten so häufig und so erfolgreich von Europäern jeder Nation bereist und untersucht worden. Eins seiner größten und wichtigsten Werke ist der 12 Meilen lange neue (Mamudieh-) Canal, welcher 1817—19 gegraben worden und den Nil mit dem Hafen von Alexandrien verbindet. Auch ist unter seiner Herrschaft das urbare Land, dessen Fläche sehr gesunken war, wieder über das Doppelte gestiegen. Schade nur, daß dies Alles doch nur, nach orientalischer Weise, dazu diente, die Schätze des Vicekönigs, durch dessen Hände aller Handel ging, zu vermehren, ohne das Land zu bereichern, und daß keine Sicherheit vorhanden ist, daß seine Nachfolger in besserm Sinne fortfahren werden. Der Pascha wird als der eigentliche Besitzer nicht allein vom Grund und Boden, sondern auch von den Erzeugnissen betrachtet; nur die Häuser in den Städten

haben Eigenthümer. Alle Producte kaufte er zu willkürlich von ihm festgesetzten Preisen und sammelte sie in seine Magazine, von woher sie der Kaufmann beziehen und nach einem vorgeschriebenen Preise verkaufen mußte. Er hatte alle Webestühle des Landes angekauft und ließ nur für seine Rechnung weben und färben; ebenso hatte er durch die Europäer große Waffenfabriken, Fabriken von Baumwolle, Seide, Waffen aller Art, Salpeter und Pulver angelegt: er war also der einzige Kaufmann des Landes, und der Handel ist daher bei Weitem nicht so bedeutend, als er sein könnte. Noch immer bringen indeß Karavanen vom rothen Meere die Erzeugnisse Arabiens und Indiens, aus Habesch und Sudan Sklaven, Elfenbein 2c. nach Aegypten und finden ihren Hauptmarkt in Kairo. Selbst für die Wissenschaften war der Pascha nicht unthätig: er hatte eine militärische und eine medicinische Schule angelegt, Manuscripte gesammelt, junge Aegypter zu ihrer Ausbildung nach Paris gesendet und sogar mehrere wissenschaftliche Werke aus den europäischen Sprachen in's Arabische übersetzen lassen. Der im J. **1841** vom Großherrn erlassene und von den vier Großmächten Europa's, England, Frankreich, Oesterreich und Rußland, garantirte Hattischerif bringt die Verwaltung Aegyptens mit den übrigen Paschaliks des Reichs in Einklang und setzt den jährlich an die Pforte zu zahlenden Tribut auf **1,133000** span. Thaler fest. Der Pascha von Aegypten soll außerdem nicht mehr als **18000** Soldaten, bestehend aus Arabern, Arnauten, Berbern, Negern und Beduinen, auf den Beinen erhalten, dem Großherrn in Konstantinopel aber in allen Fährlichkeiten zur Seite stehen. Derselbe hat es sich auch vorbehalten, die Oberofficiere zu ernennen. Diese Uebereinkunft scheint bisher nicht völlig zur Ausführung gekommen zu sein. Wenigstens bestehen noch über mehrere Punkte, namentlich über das Tansimat, d. h. über das vom Pascha in Anspruch genommene Recht, die Todesstrafe zu decretiren, Differenzen. In dem letzten Kriege mit Rußland hat der Pascha Hülfstruppen nach der Türkei gesandt. Ihm ist auch die Verwaltung der vom Sultan eroberten Länder Nubien und Kordofan übertragen. Das Abgabensystem ist wegen der Menge der Steuern schrecklich drückend und heillos. Die Mehrzahl der Bewohner (die Fellah's) und ihre Arbeiten sind als Eigenthum des Paschas zu betrachten. Der Koran ist nicht nur die Grundlage der Religion, sondern auch der Justiz. Die in Aegypten lebenden Europäer stehen unter dem Schutze der dort residirenden Consuln. Der jetzige Pascha ist Abbas Pascha, ein Enkel Mehemed Ali's, dem das Land viele Verbesserungen, die Unterthanen Erleichterung verdanken. Er ist neuerdings mit dem großen Gedanken beschäftigt, das mittelländische Meer mit dem rothen durch einen mit großen Segelschiffen befahrbaren Canal zu verbinden. Dieser Gedanke ist sehr alt. Neunzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt wurde die Anlage eines Canals vom Nil nach dem Timsah-See in der Mitte des Isthmus und von da nach dem rothen Meere von den Pharaonen begonnen, von P s a m m i t i c u s (**660** v. Chr.), nachher von D a r i u s (**510** v. Chr.) fortgeführt, endlich von P t o l e m ä u s P h i l a d e l p h u s

(260 v. Chr.) vollendet. Aber dieser Canal verfiel allmälig und wurde unter den Khalifen im 8. Jahrhundert n. Chr. ganz unbrauchbar. Napoleon I. nahm den Plan wieder auf; er dachte daran, den Golf von Pelusium mit dem rothen Meere zu verbinden, er wählte also die kürzeste Linie durch den Isthmus von Tineh nach Suez. An die Ausführung dieses Projects denkt der jetzige Regent Saïd Pascha, dessen Suzerain der Sultan ist, der bis jetzt die Genehmigung noch noch nicht ertheilt hat. Um die Ausführung vorzubereiten, hat Saïd dem Franzosen Ferdinand de Lesseps im Jahre 1854 durch einen Firman die Concession zum Bau dieses Canals durch eine Actien-Gesellschaft der Capitalisten aller Nationen ertheilt. Dieselbe soll ihn 99 Jahre besitzen, 15 Procent des Reinertrags an die Regierung abgeben, nach jener Frist aber das Ganze dieser überlassen. Die Gesammtkosten der Anlage dieses Canals, 100 Meter breit, 8 Meter tief und 21½ deutsche Meile lang, sind auf 200 Millionen Franken berechnet, würden demnach nicht mehr betragen, als die Eisenbahn von Paris nach Lyon gekostet hat. Westlich vom Timsah-See, der in der Mitte der projectirten Linie liegt, erstreckt sich eine Einsenkung bis zur Ebene des Nil-Delta, welche wahrscheinlich das fruchtbare Land Gosen der Bibel ist, durch welches der Canal leicht mit dem Nil in Verbindung gesetzt werden könnte.

Die französische Vermessung im Jahre 1799 hatte als Resultat ergeben, daß das Niveau des rothen Meeres 30 par. Fuß höher läge als das des Mittelmeeres. Die neuesten, genauesten Messungen durch Nivellement, barometrische und koch-thermometrische Berechnungen haben diese Meinung als irrig dargethan. Der höchste Punkt des Isthmus liegt nur 37 par. Fuß über dem Niveau beider Meere. Außerdem sind freilich noch manche Schwierigkeiten zu überwinden: die seichte Beschaffenheit der Bai von Pelusium, der Mangel eines Ankerplatzes, weshalb für große Schiffe Molen und Dämme von der Länge einer deutschen Meile gebaut werden müßten — dasselbe Bedürfniß von Molen und Dämmen bei Suez —, die Enge des Fahrwassers im rothen Meere und die darin wehenden Monsune, wobei aber Dampf-Schleppschiffe zu Hülfe genommen werden könnten u. s. w.

Diese (nicht unüberwindlichen) Schwierigkeiten haben zwei andere Projecte hervorgerufen: den Canal zu bauen von Alexandrien über Kairo nach Suez, welchem Plane aber wohl noch größere Schwierigkeiten entgegentreten; das mittelländische Meer durch die Ebene von Esdraelon in die Tiefe des Jordans und des todten Meeres (welches 1235 par. Fuß tiefer liegt als das Niveau des Oceans), und von da in südlicher Richtung durch das 20 deutsche Meilen lange Land zu leiten, welches letztere nur leider wahrscheinlich eine Höhe von 3—500 par. Fuß hat, worauf aber der Erfinder dieses Projectes (der englische Schiffscapitän William Allen) keine Rücksicht genommen hat. Die günstigste Linie bleibt demnach, wie Petermann (in seinen lehrreichen geographischen Mittheilungen) dargethan hat, die Linie zwischen Tineh und Suez, welche als von der Natur dazu angewiesen betrachtet werden kann.

Wir haben dieser Nachrichten wegen der unermeßlichen Wichtigkeit der Lösung des Jahrtausende alten Problems für Schifffahrt und Handel gedacht. Der Schiffscanal würde die indische, chinesische, japanische Welt, Australien, Polynesien, Ostafrika u. s. w. mit ihren 600 Millionen Einwohnern um die Hälfte des bisherigen Weges um Afrika herum dem civilisirten Europa näher rücken. In der Abkürzung der Fahrt besteht aber der Hauptfortschritt der Schifffahrt. — Auf den Verkehr wohlhabender Personen, die von Europa nach Indien reisen, dürfte die neue Passage nicht rechnen. Denn in 24 Stunden wird man künftig auf der Eisenbahn von Alexandrien nach Suez reisen, wo man ein Dampfschiff besteigen kann. Ob nun aber sich nicht politische Gründe der Ausführung des großen Unternehmens entgegenthürmen werden? Denn es wäre z. B. möglich, daß England nicht gern eine Straße errichtet sähe, welche als Militärstraße nach Indien benutzt werden könnte. Wie die Insularität des Mutterlandes, so war die gewissermaßen vorhandene Insularität des englisch-ostindischen Reiches ein Bollwerk desselben. Lord Palmerston hat sich auch bereits gegen den Plan erklärt.

Eintheilung und Topographie.

Schon die Alten theilten Aegypten der Natur des Landes gemäß in drei Theile: Thebaïs das obere, Heptanömis das mittlere, und Delta oder Unter-Aegypten, und ebenso wird es noch jetzt gewöhnlich getheilt in: Saïd, Ober-Aegypten, Wostani, Mittel-Aegypten und Bahri, Unter-Aegypten. Die neueste Eintheilung in 7 Generalgouvernements, welche wieder in Provinzen zerfallen, können wir hier nicht berücksichtigen. Kairo und Rosette sind von dieser Provinzialverwaltung ausgeschlossen; sie stehen unter eigenen Vorständen. Der Sitz der Centralbehörden und die gewöhnliche Residenz des Pascha ist Kairo.

A) Bahri oder Unter-Aegypten begreift den Theil des Landes von der Theilung des Flusses bis zu seinen Mündungen, nebst dem, was westlich und östlich von den Stromarmen noch zu Aegypten gerechnet wird. Es läßt sich also am Bequemsten hiernach in das westliche, das mittlere und das östliche theilen.

Westlich vom linken Nilarm finden wir die alte Hauptstadt Alexandria, Iskanderia, Skanderia, unter 31°13′ n. Br., auf einer Landzunge, von welcher östlich der neue, westlich der alte Hafen liegt, in welchen sich der neue Canal ergießt, welcher die Stadt, die bisher nur Cisternen hatte, mit Trinkwasser versieht. Sie ist jetzt mit Mauern nnd einem Graben umgeben und wird durch einige Bastionen geschützt. Von ihrer ehemaligen Größe und Pracht ist sie herabgesunken; sie ist eng und elend gebaut, die Straßen krumm und ungepflastert; doch finden sich im Quartiere der Franken viele Prachtgebäude. Die meisten der 30 Moscheen sind ehemalige christliche Kirchen, und die Kirchen der Griechen, Lateiner und Kopten sind unbe-

deutend. Die Zahl der Einwohner mag an 60000 betragen, worunter jetzt an 12000 Franken. Die Häfen werden durch zwei Castelle geschützt, wovon das eine der große Pharillon genannt wird, wahrscheinlich an der Stelle des alten Pharus. Als Hauptstapelplatz Aegyptens für den auswärtigen Handel zur See herrscht hier große Betriebsamkeit, und deshalb wohnen hier alle europäischen Handelsconsuln. Alles in und um Alexandrien ist voll Schutt und Trümmer, besonders in der Gegend südlich von der Stadt; aufrecht stehend sieht man nur noch die sogenannte Pompejus-Säule von Granit, 88′ hoch, und einen Obelisk, gewöhnlich die Nadel der Kleopatra genannt, ebenfalls von Granit. Die Gegend ist sandig und öde, so daß die Stadt die meisten Lebensmittel aus dem fruchtbaren Delta erhält. Schon in der Nähe von Alexandrien ziehen Beduinen umher. Westlich von der Stadt zieht sich eine sandige Landzunge zwischen dem Meere und dem See Mareotis bis Abusir, wo man Trümmer einer großen Stadt findet, und den sogenannten Thurm der Araber, wo Buonaparte landete. 40 M. weiter im W. beginnt die Grenze von Tripoli; das ganze Land bis dahin wird nur von Beduinen durchzogen und bietet nichts als Sand und Kalkhügel dar, ohne Vegetation. Auf der NO.-Spitze der Landzunge, worauf Alexandrien liegt, 4 St. von der Stadt, ist das befestigte Dorf und die Bucht von Abukir, wo am 1. August 1798 Nelson die französische Flotte verbrannte. Dabei liegen die Trümmer der alten Stadt Canōpus. — Unweit der Mündung des westlichen Nil-Arms liegt auf einer Anhöhe die Stadt Rosette oder Raschid. Die Stadt selbst ist schlecht und mag an 15000 Einw. haben; aber ihre Umgegend fruchtbar und schön. Am Eingange des Nil-Arms liegt die den Schiffern gefährliche Sandbank Bogaz. ¼ M. südlich von Rosette liegt der sogenannte Thurm Kanopus, von welchem man einen Theil des fruchtbaren Deltas überblickt. Nur die unmittelbaren Ufer des Nils sind fruchtbar; sowie man sich westlich entfernt, betritt man die Wüste.

Zu diesem Theile von Aegypten gehört noch das Thal der Natronseen, welches sich westlich vom Nil in der Richtung von SO. nach NW. erstreckt. Es ist durchaus sandig und öde; die Seen, deren 6 an der Zahl, folgen auf einander in der Richtung des Thals und werden von Karavanen besucht, um das Natron, welches sich an den Ufern absetzt, zu holen. Die Seen sind von der Regierung verpachtet. Das Wasser in ihnen steigt und fällt im umgekehrten Verhältniß mit dem Nil. Die Farbe desselben ist in der Nähe rosenroth, in der Ferne blau, vom Winde erregt carmoisin. Außerdem giebt es noch 6 koptische Klöster in diesem Thal, welche zum Schutz mit hohen Mauern umgeben sind und in welchen einige unwissende und arme Mönche vegetiren. Dieselben sind nur die späten Reste ehemals starker Bevölkerung. Der Kaiser Valens konnte allein aus diesen Natronklöstern 5000 Mönche als Recruten ausheben. Das Christenthum scheint hier in der Nähe seiner Wiege zu verkümmern; denn Unwissenheit, Rohheit und Fanatismus sind die hervortretenden Züge der geistigen Physiognomie dieser koptischen Mönche.

Das eigentliche Delta, oder das Land zwischen den beiden Nil-Armen, ist eine unübersehbare, von unzähligen Canälen durchschnittene, aber höchst fruchtbare und gut angebaute Ebene. Sie zählt viele Städte, wovon indeß keine von historischer Bedeutung ist.

Der Strich endlich östlich vom Nil ist nur soweit fruchtbar und bewohnt, als die Canäle reichen; alles Uebrige östlich ist mit geringen Unterbrechungen Sandwüste. Die bedeutendsten Oerter sind Damiette (Tamiathus), am östlichen Ufer des Nils auf einer Landzunge, eine halbe Viertelmeile breit, welche östlich vom See Menzaleh begrenzt wird. Die Gegend ist sumpfig und ungesund, aber sehr fruchtbar. Die Stadt selbst ist häßlich, doch soll sie an 28000 Einw. haben. Der äußerste östliche Ort Aegyptens ist das schon auf dem Isthmus von Suez gelegene, von Wüsten umgebene Fort El Arisch. Der Isthmus selbst neigt sich von S. nach N. und besteht aus Kalk- und Sandsteinhügeln, deren Thäler mit Sand überschüttet sind. Mehrere Beherrscher Aegyptens haben, wie oben angegeben, versucht, ihn zu durchstechen, und man findet noch sehr bedeutende Spuren dieser Arbeiten. Von Suez nach Kairo ist eine Straße mit mehreren Stationen angelegt, welche die Reise durch die Wüste erleichtern. Die Eisenbahn mit Telegraphenlinien, welche jetzt von Alexandrien nach dem 55 deutsche Meilen entfernten Kairo gebaut ist, könnte leicht noch bis Suez verlängert werden.

B) Wostani oder Mittel-Aegypten, das Nil-Thal von der Theilung des Stroms bis südlich etwas über den 28. Grad n. Br. Es enthält nicht allein die Hauptstadt des ganzen Landes, sondern auch sehr viel Ueberbleibsel alter Städte und Monumente.

Kairo, Kâhira, d. h. die siegreiche Hauptstadt, unter 30° 2′ n. Br. und 48° 58′ ö. Lg., liegt 5 St. oberhalb der Theilung des Nils, ¼ St. östlich vom Flusse, am Fuße des letzten Vorsprungs des Gebirges Mokattam, in einer sandigen Ebene. Sie ist die größte Stadt des türkischen Reichs nach Constantinopel, etwa 2 St. lang, aber nicht so breit, und wird von einem Canal durchschnitten, der jedoch nur zur Zeit der Ueberschwemmung Wasser hat; das Trinkwasser muß daher aus dem Nil herbeigeschafft werden und wird in Schläuchen durch Kameele nach den Cisternen getragen, deren man etwa 300 zählt. Die Straßen sind eng, schmutzig und ungepflastert, die Stadt im Ganzen schlecht und aus Backsteinen gebaut. Sie hat 400 Moscheen, worunter die des Sultan Hassan das prächtigste Gebäude der Stadt; 30 Kirchen und Capellen verschiedener Glaubensgenossen, mehrere militärische Lehranstalten und eine berühmte gelehrte Schule der Muhamedaner; öffentliche Bäder finden sich in allen Theilen der Stadt. Der letzte Vicekönig, aufmerksam gemacht durch die vielen Kunstschätze und Alterthümer, welche die Europäer jährlich aus Aegypten entführen, hat in Kairo, unter Mitwirkung dortiger Europäer, 1836 ein eigenes ägyptisches Museum angelegt. Die Franzosen hatten

schon angefangen, Kairo zu befestigen, und der Pascha hat die Arbeiten fortgesetzt. Außerdem aber hat Kairo eine auf einem Felsen des Berges Mokattam gelegene Citadelle, wo der Pascha wohnt und die Münze und einige Fabriken sich befinden; der 275′ tiefe Josephsbrunnen versieht sie mit Wasser. Die Zahl der Einwohner mag 300000 betragen, worunter etwa 2000 Franken, welche ein eigenes Quartier bewohnen, 3—4000 Juden und 3000 Griechen. Nächst den Muhamedanern sind die Kopten die zahlreichsten, etwa 10000. Außerdem wird Kairo noch durch zahlreiche, von allen Gegenden hier ankommende Karavanen und Beduinen belebt. — Der Hafen von Kairo, die Vorstadt Bulak, liegt etwas nördlich von der Stadt, am Nil, und hat eine berühmte orientalische Druckerei und eine muhamedanische höhere Lehranstalt. ¼ M. südlich von Kairo liegt Alt-Kairo oder Fostat, ein sehr verfallener Ort, meist von Kopten bewohnt, und unweit desselben das Kloster des heil. Georg, wo der Patriarch von Alexandrien gewöhnlich residirt. Fostat gegenüber liegt im Nil die Insel Rôda oder Rauda, an deren südlichem Ende sich der Mekias oder Nilmesser befindet, eine weiße Marmorsäule, an welcher das Steigen des Wassers beobachtet und von da aus dem Volke verkündigt wird. Ein großes Fest von mehreren Tagen ist es für Kairo, wenn endlich der Nil die erwartete Höhe erreicht hat und das Zeichen zum Durchstechen des Dammes gegeben wird, welcher bis dahin den Canal verschloß; die Ankunft des Wassers, welches der Stadt mehrere Annehmlichkeiten verschafft und überhaupt ein gesegnetes Jahr verspricht, wird mit lautem Jubel gefeiert. Unweit Fostat, bei Schubra, hat der Pascha sich einen prachtvollen Palast, seine gewöhnliche Residenz, mit schönen Gärten, Springbrunnen u. s. w. angelegt.

Die Gegend auf dem linken Nilufer, Alt-Kairo gegenüber, gehört zu den merkwürdigsten wegen der Denkmäler und Trümmer, die man hier findet. Bei dem kleinen Orte Gizeh, wo eine Salmiakfabrik ist, erheben sich die vier großen Pyramiden, welche auf einem Vorsprunge des Gebirges stehen. Die größte davon, deren Erbauung man gewöhnlich dem Cheops zuschreibt, ist jetzt ohne Spitze 456′ hoch, mit der Spitze muß sie 500′ hoch gewesen sein; jede Seite ihrer Basis mißt 716′. Die anderen werden dem Chephren und dem Mykerinus zugeschrieben. Sie bestehen aus ungeheuren Quadern von Kalkfelsen und zeigen sich jetzt stufenförmig, so daß man zum Gipfel gelangen kann; im Alterthum waren sie mit Marmor oder Granit so bekleidet, daß sie eine glatte Oberfläche hatten. Die größte derselben ist vielleicht schon vor Jahrhunderten eröffnet, aber auch absichtlich wieder verschlossen worden; die Franzosen und neuere Reisende haben auch andere Pyramiden untersucht und im Wesentlichen immer das Nämliche gefunden. Der Eingang befindet sich etwa in der Mitte der Höhe an der Nordseite; von da senkt sich ein enger Gang unter 26—27° gegen den Horizont nach dem Mittelpunkt der Basis und steigt dann wieder empor. Gewöhnlich hat man nur 2 bis 3 Gemächer in der ganzen Masse entdeckt, in welchen die Sar-

kophage mit den Gebeinen des Königs, der sie zu seinem Grabmal hatte bauen lassen, aufgestellt worden. Das zweite Gemach war für den Ruheort der Gebeine der Königin bestimmt. Mit dem Regierungsantritt eines Königs fing der Bau seiner Grabpyramide an, welche mit jedem Jahre seiner Regierung vergrößert wurde, so daß die Größe die Länge der Regierung des betreffenden Königs andeutet. Die Zeit des Anfangs der Erbauung der sogenannten Pyramide des Cheops reicht bis 3200 Jahre vor Christi Geburt hinauf, 15—16 Jahrhunderte vor Moses, woraus zu schließen, daß die Cultur Aegyptens ein viel höheres Alter hat, als nach der gewöhnlichen Jahrrechnung angenommen wird. — Oestlich von den Pyramiden von Gizeh findet sich die ungeheure, aber jetzt schon sehr beschädigte Sphinx, welche beinahe ganz vom Sande verschüttet war; als man in der neuern Zeit diesen wegräumte, fand man zwischen ihren Vorderfüßen einen kleinen Tempel. Die Sphinx hat eine Länge von 130′ und 65′ Höhe und besteht aus einem einzigen Felsstück. Noch weiter südlich, bei Sakhara, befindet sich das sogenannte Mumienfeld, wo man dergleichen einbalsamirte Leichen in großer Menge findet und eine Art Handel damit treibt. Dabei befinden sich weitläufige Trümmer, welche man für die Ruinen der alten Memphis hält. Unweit dieser Ruinen sieht man die nicht so bedeutenden Pyramiden von Memphis, wovon die höchste nur 250′ mißt; diese besteht aus rohen, durch Mörtel verbundenen Granitblöcken und ist in 6 Stockwerke abgetheilt. Andere Pyramiden dieser Gegend sind von gebrannten Steinen, andere gar nur von Lehmziegeln und daher sehr verfallen. — Etwa unter 29° n. Br. breitet sich im W. des Nils eine äußerst fruchtbare Niederung aus, welche von den hier etwas zurücktretenden Bergen eingeschlossen wird. Dies ist der auch durch die Cultur der Rosen berühmte District von Fayum, worin der Birket-Kerun und der ehemalige See Möris, welcher jetzt oft nur ein großer Sumpf ist mit salzigem Wasser, an dessen Ufer das Salz von der Sonne erhärtet; bei hohen Nil-Ueberschwemmungen wird sein Umfang sehr erweitert. — Zu den bedeutendsten Ruinen, welche man in dieser Provinz antrifft, gehören die von Antinoë, am Ostufer des Nils, etwa unter 28° Br. Man sieht hier noch außer vielen einzelnen Marmorsäulen einen großen Porticus, ein Theater und eine ganze Straße; die Stadt ward unter Hadrian erbaut, daher hier nur griechische und römische Gebäude gefunden werden. Minieh, wo thönerne Wasserkrüge verfertigt werden, und Mellavi, beide am Westufer des Nils, sind die bedeutendsten neueren Städte dieser Gegend.

C) Saïd oder Ober-Aegypten, der für den Alterthumsforscher merkwürdigste Theil, wo sich die meisten und herrlichsten Ruinen finden. Jetzt ist es der am Wenigsten bevölkerte Theil Aegyptens, obgleich die Luft hier am Gesundesten ist und man von den die unteren Theile des Landes verheerenden Krankheiten hier wenig oder gar nichts weiß.

Der jetzige Hauptort von Ober-Aegypten ist Siut, unter 27° 13′ n. Br., am linken Ufer des Nil; die Stadt ist ziemlich gut ge-

baut, hat 20000 Einw. und ist der Hauptmarkt für die aus dem Innern kommenden Karavanen, welche Sklaven bringen. Die Gebirge westlich von Siut sind vom Fuß bis zum Gipfel mit Grotten angefüllt, welche in Stockwerken über einander liegen; sie dienten den alten Aegyptern zu Grabmälern und sind daher zum Theil mit Hieroglyphen verziert; später haben christliche Einsiedler darin gehauset. — Geht man den Nil hinauf, so findet man die ersten schönen Trümmer von einem Tempel bei dem Dorfe Gau oder Quau, am rechten Ufer. Nicht weit davon, bei der jetzigen Stadt Akmim, sieht man die Ruinen des alten Chemnis oder Panopolis; sie bestehen aus 2 Tempeln und vielen Säulen, und auch hier ist das nahe Gebirge voller Höhlen, in welchen noch die Mönche eines koptischen Klosters wohnen. Weiter südlich, oberhalb Girgeh, sind die fast ganz im Sande begrabenen Ruinen von Abydus; auch die bedeutende Stadt Hau am linken Ufer ist von Trümmern umgeben. Nicht weit davon auf demselben Ufer sind die herrlichen Ueberbleibsel der alten Tentyris, jetzt Dendéra, ein elendes Dorf. Man sieht hier mehrere noch wohlerhaltene, wenn auch mit Schutt angefüllte Tempel, auf deren Dächern elende Hütten der Araber stehen. An der Decke des größten Tempels hat man einen Thierkreis gefunden, welchen man abgelöst und nach Frankreich geschafft hat. Noch ist Streit unter den Astronomen über das Alter, welches die abweichende Stellung mancher seiner Constellationen anzudeuten scheint; doch hat man wohl anfänglich zu viel daraus geschlossen und die Zeit seiner Anfertigung zu hoch hinauf gerückt. In einem andern Theile des Tempels ist eine Himmelskarte abgebildet, mit allen Sternbildern sowohl des nördlichen als südlichen Himmels. — Das Dorf Kopt, auf dem rechten Ufer, zwischen dem Flusse und den Bergen, steht auf den Ruinen der alten Koptos; auch eine neuere, später verödete Stadt muß hier gestanden haben. — Unter 25° 41′ n. Br. breitet sich an beiden Ufern des Nils die Ebene aus, auf welcher die unermeßlichen Ruinen des alten

Thebä, der Hauptstadt des ältesten ägyptischen Staats, zerstreut liegen, welche einst die größte und prächtigste Stadt der Erde war. Die Ebene wird nördlich von den Gebirgen begrenzt, welche sich hier dem Flusse nähern, südlich aber sich davon entfernen; nur einige elende Dörfer sieht man jetzt mitten unter dieser Trümmerwelt: Luxor und Karnak sind die bedeutendsten von allen. Auf dem linken Ufer sieht man die Ueberreste eines Palastes des Ramses oder Sesostris, gewöhnlich das Grab des Osymandyas genannt; weiter westlich stehen noch mehrere Thore und große Höfe, von Säulengängen umgeben; die Gebirge am Rande der Wüste sind voller Grotten, und der Boden überall mit Trümmern von Kolossen, Statuen und Säulen bedeckt. Vorzüglich zeichnen sich zwei kolossale sitzende Statuen aus, 61′ hoch, und in der Nähe die Ruinen des sogenannten Memnoniums, die aus Thoren, Säulen, Statuen und vielen herrlichen Sculpturen an den Wänden bestehen; alles dies ist von rothem oder schwarzem Granit; was von Marmor war, ist mehr zerstört, weil man es zer-

schlagen und zu Kalk benutzen konnte. Das östliche Ufer ist nicht minder reich. Gleich bei Luxor erheben sich zwei Obelisken von Granit, über 70' hoch, welche nebst zwei kolossal sitzenden Figuren den Eingang zu einem Prachtgebäude bildeten, wovon noch über 200 Säulen stehen. Einer dieser Obelisken ist nach London geschafft, der andere 1833 mit unsäglicher Mühe eingeschifft, nach Frankreich gebracht und in Paris aufgestellt worden. Von hier nach dem Dorfe Karnak, im N., wandelt man beständig zwischen Alleen von Sphinxen, Kolossen, Obelisken, Säulengängen, Wänden mit Sculpturen, Alles von Granit und Alles, wie es scheint, recht absichtlich zerstört. Ein Saal des unermeßlichen Palastes, der noch erhalten ist, hatte eine solche Höhe, daß die Notre-Dame-Kirche in Paris ganz darin stehen könnte. Das herrlichste von allen Denkmälern dieser Gegend sind vielleicht die Gräber der Könige in einem Seitenthale der libyschen Kette. Diese steilen Felsenwände sind hier mit unzähligen, durch Gänge und Treppen verbundenen Sälen und Gemächern erfüllt. Alle Wände sind mit Sculpturen und wohlerhaltenen Malereien bedeckt, welche unter anderen auch die anschaulichsten Bilder von den verschiedenen Beschäftigungen und Gewerben der alten Aegypter geben; in den Gemächern finden sich schöne Sarkophage von Granit, unzählige Mumien von Menschen und heiligen Thieren. Noch ganz neuerlich fand der Reisende Belzoni ein solches Gemach, worin ein schöner alabasterner, ganz mit Basreliefs bedeckter Sarkophag sich befand, welchen er glücklich nach England brachte. Nur die unsinnige Wuth der Menschen, nicht die Zeit, hat hier Vieles zerstört; denn mehrere Hundert Araber bewohnen jetzt mit ihrem Vieh diese Höhlen, welche sich 2 St. weit an den Bergen entlang erstrecken. — Auch bei Esné, einer ziemlich guten Stadt auf dem linken Ufer, finden sich noch höchst vortrefflich gearbeitete Sculpturen an den Ruinen mehrerer Tempel. — Bei dem Dorfe Elkab, südlich von Esné, auf dem rechten Ufer, ist ein Berg besonders durch seine Grabhöhlen merkwürdig, weil die Wände derselben theils mit Sculpturen, theils mit Malereien, wie die eben erwähnten, bedeckt sind. — Unweit Edfu, eines großen Dorfes am linken Ufer, stehen noch zwei sehr wohlerhaltene Tempel, von feinem Sandstein aufgeführt und mit Sculpturen verziert; es sind die Ruinen von **Apollinopolis magna.** Weiter südlich, am östlichen Ufer, liegen fast ganz unter Sand begraben die Ruinen von Ombos, unter welchen man noch 2 Tempel erkennt; der Ort selbst und die ganze Ebene bis zum Gebirge ist jetzt mit Sand aus dem arabischen Gebirge überschüttet, so daß man hier weder Dorf noch Baum mehr findet. Fast ganz ebenso sind beide Ufer des Flusses von hier bis Syene, 8 M. weit, beschaffen. — Assuan, unter 24° 5' n. Br., auf dem rechten Ufer, neben dem alten Syene, dem südlichsten Grenzpunkte Aegyptens, an 350' über dem Meere. Eigentlich liegen hier drei verschiedene Städte: das heutige Assuan ist das nördlichste und besteht aus Erdhütten; doch ist der Hafen für den Handel wichtig; südwestlich davon am Abhange eines Hügels sind die Ruinen des alten Syene, und auf diese hatten

die Araber eine andere, nun auch verschwundene Stadt gebaut; auch ein römisches Gebäude will man hier gefunden haben; ein Castell, welches die Franzosen auf einem Felsen dabei angelegt, vollendet die Mannigfaltigkeit der Gegenstände. Hier ist das Gebirge Granit, und zum ersten und letzten Male in Aegypten sieht man hier Häuser und Palmenwälder auf und an Felsen; die Oberfläche der letzteren ist häufig mit Sculpturen bedeckt. — Ganz in der Nähe von Syene und unterhalb der letzten Katarakte, wo der Nil in Aegypten eintritt, bildet er eine lange Insel, Elephantine, El Schag, über 4000′ lang und 2400′ breit; der südliche Theil ist felsig, der nördliche enthält angeschwemmtes Land, welches sorgfältig bebaut durch seine schöne Vegetation einen auffallenden Contrast mit den Felsen und dem nackten Sande umher bildet. Einige Dörfer liegen auf und an den Ruinen der alten Stadt, welche den südlichen Theil der Insel einnahm. — Südlicher, gleich oberhalb der letzten Katarakte und unterhalb vieler Stromschnellen, liegt die kleine, aber höchst merkwürdige Insel Philä, El Heif, unter 24° 1′. Sie ist nur 1152′ lang und 408′ breit, und hat wie die vorige nur am nördlichen Ende etwas angeschwemmtes Land; die Südspitze bilden Granitfelsen. Die ganze Insel war einst mit einer sehr sauber gearbeiteten Mauer umgeben. Auf dem Granit stehen eng zusammengedrängt die schönsten Ruinen von ganz Aegypten: zwei Tempel, ein größerer des Osiris und ein kleinerer der Isis, andere mehr zerstörte, ein Obelisk und lange Säulengänge, Alles von blendend weißem Sandstein, Alles mit herrlichen Sculpturen und Inschriften aus sehr verschiedenen Zeiten bedeckt.

Es bleibt uns noch die Ostseite Aegyptens zu betrachten. Der ganze Raum vom Nil-Thal bis an's rothe Meer ist durchaus gebirgig, und zwar sind die Berge so völlig kahl, daß man nicht eine Spur von Dammerde, geschweige von Vegetation daran erblickt; der Felsen steht überall ganz nackt da. Dies Gebirge wird indeß von mehreren tiefen Schluchten und Querthälern durchsetzt, welche schon im Alterthum und noch jetzt als Verbindungsstraßen zwischen Aegypten und dem Meere benutzt wurden. Die wichtigsten derselben sind: 1) das Thal Tieh oder der Verirrungen, welches von der Gegend von Kairo nach Suez führt. 2) Ein anderes führt von Benisuef nach den beiden am Berge Kolzim gelegenen koptischen Klöstern des h. Antonius und des h. Paulus, welche festungsartig von hohen Mauern umgeben sind. 3) Das Thal von Kosseir, welches in der Gegend von Koptos beginnt und nach jenem Hafen führt; man trifft auf diesem Wege einige Brunnen, auch Spuren von Gießbächen (denn es soll hier zuweilen stark regnen), auch Ruinen alter Gebäude und Tempel an. 4) Das Thal der Smaragd-Gruben; es beginnt in der Gegend von Esné und führt zum Berge Zabara, welcher nur 3½ M. vom Meere liegt; hier und 3 M. südlicher finden sich sehr große Steinbrüche im Thonschiefer und Glimmer, wo man ehemals Smaragde gegraben. — Die Küste des rothen Meeres selbst ist durch Korallenriffe und Untiefen den Schiffen höchst gefährlich und wenig bekannt; das Ufer besteht aus Felsen oder dür-

rem Sande. Nur zwei Oerter werden jetzt noch des Handels wegen besucht: Suez, wovon schon bei Arabien die Rede gewesen, und Kosseir, ein elender Ort, welcher sein Trinkwasser aus einigen entfernten Quellen und seine Lebensmittel, Fische ausgenommen, von Arabien und dem Nil-Thale erhält; auch der Hafen ist unsicher und von geringer Tiefe. Die Umgegend ist ganz wüst und ohne Vegetation.

Die westlich von Aegypten gelegenen, zum Theil vom Pascha abhängigen Oasen in der Wüste werden wir, wenn wir von dieser reden, kennen lernen.

Anmerkung. Der Sage, daß von der Memnonssäule, besonders beim Aufgange der Sonne, Töne gehört wurden, reihen sich Sagen ähnlicher Art an. Aehnliche Naturtöne vernimmt man in der That an verschiedenen Orten der Erde, es geht Alles natürlich zu. Nach v. Humboldt hören Menschen, welche auf den Granitfelsen am Ufer des Orinoco schlafen, gegen Sonnenuntergang unterirdische Laute wie die einer Orgel, er selbst vernahm sie nicht. Die Töne des Teufelsberges am Cap sind natürliches Pfeifen des Windes in jenen zerklüfteten Felsen. Ebenso vernimmt man zuweilen in der Nähe des Sinai seltsame Laute, die von Klippenabhängen herkommen, welche von Phantasten für überirdische Stimmen erklärt werden. Der Naturforscher weiß, daß sich Alles naturgesetzlich ereignet. Ungleiche Erwärmung und Abkühlung erzeugt in Körpern, welche zu Schwingungen sich eignen, Töne verschiedener Art, was man an eisernen Ofenthüren wahrnehmen kann.

II. Nubien.

Der Name Nubien umfaßt mehrere Gegenden im Süden von Aegypten, zu beiden Seiten des Nils. Der Zustand und die Beschaffenheit dieser Länder ist erst durch neuere Reisende und durch die Kriegszüge des Paschas von Aegypten einigermaßen bekannt geworden; doch ist es unmöglich, die Grenzen, ja selbst nur die Lage jedes Districts und ihren politischen Zustand genau anzugeben. Man rechnet seine Ausdehnung von 24½° n. Br. bis zum 12.° s. Br., d. h. so weit, als die ägyptische Herrschaft reicht, und von 55° bis 48° ö. Lg. Ganz Nubien ist gebirgig; man steigt von Assuan immerwährend gen Süden zu dem Schigre-Gebirge und bis zu dem Hochgebirge von Habesch. Thäler durchsetzen das Hochland in allen Richtungen; die hohen Ebenen sind steinig und unfruchtbar, doch nicht ganz in dem Maße, wie die Wüsten bei Aegypten. Es ist das große Stufenland des mittlern Nils, das den Charakter einer unermeßlichen Ebene hat, das sich im Westen bis zu einer Höhe von 2000′ erhebt. Nach dem rothen Meere hin giebt es Höhen von 6—7000′. Nur der Nil verbreitet Fruchtbarkeit an seinen Ufern, die er jedoch selten überschreitet, daher auch hier hin und wieder Bewässerungscanäle an-

gelegt sind, aus welchen das Wasser durch Schöpfräder auf die Felder geleitet wird. Er empfängt hier mehrere Nebenflüsse, besonders von der Ostseite, und strömt beinahe beständig zwischen und über Felsen, wo er Katarakten und Stromschnellen bildet, besonders zwischen dem 19.° und 22.° n. Br. und unter dem 18.°, wo er von O. nach W. strömt. Im Nil-Thal regnet es äußerst selten, die Hitze ist meist sehr groß, aber die Nächte verhältnißmäßig kühl. Man hält es für eins der heißesten Länder der Erde, namentlich das trockene, wüste Mittel-Nubien, im Sommer im Mittel 45° bis 48°, zuweilen 60° C. Dennoch ist das Land gesund, die Pest dringt nie bis hierher; nur die Blattern richten oft Verwüstungen an. Als Hausthiere hat man Ochsen und Büffel, Schafe, Esel, wenig Kameele, aber die Pferde von Dongola gehören zu den schönsten in der Welt; doch soll die schönste Race in dem letzten Kriege gegen die Türken ausgerottet worden sein. An wilden Thieren giebt es Gazellen, Hasen, Giraffen, wilde Schafe, Leoparden, Löwen und Hyänen; in den südlichsten, schon etwas bewaldeten Gegenden Elephanten und Rhinoceros, im Nil Krokodile und Nilpferde, aus deren Haut man Schilde bereitet. Die natürliche Vegetation ist äußerst gering, Palmen, Sennespflanzen und einige Straucharten sind fast Alles, was man findet; gebaut werden Durrah, Weizen, Gerste, Bohnen, Linsen, Wassermelonen, Taback, Baumwolle und etwas Wein. Hin und wieder findet sich Steinsalz. Neben Sandwüsten erhebt sich oft die üppigste Vegetation innerhalb der Gebiete des tropischen Regens, ein undurchdringlicher Urwald mit den kolossalsten Bäumen, von Schlingpflanzen umwunden, die 1 Fuß Durchmesser haben. Die höheren Theile des Landes sind gesund; dagegen tödten die Miasmen in den Gegenden der Ueberschwemmung oft in wenigen Stunden. — Im Ganzen ist das Land sehr schwach bevölkert, weil nur die Ufer der Flüsse einigen Anbau gestatten. Man berechnet die Zahl der Einwohner auf 888000 Seelen, so daß nur 65 Menschen auf die Quadratmeile kommen. — Die Einwohner leben meist in kleinen Dörfern, deren Häuser Erdwände haben und mit Durrahstroh gedeckt sind. Man kann unter ihnen 3 Hauptnationen unterscheiden: die eigentlichen **Nubier**, welche wieder in mehrere Stämme, als **Kenous** im N., **Nubas** in der Mitte und **Sennaars** im S. zerfallen, alle drei auch unter dem gemeinsamen Namen **Barábras** bekannt. Sie scheinen dem großen Volksstamm der Berbern anzugehören, sind meist alle ansässig, treiben Ackerbau und wandern selbst nach Aegypten, um nach einigen Jahren mit ihrem Ersparten in's Vaterland zurückzukehren. Sie befinden sich jetzt unter dem Pascha von Aegypten in einer überaus gedrückten Lage. Die **Araber**, welche ebenfalls in verschiedene Stämme getheilt, worunter die **Kubbabisch** die mächtigsten sind, auf dem rechten und linken Nil-Ufer als Nomaden leben. Endlich **Neger**, welche indeß, wie die übrigen Einwohner von Nubien, sich zum Islam bekennen, mit Ausnahme einiger Berglandschaften, wo nebst Heiden noch Christen, die von den Muhamedanern Kaffern genannt werden, wohnen sollen. Seit 1812 hat der Pascha von Aegypten, die hierher geflüchteten Mameluken bekämpfend,

das ganze Land bis an seine südlichste Grenze verheert und auch noch die benachbarten westlichen Gegenden unterworfen.

Das eigentliche Nubien, im engern Sinne, umfaßt nur das Nil-Thal von Assuan bis zum Gebiet von Dongola. Es wird in eine nördliche Hälfte, Wady el Kenous, und eine südliche, Wady Nuba, getheilt. Ueberall sind die Ufer mit Ruinen unbekannter alter Städte, zum Theil auch noch mit schönen Tempeln voll Sculpturen und wohl erhaltenen Malereien bedeckt. Mehrere dieser Tempel haben später zu griechischen Kirchen gedient; man hatte die Wände übertüncht und Heiligenbilder darauf gemalt; wo dieser Anputz abgefallen, kommen die alten Malereien wieder zum Vorschein. Man findet auch kleine, ganz aus dem Felsen gehauene Tempel und Grabhöhlen in den Bergen, wie in Aegypten. Die schönsten Tempelruinen befinden sich beim Dorfe Kalabsché, unter 23½°, und bei Ebsambol, unter 22° 5′ Br., wo sich zwei merkwürdige Felsentempel finden, wovon der eine über 150′ Länge hat, und an dessen Eingange vier über 60′ hohe kolossale Statuen angebracht sind; die Wände schmücken farbige Basreliefs. Der Hauptort des ganzen Landes ist Derr, unter 22¾° n. Br. und 450′ über dem Meere, mit etwa 200 Häusern und einigem Handel. Beim Dorfe Wady Halfa ist ein berühmter Wasserfall des Nil, der oberhalb durch eine steinige Wildniß fließt.

Das Gebiet von Dongola breitet sich am Nil, südlich von Nubien, etwa 5 Tagereisen lang aus. Die Ufer erweitern sich hier beträchtlich, lassen viel Raum für den Anbau, und außerdem ist der Fluß mit vielen großen und fruchtbaren Inseln bedeckt. Hier giebt es befruchtende Ueberschwemmungen, wie in Aegypten; auch regnet es zuweilen mehrere Tage hinter einander. Die Einwohner reden die nubische Sprache und gehen fast ganz nackt. Der Feldzug des Paschas von Aegypten gegen die hierher geflüchteten Mameluken hat das Land sehr verödet. Das Hauptproduct sind die trefflichen Pferde, welche aus Arabien stammen, aber hier noch schöner gedeihen; sie werden fast nur mit Stroh gefüttert. Die vielen kleinen Häuptlinge (Kaschefs) des Landes sind vom Pascha von Aegypten abhängig. Der Hauptort ist Neu-Dongola, am linken Ufer, 750′ über dem Meere; er hat durch die hierher geflüchteten Mameluken sehr an Bevölkerung zugenommen, 6000 E. — Weiter südlich am Nil wohnen die Scheigya-Araber, deren Gebiet etwa 20 M. lang ist. Sie zerfallen in mehrere Stämme und sind ein höchst tapferes Volk, deren Reiterei besonders vortrefflich ist; dennoch mußten sie, vom Pascha von Aegypten angegriffen, dem Feuergewehr unterliegen und sind jetzt abhängig. Auch in ihrem Gebiete findet man schöne Tempelruinen, namentlich am Berge Bargal, nördlich von Merawi, und besonders viele, wenngleich kleinere und sehr verfallene Pyramiden.

Die Gegenden östlich vom Nil, im Ganzen trockene, unfruchtbare Bergebenen und Schluchten, werden dennoch jährlich von vielen Karavanen aus Sennaar und dem innern Afrika, sowie aus Aegypten besucht. Dadurch hat man einige der dort vorhandenen Völkerschaften kennen gelernt. Das Gebiet von Berber breitet sich im O. der an-

gebauten Nilufer aus. Die Einwohner sind Araber von dunkler Farbe und schönen Zügen; aber sie werden uns als höchst verworfen, verrätherisch, habsüchtig und unsittlich geschildert. Sie sind theils Hirten, theils haben sie etwas Ackerbau; vorzüglich aber sind sie wandernde Kaufleute. Sie leben in mehreren Dörfern und ihre Häuser sind geräumig und gut gebaut. Sie haben einen Melek oder Fürsten, dessen Macht sich darauf beschränkt, von den durchziehenden Kaufleuten Abgaben zu erheben; sonst war er von Sennaar abhängig, jetzt vom Pascha von Aegypten. — Südlich von den Berbern liegt die Stadt Damer am Nil, etwa 1350′ über dem Meere und nahe der Mündung des Takazze oder Atbara; ihre Bewohner bilden einen kleinen unabhängigen Staat und haben mehr Bildung als die meisten ihrer Nachbarn; viele von ihnen studiren in Aegypten und werden dann als Fakys, Gelehrte und Heilige, sehr geehrt. — Südlich davon liegt der District von Schendy, eine sehr große, fruchtbare Ebene zwischen dem Atbara und Nil, welche viel Salz besitzt und deren Bewohner Araber sind. Die vormals wichtige Stadt Schendy liegt ½ St. vom Nil, dessen Spiegel hier 1350′ Höhe über dem Meere hat, und hatte sonst an 6000 Einw., worunter viele Kaufleute aus Dongola, Sennaar u. s. w.; sie ward 1822 von den Aegyptern fast ganz zerstört. Sie ist ein Hauptpunkt für den Handel dieser Gegenden und das Ziel aller Karavanen aus Süden und Norden; vorzüglich ist der Sklavenhandel bedeutend. Auch in diesem Gebiete hat man viele kleine Pyramiden und Trümmer von Städten und Tempeln, namentlich beim Dorfe Assur, gefunden. Das im Alterthum hochberühmte Meroë, Hauptstadt eines Priesterstaates, von wo aus vermuthlich Aegypten seine Bildung empfing, lag wahrscheinlich unterhalb Schendy, bei der Insel Kurgos. — Im Lande Halfaija vereinigen sich der weiße und blaue Nil. Die Handelsstraße von Schendy nach Suakim am rothen Meere führt meist durch Gebirge und Wüste; doch giebt es auch hier einige fruchtbare Niederungen, wie die von Taka am Atbara. An der Küste ist das Gebirge nicht mehr so dürr wie bei Aegypten, sondern hat Quellen und Bäume. Suakim selbst, im Hintergrunde einer tiefen Bai, liegt auf einer Insel und hat mit der am Lande befindlichen Vorstadt an 8000 E., welche bedeutenden Handel, vorzüglich Sklavenhandel, mit Sudan und Arabien treiben; die Aegypter halten hier einen Aga, der aber wenig zu sagen hat. — Zwei Hauptstämme der Beduinen bewohnen die Wüsten und die Gebirge zwischen dem Nil und dem Meere, nördlich bis Kosseir die Ababdes, von Suakim südlich bis nach Habesch die Bischaries.

Südlich von den bisher genannten Districten, an der Ostseite des Nils, liegt Sennaar, welches, wie Nubien selbst, bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung genommen wird, indem bis auf die neueste Zeit viele angrenzende Gebiete dem Sultan von Sennaar Tribut zahlten. Jetzt sind die Waffen des Paschas von Aegypten auch bis hierher gedrungen und haben ihm das Land unterworfen, welches nun von einem Vasallen desselben regiert wird. Südlich stößt es an

Habesch und an noch sehr wenig bekannte Gegenden, welche reich an Gold sind und von Negern, Schilluks, die sich Fungi, aber auch Nuba nennen, bewohnt werden. Sennaar bildet eine Hochebene, welche sich theils als einförmige Savanne darstellt, theils von kümmerlichem Mimosengebüsch oder Mimosenwäldern bedeckt ist. Es wird vom Nil, oder vielmehr von den beiden Flüssen, aus welchen er gebildet wird, dem Bahr el Abiad und dem Bahr el Azrek, und mehreren Nebenflüssen derselben durchströmt. Es ist nur da fruchtbar, wo Bäche und Quellen sind, aber nicht sonderlich gesund, wegen häufigen Temperaturwechsels; Gewitter, Stürme und Regen sind hier gewöhnlich. Die Dattel wird hier nicht mehr reif; Durrah und Mais sind die Haupterzeugnisse. Da es hier schon wieder Wälder giebt, so finden sich Rhinocerosse, Löwen, Hyänen; auch Giraffen sind häufig; der Strauß findet sich in den Ebenen. — Die Haupteinwohner sind Neger, die sich aber zum Islam bekennen. Beduinen ziehen als Nomaden umher; alle sprechen arabisch. Der Handel mit Durrah, Sklaven, Elephantenzähnen, Straußfedern, Gummi und Hippopotamushäuten, die zu Schilden, Peitschen u. s. w. verarbeitet werden, beschäftigt mehrere Karavanen nach Schendy und nach Aegypten. Die ehemalige Hauptstadt Sennaar, unter 13½° n. Br., liegt auf einer Anhöhe, etwa 1550′ über dem Meeresspiegel, am linken Ufer des Bahr el Azrek, in einer fruchtbaren Ebene. Sie soll nur noch an 10000 Einw. enthalten und hat eine schöne Moschee und einen verödeten großen Palast des Sultans. Die jetzige Hauptstadt, die größte Stadt Nubiens, wo der Generalstatthalter residirt, ist Khartum, auf einer von dem weißen und blauen Nil gebildeten Halbinsel neu erbaut und 1450′ über dem Meere. Sie zählt bereits 20000 Einw. und treibt starken Handel. Im W. des Nils liegt, von Wüsten umgeben, das Land

Kordofan. Die nördlichen Gegenden sind weniger fruchtbar und haben mehr Viehzucht als Ackerbau; im S. erhebt sich das Land zu bewaldeten Gebirgen und ist höchst fruchtbar; die Einwohner sind ein Gemisch von heidnischen Negern, Nubiern und Arabern. Sie waren früher von dem weiter westlich liegenden Reiche Darfur abhängig; 1820 hat sie der Pascha von Aegypten unterworfen, wobei die Hauptstadt Obeit oder Ubeid (etwa 2000′ über dem Meere) zerstört worden. Der Handel dieses Landes, besonders mit Sklaven, ist sehr bedeutend. — Die südlich von Kordofan und Sennaar gelegenen Gebirge und Völker, wilde Negerstämme, sind uns fast noch unbekannt. Kein europäischer Reisender hat hier noch bis über 4¾° n. Br. vordringen können. In den Ländern südlich von Sennaar herrscht große Verwirrung in den Namen der Länder, der Flüsse und der Dörfer. Doch weiß man mit Gewißheit, daß man von Sennaar aus nach S. bedeutend emporsteigt (der Bahr el Azrek hat hier eine Höhe von 2500′—2600′) zu dem Lande Fazoglu, welches östlich an Habesch stößt, und daß man daselbst viel Gold in Blättchen und Körnern in der Dammerde findet. Die meisten Einwohner dieser südlicheren Gegenden sind noch heidnische Neger. Ferner liegen daselbst die höchst

unvollkommen bekannten Länder Enarea, Kaffa und Donga mit Kupfer- und Goldgruben, in den Quellgebieten des Nil und seiner oberen Nebenflüsse.

III. Habesch.

Habesch, Habessinien (Abyssinien oder Abessinien), ist der arabische Name des Landes, welches im Alterthum Aethiopien im engern Sinne genannt wurde; im weitern umfaßte es bei den Alten das ganze Innere von Afrika, welches von Negern bewohnt wird. Die Einwohner sollen sich selbst Itiopjawan nennen, woraus jener Name entstanden scheint. — Habesch, früher ein Reich von viel bedeutenderm Umfange, ist in der neuern Zeit durch die Einbrüche roher Horden sehr beschränkt worden und umfaßt jetzt die Länder zwischen 8° und 15° n. Br. und von 53° bis 61° ö. Lg., etwa 14000 □M. mit 4—5 Mill. Bewohnern. Es grenzt im O. an's rothe Meer und den Küstenstrich Samhara, an das Land der Somaulis, im S. an Länder der Gallas, im W. an Sennaar und im N. an Nubien und an das Land Bedja. Ganz Habesch ist ein Gebirgsland, welches aus einem schmalen sandigen Saum, hohen Gebirgen, terrassenförmig aufsteigenden Hochebenen und Thälern besteht; gegen S. erheben sich die Berge am Höchsten, einige darunter sind mit ewigem Schnee bedeckt und erreichen 13—14000′. Ein Theil der inneren Gebirge besteht aus der in senkrechte Wände zerfallenen Quadersandsteinformation. Fast unersteigliche Felsenkegel, deren obere Fläche oft bewohnt und angebaut ist, werden in Habesch Ambas genannt. Außerdem verräth der Boden an vielen Stellen vulcanische Kräfte, welche bei seiner Erhebung thätig gewesen. Der ganze nördliche Hochrand ist mit erloschenen Kraterbergen bedeckt. Höchst wahrscheinlich ist Habesch nur ein nördlicher Vorsprung eines viel größern südlich sich erstreckenden Hochlandes, wohin indeß kaum ein Europäer gekommen ist.

Das Land ist sehr reich an Quellen, Bächen und Flüssen, welche größtentheils dem Nil zufließen. Der bedeutendste unter ihnen ist der zweite Stammfluß des Nils, der Bahr el Azrek oder blaue Fluß. Er durchströmt bald nach seinem Ursprunge den bedeutenden See Tzana oder Dembea, welcher etwa 9 M. lang und 2—7 M. breit ist, verläßt ihn in südöstlicher Richtung und wendet sich nach einem großen Bogen durch S. nach NW. Ein anderer bedeutender Fluß ist der Takazze (Atbara), welcher ebenfalls dem Nil zufällt. Im SO. fließt der Hawasch, welcher sich außerhalb Habesch in einen See verliert. Doch ist die Flußverbindung noch nicht über alle Zweifel festgestellt. Neuere Reisende halten den bedeutendsten Strom des nordöstlichen Theiles des Landes nicht für den blauen Nil, sondern für einen eigenen Strom, den Abáï. Die reiche Bewässerung be-

weist schon, daß Habesch sich einer guten Vegetation erfreuen müsse; dennoch sind die höheren Berge von Holz entblößt, und eigentliche Wälder giebt es im Lande selbst nicht. Am Fuße des Gebirges breiten sich in W., N. und O. sandige Ebenen aus, im S. Sümpfe. Das Klima in diesen Niederungen ist glühend, wird aber gemäßigter und schöner, je höher man steigt; auf den Hochebenen ist es sehr erquickend, in den Thälern jedoch drückend, und überall sind die Nächte kühl. Neuere Reisende haben das Klima auf den mittleren Höhen von 8000′ mit dem Schottlands verglichen und gesagt, sie hätten daselbst alpinische Luft geathmet und alpinisches Wasser getrunken. Krankheiten sollen daselbst etwas Unerhörtes sein. Vom April bis October herrschen oft Stürme, Gewitter und außerordentlich heftige periodische Regengüsse, wodurch viele Flüsse ihre Ufer überschwemmen. — In dem sandigen Gürtel am Fuße der Gebirge gedeihen nur Mimosen und Schlingpflanzen, welche aber wohl 40′ Höhe erreichen. Hier finden sich der Strauß, die Giraffe, das Zebra, der Löwe, die Hyäne und viele Antilopen. Am nördlichen Saume des Landes befinden sich große Wälder, von Elephanten, Rhinocerossen, Zibethkatzen, wilden Schweinen und unzähligen Affen bevölkert. Im Innern des Landes gedeihen vorzüglich Mangobäume, Tamarinden und Sykomoren; in einer südlichen, jetzt vom Hauptlande durch wilde Nomaden ganz getrennten Provinz Kaffa soll der Kaffeebaum schönere Früchte noch als die von Mokkha tragen. In den größeren Gewässern findet sich das Krokodil und der Hippopotamus; auch soll es viele Schlangen und darunter die Boa-Schlange geben. Heuschrecken sind oft eine Plage des Landes, werden aber auch gegessen. — Man baut die meisten unserer Getreidearten, vorzüglich aber Mais; in den heißeren Gegenden gedeiht der Ingwer und das Zuckerrohr; in den milderen Orangen, Citronen, Granaten, Bananen, Baumwolle. Der Wein wird hier nur beim Abendmahl getrunken. Die Hausthiere sind die gewöhnlichen, und die herrlichen Bergwiesen veranlassen eine bedeutende Viehzucht. Gold wird in den Flüssen gesammelt, auch in Gruben gebaut. Alles Salz wird auf einer im Küstenlande Samhara gelegenen Ebene gewonnen, wo es in 3′ dicken Schichten mehrere Tagereisen weit auf der Oberfläche liegt. Stücke dieses Salzes von einer bestimmten Größe, sowie auch Pfefferkörner werden an Geldes Statt gebraucht.

Die Einwohner, 4—5 Millionen (?), jetzt mit mancherlei fremden Stämmen untermischt, gehören nicht zur Negerrace, sondern sind wohl ein uraltes afrikanisches Stammvolk, mit den ältesten Bewohnern Aegyptens, welche vielleicht von ihnen abstammten, nahe verwandt; Andere wollen mit minderer Wahrscheinlichkeit eine Verwandtschaft der Habessinier mit den Arabern behaupten. Sie sind schön gebildet, dunkel, fast schwarz in den Niederungen, fast weiß auf den Berghöhen. Ihren Geistesfähigkeiten fehlt nur die Ausbildung, und unter dem Druck langer Anarchie sind sie falsch und verrätherisch geworden. Ihre ältere Geschichte ist fabelhaft: sie leiten das Geschlecht ihrer Könige von der Königin von Saba ab, welche

den Salomo besuchte; aber alt ist diese Dynastie gewiß, denn schon im 10. Jahrhundert ward sie von Usurpatoren, welche 340 Jahre herrschten, vom Throne verdrängt, bestieg ihn aber um's Jahr 1300 wieder. Im 15. Jahrhundert fanden sich die Portugiesen hier ein und erregten manche Unruhen durch ihr Bestreben, die hiesige Kirche dem römischen Stuhl zu unterwerfen, was im 17. Jahrhundert auf einige Zeit gelungen schien, bis ein König Facilides (Basilides?), 1632—1675, die Jesuiten und ihre Anhänger gänzlich vertrieb und ausrottete. Auch in neuester Zeit haben hier die Missionare der katholischen und der protestantischen Kirche um das Uebergewicht in den zu völliger Anarchie herabgesunkenen Staaten gestritten. Seit dem 16. Jahrhundert haben die wilden Negerstämme der Gallas den Umfang des Reichs sehr beschränkt. — Die Sprache der Habessinier, Lezäna-Ghiz, die Ghiz-Sprache, ist mit der arabischen verwandt; Ghiz bedeutet Auswanderung, Freiheit, sowie Habasch, wovon Habesch, einen aus mehreren Stämmen zusammengelaufenen Haufen bedeutet. Beides scheint eine in einer unbestimmten Vorzeit statt gefundene Auswanderung aus Arabien anzudeuten. Diese ältere Sprache wird seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr gesprochen, wohl aber ist sie noch Sprache des Cultus und der Schrift; der amharische Dialekt, welcher die ältere verdrängt, wird selten geschrieben. Die Ghiz-Sprache bedient sich eines den semitischen Sprachen sehr nahe verwandten Alphabets, wird aber von der Linken zur Rechten geschrieben. Ihre Literatur ist eine blos kirchliche; sie enthält eine vollständige Uebersetzung des alten und neuen Testaments, worin aber die Apokryphen unter die übrigen Bücher vertheilt sind und sich auch noch andere Apokrypha finden. Außerdem besitzen sie noch ein altes Gesetzbuch, welches sie vom Kaiser Constantin ableiten. Es soll auch einheimische Chroniken und Annalen geben. — Habesch ist im Ganzen ein christliches Land, das einzige dieser Art in Afrika; das Christenthum ward hier um's Jahr 330 von Frumentius eingeführt und schließt sich noch jetzt in Glauben und Gebräuchen an die älteste alexandrinische Kirche. Mehrere jüdische Gebräuche sind beibehalten; so die Beschneidung, welche indeß nicht als religiöser Gebrauch, sondern nach der Sitte vieler Morgenländer beobachtet wird. Die Habessinier essen kein Schweinefleisch, doch ebenfalls nicht aus religiösen Gründen; sie feiern den Sabbath neben dem Sonntage, doch nur durch Feier des Abendmahls und der Agapen oder Liebesmahle, wie es auch im Orient bis in's 4. oder 5. Jahrhundert geschah. Von neueren Dogmen der abendländischen Kirche, wie Fegefeuer, Prädestination, wissen sie nichts; dagegen beten sie viele Heilige, vorzüglich aber die Maria an. Werden Erwachsene getauft, so taucht man sie ganz unter; Kinder werden nur besprengt. Die Beichte ist blos eine allgemeine. Beim Abendmahl, womit sie nicht die Idee der Transsubstantiation verbinden, bedienen sie sich gesäuerten Brotes, nur am Charfreitag des ungesäuerten; der Wein wird dem Genießenden in einem Löffel gereicht. Keine christliche Kirche hat so viele und so strenge Fasten; jeder Dinstag und Freitag sind Fasttage, wo bis

Sonnenuntergang gar nichts genossen wird. Die Ehe wird mit der größten Leichtigkeit von beiden Theilen wieder aufgelöst, und Polygamie oder vielmehr Concubinat ist außerordentlich häufig; wie denn überhaupt die Sitten durch die lange Anarchie sehr gelitten haben. Das „Christenthum" hat seinen Cultureinfluß auf die Habessinier noch wenig bewährt. Die Nichtchristen sind meist Muhamedaner. — Der König, Negus genannt, hat jetzt nur noch eine ganz geringe Macht und ist zugleich das geistige Oberhaupt; indeß steht doch ein Metropolitan an der Spitze der Geistlichkeit, welcher gewöhnlich ein Kopte ist und von dem Patriarchen von Kairo eingesetzt wird; sein Titel ist Abuna. Alle Geistlichen dürfen heirathen, aber nur einmal; die Mönche nicht. Alle sind höchst unwissend, wie denn überhaupt diese Kirche sich im traurigsten Verfall befindet; von Lehren und Predigen ist hier keine Spur, äußere abergläubische Gebräuche vertreten die Stelle der Religion. Die Kirchen sind äußerst zahlreich, aber schlecht gebaut; meist haben sie nur ein Strohdach, alle sind mit rohen gemalten Bildern geziert, Statuen werden nicht geduldet; Jedermann steht in der Kirche, zum Ausruhen dienen Krücken, worauf man sich stützt. Außer den Christen giebt es noch viele Muhamedaner, deren Zahl in neuerer Zeit bedeutend zugenommen haben soll; auch leben viele Juden, hier Falascha's genannt, im Lande. Der neuere Zustand des Landes ist sehr traurig: seit beinahe 70 Jahren herrscht eine vollkommene Anarchie, so daß es in diesem Augenblick wahrscheinlich keinen anerkannten König giebt. Die Statthalter der Provinzen, Desjasmats genannt, oder Ras, wenn sie von höherem Range sind, haben sich ganz unabhängig gemacht und liegen in beständigen Fehden unter einander. Der Gebrauch des Feuergewehrs ist sehr beschränkt und von Kriegszucht hat man keinen Begriff. Der Handel beschränkt sich fast nur auf Tauschhandel im Innern.

Eintheilung und Topographie.

Man kann das jetzt so zerrüttete Land am Besten in 3 Theile theilen: Tigré, Amhara und Schoa mit Efat.

Tigré begreift den nordöstlichen Theil. Die jetzige Hauptstadt ist Adowa oder Adaua, unter 14° n. Br., am Abhange eines Hügels, an mehreren Bächen. Sie mag 5000 E. haben, welche etwas baumwollene Zeuge verfertigen. In der Gegend zeigt man einige alte, ungeschickt gebaute Kirchen und künstlich gehauene Felsengrotten. Die Trümmer der alten Hauptstadt Axum des ganzen gleichnamigen Reichs, welches sich selbst noch über die arabische Küste des rothen Meeres erstreckte, liegen westlich von der vorigen am Ausgange einer Bergschlucht. Die Gegend ist durch viele Ruinen aus einem hohen Alterthum ausgezeichnet; vorzüglich stehen noch zwei sehr schöne, 60' hohe Obelisken, viele andere liegen zertrümmert umher, und unter den Trümmern erblickt man ein neue Hauptkirche Abyssiniens. Südlicher liegt Antalo, mit etwa 1000 Häusern, hoch am Abhange

eines Berges; es ist ebenfalls die Residenz eines Ras. — Die Salzebene Assa Durua, 4 Tagereisen lang und an 5 St. breit, versteht ganz Abyssinien mit Salz; dies wird in 10″ lange und 5″ breite Stücke zerschlagen und dient so auch als Münze.

Das Gebirge Samen trennt die Provinz Tigré von Amhara; die gleichnamige Landschaft ist die höchste Gegend von Habesch und wird von einem Judenstamme bewohnt.

Amhara heißt das Land südwestlich von Tigré, welches in viele Landschaften zerfällt, wie Dembea, Maitscha, Godjam rc. Der starken Handel treibende Hauptort ist Gondar, unter 12½° n. Br., auf einem Hügel in einem großen Thale, mit 15—18000 E. (sonst vielleicht 80000); es ist der Sitz eines Ras und die gewöhnliche Residenz des Negus, wie auch des Abuna. Der größte Theil der Stadt liegt in Trümmern.

Schoa und Efat sind der südliche Theil von Habesch, zum Theil von Gallas besetzt, die aber unter der Herrschaft eines christlichen Königs von Schoa stehen und gegenwärtig eins der mächtigsten Reiche in Habesch bilden. Als Orte von einiger Bedeutung sind zu nennen: Angollola, Residenz des Herrschers, mit etwa 4000 E., und Ankobar, die zweite Hauptstadt, auf einem 8000′ hohen Pik.

In den dichten ungesunden Wäldern, welche zwischen den Gebirgen von Habesch und den Sandebenen im N. sich befinden, leben mehrere halbwilde Negerstämme, welche die Habessinier Schangalla's oder Schongollo's nennen; sie sind größtentheils Heiden, nur zum Theil Muhamedaner und Christen. Sie haben sich bis zum Bahr el Abiad ausgebreitet und leben fast einzig von der Jagd, welche in diesen von Elephanten und Rhinocerossen bevölkerten Wäldern sehr ergiebig ist. Die Habessinier verfolgen sie wie wilde Thiere und verkaufen die Gefangenen als Sklaven.

Die größten Feinde der Habessinier sind die Gallas, welche eigentlich das Reich zertrümmert und sich mehrerer Provinzen desselben bemächtigt haben, zum Theil jetzt jedoch wieder unterworfen worden sind; sie wohnen vorzüglich im südöstlichen Theile von Habesch. Im Jahre 1537 erschienen sie zuerst von Süden her; ihre Abstammung kennt man nicht. Sie sind nach den Gegenden, die sie bewohnen, braun oder beinahe schwarz, aber nicht Neger, sondern haben zwar krauses, aber nicht wolliges Haar. Früher gingen sie fast ganz nackt und hatten keine andere Nahrung, als die von ihren Heerden, und keine andere Waffen, als Schild und Lanze. Jetzt haben sie zum Theil Ackerbau kennen gelernt und bewohnen sogar Städte. Ein Theil von ihnen hat den Islam angenommen. Sie zerfallen in mehr als 20 Stämme, wovon jeder sein eigenes Oberhaupt hat und welche häufig mit einander Krieg führen.

Noch weniger kennt man die südlicher gelegenen Gegenden. Hier liegt mitten unter den Gallas, etwa unter 10° n. Br., ein eigenes Reich Hurrur, welches von Muhamedanern bewohnt wird. Ferner zwei Gebirgsländer Enarea, dessen Bewohner Christen sind und jetzt unter muhamedanischer Gallaherrschaft stehen, und südlicher

Kaffa, dessen Wälder aus Kaffeebäumen bestehen sollen. Aus beiden Ländern wird außer dem vorzüglichsten Kaffee Zibeth, Elfenbein, Myrrhe ꝛc. ausgeführt. Der Kaffee hat von Kaffa oder Kafa den Namen. Die Einwohner beider Länder sollen von sehr heller Farbe sein. Oestlich von beiden liegt ein Reich Gingiro oder Sendjero und Guraghe.

Die Küste endlich, im Osten von Habesch, Samhara genannt und jetzt ganz unabhängig von Habessinien, ist eine glühend heiße Sandebene; nur an einigen Punkten erreicht das Gebirge das Meer. Diese Gegenden werden von verschiedenen Nomadenstämmen durchzogen, welche alle eine Sprache reden und von den Habessiniern Dankali oder Dannakil genannt werden. Auf der kleinen Insel Massaua oder Massowah, unter 15½⁰ n. Br., welche einen guten Hafen hat, liegt eine kleine Stadt von etwa 2000 E., welche Muhamedaner sind und starken Handel mit Arabien und Habesch treiben. Die Insel erhält Wasser und Lebensmittel vom festen Lande und ist vom Pascha von Aegypten in Besitz genommen. In der Nähe liegt die Seestadt Arkiko am rothen Meere. — Südlich von der Straße Bab-el-Mandeb haben die Engländer den Hafen Tadjurrah besetzt.

Die eigentliche Nordküste von Afrika, zu welcher wir uns jetzt wenden und deren Beschaffenheit wir schon im Allgemeinen kennen gelernt, umfaßt 4 Staaten: die 3 ehemals sogenannten Raubstaaten Tripoli, Tunis und Algier, und das Kaiserthum Marokko. Die ursprünglichen Bewohner dieser Küste, die Numidier (d. h. eigentlich Nomaden) und Mauretanier der alten Welt, jetzt Berbern, auch Kabylen, d. h. Bergbewohner, genannt, woher zum Theil der Name Barbarei kommt, welchen man auch wohl dieser ganzen Küste giebt, wurden im 7. Jahrhundert von den im ersten Eifer des Fanatismus vordringenden Arabern überwältigt, welche hier mehrere Reiche gründeten. Die Nachkommen der Berbern haben zwar den Islam angenommen, leben aber in den Gebirgen und auf den südlichen Abhängen derselben nach der Wüste zu meist ansässig, zum Theil aber auch als Nomaden zurückgedrängt. Sie zerfallen in mehrere Stämme, wovon die Tuariks und die Tibbos die zahlreichsten sind, und reden außer dem Arabischen, der allgemeinen Sprache dieser Küste, noch ihre eigene Sprache, welche sie Schilah oder Tamazigt nennen. Die Araber, hier auch wohl, vorzüglich in den Städten, Mauren genannt, machen die Hauptmasse der ansässigen Bevölkerung aus; die Herrschaft aber ist in den Händen der türkischen Milizen der Deys. Diese ganze Nordküste Afrikas, einst so blühend zur Zeit des alten Karthago, noch mit unzähligen Städten und Dörfern bedeckt selbst in den späteren Zeiten des römischen Reiches, wurde dann von den Vandalen im 5. und mehr noch von den Arabern, welche, bald unter sich uneins, sich befehdeten, Jahrhunderte lang verwüstet und bietet jetzt kaum noch einen

Schatten von ihrem ehemaligen Flor dar, obgleich es wenigstens dem westlichen Theil der Küste, vom Cap Bon an, weder an fruchtbarem Boden, noch an Bewässerung, noch an einem glücklichen, dem der schönsten Länder des südlichen Europa ähnlichen Klima fehlt. Die türkische Herrschaft, welche sich im 16. Jahrhundert bis Marokko verbreitete, hat vollends jede Spur einer bessern Bildung verdrängt. Jetzt ist die Abhängigkeit dieser Gegenden von dem Sultan eine überaus lose; er bestätigt zwar den jedesmaligen Bey oder Dey der Raubstaaten, hat aber kein Mittel, diese Wahl selbst zu bestimmen, oder sonst den geringsten Einfluß auf die Verwaltung und die Politik dieser Länder. Mit den europäischen Mächten standen sie bisher in sehr unzuverlässigen Verhältnissen, die größeren Seemächte zwar fürchtend, aber doch nicht selten auch diesen trotzend; die minder mächtigen suchten sich den Frieden und die Sicherheit für ihre Schifffahrt durch schimpfliche Geschenke, einen wahren Tribut, zu verschaffen, und zur Schande Europas trieben diese rohen Korsaren bis vor Kurzem ihr schändliches Handwerk ungestraft, machten einen großen Theil des mittelländischen Meeres, selbst die Küsten und Inseln von Spanien und Italien unsicher und stürzten die unglücklichen Gefangenen, die sie auf den geraubten Schiffen machten oder bei ihren Landungen fortschleppten, in die elendeste Sklaverei. Die energischen Maßregeln, welche England 1816 gegen Algier ergriffen, noch mehr aber die Eroberung dieser Stadt (1830) durch die Franzosen und die Colonisation des ganzen Landes, sowie die seitdem mit Tunis und Tripoli geschlossenen Verträge haben diesen Zustand der Dinge gänzlich verändert und es ist von den Raubstaaten jetzt nichts mehr zu fürchten.

IV. Tripoli.

(Cyrenaïca, Marmarica.)

Der Staat des Paschas von Tripoli, denn dies ist der Titel dieses Fürsten, erstreckt sich von der Insel Jerbi im W. bis an die nicht genau zu bestimmende Grenze von Aegypten, höchstens bis zum Vorgebirge Ras el Kanais im O., also von 29° bis 45½° ö. Lg. Im S., wo sich die Grenze ebenfalls nicht bestimmen läßt, stößt er an die große Wüste, im W. an das Gebiet von Tunis, im N. an das mittelländische Meer; er umfaßt 9000 □Meilen mit etwa 1—2 Millionen Einwohnern. — Die Küstengegend im W. ist ziemlich fruchtbar. Südlich davon streichen von NW. nach SO. die Gebirge Ghuriano (das Ghariangebirge nach Barth) und Harudsch, niedrige Ausläufer des kleinen Atlas. In der Nähe des Meerbusens von Sidra erblickt man sandige Hügel. Das Ghariangebirge erhebt sich nur 1600—2300′ über das Meer, ist demnach weniger ein hohes Gebirge als der äußere Rand eines Hochplateaus, dessen höchster Gipfel ein ausgebrannter Vulcan ist, Takut, 2800′ hoch. Die

Wüste, die Sultin-Ebene genannt, tritt bis an's Meer; weiter gegen O. erhebt sich das Land wieder und bildet die fruchtbare Gegend des alten Cyrenaïca. Südlich vom Gebirge Ghuriano ist Alles Sand mit einigen fruchtbaren Oasen. Das ganze Land hat keinen einzigen Fluß von einiger Bedeutung; die meisten versiegen gänzlich im Sommer, wie man auch an der Küste, mit geringen Ausnahmen, keine Quellen kennt. Das Klima ist indeß sehr gesund; nur wenn der Wind, der Samum, aus der Wüste weht, ist es erstickend heiß, sonst ist die Hitze mäßig und die Nächte kühl. Schnee und Frost kommen an der Küste selten oder nie vor, wohl aber auf den Höhen. Die meisten Regen fallen im October und November. In den Ebenen herrscht im Winter ein europäischer Frühling. Dies Land ist reich an den herrlichsten Obstsorten des südlichen Europa, die Orangen übertreffen alle europäischen; dazu kommt noch die Dattelpalme. Außer der Hyäne und dem Schakal giebt es größere wilde Thiere hier nur selten; der Strauß lebt in den südöstlichsten Wüsten.

Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Mauren und Arabern oder Beduinen, jene ansässig, diese nicht. Die Mauren sind Kaufleute, geschickte Handwerker und Ackerbauer; die Araber leben in Familien und Stämme getheilt unter ihren Scheiks in den Gebirgen, haben wenig Ackerbau, treiben Viehzucht, Krieg und Raub und gehorchen dem Pascha nur so weit, als er die Abgaben mit Gewalt einzutreiben vermag. Die Mauren gelten für höchst betrügerisch und falsch, dabei für fanatische Muselmänner.

Seit 1714 haben sich die Paschas (Deys) von Tripoli von der unmittelbaren Abhängigkeit von der Pforte befreit und ihre Würde erblich gemacht; doch sendet jeder neue Pascha Geschenke nach Constantinopel und erhält dafür die Bestätigung des Sultans. Seit 1835 ist Tripoli wieder abhängiger als früher von den Türken, indem es von einem Statthalter der hohen Pforte als besonderes Ejalet regiert wird. Die Regierung ist völlig despotisch. Verbrecher werden nie von Muhamedanern, sondern von Juden hingerichtet. An regelmäßigen Truppen ist nur eine Leibwache von 300 Türken und etwa 100 Mameluden vorhanden; nöthigenfalls aber muß jeder Unterthan die Waffen ergreifen. Der Pascha ist der einzige Besitzer aller bewaffneten Fahrzeuge, deren er etwa 12 bis 13 ohne die Kanonenboote hat, welche bei der geringen Meerestiefe gute Dienste leisten, und darunter nur 1 Fregatte von 24 Kanonen. Sie wurden ehemals auf Raubzüge ausgeschickt, und die Beute gehörte dem Pascha; jetzt hat die Seeräuberei fast ganz aufgehört.

Die Hauptstadt Tripoli, unter 32° 34′ n. Br. und 31° ö. Lg., liegt auf einer in's Meer vorspringenden Landzunge. Sie ist mit Mauern und Basteien umgeben und der Hafen liegt auf der Ostseite. Die Zahl der Einwohner mag 20000 betragen. Im südwestlichen Theile der Stadt liegt der mit einer Mauer umgebene Palast des Paschas, welcher aus vielen unordentlich neben einander liegenden Gebäuden und Höfen besteht. Oeffentliche Gebäude sind von Stein, Privathäuser meist nur von Erde erbaut und haben keine Fenster nach

der Straße. Nur eine von den Moscheen ist ein bedeutendes Gebäude. Von den Denkmälern des Alterthums hat sich ein schöner, aber halb verschütteter Triumphbogen aus den Zeiten der Antonine erhalten. Die Straßen der Stadt sind zwar enge, aber reinlich und es herrscht vollkommene Sicherheit, selbst des Nachts. Für Europäer giebt es drei von Franken unterhaltene Wirthshäuser. Die Gegend in der unmittelbaren Nähe der Stadt ist höchst fruchtbar und mit Gärten und Landhäusern bedeckt; weiter südlich aber beginnt der öde Sand. — Die Küste östlich von Tripoli bis zum Meerbusen von Sidra ist noch hin und wieder fruchtbar; dort aber besteht das ganze Ufer aus Sand, unter welchem, sowie auch in einigen Lachen, sich schönes Salz befindet, welches einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht. Weitläufige Ueberreste von römischen Alterthümern finden sich beim Dorfe Lebidah (Leptis magna). Mesurata, eine kleine Stadt mit befestigtem Hafen, treibt einigen Handel mit Fezzan. — Oestlich vom Meerbusen beginnt die Gegend, welche man Barka nennt, ein schönes, hügeliges, zum Theil sogar bewaldetes Land, welches, einst angebaut und bevölkert, jetzt nur noch von Beduinen-Horden durchzogen wird; es ist die alte Provinz Cyrenaïca. Der Hauptort an der Küste ist jetzt Bengasi, mit einem Hafen und einigen Tausend Einwohnern, die Handel treiben. Der Ort liegt auf den umher zerstreuten Trümmern der alten Berenike. Die ganze Küste weiter östlich ist mit Trümmern alter Städte, zum Theil im ägyptischen Stil gearbeitet, bedeckt. — Das alte Kyrene selbst, jetzt Grenne oder Kuren, lag auf einem 1500′ hohen Kalkberge einige Stunden vom Meere. Noch stehen ganze Straßen, zum Theil in den Felsen selbst gehauen; viele Gräber, Bruchstücke von Statuen und Säulen und unzählige Inschriften, Bäume und Gesträuch bedecken die Ruinen. Auch weiter östlich ist noch Alles voll Ruinen bis nach Derne, einem kleinen schlechten Orte an der Küste.

Südlich von Tripoli, und von diesem Staate abhängig, liegt das Land Fezzan, zwischen dem 30.° und 35.° ö. Lg. und zwischen 24° und 30½° n. Br. Es wird fast von allen Seiten von Gebirgen umgeben, besonders im NO., wo der schwarze und weiße Harudsch, öde, zerrissene Bergzüge, von NW. nach SO. ziehen; im W. scheint es gegen die Wüste offen. Nördlich von Fezzan wohnen arabische Stämme, westlich und südlich Tuariks, östlich Tibbos. Das ganze Land ist eigentlich nur eine große Oase der Wüste; der Boden ist meist sandig und trocken, es giebt nur wenige Quellen und gar keine Flüsse. Palmen sind daher fast der einzige Baum, und nur wo man bewässern kann, wird etwas Weizen, Mais und Gerste gewonnen. Man hat wenig Pferde und Kühe, weil es an Weide fehlt; desto mehr Kameele und Ziegen. Außerdem liefert das Land viel Salz, Salpeter und Schwefel. Das Klima ist sehr unangenehm, große Hitze und empfindliche Kälte wechseln oft, Stürme erfüllen die Luft mit Sand; der Regen ist äußerst selten. Die Einwohner, deren Zahl etwa 70000, nach Anderen nur 26000 beträgt, sind häßlich, dunkelbraun, unkriegerisch und höchst schmutzig. Sie leben im höchsten Elend;

doch ist ihr Land die größte Hauptstation für alle Karavanen aus Aegypten, Tripoli und dem Sudan. Die Fezzaner sind Muhamedaner, haben aber außer dem Koran noch den Pentateuch, die Psalmen und die Bücher Salomonis. Ein Sultan regiert das Land despotisch, zahlt aber Tribut nach Tripoli und unterhält etwa 15000 bewaffnete Araber, denn der Fezzaner führt nicht die Waffen. Der Hauptort ist Murzuk (Mursuk), unter 26° n. Br., eine elende Stadt, mit einer Erdmauer umgeben; der sogenannte Palast des Sultans hat auch nur Erdwände; doch sind hier 15 Moscheen und vielleicht 3500, nach Dr. Barth nur 2800 Einw. Es ist ein bedeutender Handelsplatz, ein Zwischenplatz, wo die Karavanen aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen, sowohl von Tripoli und von Aegypten her, als von Haussa und Borno und den Oasen auf dem nördlichen Rande der Sahara (Ghadamis, Ghat und Tuat). Die Hauptwaaren sind Sklaven, Sennesblätter und Elfenbein. Ein kräftig gebauter Sklav kostet im Innern 2—3 Dollars, in Kano 10—12, in Tripoli 60—65, in Konstantinopel 90—100; gute Sklavinnen sind im Allgemeinen etwas theurer. — Ein englischer Agent hat in Murzuk seinen Wohnsitz. — Sockna, unter 29° Br., ist berühmt wegen seiner Palmenwälder, deren Datteln für die besten in Nord-Afrika gelten. Im nördlichsten Theile des Landes trifft man die Ruinen einer römischen Stadt.

V. Tunis.

(Numidia.)

Das Gebiet von Tunis, weit kleiner, aber fruchtbarer als das vorige, wird im W. von Algier, im N. und O. vom mittelländischen Meere und im S. von Tripoli und der Wüste begrenzt; es mag an 3500 □M. enthalten. Der nördliche Theil wird von Zweigen des Atlas durchzogen, welche bei Cap Bon das Meer erreichen, die südlicheren Gegenden sind ebener; der Hauptzug des Atlas, hier Zeah genannt, trennt, von W. nach O. streichend, das angebaute Land von Biled-ul-Gerid oder dem Dattellande, ein Name, womit man die wenig bekannten und schwach bewohnten Steppengegenden im S. des Atlas bis zur großen Wüste, südlich von Marokko, Algier, Tunis und Tripoli bezeichnet. Tunis hat wenigstens einen nicht unbedeutenden Fluß, den Medscherda (Bagrada), welcher aus dem Atlas kommt und sich in den Meerbusen von Tunis ergießt. Im Innern finden sich unzählige, zum Theil noch sehr bedeutende Ruinen römischer Städte. Das Klima und die Producte dieses Staates sind dieselben, wie die des vorigen, im Winter herrscht beständig Frühlingsluft, und auch hier besteht die Bevölkerung aus den nämlichen Bestandtheilen. Die Volksmenge wird nur auf 2—3 Millionen geschätzt. Der Handel ist nicht unbedeutend: es kommen und gehen von hier

Karavanen nach Sudan, Marokko und Aegypten. Das Oberhaupt des Staats ist der Bey, der durchaus unumschränkt regiert; in der Regel folgt dem Vater der Sohn. Der jetzige Regent hat sich, indem er zugleich der europäischen Civilisation nach orientalischer Weise Eingang verschafft, auch die Sklaverei abgeschafft hat, fast völlig unabhängig von der hohen Pforte gemacht. Die Landmacht besteht vorzüglich aus 5—6000 Türken und Renegaten (so nennt man Christen, welche den Islam angenommen); die Seemacht ist unbedeutend. Mit Tripoli lebt der Bey von Tunis im Frieden, mit dem mächtigen Algier hingegen war sonst häufig Krieg. Auch hier zahlen die zahlreichen Stämme der nicht angesessenen Araber nur dann den Tribut, wenn sie mit den Waffen dazu gezwungen werden, was jährliche Kriegszüge des Beys veranlaßt, wobei das Land immer mehr verödet.

Die Hauptstadt Tunis (Tunes), unter 36° 43′ n. Br. und 27° 34′ ö. Lg., liegt amphitheatralisch an dem westlichen Ufer des großen Meerbusens, der von ihr seinen Namen hat und westlich vom Cap Farinas, östlich vom Cap Bon eingeschlossen wird. Zwischen der Stadt und dem Meere dehnt sich ein großer salziger Landsee (Lagune) Boghaz, 7½ M. im Umfange, aus, welcher nur durch einen schmalen Landstrich vom Meere getrennt ist, wenig Tiefe hat und dessen Ausdünstungen im Sommer gefährlich sind, aus welchem man aber durch die Sonnenwärme viel Salz gewinnt. Die Stadt ist zwar groß, aber die Straßen eng und über alle Maßen voll Schmutz und Gestank. Zu den besten Gebäuden gehören außer einigen Moscheen die neuen, vom letzten Bey erbauten Casernen und der neue Palast des Beys; ein anderer befestigter Palast, el Bardo genannt, liegt ½ St. von der Stadt. Die Casba oder alte Residenz und Festung liegt fast ganz in Trümmern und enthält Gebäude aus sehr verschiedenen Zeiten, unter anderen auch aus denen Carls V. Tunis ist zwar mit Wällen und Forts umgeben, würde aber, da diese überall von Höhen bestrichen werden können, bei einer Belagerung wenig Widerstand leisten. Die Gegend um die Stadt ist mit vielen schönen Landhäusern bedeckt. Die Zahl der Einwohner soll gegen 100000 betragen, worunter ⅕ Juden und etwa 1500 Christen. Man verfertigt hier rothe Kappen, Scheschiar genannt, welche im ganzen Orient berühmt sind. 1½ Meile nördlich von Tunis liegt am Meere der stark befestigte Hafen la Goletta, wo sich die Seemacht des Beys aufhält und wo Schiffswerfte und Becken zur Aufnahme der Schiffe, sowie auch ein Leuchtthurm sich befindet. 1¼ M. nördlich von Goletta kommt man zu den Ruinen von Karthago, wovon aber wenig mehr zu erkennen ist. Die Stadt lag auf einer nach N. sich erstreckenden Halbinsel, auf welcher jetzt verschiedene Dörfer liegen. Das Meer hat hier große Veränderungen geschaffen: es ist theils in's Land eingedrungen, so daß ein Theil der alten Stadt unter Wasser steht; theils ist es an anderen Stellen zurückgetreten, so daß man selbst die Lage der alten Häfen nicht mehr mit Sicherheit bestimmen kann. Nur die Lage der Citadelle, auf einem in der Mitte befindlichen Hügel, scheint ausgemacht. Vom Amphitheater, Circus und

mehreren Tempeln ist kaum noch weniges Gemäuer über der Erde zu sehen. Das einzige noch ziemlich Erhaltene sind mehrere Cisternen, wovon einige überwölbt sind und noch Wasser enthalten; andere größere liegen unter den Häusern eines Dorfes und dienen zum Theil als Viehställe. Auch einige Ueberbleibsel einer Wasserleitung sieht man noch; es ist aber ungewiß, ob sie von den Karthagern oder von den Römern herrührt. Nordwestlich davon will man aus dort gefundenen Statuen und Münzen auf die Lage des alten Utika schließen. Weiter westlich an einer Bucht liegt Biserta, an einem Canal, welcher einen bedeutenden See mit dem Meere verbindet. Sie hat einen großen Hafen und 8000 Einw. — Das ganze Land zwischen Tunis und der Grenze von Algier ist voll Ruinen ehemaliger Städte, wovon aber noch wenig genauer untersucht worden ist. — Die Küste vom Vorgebirge Bon bis zum Busen von Cabes ist mit Dörfern und Städten besetzt, unter welchen Susa, wo vortreffliches Oel wächst, mit 8000 Einw.; Monastir, mit Wollentuchfabriken und 12000 E.; Sfax in einer äußerst fruchtbaren Gegend, von schönen Gärten umgeben, deren Einwohner (über 12000) mit Früchten, Seife, Wolle und Wachs handeln; und Cabes, mit 20000 Einw. und großen Ruinen, die bedeutendsten sind. — Das Innere des Landes ist wenig bekannt; doch sollen auch dort sich viele Trümmer alter Herrlichkeit finden, namentlich die Ruinen des alten Tysdrus, jetzt Elgem, zwischen Media und Sfax, wo ein römisches Amphitheater, ähnlich dem Colosseum in Rom. Nur eine Stadt, Kairwan oder Keruan, mit 15000, nach Anderen mit 50000 E., welche bedeutenden Handel treiben, ist bekannt. Sie gilt für eine heilige Stadt, war lange ein Sitz arabischer Herrschaft und Wissenschaft und besitzt eine prachtvolle Moschee, in welcher sich viel herrliche Granitsäulen, aus den Ruinen römischer Städte entnommen, befinden. — Der größte Theil des Binnenlandes ist unangebaut. Die flache und gut angebaute Insel Dsjerbi (Meninx), an der östlichen Grenze des Landes, nur durch einen schmalen, nicht schiffbaren Canal vom Lande getrennt, hat fleißige Einwohner, welche schöne Shawls, Decken und wollene Tücher verfertigen. — Der äußerste Süden, Biled-ul-Gerid, ist zum Theil sehr fruchtbar, zum Theil sandig und dürr; er bringt schöne Datteln hervor und soll Städte und Dörfer enthalten, welche sich nach eigenen Gesetzen regieren und nur dem Bey eine Abgabe zahlen. Hier liegt der große, aber seichte See Schiskal el Low Dea (See der Kennzeichen, weil eingerammte Palmenstämme den Weg der Karavanen durch denselben bezeichnen) (Tritonis lacus); er ist 15 M. von SW. nach NO. lang und etwa 5 M. breit. Auch in dieser Gegend hat man römische Ruinen gefunden. Tozer, am Westufer dieses Sees gelegen, gilt für den Hauptmarkt der Datteln.

VI. Algier.

(Mauritania Caesariensis.)

Das Gebiet oder die jetzige Regentschaft von Algier, das bedeutendste der vormals sogenannten Raubstaaten, erstreckt sich an der Küste des mittelländischen Meeres von 15½° bis 26½° ö. Lg., mit sehr unbestimmten Grenzen gegen S.; jetzt soll es 10000 □M. umfassen. Das Land erhebt sich von der Küste gegen S., wo der hier im Durchschnitt 3—4000′ hohe Atlas, jedoch mit einzelnen Gipfeln bis zu 5700′ Höhe, mit mehreren schwierigen Engpässen, die Grenze gegen die Wüste macht; derselbe bedeckt außerdem das Land mit seinen Zweigen, so daß nördlich von ihm die Ebenen und Thäler einer großen Fruchtbarkeit genießen. Im W. tritt die Wüste bis auf 8 M. der Küste nahe, im O. ist das fruchtbare Land wohl an 24 M. breit. Was jenseit des Atlas liegt, ist zwar noch nicht Sahara, aber doch größtentheils sandig und wenig bewohnt. Die meisten Berge sind schön bewaldet, was nicht wenig dazu beitragen mag, daß das Land auch gut bewässert ist; 25 Flüsse münden in's Mittelmeer. Der Hauptfluß ist der Schellif, welcher den Tittery-See durchströmt und mit der Richtung von O. nach W. in's Meer fällt; er nimmt in seinem Laufe von 40 M. viele Nebenflüsse auf. Fast ebenso bedeutend sind der Zowah mit dem Ajebg, der Rummel und Zeibuse, weiter östlich; nahe der Westgrenze fließt die Tafna. Im Innern befinden sich große Salzsümpfe, so der Schatt, welcher im Sommer austrocknet und eine Salzrinde zurückläßt. Im S. des Atlas fließt von W. nach O. der ansehnliche Fluß Djiddi, welcher sich in dem Salzsumpfe Melgig verliert. — Das Klima ist schön und gesund; selten nur fällt das Thermometer in den Ebenen auf den Gefrierpunkt; nur in den Gebirgen ist der Winter den französischen Expeditionen manchmal verderblich geworden; im Sommer ist nur dann die Hitze unerträglich, wenn der Wind aus der Wüste weht, was indeß selten mehr als fünf Tage hinter einander geschieht. — Die Vegetation hat den Charakter der Mittelmeer-Flora, kommt der in Süd-Spanien sehr ähnlich: Weizen und Gerste, Baumwolle, Zuckerrohr, Orangen-, Pomeranzen-, Granat- und Johannisbrotbäume, Dattelpalmen, Oelbäume, Weinstöcke ꝛc. In den Wäldern prangen Terebinthen, Cedern, Korkeichen, Ulmen, Eschen ꝛc., oft in außerordentlicher Pracht. Die Gebirge und die angrenzende Wüste ernähren Löwen, Panther, wilde Schweine; Strauße finden sich in den Sandebenen. Die Pferde sind trefflich; zum Reiten bedient man sich aber lieber der Maulthiere. Das Kameel vertritt die Stelle des hier unbekannten Lastfuhrwerks. Die Bevölkerung ist gering und beträgt vielleicht nicht über 3 Mill.; der Druck des frühern Despotismus und die Pest sind die Hauptursachen. Die Türken waren sonst hier das allein herrschende Volk; sie strömten jährlich aus allen Theilen der

Türkei hierher, um angestellt zu werden; nur sie konnten Staatsämter verwalten, Kriegsdienste thun, waren frei von persönlichen Abgaben und durften ungestraft in Gärten und Weinbergen nehmen, was ihnen gefiel. Die von den Türken und Maurinnen gebornen Kologlis wurden zwar mit zur Miliz genommen, konnten aber nur geringe Aemter erhalten. Die Mauren in Städten und Dörfern lebten unter beständigem Drucke und suchten sich immer den Schein der Armuth zu erhalten, auch wenn sie Reichthümer erwarben. Sie sind fanatisch, falsch und höchst abergläubisch; die Marabuts oder sogenannten Heiligen genießen einer großen Verehrung, während die Türken sie verachten. Die Araber, welche in den Gebirgen vom Ackerbau und der Viehzucht leben, wissen sich freier zu erhalten. Am Wenigsten gedrückt oder vielmehr ganz frei, aber auch sehr arm, sind die Kabylen, die Nachkommen der alten Numidier, wie man hier die Berbern nennt; sie hausen in den Gebirgen und Wüsten und sind als Räuber gefürchtet. Die Juden, die alle Geldgeschäfte machten und in Gold und Silber nicht ungeschickt arbeiten, waren äußerst verachtet und gedrückt. Die Zahl der Negersklaven war sehr groß; doch wurden sie im Ganzen gut behandelt. Viel trauriger war dagegen ehemals das Loos der Christensklaven, d. h. solcher, welche man auf eroberten Schiffen gefangen: theils fielen sie Privatpersonen anheim, die sie kauften, wo dann ihr Schicksal verschieden ausfiel; theils gehörten sie dem Dey und wurden bei elender Nahrung und viehischer Behandlung zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, des Nachts aber in einen dumpfigen Kerker, Bagno genannt, eingesperrt. — Die allgemeine Sprache des Landes ist die arabische; die türkische war Hof- und Kanzlei-Sprache; in den Seestädten wird auch wohl die lingua franca gesprochen. Der Handel des Landes war unbedeutend, da der Dey fast den alleinigen Kaufmann machte und Bedrückungen aller Art den Verkehr hemmten. — Die Verfassung von Algier war ein militärisch-aristokratischer Despotismus, unter türkischer Oberherrlichkeit. Der Dey wurde von den vornehmsten Beamten und Befehlshabern der Truppen erwählt; aber häufig brachen Revolutionen aus, welche einen Regierungswechsel herbeiführten. Die Militärmacht bestand in etwa 24000 Mann Infanterie, meistens Türken und einigen Kologlis, und in 4—5000 Mann Cavallerie, meist Mauren. Diese Truppen wurden theils zur Bewachung des Landes und zur Besetzung der Raubschiffe gebraucht, theils zur Eintreibung der Abgaben, welche ohne Zwang nicht erfolgten. Die Raubschiffe, deren Zahl zuletzt nicht bedeutend, wurden gewöhnlich von Privatleuten ausgerüstet und zur Bemannung Freiwillige aus der türkischen Miliz genommen; der Dey erhielt ein Fünftel der gemachten Sklaven und einen Antheil an der übrigen Beute. Zur See minder mächtige europäische Staaten suchten, durch Geschenke sich den Frieden zu erhalten. Schon oft hatten die Räubereien der algierischen Korsaren den Unwillen der europäischen Seemächte erregt. Ludwig **XIV.** ließ Algier zweimal, **1683** und **1687**, beschießen; Spanien versuchte **1775** eine Landung, und in neuerer Zeit hatten die Nordamerikaner **1815** und die mit den Holländern verbundenen Eng-

länder 1816 Algier mehr oder weniger empfindlich gestraft; dennoch wäre dem Seeräuberwesen auf die Länge nicht abgeholfen worden, wenn nicht endlich Frankreich 1830 eine Flotte mit einer bedeutenden Armee abgesendet hätte, welche am 14. Juni landete und nach mehreren blutigen Gefechten die Stadt am 5. Juli in Besitz nahm. Die türkische Miliz ward nach Asien transportirt. Viel Blut ist seitdem in tausend kleinen Gefechten mit den Eingebornen geflossen; mehr als ein Mal sind die Franzosen bis in den kleinen Atlas vorgedrungen und haben einige Städte, wie Blida und Medeah, besetzt; auch Konstantine 1837, nachdem ein erster Versuch gänzlich gescheitert war, erobert. Nicht wenige Mißgriffe der Verwaltung hemmten jedoch die Fortschritte der Colonisation des alten Raubstaats. Ein mit dem Emir Abd-el-Kader in Maskara 1837 im Frieden an der Tafna abgeschlossener Tractat, welcher den Franzosen den Besitz von Oran und Algier mit einem nicht sehr bedeutenden Gebiet um jede dieser Städte zugestand und in Folge dessen die Ebene von Metidscha bei Algier von vielen europäischen Colonisten besetzt und angebaut worden, ward schon 1839 wieder gebrochen, die Colonisten überfallen und vertrieben. Der Emir hatte nämlich inzwischen sich viele Stämme im Süden unterworfen und dadurch seine Macht im Geheimen außerordentlich gesteigert. Frankreich mußte deshalb 1840 ein großes Heer absenden, besetzte die Städte Medeah und Miliana und erfocht viele blutige Siege, ohne daß damit eine dauernde Unterwerfung aller Stämme erreicht wurde. 1841 fiel Maskara selbst in die Hände der Franzosen, die Festung Saida ward zerstört und 1842 Abd-el-Kader selbst auf's marokkanische Gebiet geworfen. Aber die Unterwerfung des Emirs und vieler Stämme war nur scheinbar, und wo er sich hinwandte, gewann er bald wieder Macht genug, um die Colonisten zu beunruhigen. Marokko gerieth endlich selbst dadurch in einen Krieg mit Frankreich (1844); aber die Schlacht am Isly führte schnell den Frieden herbei, ohne daß damit die Ruhe im Lande völlig hergestellt worden ist. Frankreich muß daher stets eine sehr ansehnliche Kriegsmacht (gegen 100000 Mann) unterhalten; aber die endlich erfolgte Selbstüberlieferung Abd-el-Kaders (1846) scheint eine vollkommene Unterwerfung des Landes bewirkt zu haben. Dennoch müssen die Franzosen von Zeit zu Zeit Streifzüge, die oft in räuberische Razzia's übergehen, gegen die Kabylen unternehmen. Diese bewohnen die Atlas-Gegenden mit anderen Stämmen, unter welchen sie den wildesten ausmachen. Die Feindschaft der Bergbewohner gegen die Bewohner der Ebene ist uralt; sie schreibt sich von der Eroberung des Landes durch die Araber her.

Das Land, von den Franzosen Algerien genannt, ist seit 1843 in die drei Provinzen Algier, Oran und Konstantine getheilt, von denen Algier 2 Districte, den von Algier selbst und den von Titteri, Oran den von Oran, Mascara, Mostaganem und Keman, Konstantine endlich die Districte Bona und Setif umfaßt. Die europäische Bevölkerung der Küstendistricte außer dem Heere betrug 1856 167000 Seelen, nämlich 100000 Franzosen und 67000 aus anderen Ländern

eingewanderte Europäer. Außerdem befinden sich im Lande viele Juden (20000) und Neger; die letzteren waren ursprünglich Sklaven. Die Zahl der Eingebornen wird auf 3 Millionen geschätzt.

Die Stadt Algier, Aljezire, unter 36° 47′ n. Br. und 20° 43′ ö. Lg., liegt an einer Bucht des Mittelmeeres am Fuß eines Hügels. Sie ist mit einer starken Mauer und mehreren Citadellen umgeben; der Hafen, weder groß noch tief, wird noch durch eine vorliegende befestigte Insel beschützt, welche durch einen Damm mit dem Lande verbunden ist. Ein Theil dieser Festungswerke war bei der Belagerung der Engländer 1816 zerstört, aber seitdem stärker wieder hergestellt worden. Das sogenannte Kaiserfort, in geringer Entfernung von der Stadt, wurde beim Angriff der Franzosen von den Türken selbst gesprengt. Die Stadt selbst, welche allmälig einen etwas europäischen Anstrich gewinnt, hat nur wenige breite Straßen, worunter nur eine gepflasterte; die übrigen sind uneben, winklig, finster und schmutzig. Sie hat zwar 60 Moscheen, 12 öffentliche Bäder und große Casernen, aber kein einziges bedeutendes Gebäude; selbst das Residenzschloß des Dey, die sogenannte Casauba oder Caßba, ist nichts als ein unregelmäßiger Haufen unbedeutender Gebäude, von einer hohen Mauer umgeben. Die Zahl der Einwohner soll früher 90000 betragen haben; jetzt über 100000, unter denen mehr als die Hälfte Christen und über 6000 Juden. Die schöne hügelige Gegend, Massif oder Sahel genannt, war mit mehreren Tausenden von jetzt verödeten Landhäusern bedeckt. Das Gebiet der Stadt erstreckt sich 6—8 M. um dieselbe. Im S. und SO. zieht sich die sehr fruchtbare, jetzt öde Ebene Metidschah bis zum Atlas hin, worin sich viele Europäer angesiedelt haben. Im Schelifthale haben die Franzosen zur Beobachtung der wilden Bergvölker die Stadt Orleansville angelegt.

Die Provinz Titteri ist wenig angebaut und wird meist von arabischen Stämmen bewohnt. Die wenigen unbedeutenden Städte, wie Blida und Medeah, mit 8000 und 5000 E., in sehr fruchtbaren Gegenden, enthalten noch manche Ueberreste römischer Gebäude; beide sind jetzt von den Franzosen colonisirt.

In der sehr fruchtbaren Provinz Oran oder Tlemsen liegt die gleichnamige Hauptstadt, auch Tremesen genannt, am Fuße eines Berges, von mehreren Bächen bewässert. Mehrere Ruinen zeugen von ihrer ehemaligen Größe. Sie ist etwas befestigt, zählt 10000 Einw. und liefert wollene Decken und Teppiche. An der Küste liegt Oran mit dem besten Hafen dieser Küste und mehreren Citadellen; sie soll an 25000 E. haben und wurde erst 1792 von Spanien an den Dey abgetreten. Mascara, im SO. von Oran, und Tekedempt, südwestlich von Algier, in der Nähe der Quellen des Schelif, sind in den neuesten Kriegen mit Abd-el-Kader, als dessen Hauptorte, berühmt geworden.

Die ehemalige Provinz Konstantine ist die größte, zerfällt jetzt in die Gouvernements Bona und Konstantine, ist aber nicht so gut bewässert als Tlemsen. Die Hauptstadt Konstantine, zum Theil

auf einem hohen, steilen Kalkfelsen, 2000′ über dem Meere, am Flusse Rummel, ist auf den Ruinen einer schönen römischen Stadt (Cirta) gebaut, wovon man noch Thore, Triumphbogen, Altäre und viele Säulen sieht, zum Theil als Baumaterial der elendesten Häuser benutzt. Sie hatte früher an 30000, jetzt 21000 Einw. und treibt vorzüglich Handel. — Im Innern dieser Provinz finden sich bis in den Atlas viele Ruinen römischer Städte, zum Theil jetzt vom Sande verschüttet. Oestlich von Konstantine, am Flusse Seibuse, finden sich in einem Thale viele heiße Quellen, welche Kalksinter absetzen, und dabei die Ruinen eines römischen Bades. An der Küste ist der Busen von **Bona** zu bemerken, mit der gleichnamigen Stadt (**Hippo Regius** mit dem Hafen **Aphrodisium**), an der Mündung des Seibuse, welche ein Castell und 10000 E. hat. Es war einst ein wichtiger Ort für Handel und Bildung in Nord-Afrika, der Lieblingsaufenthalt der numidischen Könige und Bischofssitz des heiligen Augustin; jetzt wohnt hier der Militärgouverneur der östlichsten Provinz Algiers. Oestlich davon lag ein 1560 von den Franzosen erbautes Castell, **Bastion de France** genannt, welches aber wegen der ungesunden Luft wieder verlassen werden mußte. Weiter östlich liegt der kleine befestigte Ort **La Calle**, auf einer Landzunge, welcher schon früher den Franzosen gehörte; in dieser Gegend wird die Korallenfischerei von Franzosen und Italienern mit einigen hundert Schiffen eifrig betrieben. — Westlich von Bona liegt die von den Franzosen gegründete Stadt **Philippeville**, welche sich schnell hebt (schon 6000 Einw.) und einen besuchten Hafen hat. Oestlich von Algier liegt die befestigte Hafenstadt **Budeiah** oder **Bugia**, in welcher sich ebenfalls noch bedeutende Ruinen einer römischen Stadt (**Salda?**) finden. — Die im Süden des Atlas wohnenden Kabylen haben wenig Ackerbau, aber viel Datteln, und sind fast noch unabhängig.

VII. Marokko.

(Mauritania Tingitana.)

Das Kaiserthum **Marokko**, bei den Eingebornen **Moghrib-ul-Aksa**, nach seinen beiden Hauptbestandtheilen auch wohl **Fez** und **Marokko** genannt, umfaßt die nordwestliche Ecke von Afrika; nördlich wird es vom mittelländischen Meere und der Straße von Gibraltar, westlich vom atlantischen Ocean, östlich von Algier begrenzt. Das Gebiet liegt zwischen dem 30.° und 36.° n. Br. und zwischen 6° und 17° ö. Lg. So begrenzt enthält es ein Areal von etwa 10000 □M. mit etwa 8 Mill. Menschen. Aber manche Stämme haben sich von der gesunkenen Obergewalt Marokko's bereits frei gemacht; andere sind damit beschäftigt. Der **große Atlas**, auch **Tedla** genannt, streicht parallel mit der Westküste von SW. nach NO. und bildet die östliche Grenze; was darüber hinaus nach O. liegt, ist meist unfruchtbare

Thon- und Sandsteppe; die höchsten Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, erreichen bis an **12000′** Höhe, so der Miltsin, südlich von Marrokko, **10700′**. Der nördliche Theil des Landes am mittelländischen Meere ist felsig und gebirgig, ebenso der südliche, wo ein Arm des Atlas bei Cap Ger das Meer erreicht; dazwischen liegt am atlantischen Meere eine weite und so fruchtbare Ebene, daß dreißigfältige Ernten des Weizens nur für mittelmäßig gelten. Weiter östlich am Atlas finden sich herrliche Thäler. Die Päſſe, welche von Westen nach Osten über den Atlas führen, sind äußerst eng und beschwerlich. Dem Mittelmeere fließt der Mulwia oder Maludscha **(Mulucha)** zu, welcher oft als Grenzfluß gegen Algier betrachtet wird; obwohl er viele Nebenflüsse aufnimmt, ist er doch zuweilen im Sommer trocken. In's atlantische Meer ergießen sich der Wad Sebu **(Lixus)**; der Buregreb etwas weiter südlich; der Morbeja, tief und reißend; der Tensif; der Sus, welcher seine Ufer häufig überschwemmt und befruchtet. Die Flüsse an der Ostseite des Atlas, der Drah, der Ziz und der Ghir, verlieren sich alle im Sande. Das Klima ist eins der angenehmsten und gesündesten der Erde, in den nördlichen Gegenden fällt wohl zuweilen Schnee, der aber nie liegen bleibt; der Winter besteht nur in einer Regenzeit vom October bis März; nur wenn der Wind aus der Wüste weht, ist es zuweilen unleidlich heiß. Die Gegenden östlich vom Atlas leiden an großer Hitze. Im hohen Atlas ist der Winter streng; die Bewohner flüchten in Höhlen, und Karavanen finden bei dem Uebergang über die Gebirge bisweilen ihren Untergang. Die Producte dieses von der Natur reich gesegneten Landes sind im Ganzen dieselben, wie die der ganzen Nordküste. Obgleich der Anbau überhaupt sehr nachlässig betrieben wird, kann doch viel Getreide besonders nach Spanien ausgeführt werden. Vorzüglich gedeiht hier der Oelbaum; der Korkbaum bildet ganze Wälder; verschiedene Pflanzen liefern Gummi; das sogenannte arabische wird aus einem Baume gezogen, welcher im Atlas häufig ist; Rosen von dem herrlichsten Geruche, die auch zu Rosenöl benutzt werden; Hyacinthen und Jonquillen wachsen hier wild. Die Pferde sind von besonderer Schönheit, und die Schafe geben eine vortreffliche Wolle. Die schädlichsten Thiere sind die Heuschrecken. Der Atlas enthält gewiß Gold und Silber, es darf aber nicht gewonnen werden; nur auf Eisen, Kupfer und Blei wird hin und wieder gebaut. Salz kommt sowohl als Steinsalz wie in allen Salzseen und Lachen vor. Oestlich vom Atlas finden sich Schwefelgruben. — Außer einigen größeren Hauptstädten und den Seestädten giebt es nur wenige Städte im Lande; die meisten Einwohner leben unter Zelten und verändern häufig ihre Dörfer oder vielmehr ihre Lagerungsplätze, Duars genannt. Ueber ein Drittel der Einwohner besteht aus Mauren und Arabern; diejenigen, welche, aus Spanien vertrieben, sich hier niedergelassen, wohnen meist in den Städten und werden Maranen oder Andalusi genannt; die auf dem Lande wohnenden und umherziehenden Araber zerfallen wie überall in viele Stämme. Die Bukharis sind Abkömmlinge von Negern und machen den größten Theil

des stehenden Heeres aus. Die Berbern oder Amazirgen, vorzüglich im Atlas und etwa $1/4$ der Bevölkerung ausmachend, sind ein tapferes, freiheitliebendes, fast ganz unabhängiges, von Jagd und Ackerbau lebendes Volk; ihnen verwandt sind die weiter gegen S. wohnenden Schelluchs; beide hassen die Araber und reden eine durchaus eigenthümliche Sprache. Die Juden, wie überall so auch hier in den Städten wohnend, sind äußerst verachtet und gedrückt und müssen eine schwarze Kleidung tragen; auch dürfen sie, wenigstens in den Städten, weder Pferde noch Maulthiere reiten. — Unter den wenigen Gegenständen der Industrie sind Mützen, Seidenwaaren und das unter dem Namen Maroquin bekannte feine Leder bemerkenswerth. Der Handel ist, wie in allen muhamedanischen Despotien, gedrückt und könnte weit bedeutender sein; mit Europa geht der Hauptverkehr über Mogador nach Marokko; nach Sudan, vorzüglich nach Timbuktu, gehen regelmäßig Karavanen, oft 2000 Kameele, welche von daher Gold, Gummi und Sklaven bringen.

Das Reich Marokko ist eine unumschränkte Despotie; der Fürst nennt sich Chalifat Allah, Statthalter Gottes, auch wohl Emir-al-Mumenin, Fürst der Gläubigen; die Mauren nennen ihn Sultan. Das Reich erbt auf die Söhne des Herrschers fort, aber ohne Erstgeburtsrecht; daher entscheiden fast immer nur Bürgerkriege unter den Brüdern. Viermal die Woche giebt der Sultan zu Pferd Jedermann Audienz und entscheidet augenblicklich die ihm vorgetragenen Rechtshändel, wo es denn an Willkür und Grausamkeit nicht fehlt; überhaupt herrscht die größte Unsicherheit des Besitzthums im Lande, da jeder Beamte ohne Besoldung und auf Erpressungen angewiesen ist. — Die Kriegsmacht ist unbedeutend, denn sie beträgt höchstens 20000 Mann regelmäßiger Truppen, größtentheils Cavallerie, die aus Negern und Mauren besteht. Alle Raubschiffe, die aber schon lange nicht mehr ausgesendet werden, gehörten dem Sultan, welcher daher auch den größten Theil der Beute und alle Sklaven erhielt; übrigens sind die Marokkaner schlechte Seeleute. — Dies Reich, welches gegen Ende des 16. Jahrh. seine größte Blüthe und Ausdehnung erreichte, zerfiel seitdem allmälig durch die stets wiederkehrenden inneren Kämpfe und Empörungen. Die Kriege Frankreichs mit dem Emir Abd-el-Kader brachten mehrmals das Reich in Gefahr, indem dieser Fürst den Fanatismus gegen die Christen erregte und zu einem „Heiligen Kriege" (Dschad) zu benutzen suchte. Seit dem Friedensschluß zu Tanger, im October 1844, ist noch immer Aufregung unter einzelnen Stämmen des Landes geblieben.

Die Eintheilung des Reichs wird sehr verschieden angegeben; wir wählen der bequemen Uebersicht wegen die in drei Theile: den nördlichen oder Fez, den südlichen oder Marokko, und den östlichen jenseit des Atlas.

Das Reich Fez reicht vom Mittelmeer und Algier bis zum Fluß Morbeja. An der nördlichsten Küste liegen: Tanger (Tingis), amphitheatralisch an einer Bucht der Straße von Gibraltar gelegen, mit einem schönen, festen Hafen und 6000 Einw., worunter 1500 Juden,

welche den ganzen Handel in ihren Händen haben. Nur die Häuser der europäischen Consuln sind etwas besser gebaut, das Uebrige schlecht. An der Ostseite derselben Bucht liegen die Ruinen einer römischen Stadt. — Ceuta, Gibraltar gegenüber, eine befestigte, den Spaniern gehörende Hafenstadt, mit etwa 8000 E. Sie treibt etwas Handel und wird als Verbannungsort für Verbrecher benutzt. Zu eben diesem Zwecke dienen die kleinen Festungen Peñon de Velez, Melilla und Alhucemas, weiter östlich an derselben Küste, welche ebenfalls den Spaniern gehören. — Tetuan, 1 M. vom Meere, östlich von Tanger. Die Bevölkerung, 12000 Seelen, besteht aus Mauren und Juden; es darf kein Christ hier wohnen. Die Stadt ist schlecht gebaut, hat aber einige schöne Moscheen und ein starkes Castell; der Handel mit Spanien und England ist nicht unbedeutend. Die Gegend ist äußerst fruchtbar und wegen ihrer trefflichen Orangen berühmt. — An der Küste des atlantischen Meeres liegen Larasch, El Araisch (Lixa), eine ehemals blühende, jetzt sehr herabgekommene, gut gebaute Handelsstadt mit einem Castell und 4000 Einw. Etwas nördlicher ist eine Bucht, wo die Flotte des Sultans überwintert. Einige Meilen östlich liegt die kleine Stadt Al Kassar, bei welcher 1578 Sebastian von Portugal Schlacht und Leben verlor. — Sala oder Salée, eine mit einer starken Mauer versehene ehemals wegen ihrer Raubschiffe gefürchtete Stadt; der Hafen ist aber jetzt versandet. Sie hat noch über 20000 E., welche größtentheils aus Spanien stammen sollen. Eine römische Wasserleitung versieht noch jetzt die Stadt mit Wasser. Gegenüber, auf dem andern Ufer des Flusses Buregreb, liegt die große Seestadt Rabat oder Neu-Salée, mit einem Castell und 25000 E., worunter $^1/_4$ Juden.

Im Innern des Landes liegen: Fez oder Fas, unter 34° n. Br. und $12^1/_2$° ö. Lg., die beste Stadt von ganz Nord-Afrika, an einem gleichnamigen Flusse, welcher sie in mehreren Armen durchströmt und sich in den Wad Sebu ergießt. Sie wird in die alte und die neue Stadt getheilt; jene ist 806 erbaut. Die Stadt liegt in einem Thale, hat viele Moscheen, Paläste der Großen mit herrlichen Springbrunnen und Gärten, öffentliche Bäder, mehrere sehr besuchte Schulen, Hospitäler für Kranke und Irre, zahlreiche Fabriken und an 200 Karavanserais. Der Palast des Sultans besteht aus vielen Häusern und Höfen; in der westlich von der Stadt gelegenen Citadelle befindet sich ein älterer Palast, welchen jetzt der Gouverneur bewohnt. Die Zahl der Einwohner mag 80000, nach Anderen nur 40—50000 betragen. — Von Fez gelangt man in 9 St. in südwestlicher Richtung durch eine schöne Ebene nach Mequinez; auf dem Wege trifft man sehr weitläufige Ruinen in ägyptischem Stil, wovon noch zwei Porticus stehen; viele Säulen zur Ausschmückung der Moscheen und Paläste sind früher weggebracht worden. Mekines oder Mequine, in einem schönen Thale, mit einem kaiserlichen Palaste, hat 55000 (nach Anderen nur 15000) Einw. Die Gegend bringt einen Ueberfluß von edlen Früchten, vorzüglich viel Oliven hervor. Oestlich von Fez liegt die schöne Stadt Teza, mit 12000 E.

Im Reiche Marokko liegen: Marokko, Marrakſch, unter 31° 37′ n. Br. und 10° ö. Lg., die Hauptſtadt des Reichs, auf einer weiten, überaus fruchtbaren, Obſt aller Art, Palmen und Blumen in größter Fülle hervorbringenden Hochebene, mit etwa 30000 (nach Anderen 80000) Einw., worunter 5000 Juden. Man ſieht von hier aus die 10 ſchneebedeckten Gipfel des hohen Atlas, welcher den Ort gegen die Winde aus der Wüſte ſchützt. Die Stadt iſt 1052 erbaut, hat aber ſehr von ihrer ehemaligen Pracht und Einwohnerzahl verloren; die Stadtmauern ſind von Erde, haben 3 St. im Umfange und ſchließen viele Ruinen, Gärten und verödete Plätze ein. Die meiſten Straßen ſind verfallen, eng, winklig und ſchmutzig, nach der Weiſe des Orients. Der Palaſt des Sultans liegt an der Südſeite der Stadt, ebenda auch viele Luſthäuſer, wo er den Sommer zubringt. An Gebäuden hat die Stadt mehrere große Moſcheen, wovon die eine einen 250′ hohen viereckigen Thurm hat, und die Kaſſeria oder das Kaufhaus, ein mit Buden umgebenes Gebäude, wo der Verkehr am Lebhafteſten iſt. Das Judenviertel, Millah, wird alle Nächte geſchloſſen. Mehrere unterirdiſche, zum Theil aber ſehr verfallene Waſſerleitungen führen der Stadt Trinkwaſſer vom Atlas zu. Die Stadt liefert viel treffliches Maroquinleder. — Weſtlich von hier liegt an der Küſte Mogador, von den Eingebornen Suera genannt, ein erſt 1760 angelegter und meiſt von europäiſchen Conſuln und mauriſchen Kaufleuten bewohnter Ort, welcher regelmäßig gebaut und befeſtigt iſt und 9000 E. zählt. Die Stadt liegt auf einer Halbinſel und hat nur eine Rhede, treibt aber bedeutenden Handel mit Europa. Die Umgegend iſt ſandig und öde, daher hier nur Ciſternenwaſſer, und die Lebensmittel von weit her gebracht werden müſſen. Der Stadt gegenüber liegt die gleichnamige kleine Inſel, worauf ſich Magazine und Batterien befinden. — Der ſüdliche Theil dieſer Gegend zwiſchen Santa Cruz und Cap Ger iſt ein wildes Gebirgsland, von Schelluchs bewohnt, welche in ummauerten Oertern wohnen, aber ihre Unabhängigkeit faſt immer behaupten. Sie ſind fleißige Landbauer, aber auch gefürchtete Räuber, welche den Verkehr mit dem innern Afrika erſchweren.

Am Meere liegt die kleine Stadt Santa Cruz, bei den Arabern Agadir, auf einer befeſtigten Höhe, nahe der Mündung des Sus, mit einem guten Hafen. Bis 1773 waren hier viele europäiſche Handelshäuſer; auf Befehl des Kaiſers mußte aber S. Cruz verlaſſen und der Handel nach Mogador verlegt werden; doch iſt dieſer jetzt auch hier wiederhergeſtellt. — Im Innern des Landes liegt am Fluſſe Sus die Stadt Tarudant, eine alte, einſt mehr bevölkerte Stadt; ſie iſt ſtark befeſtigt und zählt noch 20000 Einw., welche Färberei und Gerberei treiben, Kupferwaaren und Baumwollenzeuge liefern und Salpeter bereiten. Im äußerſten Süden, wo viele kleine faſt unabhängige Herrſchaften ſind, liegt Nun, am Fluſſe Wad Nun, ein Dorf, wo großer Handel mit Sudan getrieben wird.

Oeſtlich vom Atlas bildet das Land eine ununterbrochene, mit Salz geſchwängerte Ebene; die Flüſſe, die der Wüſte zulaufen, ver-

siegen bald im Sande. Diese wenig bekannten und meist ziemlich unabhängigen Gegenden werden im S. Darrah, weiter nördlich Tafilelt oder Tafilet, und noch nördlicher Sebschelmessa genannt. Der einzige bekannte Ort ist Tafilelt (vielleicht derselbe mit Ghurland), mit etwa 10000 sehr betriebsamen Einw. und einem kaiserlichen Palast; es wird von hier aus ein sehr ansehnlicher Karavanenhandel nach dem Innern Afrikas getrieben.

VIII. Die Sahara oder die Wüste.

Wenn man die große afrikanische Wüste, ohne Rücksicht auf mancherlei Verschiedenheit des Bodens, als ein Ganzes betrachtet, so erstreckt sie sich vom atlantischen Meere bis an das Nil-Thal, 700 M. lang und an manchen Stellen 200 M. breit. Im N. wird sie durch die Berberei, im S. durch Sudan begrenzt und mag dann leicht einen Flächeninhalt von 120000 □M., also an zwei Drittel von Europa, umfassen. Die Araber gaben ihr den allgemeinen Namen Felât, die Marokkaner El bahar billa maa (Meer ohne Wasser), auch Sahel, welches Ebene bedeutet; im engern Sinne werden diejenigen Theile der Wüste Sahel genannt, welche aus feinem Sande bestehen; Sahara dagegen die, wo der Boden aus grobem Kies und Steinen besteht. Sonst nennt man auch wohl den größern westlichen Theil Sahel, den östlichen aber die libysche Wüste. Ihre Ausdehnung von N. nach S. ist nicht überall gleich. Am Breitesten ist sie im W., vom Meere bis zum 27. Grade ö. Lg., wo sie stellenweise von 16° bis 32° n. Br. sich erstreckt; am Schmalsten ist sie in der Mitte, zwischen 27° und 40° Lg.; vorzüglich aber unter dem 32. Grade ö. Lg., wo von Fezzan aus südlich eine Reihe von Oasen gleichsam eine Brücke über das Sandmeer bildet; im O. erstreckt sie sich wieder vielleicht von 15° n. Br. bis an's Meer. Die Beschaffenheit des Bodens in der Wüste ist sehr verschieden. Obgleich, wie es scheint, sie im Ganzen sich immer mehr erweitert und selbst dem Nil-Thal gefährlich wird, so scheint doch die Hauptrichtung des Windes und also des Sandes von O. nach W. zu gehen; wenigstens sind die östlichen Gegenden der Wüste sehr vom Sande entblößt, der Boden besteht hier meist aus Kalkflächen und niedrigen Felsen; man findet häufiger Quellen und Bäche, und Wasser, wenn man nur in geringe Tiefe gräbt. Eben diese vorherrschende Richtung des Windes erklärt es auch, weshalb die ganze Westküste von Afrika, bis südlich vom 18. Breitengrade immer mehr und mehr versandet und der Schifffahrt so gefährlich ist, daß alljährlich hier eine Anzahl Schiffe strandet. Deshalb meiden die nach dem Cap der guten Hoffnung Fahrenden die Nähe der Küste. Im westlichen Theile ist fast nichts als loser feiner Flugsand, welcher ewig vom Winde bewegt wird; hier entstehen und verschwinden Hügel nach jedem Sturme von 50, 100,

ja bis 400′ Höhe, Quellen kennt man hier gar nicht, erst in sehr großer Tiefe findet sich Wasser, und auch dies ist meist salzig und bitter. In allen Theilen der Wüste finden sich zwar Stellen, welche, durch Felsen geschützt, kleinere und größere, oft sehr fruchtbare Thäler, Oasen, bilden; in Allem soll es deren 32 geben, wovon aber nur 17 bewohnt sind, und diese befinden sich meist im östlichen und mittlern Theile; die Oasen des westlichen sind oft nur kleine Niederungen, in welchen sich Wasser sammelt oder wo man Brunnen gegraben hat. Ueberall, man komme von N. oder von S., steigt man zur Wüste herab. In Folge der Forschungen durch neuere Reisende hat man aber erkannt, daß die Berichte und Nachrichten der älteren Reisenden über den Mangel der Quellen und des fließenden Wassers sehr übertrieben sind. Auch fehlt es durchaus nicht so an Bergen und Höhenzügen, wie man früher geglaubt hat. Dieselben erreichen eine Höhe von 4—6000′, in deren Umgegend eine Million Einwohner Unterhalt findet. In dem Becken von Timbuktu ergießen sich 36 fließende Gewässer in den Nil. — Bei Tage ist die Hitze im dürren Sande fürchterlich, und nur der abgehärtete Fuß der Wüstenbewohner vermag, ihn dann ohne Schmerz zu betreten; die Nächte aber sind dennoch empfindlich kühl, so daß man gern Feuer macht, wo man es haben kann. Die Schrecken der Wüste erreichen aber ihren Gipfel, wenn Stürme und der tödtliche Samiel sich erheben; ein feiner Staub erfüllt dann die Atmosphäre, und die unglücklichen Reisenden sind in Gefahr, davon erstickt oder vom Sande verschüttet zu werden. Eine andere Erscheinung der Wüste, die nicht wenig zur Täuschung und Qual der Reisenden beiträgt, ist die bei großer Hitze sehr gewöhnliche Kimmung oder Luftspiegelung, bei den Arabern Schrab genannt, wo der getäuschte Wanderer in der Ferne Seen und Flüsse zu sehen glaubt, die aber immer vor ihm fliehen; auch vergrößert diese Beschaffenheit der Luft alle Gegenstände in einiger Entfernung, so daß eine unbedeutende Staude wie ein Baum erscheint. Die Schrecken der Wüste finden sich aber, wie schon angedeutet, nicht überall. Es giebt Gegenden, wo die Einwohner Leder= und Pelzkleider tragen. Die auffallende Kälte der Nächte rührt hauptsächlich von der starken Wärmeausstrahlung des Bodens in die reine Luft her. An der Westküste weht statt des sonst in den Tropen gewöhnlichen Ostpassats ein westlicher Seewind. So gefährlich das Klima für fremde Reisende ist, so gesund ist es für die Eingebornen. Dies beweiset ihre kräftige Constitution und ihre lange Lebensdauer. Am Ungesundesten sind ihres Wassers wegen die Oasen. Trotz aller dieser Gefahren wird die Wüste dennoch des Handels wegen jährlich in allen Richtungen von zahlreichen Karavanen durchzogen. So weit bis jetzt unsere Nachrichten reichen, kann man die Karavanenstraßen, welche die Wüste durchziehen, nach dem Ziele, wonach sie streben, in drei Hauptrichtungen theilen. Die einen gehen nach Timbuktu und zwar auf wenigstens 5 Hauptstraßen, theils von Marokko, theils von Tunis und Tripoli aus. Diese Straßen sind die längsten und wegen der Seltenheit der Oasen und Brunnen, wie auch des tiefen

Sandes wegen, die gefährlichsten. Die Karavanen brauchen zu einer solchen Reise wenigstens 2, oft aber auch 5 bis 6 Monate, wobei denn freilich viele und zum Theil 20 Tage lange Rastzeiten mitgerechnet werden, während welcher das Hauptproduct der Wüste, Salz, und andere Handelswaaren eingetauscht werden. Die anderen haben den See Tschad und die umliegenden Länder Sudans zum Ziel. Man kennt hier drei Hauptstraßen, welche von Fezzan ausgehen, wovon die westliche über mehrere große Oasen nach Kaschna, unter 13° n. Br., die mittlere zum Tschad-See, die östliche über viele ziemlich bewohnte Gegenden nach Darfur führt. Eine dritte Karavanenstraße führt von Sudan über Darfur nach Aegypten. Außerdem ziehen noch am Nordrande der Wüste Karavanen aus Aegypten nach Fezzan, Tripoli u. s. w. Oft sind die Karavanen genöthigt, die Nacht durch zu ziehen, immer aber werden die frühen Tagesstunden zum Wandern gebraucht, Nachmittags und Abends wird geruht. Da der Sand so beweglich ist und es an allen festen Merkmalen des Weges fehlt, so können sich die Karavanen nur nach den Gestirnen richten; sie benutzen auch die Züge hungriger Geier, welche die Oasen wittern. Hier und da findet man jetzt auch Steinpyramiden errichtet. Sie ziehen nicht in gerader Richtung, sondern von einer Oase zur andern, wo sie Wasser und etwas dürres Laub für die Kameele zu finden hoffen; obgleich sie nun Wasser in Schläuchen bei sich führen, so geschieht es doch, daß diese, wenn der Samiel weht, schneller austrocknen oder sie an den Brunnen kein Wasser finden und ganze Karavanen zu Grunde gehen. Außerdem haben sie noch Gefahren zu bestehen von den Raubthieren am Rande der Wüste, mehr aber von den räuberischen Nomaden, welche die Wüste als ihr Eigenthum betrachten und jede Karavane, die nicht ihren Schutz erkauft hat, plündern. Reisende beschreiben das Reisen in der eigentlichen Wüste so: „Man vernimmt keinen Laut, als den trägen Ruf des Treibers; die Menschen haben keine Kraft, weder zum Sprechen noch zum Singen und die vielen Fußtritte geben keinen Wiederhall in der Sandwüste. Die Hitze und die schaukelnde Bewegung des Kameels bringen einen leichten Schwindel hervor — einen Wüstenrausch, den man empfunden haben muß, um ihn zu begreifen.“ — In dem westlichen Theile der Sahara fehlt es so sehr an Steinen, daß man die Brunnen mit Kameelknochen ausmauert. Trotz alledem bewohnt der Mensch, dem, wie man weiß, kein Paradies der Erde zu genügen pflegt, den Saum der Wüste. Er wohnt auf dem Sand, wäscht sich mit Sand, rechnet im Sand, heilt durch Sand. Für einen Trunk Wasser giebt der Reisende gern Hunderte von Thalern. Die große Mäßigkeit der Wüstenbewohner führt manche zu dem höchsten Alter von 100—200 und mehr Jahren. Freilich wissen die Greise meist nicht, wie alt sie sind. — An Producten ist die Sahara nicht so arm, als man früher geglaubt hat. Die wichtigsten Pflanzen, deren Früchte und Blätter Menschen und Thiere nähren, oder mit deren Producten Handel getrieben wird, sind: die Dattelpalme, die Doumpalme, Acacien (die das rothe und weiße und das sogenannte arabische Gummi geben), Sennescassien,

Tamarinden, Lotusbäume, Coloquinten, Pistacien ꝛc. Flechten überziehen die Oberfläche der nackten, glühend heißen Felsen. — In den eigentlichen Wüsten fehlen sowohl die Antilopenheerden wie die Löwen. Von Thieren findet man: wilde Pferde und Esel, Affen und Giraffen, Hasen und Füchse, Strauße, Heuschrecken von der Größe kleiner Vögel, welche gegessen werden, Landschnecken, an den Küsten Austern und Fische in ungeheurer Anzahl ꝛc. Das wichtigste, gezähmte Thier ist das einbuckelige Kameel, dessen beste Art, der sogenannte Schnellläufer, in einem Tage 45 deutsche Meilen zurücklegt und den Reisenden in 7 Tagen durch 7 Grade von Marokko nach dem Senegal trägt. — Von Mineralien findet man in der Wüste ungeheure Mengen Salz, sowohl in austrocknenden Salzseen, wie in beckenförmigen Vertiefungen, Salpeter, Natron, Alaun, auch Eisenerze. — Endlich muß noch bemerkt werden, daß wenigstens der nördliche Theil der Sahara bis an den Tschad-See nach den übereinstimmenden Berichten des englischen Reisenden Richardson mit den der deutschen Forscher Overweg, Barth und Vogel*) nicht sowohl aus einem bloßen Sandmeer, wie bisher geglaubt wurde, sondern aus einem wüsten Chaos von Berg und Thal besteht.

Die Bewohner der Wüste bestehen vorzüglich aus zwei Hauptvölkerschaften, Mauren und Berbern. Die Mauren haben den ganzen westlichen Theil der Wüste inne; sie bestehen aus einem Gemisch von Arabern, Berbern und Negern, und zerfallen wiederum in viele Stämme, wovon jeder ein Oberhaupt hat, dessen Macht aber sehr unbedeutend ist. Nördlich vom Senegal kennt man vorzüglich die Stämme Trarzas und Braknas. Alle sind wandernde Hirten, gelegentlich Kaufleute, vor allen Dingen aber Räuber. Jede Karavane, welche das Gebiet eines Stammes durchzieht, muß sich Schutz und Führer erkaufen, oder sie läuft Gefahr, ausgeplündert zu werden. Als fanatische Anhänger des Islam behandeln sie die durch Schiffbruch an der Westküste zuweilen in ihre Hände fallenden Europäer mit der äußersten Härte und Gefühllosigkeit, womit die Pünktlichkeit und scheinbare Andacht, mit welcher sie ihre täglichen Gebete verrichten, einen wunderlichen Contrast bilden. Statt des Wassers bedienen sie sich des

---

*) Wer eine populäre, gedrängte Darstellung der Entdeckungen der oben genannten Helden, so weit sie bis jetzt bekannt geworden, zu lesen wünscht, dem ist Nr. 26 der „Lorck'schen Eisenbahnbücher“: „Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika, Leipzig 1857“ (10 Sgr.) zu empfehlen. Die Aufgabe der 1850 von der englischen Regierung veranlaßten Expedition war die Durchforschung des innern Afrika in allgemein-menschlicher, wissenschaftlicher und commercieller Hinsicht, in letzterer Hinsicht besonders, Handelstractate mit den Herrschern (Häuptlingen, Sultanen) zu schließen. Richardson starb im März 1851 in Ungurutua, sechs Tagereisen von Kuka entfernt; Overweg starb am 27. September 1853 in Maduari, 2 Meilen östlich von Kuka, in der Nähe des Tschad-Sees, an dessen Ufer Barth seinen Reisegefährten begraben ließ. Vogel ist von der kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie unter dem Ehrennamen Leo Africanus als Mitglied aufgenommen worden.

Sandes zu ihren gesetzlichen Abwaschungen. Sie leben unter Zelten, gehen fast unbekleidet und können Hunger und Durst mit bewunderungswürdiger Ausdauer ertragen. Kameelmilch macht oft lange Zeit ihre einzige Nahrung aus, und dabei werden sie alt und wissen wenig von Krankheiten. Sie treiben Handel mit Salz, welches sie in der Wüste finden, z. B. zu Tagazza und Taudeyni (13° ö. Lg.), und über El Arawan, den Stapelplatz für Steinsalz, mit 3000 Einw., nach Sudan führen, mit Straußfedern und Sklaven; letztere verschaffen sie sich oft durch Gewalt, indem sie mit unwiderstehlicher Schnelligkeit die Dörfer ihrer südlichen Nachbarn, der Neger, überfallen. Sie sind im ganzen westlichen Theile von Afrika gehaßt und gefürchtet und haben sich sogar mehrere kleine Negerstaaten am südlichen Rande der Wüste unterworfen. Es soll auch in diesem Theile der Wüste fruchtbare Oasen geben; allein die Mauren machen ein Geheimniß daraus, und man weiß nur aus dem Berichte der Karavanen, daß es einige nicht angebaute Plätze giebt, wo man Wasser findet.

Das zweite die Wüste bewohnende Volk sind die Berbern, welche wiederum in 2 Hauptstämme zerfallen, die Tuariks und die Tibbos. Die Tuariks bewohnen das Land im N. der Wüste, südlich von Algier und Tripoli, etwa zwischen dem 20.° und 30.° ö. Lg. Sie sind ein wohlgebautes, oft schönes und sehr kriegerisches Volk; einige von ihnen sind so weiß wie die Küstenbewohner; andere fast schwarz, doch nie negerartig. Eine Eigenheit ihrer Bekleidung besteht darin, daß sie stets den untern Theil des Gesichts, bis an die Augen, mit einem Tuche verhüllen. Ihre Waffen bestehen meist nur aus Schwert und Lanze; sie haben keine Pferde, wohl aber sehr schnelle Kameele, womit sie die Wüste durchziehen und aus Sudan Sklaven rauben. Nicht alle sind Muhamedaner. Sie sind Nomaden, besitzen aber auch fruchtbare Stellen im S. von Algier und Tripoli und mehrere Oasen. So: Tuat, eine Oase mit einzelnen fruchtbaren Strichen, welche an Pferden und Heerden reich ist. Gadames, südlich von Tripoli, mit 7000 arabischen Einwohnern, in einer an Datteln reichen Oase am Rande der Wüste, ist ein wichtiger Handelsplatz. 20 Tagereisen südlich davon liegt Ghraat. Ferner werden Ganat, Assuda, Agades, welche Dr. Barth (in dem ersten Theile seines Reisewerkes) als eine sehr interessante Stadt, Residenz eines Sultans, mit Schulen versehen, von 7000 Menschen bewohnt, sehr ausführlich schildert*), und andere Punkte, auf der Straße von Fezzan nach Kaschna, als von Tuariks bewohnte Plätze genannt. — Die Tibbos wohnen östlicher; sie werden uns als ein wohlge-

*) Von ihr gehen sechs Straßen aus: nach Sokoto, in 20 Tagen zu erreichen — nach Maradi in 19 Tagen — nach Damerghu in 9 Tagen — nach Bilma in 18 Tagen — nach Tauat in 45 Tagen — nach Hillet e Scheich Ssidi el Muchtar in 21 Tagen, welche Straße die Räuber, welche die Karavanen von Tauat nach Timbuktu zu überfallen beabsichtigen, einzuschlagen pflegen.

bautes, äußerst gewandtes Volk geschildert, welches in mehrere Stämme zerfällt. Man fürchtet sie aber wegen ihrer Falschheit und ihrer Räubereien. Sie leben größtentheils von ihren Palmen und ihren Heerden; ihre Waffen bestehen in Lanze, Schwert und Messer. Durch die von ihnen bewohnten Gegenden führt die Straße von Fezzan nach dem Tschad-See, auf welcher man die Karavanen-Stationen Kisbi, Dirki, Bilma, ein Hauptmarkt für Salz, Aghadem u. a. kennt. Die meisten von ihnen sind noch Heiden. — Die Frauen der Sahara werden mehr oder weniger wie Sklavinnen behandelt. Theilweise zeichnen sie sich, besonders in der Jugend, durch körperliche Gesundheit und Schönheit aus. Ein Volksstamm legt besondern Werth auf ungeheures Körpergewicht, nach dessen Höhe die Schönheit tarirt wird, ein anderer auf den schlanken Wuchs der Frauen. Durch Lebhaftigkeit der Augen und die blendende Weiße der Zähne zeichnen sich alle aus. — Die nomadischen Stämme leben unter unabhängigen Häuptlingen, deren Macht erblich ist. Dieselben schlichten innere Streitigkeiten und sind die Anführer der Fehden und Raubzüge. Ihre Einkünfte bestehen in dem Ertrage ihrer eigenen Heerden, in den Ergebnissen der Raubzüge und in den von den Karavanen für den Schutz und die Benutzung der Brunnen bezogenen Abgaben. Als Räuber am Berüchtigtsten sind die Araber am Senegal. Durch den Karavanenhandel verdienen die Beduinen viel Geld. Jede Kameelladung kostet pro Tag im Durchschnitt einen Ducaten. Natürlich sind die Karavanenzüge oft sehr gefährlich. Auf dem Wege nach Timbuktu kam im Jahr 1805 eine aus 2000 Menschen und 1800 Kameelen bestehende Karavane um. Täglich marschirt ein solcher Zug von Tagesanbruch an in 7—8 Stunden 4—6 Meilen. Das Kameel hält es 6—7 Tage ohne Nahrung und Wasser aus; man spricht sogar — in außerordentlichen Fällen — von 14—20 Tagen. Die beste Art (Mehari) vermag in einem Tage 45 deutsche Meilen zurückzulegen. Wegen des einträglichen Karavanenhandels, der fast die ganze Wüste in beständiger Bewegung erhält, sind die Bewohner auf die Fremden sehr eifersüchtig, von denen sie fürchten, im Handel beeinträchtigt zu werden. — Der näher an Aegypten und an der Nordküste gelegene Theil der libyschen Wüste ist jetzt in der Abhängigkeit des Paschas von Aegypten. Die ganze Küste von Aegypten bis an die Grenze von Tripoli ist bis 10—15 St. vom Meere felsig und öde, meist ohne Baum, ohne Bach, ohne Dörfer: das ist die Wüste Barka; doch findet man darin viele Ruinen alter Städte, auch einzelne fruchtbare Thäler. Beduinen durchziehen diese Wüste und leihen den Karavanen ihre Kameele. Erst etwa 15 St. vom Meere findet man Sand und Kalkhügel und thonige, aber ganz unfruchtbare Ebenen. Die Oasen, welche südlicher liegen, sind vorzüglich folgende: Siwah, das Ammonium der Alten, unter 29° n. Br. und 44° ö. Lg., 60 St. vom Meere und 12 Tagereisen von Kairo, mit 8000 E. Sie ist vorzüglich im N. von 4—500′ hohen Kalkbergen umgeben, 1½ M. lang und 1½ M. breit; aber nur ein Theil dieses Raumes besteht aus fruchtbarem Boden und wird

von 20 Quellen süßen Wassers und fast eben so vielen salzigen bewässert. Die Vegetation ist hier vortrefflich; Wiesen, Palmenwälder und Saatfelder wechseln mit einander ab; man hat überdies in den Gärten einen Ueberfluß der edelsten Früchte. Nur den Kameelen ist das hiesige Wasser schädlich. Die Einwohner, welche über 2000 streitbare Männer stellen können, bestehen hauptsächlich aus Berbern, mit Negern untermischt. Sie sind eifrige Muhamedaner, stehen unter mehreren Scheikhs und sind seit 1820 dem Pascha von Aegypten unterworfen. Da sie häufig von Karavanen besucht werden, so treiben sie einen lebhaften Tauschhandel. Es giebt in dieser Oase mehrere Ortschaften, alle ummauert und auf Felsen gebaut, aus Furcht vor feindlichen Einfällen; alle bestehen aus elenden Häusern und engen, finsteren Gassen. Siwah wird der Hauptort genannt. Von dem einst so berühmten Tempel des Jupiter Ammon ist keine recht sichere Spur mehr vorhanden, und die Eifersucht der Einwohner hat die europäischen Reisenden an genauen Untersuchungen sehr gehindert. Man findet einen kleinen ägyptischen Tempel, dessen Wände mit schönen Sculpturen bedeckt sind; ferner einen kleinen dorischen Tempel, an 4 Orten Katakomben in den Felsen, und Ruinen mehrerer Städte. Westlich von Siwah liegt das fruchtbare Thal Schiatha, wo die Kalkfelsen von Natur oft in Pyramidengestalt gebildet sind. — Neun bis zehn Tagereisen westlich von Siwah liegt die weniger fruchtbare Oase Augila, etwa 4 M. von O. nach W. lang. Sie liefert berühmte Datteln und enthält 3 Ortschaften. Die Einwohner vernachlässigen den Anbau, weil sie durch Handel und als Karavanenführer mehr verdienen; sie sind dem Pascha von Tripoli unterthan. Von hier kommt man zu dem schwarzen oder Harudsch-Gebirge, welches zum Theil vulcanischer Natur zu sein scheint. — Parallel mit dem Nil-Thale, in einer Entfernung von 20—30 M. von demselben, liegen zwischen 25° und 29° n. Br. die vorzugsweise sogenannten Oasen. Ihre Zahl ist unstreitig im Alterthum viel größer gewesen als jetzt, wo man deutlich sieht, daß mehrere ehemals bewohnte Gegenden vom Sande überschüttet worden sind. Die wichtigsten dieser Oasen sind: die kleine Oase oder Wah-el-Bahryeh oder Benasah, etwa 6 St. von N. nach S. lang und 3 St. breit; sie enthält 4 Ortschaften und mehrere Quellen, ist aber ungesund. Die mittlere, Dakhel, 30 M. vom Nil und wenig besucht, hat 11 Dörfer, 6000 männliche Einwohner, kalte und heiße Quellen und schöne Dattelpalmen. Nordwestlich davon liegen noch einige kleinere, wenig bekannte Oasen, wie Farafré und Haiz. Die große Oase, Wah-el-Kebir, oder blos El Wah genannt, südlich von der vorigen, ist etwa 12 M. lang und 3 M. breit. Sie enthält mehrere heiße und kalte Quellen und an 4000 Einw. arabischen Stammes. Der Hauptort ist El Khargeh, mit 2000 E.; nördlich davon finden sich Trümmer von sehr schönen ägyptischen Tempeln und die Ruinen eines römischen Castells. — Außer diesen bekanntesten giebt es noch mehrere kleinere Oasen westlich von Aegypten, bis nach Nubien hinauf. Die größte aller bis jetzt bekannten ist das sogenannte Reich

Darfur (Dar heißt Land), zwischen 12° bis 16° n. Br. und 43° bis 46° ö. Lg. Es hat keine Flüsse, aber Seen und Bäche, welche im Sommer jedoch meist austrocknen. Die ursprünglichen Bewohner waren Neger; allein die Berbern sind hier das herrschende Volk geworden, und durch sie steht Darfur in einer lebhaften Karavanenverbindung mit Sudan und Aegypten. Die Gegenstände des Handels sind Elfenbein, Gummi, Straußfedern und vor Allem Sklaven, welche die Einwohner auf förmlichen Jagden gegen die benachbarten Negerstämme sich verschaffen. Die Einwohner (200000) sind Muhamedaner und werden von einem Sultan beherrscht. Als Hauptstadt wird uns Kobbé genannt, welches bei einer großen Ausdehnung nur 6000 E. hat. Die Wüste Bahiuda trennt Darfur von Aegypten. — Von dem Lande Kordofan, westlich vom Bahr-el-Abiad, einer ähnlichen, zwischen Darfur und Sennaar gelegenen, einförmigen, sandigen Steppe oder Gruppe von mehreren Oasen (Wahs) mit isolirten Berggruppen, die sich nicht über 1900′ erheben, ist oben die Rede gewesen.

IX. Die Westküste.

Obgleich die Europäer an dieser sehr ausgedehnten Küste von der Mündung des Senegal bis an die Grenze der Capcolonie zahlreiche Niederlassungen besitzen, so ist es ihnen doch nur auf wenigen Punkten geglückt, in das Binnenland zu dringen, und unsere Kenntniß von diesen meist von Negern bewohnten, höchst volkreichen Gegenden ist bis jetzt äußerst dürftig. Im Allgemeinen weiß man nur, daß meistens in geringer Entfernung, oft nur wenige Meilen von der Küste, sich zum Theil sehr bedeutende, aber noch unerforschte Gebirge erheben, welche nur an wenigen Punkten das Meer selbst erreichen. Der Küstensaum ist theils sandig, theils im höchsten Grade fruchtbar, aber sehr heiß, feucht und an vielen Stellen den Europäern höchst verderblich. Man kann die ausgedehnte Küste am Besten in 3 Hauptabtheilungen betrachten: Senegambien, Ober-Guinea und Unter-Guinea oder Süd-Nigritien.

a) Senegambien. Im engsten Sinne versteht man unter diesem Namen nur die Länder, welche an der Westküste zwischen dem Senegal und dem Gambia liegen, denn aus diesen beiden Namen ist jener allgemeinere zusammengesetzt; in einem etwas weitern Sinne umfaßt er den ganzen Küstenstrich vom 10. bis zum 18. Grade n. Br.; endlich begreift man wohl auch noch unter diesem Namen die Küstenstrecke vom Cap Verga bis zum Vorgebirge der Palmen, unter 4½° n. Br. und 10° ö. Lg., und in diesem weitesten Sinne wollen auch wir diesen Namen hier nehmen, um unnütze Unterabtheilungen zu vermeiden, doch aber so, daß wir Senegambien nördlich durch den Senegal begrenzen, indem die Küste nördlich von diesem Flusse bis

zum weißen Vorgebirge (Cap Blanco) offenbar zur Sahara gehört und nur deshalb von Einigen zu Senegambien gerechnet wird, weil die Franzosen ehemals auf der Insel Arguin, unter 20½° n. Br., unweit der Küste, und zu Portendik, unter 18° n. Br., im Gebiete eines Mauren-Stammes, an der Küste selbst Factoreien unterhielten; die letztere wird nur zu Zeiten wegen des Gummihandels von Europäern besucht. Man bezeichnet Senegambien auch wohl mit dem Namen West-Nigritien, westliches Negerland, sowie man das innere Afrika oder Sudan auch wohl Nigritien nennt. Die wichtigsten Punkte dieser Küste sind: die Mündung des Senegal; das grüne Vorgebirge (C. Verde), so genannt wegen des schönen Anblicks, welchen es darbietet; die Mündung des Gambia; das Cap Roxo (rocho, das rothe); die Mündungen des Flusses Geba und des Rio grande; Cap Verga. Bis hierher ist die Küste tief in's Land hinein eben; von Cap Verga an treten die letzten Terrassen eines hohen Gebirges bis dicht an's Meer und lassen nur einen schmalen Küstenstrich übrig. Etwas weiter südlich beginnt die steile Sierra Leona-Küste, welche nun ohne bedeutende Unterbrechung in südöstlicher Richtung bis zum Cap Palmas, an der Grenze von Ober-Guinea, fortläuft. Der nördliche Theil dieser Küste, besonders zwischen dem Senegal und Gambia, ist bis zum 4.° ö. Lg. ein durchaus ebenes, von jenen Flüssen häufig überschwemmtes, daher zwar äußerst fruchtbares, aber auch sehr ungesundes, zum Theil sumpfiges, zum Theil sandiges Land. Bei friedlicheren Verhältnissen und besserem Anbau könnte es eins der reichsten Länder der Erde werden. Die Europäer besuchen es nur des Handels wegen, dessen Hauptgegenstände Gummi, Elfenbein, Gold und Sklaven sind. Dieses Gummi, besser als das arabische, jedoch ihm ähnlich, wird von einer ächten Acacienart (Mimosa senegalensis) gewonnen; theils durch Einschnitte in die Rinde des Baumes, theils durch Sammlung dessen, was von selbst ausschwitzt. Es giebt ganze Wälder dieser Baumart; die bedeutendsten liegen nördlich vom Senegal, an der Grenze der Wüste, und werden von den Mauren benutzt; das Gummi wird von ihnen auch häufig als Nahrungsmittel gebraucht. Das Gold findet sich nicht an der Küste, sondern kommt aus den weiter östlich liegenden Gebirgen, die auch sehr reich an Eisen sind, und vielleicht aus Sudan. — Die europäischen Niederlassungen an diesem nördlichen Theile der Küste sind folgende:

Die Insel St. Louis im Senegal, 4 M. von seiner Mündung, den Franzosen gehörig, mit 12000 E.*). Der Strom ist hier ½ M.

*) Die Gesammtbevölkerung der französischen Colonien am Senegal betrug im Jahre 1856 28800 E., wovon die größere Zahl Sklaven sind; außerdem noch 800 eingeborne Soldaten und Seeleute, sowie 1400 Mann europäische Truppen. Die Zahl der Europäer, die sich dort niedergelassen haben, beträgt noch nicht 200. Etwas mehr als 1000 E. gehören zum Christenthum, die übrigen bekennen sich theils zum Islam, theils sind sie Heiden. Zu den Besitzungen der Franzosen gehören auch noch einige kleine Factoreien am

breit und bildet viele Inseln; vor seiner Mündung hat er aber eine Sandbank oder Barre gebildet, welche die Einfahrt sehr erschwert. Die Insel selbst ist sandig und hat nur wenige Palmen und kein Trinkwasser; die blos mit dem Handel beschäftigten Europäer verschmähen den Anbau der übrigen fruchtbaren Inseln. Acht Monate hindurch ist das Klima heiter und schön; aber während der Regenzeit, vom August bis Ende November, ist es den Europäern höchst nachtheilig. Ein Castell und einige 20 steinerne Häuser werden von Europäern bewohnt, das Uebrige besteht aus Rohrhütten der Neger. Auf einer Insel in einer südlichen Bucht des grünen Vorgebirges besitzen die Franzosen das Fort Gorée, mit über 3000 E. Unweit der Mündung des Gambia, an seinem südlichen Ufer, haben die Engländer das Fort St. James und gegenüber den Ort Gellifrey (dschellifri), sowie noch einige Factoreien im Innern des Landes am Gambia und auf der Insel Ste. Marie an seiner Mündung. Die Portugiesen besitzen an der Mündung des Geba die Insel Bissao, mit einem Fort; tiefer im Lande am nämlichen Flusse eine befestigte Factorei im Dorfe Geba und einige Niederlassungen am Flusse Cazamanza. Die der Mündung des Geba gegenüber liegenden Bissagos- oder Bidschuga-Inseln werden von unabhängigen und tapferen Negern bewohnt, welche unter ihren eigenen Fürsten stehen und mit den Portugiesen Handel treiben.

Einzelne französische Reisende sind schon oft von St. Louis aus in das Land zwischen dem Senegal und Gambia, bis in die östlichen Gebirge und an die Quellen beider Flüsse gedrungen, und das dürftige Resultat ihrer gefahrvollen Untersuchungen ist etwa Folgendes gewesen. Beide Flüsse stehen etwa zwischen dem 6.° und 7.° ö. Lg. während der Regenzeit in Verbindung. Eine früher behauptete Flußverbindung zwischen dem Senegal und Gambia existirt aber nicht. Die Einwohner zwischen beiden Flüssen sind, obgleich schwarz, keine wahren Neger; sie selbst behaupten, daß sie in älterer Zeit die nördlichen Gegenden Afrikas bewohnt hätten, aber von den Arabern seien vertrieben worden. Sie zerfallen in 2 Hauptstämme, die Fuhlas, oder Poulens, und die Jolofs; die ersteren, vielleicht eine Mischung von Berbern und Negern, sind tapfer und stolz und leben meist in Wäldern; die Jolofs sind wegen der schönen Schwärze ihrer Haut berühmt, sie sind sanfter und menschenfreundlicher als die ersteren. Beide sind größtentheils Muhamedaner, hassen aber und fürchten die Mauren. Auffallend ist es, daß hier fast in allen Gegenden, wo der Islam eingedrungen, sich Staaten gebildet haben, wo aber die Neger noch Heiden sind, sie meist in einzelnen Dörfern unter kleinen Oberhäuptern leben. Es werden uns zwischen diesen Flüssen viele solcher kleinen Reiche genannt, wie Futatoro, südlich

---

Senegal, z. B. Bakel, ein kleiner Ort mit einer französischen Garnison. Am Nordrande der Gambiamündung besitzen seit 1836 auch die Engländer ein Stück Land.

vom Senegal. Im Süden des Gambia finden sich in der Ebene die Biafaren. Weiter östlich im Innern herrschen die viel gebildeteren Mandingos und die Fuhlas, auch Fellatas genannt; letztere bewohnen die höchsten Theile des Gebirgslandes, wo sich die Quellen des Senegal und des Gambia befinden, und haben sich auch in Timbuktu, Haussa, südlich von Fezzan und in Bornu angesiedelt. Eine Menge kleiner Staaten sollen sich hier finden, wie Bambuk im N., Dentilia, Konkadu, Dschallonkadu und Futa- (was Land zu bedeuten scheint) Dschallon weiter gegen S., dessen Hauptstadt Timbo, im NO. von Sierra-Leona, 9000 Einwohner zählen soll.

Das Christenthum hat in Senegambien erst geringe Fortschritte gemacht. Das dortige Heidenthum zeigt sich als Fetischismus, doch nirgends in blutigen Gebräuchen. An Zauberei und die Wirksamkeit der Amulete wird geglaubt. Die Muhamedaner sind der achtungswertheste, fleißigste und intelligenteste Theil der Bewohner. Die Regierungsform der unzähligen Stämme ist sehr verschieden, theils monarchisch, theils republikanisch, in den mannigfaltigsten Formen. Manche Herrscher haben die Gewohnheit, ihre Unterthanen als Sklaven zu verkaufen.

Der südliche Theil dieser Küste, auch wohl die Sierra-Leona-Küste genannt, beginnt bei 10° n. Br. Ausgenommen am Vorgebirge Sierra-Leona selbst ist die Küste nördlich und südlich davon äußerst flach und ihr Klima wegen seiner Ungesundheit verrufen. Sie wird vorzüglich von 2 Haupt-Negervölkern, den Bagus und den Bulloms, bewohnt, welche Fetisch-Anbeter*) und äußerst abergläubisch sind: jedes Stück Papier, von einem Weißen beschrieben, gilt ihnen für ein wichtiges Amulet oder Bewahrungsmittel gegen jedes Unglück. So wie alle Neger, tragen sie stets mannigfaltige Amulete bei sich, die sie Grigris nennen. — Das Vorgebirge Sierra-Leona liegt am südlichen Ufer des gleichnamigen Flusses, welcher den Schiffen einen schönen und sichern Ankerplatz bietet; hier steigt im N. von der über 100′ hohen Küste ein schön bewaldetes malerisches Gebirge empor, welches den Namen Sierra-Leona (d. i. Löwengebirge) führt, von der falschen Meinung, als ob es Löwen daselbst gebe. Die Entstehung der auf dieser Küste errichteten englischen Negercolonie war folgende: Ein wackerer Engländer, Granville Sharp, ergriffen von dem Elende vieler in den Straßen von London bettelnden Neger, faßte den Gedanken, diesen Unglücklichen eine Niederlassung in ihrem eigenen Vaterlande zu verschaffen und sie wo möglich zu fleißigen, freien Menschen zu bilden. Sein Plan fand

*) Dieser Ausdruck, welcher von allen heidnischen Negern gebraucht wird, um ihre Neigung zum Aberglauben, zur Vergötterung irgend eines Gegenstandes, sei es Stein, Baum, Schlange u. s. w., anzudeuten, denen sie übernatürliche, gewöhnlich beschützende Kräfte beilegen, ist ursprünglich ein portugiesisches Wort: feticos, Zauberei, gleich dem Spanischen hechizos, beides von facere (Hexerei?).

Unterstützung, und 1787 wurden die ersten Neger dieser Art hierher gebracht, wo sie eine Stadt, Freetown, gründeten. Allein die Eifersucht der benachbarten Negerfürsten und der Sklavenhändler gegen diese Colonie freier Neger veranlaßte die Zerstörung der Stadt 1789, welche jedoch 1791 unter dem Namen Granvilletown unter Englands Schutze wieder errichtet ward. Eine andere Stadt, Freetown, ward bald darauf von solchen Negern angelegt, welche in Amerika Kriegsdienste geleistet hatten und hier dafür Ansiedelung erhielten. Allein auch diese Stadt ward 1794 von den Franzosen im Revolutionskriege zerstört. Sie ist aber wieder aufgebaut worden, 1¼ M. von der Mündung des Flusses, widerstand 1801 einem Anfall der benachbarten Neger und ward 1803 befestigt. Jetzt ist diese Colonie so emporgeblüht, und die Zahl der Einwohner hat sich vorzüglich auch durch solche Neger vermehrt, welche man auf Sklavenschiffen gefunden und befreit hat, daß jetzt Freetown 11000 E. zählt und mehrere andere kleine Städte, wie Regentstown, Kissey, Wellington, Waterloo, Gloucestertown u. a. entstanden sind. Die Gesammtzahl dieser freien Schwarzen mag jetzt schon über 50000 betragen. Sie sind zum Christenthum bekehrt und im Ackerbau und allerlei Handwerken unterwiesen worden. Die Lage dieser Colonie ist reizend, die schönsten Berge und Wälder erheben sich hinter ihr, sie hat Ueberfluß an gutem Quellwasser, und ein nur nicht für Europäer gesundes Klima. Die Regenzeit dauert hier vom Mai bis zum September. — Südlich vom Vorgebirge Mesurado bis zum Cap Palmas heißt die Küste Malaghetta-, Körner- oder Pfeffer-Küste (bei den britischen Seefahrern auch Windward-Küste), wegen der Menge Paradieskörner oder Malaghettapfeffer, welcher hier erzeugt wird. An dieser Küste haben die Nordamerikaner seit 1820 zwischen 4½° bis 7° n. Br. ebenfalls eine freie Negercolonie Liberia mit dem Hauptorte Monrovia, am Cap Mesurado gelegen, gegründet, die bereits 4000 E. hat. Kleinere Ansiedelungen dieser Art erstrecken sich schon bis nach Tradestown, 140 M. vom Cap Mesurado, und mehrere benachbarte Negerstämme haben sich freiwillig angeschlossen, so daß diese Colonie jetzt auf etwa 900 deutschen □M. 300000 E. zählt, welche zum Theil aus Eingebornen, zum Theil aus Negern bestehen, welche aus Nordamerika als freie Männer daselbst ausgeschifft worden sind. Der Handel scheint sie mehr als der Ackerbau zu beschäftigen, so daß zu Zeiten schon über 100 Schiffe jährlich angekommen sind.

Sierra-Leona gilt für einen der ungesundesten Plätze der ganzen westafrikanischen Küste; man hat ihn, wegen der rothen Färbung des Bodens, „das rothe Grab der Europäer" genannt. Wenige Europäer ertragen einen mehrjährigen Aufenthalt; jedes Jahr stirbt ⅛ der Weißen.

Die Geschichte des freien Negerstaats Liberia bietet manches Interessante und Ermuthigende dar. Von der Schändlichkeit der Negersklaverei durchdrungen, vereinigten sich 1817 in Washington zwei Männer (Caldwell und Finley) in der Ueberzeugung, „daß

Etwas in dieser Sache geschehen müsse." Das Resultat war: „die Bildung der amerikanischen Colonisationsgesellschaft für freie Neger." Nachdem nun der Congreß in Washington 1819 den afrikanischen Sklavenhandel als Verbrechen der Seeräuberei erklärt und Todesstrafe darauf gesetzt hatte, autorisirte derselbe die Gesellschaft, ein Asyl für die aus den Händen der Menschenräuber befreiten Negersklaven aufzusuchen. Demzufolge sandte die Gesellschaft 1820 die erste Emigration mit 30 Negersklaven-Familien unter Beamten und Agenten nach West-Afrika zurück, für welche 1822 am Cap Mesurado ein gesunder Landstrich erworben wurde. Dem ersten Transport folgten andere unter der Leitung edler Männer, die es nach Besiegung tausendfacher Hindernisse dahin brachten, daß der Senat in Washington der Colonie im Jahre 1847 die souveräne Selbstständigkeit als Freistaat Liberia zuerkannte, der erste und einzige, von freien Negern verwaltete christliche Nationalstaat, als solcher anerkannt von den ersten Nationen der Welt. Unter „Liberia" begreift man jetzt die Territorien der Republik mit der angrenzenden Maryland-Colonie und einer dritten Grafschaft bis gegen Cap Palmas. Die Zahl der eingewanderten Neger betrug 1850 etwa 7000, die übrigen sind einheimische, im Ganzen etwa 300000. Außer den oben genannten Orten ist am St. Pauls-Fluß die Stadt Millsburg entstanden, die 1853 schon 1000 E. hatte. Der Handel mit Palmöl, Farbehölzern, Elfenbein, Gummi, Goldstaub, Pfeffer ꝛc. blüht, Erziehung und Unterricht gedeihen. Die Verfassung ist der nordamerikanischen nachgebildet, ein Senat mit einem Präsidenten steht an der Spitze, Sklaverei wird nicht geduldet — der Beweis ist factisch geliefert, daß Neger sich selbst zu regieren im Stande sind, und es ist Hoffnung vorhanden, daß dieser ermuthigende Anfang sich nach und nach über weitere Strecken ausdehnen und im Dienste edler Humanität ein neuer Sieg errungen werde. Die Bildung einheimischer Negerstämme ist ein Hauptartikel der Constitution der Republik.

b) Ober-Guinea, oder die von W. nach O. in verschiedenen Krümmungen vom Vorgebirge der Palmen bis zur Mündung des Rio del Rey sich erstreckende Küste, von wo sie sich fast im rechten Winkel nach S. wendet; gewöhnlich nimmt man aber die Grenze von Ober-Guinea erst beim Vorgebirge Lopez Gonsalvo unter 1° s. Br. an, wie auch wir thun werden. Sie wird nach einer alten mercantilischen Benennung, die von den vorzüglichsten Handelsgegenständen entlehnt ist, in die Zahnküste, Goldküste, Sklavenküste und in die Küste Benin eingetheilt.

Im Allgemeinen ist diese Küste vom Vorgebirge der Palmen bis zum Rey sehr niedrig und erscheint von der See aus als ein unermeßlicher Wald; nur weiter im Innern erheben sich mehrere Gebirgsreihen und Hochländer über einander und treten hin und wieder als Vorgebirge in's Meer. Der Boden ist nur stellenweise sandig, meist äußerst fruchtbar, aber auch sumpfig und für Europäer höchst ungesund; selten wird einer von ihnen hier über 50 Jahr alt, und von den neu Angekommenen bleiben nach etwa 3 Jahren kaum

mehr als $1/3$ am Leben; die Neger hingegen sind gesund und werden alt. Bösartige Fieber überfallen beinahe Jeden im ersten Jahre nach seiner Ankunft, und auch die, welche sie überstehen, bleiben bleich und schwächlich; aber brustkranken Europäern soll das Klima günstig sein. Zu den hier herrschenden Krankheiten gehört auch der sogenannte Guinea-Wurm, welcher sich an jedem Theile des Leibes unter der Haut erzeugt, oft sehr lang wird und mit äußerster Vorsicht langsam herausgewunden werden muß; er findet sich nur im W. des Flusses Volta, wo das Wasser meist schlecht ist, dessen Genuß man daher diese Krankheit zuschreibt. Zu den Sonderbarkeiten der hiesigen Witterung gehört die sogenannte Harmattan-Zeit, etwa um Weihnachten, wo dieser Ostwind weht. Die Sonne ist alsdann blaß wie der Mond, die Atmosphäre mit feinem Staube gefüllt und die Trockenheit der Luft außerordentlich groß, während sonst hier die Luft so feucht ist, daß man das Eisen nicht vor dem schnellsten Rosten verwahren kann. An dieser ganzen Küste ist die Brandung, welche selbst Booten nur eine schwierige Landung gestattet, äußerst gefährlich; auch fehlt es, mit Ausnahme der Flußmündungen, durchaus an guten Häfen. Die ganze Küste wird von sehr vielen Negervölkern bewohnt, welche alle auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen und durch den Verkehr mit den Europäern und den Genuß des Branntweins viel schlechter geworden sind, als die Bewohner der tiefer im Lande liegenden Gegenden. Alle sind Heiden, voll Aberglauben, meist unzuverlässig und grausam. Durch die Europäer sind sie alle mit Feuergewehren versehen und wissen sie gut zu brauchen. Die Portugiesen, welche diese Küste zuerst besucht, waren einst hier überall verbreitet, und noch wird ihre Sprache von vielen Negern gesprochen, welche überhaupt mit großer Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen. Da die Niederlassungen der Europäer an dieser Küste keinen andern Zweck als den Handel haben, sie auch in der Regel wenig oder gar kein Gebiet außer ihren Forts besitzen, so ist uns nicht allein das Innere, sondern auch der Küstenstrich selbst nur wenig bekannt. Wenn wir vom Vorgebirge der Palmen im W. beginnen, so finden wir zuerst die Zahn- oder Elfenbeinküste, welche fast bis zum Vorgebirge der drei Spitzen reicht. Sie wird in einen westlichen Theil oder die Küste der bösen Leute, und einen östlichen oder die Küste der guten Leute getheilt; der Fluß Laho macht die Scheidung; die Benennung bezieht sich übrigens nur auf die verschiedene Aufnahme, welche die ersten europäischen Seefahrer einst hier gefunden. Die Europäer haben keine Niederlassung an dieser Küste, wohl aber wird sie von vielen Schiffen des Handels vorzüglich mit Elfenbein wegen besucht. Dicht am Vorgebirge der drei Spitzen giebt es indeß ein kleines, jetzt holländisches Fort St. Antonio, und in der Nähe das von den Holländern verlassene Fort Hollandia, früher Friedrichsburg oder Brandenburg genannt, weil es zuerst von Brandenburgern unter dem großen Kurfürsten angelegt worden, 1720 aber an Holland abgetreten wurde. Cavally, Hauptort des Districts, mit 10000 E. Groß-

Bassam und Lahu treiben starken Handel und führen namentlich viel Goldstaub aus. Vom Innern, welches von Mandingos bewohnt wird, weiß man so gut als nichts. — Oestlich vom Vorgebirge der drei Spitzen bis zum bedeutenden Flusse Volta erstreckt sich die Goldküste, an welcher die meisten europäischen Niederlassungen liegen. Sie bestehen fast alle nur aus einem viereckigen, thurmartigen, sehr fest gebauten Fort, in dessen starken Wänden Schießscharten für Kanonen sich befinden; im Innern wohnt der Gouverneur und gewöhnlich nur wenige Mann Besatzung; um dies Gebäude her liegen dann, oft noch von einem Erdwall umgeben, die übrigen Wohnungen, Magazine und Hütten der Neger, welche Leibeigene der Europäer. Die Bevölkerung ist in den meisten äußerst schwach und auch die Festungswerke nur gut genug, um Negerangriffe auszuhalten. Bei diesen Niederlassungen übersteigen gewöhnlich die Unkosten der Regierung bei Weitem die Einnahmen, und manche möchten wohl, wenn einmal der Sklavenhandel ernstlich abgeschafft werden sollte, ganz eingehen. Unter den Negervölkern, welche man an dieser Küste kennen gelernt hat, zeichnen sich die Fantis und die Aschantis aus. Die ersteren bewohnen einen Theil dieser Küste selbst, hatten eine Art republikanischer Verfassung und waren einst mächtig. Seit 1806 sind sie aber von den im Innern wohnenden Aschantis fast ganz vernichtet worden, welche sich seitdem zu einer bedeutenden Macht emporgeschwungen haben und sogar den englischen Besitzungen im höchsten Grade gefährlich zu werden drohten. Die Aschantis sind ein sehr kriegerisches Volk; ihrem Könige, der unumschränkt in allen inneren Angelegenheiten herrscht, stehen einige Häuptlinge und seine vornehmsten Heerführer als Räthe in politischen Dingen zur Seite. Sie haben in vielen Kriegen seit einem Jahrhundert mehrere benachbarte kleine Staaten unterjocht oder zinsbar gemacht, und 1824 sogar die Engländer vor Cape Coast Castle geschlagen und das Fort selbst, wiewohl vergeblich, belagert. Sie sollen 4 Millionen zählen und mehrere Hunderttausende Bewaffneter stellen können. Ihre Religion und ihre Sitten sind äußerst blutdürstig: unaufhörlich werden Menschen geopfert, an Festen oft mehr als 100 zugleich, ebenso bei Beerdigungen von Vornehmen, noch weit mehr bei denen von Personen der königlichen Familie. Stirbt der König selbst, so müssen über 100 seiner Diener und noch viel mehr Weiber ihm folgen. Ja bei Gelegenheit eines Sieges über die Fantis wurden 3000 Mann geopfert, worunter 2000 gefangene Fantis. Die Aschantis bewohnen mehrere Städte, worunter jetzt Kummassie unter $6\frac{1}{2}^{0}$ n. Br., mit etwa 70000 Einw., die Hauptstadt ist. Sie liegt an einem Hügel von einem Sumpfe umgeben, hat breite Straßen und soll beinahe 1 M. im Umfange haben.

Die Verfassung der Aschantis ist monarchisch und despotisch; trotzdem ist es dem Herrscher nicht gestattet, die alten Gesetze willkürlich abzuändern. Die Versuche, dies zu thun, haben manchem Herrscher das Leben gekostet. Häuptlinge stehen ihm zur Seite. — Das Aschantiland ist ein Complex mehr oder weniger selbstständiger Land-

schaften. Die Erbfolge der Herrscherwürde geht nicht zunächst auf die Söhne, sondern auf die Brüder.

Die Niederlassungen der Europäer an dieser Küste folgen von W. nach O. so auf einander, wobei wir indeß nur die wichtigsten nennen. St. Georg de la Mina, gewöhnlich Elmina genannt, gehört den Holländern, zählt 10000 E. und ist der gut befestigte Hauptort ihrer hiesigen Besitzungen; es ward 1484 von den Portugiesen angelegt und 1637 von den Holländern erobert. Capo Corso oder Cape Coast Castle, die Hauptbesitzung der Engländer, nämlich einer Londoner Handelsgesellschaft, in dieser Gegend; die Schweden hatten es 1652 unter dem Namen Karlsburg angelegt und verloren es 1658 an die Dänen; 1659 eroberten es die Holländer und 1664 die Engländer. Annamabu, Winnebah und St. James Fort gehören ebenfalls den Engländern. Letzteres liegt wie der holländische Ort Crèvecoeur dicht bei der Hauptstadt Akkra eines gleichnamigen Negerreiches, mit 12000 E. Christiansborg, von den Holländern erbaut und von den Dänen erobert, ist jetzt der Hauptort der letzteren; weiter östlich besitzen sie noch Friedensburg und einige Factoreien. Diese von der dänisch-westindischen Compagnie angelegten Factoreien nebst einigen kleinen, jetzt zum Theil verfallenen Forts wurden 1754 zugleich mit den westindischen Inseln an die Regierung übertragen, welche dadurch die Herrschaft über eine etwa 30 M. lange Strecke an dieser Küste erhielt.

Vom Flusse Volta östlich bis zum Flusse Formosa oder Benin, einer der Mündungen des Joliba, erstreckt sich die Sklavenküste; sie ist niedrig, sumpfig, ungesund, aber fruchtbar. Hier wird kein Gold mehr gefunden; der Hauptverkehr bestand bisher im Sklavenhandel. Die Europäer haben an dieser Küste nur wenige Niederlassungen; Fort William gehört den Engländern. Das wenig bekannte Innere gehört zum Theil zu einem mächtigen Negerreiche, Dahomeh (Dahomey), dessen Beherrscher eine Leibwache von bewaffneten Weibern unterhält und in der Stadt Abomeh oder Abomey, unter $7^1/_4{}^0$ n. Br. mit 24000 Einw., wohnt. Südlicher und an der Küste liegen die Reiche Lagos und Badagri, mit den gleichnamigen Hauptstädten; zu Lagos ist der größte Sklavenmarkt an dieser Küste. Von Badagri aus trat Clapperton 1827 seine letzte Reise nach dem Innern an, auf welcher er zu Sakkatu starb, und sein damaliger Diener Richard Lander nahm 1830 denselben Weg und entdeckte die lange vermuthete Identität des Quorra oder Joliba (Niger) mit den im Lande Benin mündenden Strömen. Auf diesen Reisen sind uns im Innern die Negerstaaten Jariba, Borgu am Quorra, und östlich vom Quorra die Länder Jauri, Nyffe und Haussa wenigstens dem Namen nach bekannt geworden. Der Sklavenhandel an dieser und den benachbarten Küsten war bis vor Kurzem so bedeutend, daß man jährlich gegen 100000 Menschen rechnen konnte, welche von den Europäern dort abgeholt wurden, wovon etwa 60000 auf die Engländer, 20000 auf die Holländer, 12—14000 auf Spa-

nier, Portugiesen und Schweden, 3000 auf die Dänen kamen. Sie wurden gegen Taback, Rum, Branntwein, Zeuge und Gewehre nebst Pulver, Blei und Flintensteinen eingetauscht. Tief aus dem Innern wurden die Unglücklichen einzeln und in Haufen, dann zusammengeschlossen, unter großen Mißhandlungen an die Küste gebracht. Hier kauften sie schwarze und weiße Sklavenhändler, welche ihre Agenten weit umher im Lande hatten; nach den empörendsten Untersuchungen, um ihren Gesundheitszustand zu erkunden, wurden sie nun in Kerkern aufgehäuft, bis die Schiffe kamen, welche sie kauften. Auf den Schiffen selbst, in den engsten, ungesundesten Raum zusammengepreßt, oft gefesselt, schlecht genährt und mißhandelt, starb nicht selten ein Drittel, ja die Hälfte dieser Unglücklichen auf dem Transport; zuweilen auch wohl brachen sie die Fesseln, und wenn sie nicht überwältigt wurden, war die Mannschaft des Schiffs das gerechte Opfer ihrer Wuth. Am Schonendsten wurden sie noch von den Portugiesen in Brasilien behandelt, am Schlechtesten von den Amerikanern und Holländern; von den übrigen Europäern zeigten sich die Engländer als die menschlichsten. Nimmt man noch dazu, daß unter diesen Unglücklichen die Meinung allgemein verbreitet war, die Weißen kauften sie nur, um sie zu fressen, so begreift man das Gräßliche ihrer Lage. Mag auch der Sklavenhandel in ganz Afrika allerdings seit Jahrtausenden bestanden haben, so ist doch die Zahl derer, die von Anderen als den Europäern gekauft werden, ungleich geringer, und ihr Loos bei den Muhamedanern, wo sie gewöhnlich nur als Hausdiener gebraucht werden, unendlich milder als das derjenigen, welche in den europäischen Plantagen in Westindien zu den schwersten, ihr Leben verkürzenden Arbeiten nur zu oft unter den empörendsten Mißhandlungen, fern von ihrem Vaterlande, verurtheilt wurden. Auch haben die ewigen Kriege unter den kleinen Negerfürsten, erst seitdem die Europäer an diesen Küsten erschienen, ihren rechten Anfang genommen, weil alle nur darauf bedacht waren, sich Gefangene und dafür europäische Waaren zu verschaffen. Dieser die Christen brandmarkende Handel ist nun zwar, zuerst durch die rastlosen Bemühungen des edlen Wilberforce, von allen europäischen Regierungen verboten, von den Nordamerikanern kürzlich für Seeräuberei erklärt worden, zuletzt noch 1830 auch in Brasilien verboten worden; allein aufgehört hat er noch keineswegs. Unter spanischer Flagge wird er von einzelnen Amerikanern, Engländern, Franzosen und Portugiesen noch mit so traurigem Erfolge geführt, daß die Zahl der aus Afrika in den letzten Jahren ausgeführten Neger noch immer auf 150000 angegeben wird; die meisten davon gehen nach Cuba, Brasilien, Buenos-Ayres und dem südlichen Amerika überhaupt. Das Loos der auf den Schiffen eingepreßten Neger ist jetzt sogar noch schlimmer als früher, da man, um der Aufsicht der diesen Handel bekämpfenden englischen Schiffe zu entgehen, den Sklavenschiffen das Ansehen unverdächtiger Kauffahrer zu geben sucht und den für die Sklaven bestimmten Raum enger macht, als er früher zu sein pflegte, wo dieser Handel offen betrieben wurde.

Auf die Sklavenküste folgt östlich die Küste Benin, vom Aus-

flusse des Benin oder Formosa bis zur Biafra-Bai. Diese flache, ungesunde, von vielen Flüssen durchschnittene Küstengegend ist jetzt, was man längst vermuthete, als das Delta des Quorra oder Joliba erkannt worden, welcher hier, wie viele andere große Ströme, sich durch viele Mündungen in's Meer ergießt. Die Europäer haben keine Niederlassungen an dieser Küste; sie soll aber gerade jetzt des Sklavenhandels wegen am Stärksten besucht werden. Ein mächtiges Negerreich, Benin oder Adu, beherrscht diese ganze Gegend, von der Küste bis 20 Tagereisen weit in's Innere; die Hauptstadt Benin, mit 15000 Einw., liegt am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, 18 M. von seiner Mündung, in einer sumpfigen Gegend; die Menschenopfer sind hier ebenso häufig als in Dahomeh und bei den Aschantis. Am linken Ufer des Benin wird ein kleines, von Benin abhängiges Negerreich, Awerri oder Wari, genannt, welches im 17. Jahrh. eine Zeit lang sich zum Christenthum bekannt haben soll, und dessen Bewohner, Jackeris genannt, sich durch Industrie und milde Sitten vor ihren wilden Nachbarn in Benin auszeichnen. Andere Negerstädte hier sind: Kirri und Ibu, am rechten Ufer des Quorra, welche zu den wichtigsten Marktplätzen in Sudan gehören; Bonni, mit 20000 Einw., auf einer Insel an der Mündung eines Arms des Quorra; Neu-Kalabar. Westlich von der Bai Biafra bis zum Rio del Rey wird das Land Alt-Kalabar genannt; die Engländer haben hier die Factorei Dukestown. Das Land zwischen dem Rio del Rey, wo die Küste eine ganz südliche Richtung annimmt, und dem Camarones ist ein hohes Gebirgsland, das Land der Amboser genannt, worin sich der Pik der Camarones nahe der Küste 13000′ hoch erhebt. Südlich vom Camarones bis zum Cap St. Johann erstreckt sich das ganz unbekannte Land Biafara. Die Küste ist höchst ungesund und wird daher von Europäern selten besucht. Vor dieser Küste liegen verschiedene größere Inseln, die Guinea-Inseln genannt. Es sind folgende: Fernando Po, unter $3^1/_2$° n. Br., in dem Winkel, welchen hier die Küste bildet; sie hat ihren Namen von ihrem ersten Entdecker 1471 erhalten. Sie soll 13 M. im Umfang halten, trägt hohe Berge und hat einen sehr fruchtbaren Boden und dichte Waldungen; die Einwohner stammen zwar zum Theil von Portugiesen ab, sind aber fast ganz zu Negern geworden. Diese Insel wurde 1777 von Portugal an die Spanier abgetreten, welche sie indeß nicht benutzt haben; 1827 haben die Engländer hier eine Niederlassung Clarence Cove gegründet, welche jedoch wegen der Ungesundheit des Klimas wieder aufgegeben worden ist. Unter dem 2.° n. Br. liegt die Prinzen-Insel, I. do Principe, kleiner als die vorige, aber höchst fruchtbar und reich an gutem Wasser; sie hat an 5000 Einw.; die Hauptstadt St. Anton, mit einem guten Hafen, dient den Schiffen als Erfrischungspunkt. Sie gehört den Portugiesen. Fast unter dem Aequator (0° bis $^1/_2$° n. Br.) liegt die etwas größere Insel St. Thomas, mit einem 8000′ hohen Berge und sehr ungesunder Luft. Sie hat über 8000 Einw. und gehört den Portugiesen. Unter $1^1/_2$° s. Br. liegt die kleine Insel Annabon, nicht ganz so

ungesund wie St. Thomas, aber mit einer geringen Bevölkerung; sie ist zwar 1777 an Spanien von den Portugiesen abgetreten worden, soll aber unbesetzt sein.

c) Unter-Guinea, auch wohl Süd-Nigritien oder die Küste Congo genannt, vom Vorgebirge Lopez Gonsalvo, oder vom Aequator bis zum Cap Negro, unter 16° s. Br. Diese seit 300 Jahren von Portugiesen, Franzosen und Engländern des Handels wegen sehr stark besuchte Küste gehört dennoch zu den unbekanntesten Gegenden der Erde. Im Allgemeinen ist die Küste flach, sandig und sumpfig, die Hitze ist sehr groß und daher die Luft für den Europäer höchst ungesund. Weiter nach O. erheben sich terrassenförmig sehr hohe Gebirge, wo das Klima milde und gesund, der Boden höchst fruchtbar und die Bevölkerung sehr stark sein soll. Weiter östlich liegt ein hohes Bergland. Die Einwohner sind Neger, aber weniger schwarz als olivenfarbig und weniger kraftvoll gebaut als die von Ober-Guinea. Der Grundzug ihres Charakters scheint Gutmüthigkeit zu sein; an der Küste sind sie durch Sklavenhändler, Matrosen und Branntwein höchst verderbt.

Als die Portugiesen zuerst hier landeten, soll fast die ganze Küste nur ein Reich, Congo, ausgemacht haben, welches aber seitdem in drei zerfallen, die wieder aus vielen kleinen Staaten bestehen: Loango und Ca-Congo im N., Congo in der Mitte, Angola und Benguela im S. Südlich vom Zaïre, dem Hauptstrome dieser Küste, war sonst der Einfluß der Portugiesen sehr mächtig; sie hatten eine Menge Missionen zur Verbreitung des Christenthums, und 1490 soll bei Gelegenheit eines Krieges ein König von Congo mit vielen Hunderttausenden seiner Unterthanen die Taufe empfangen haben. Noch jetzt nennen sich viele Neger dieser Küste Christen; ihr Christenthum besteht aber nur darin, ein Kreuz und Reliquien bei sich zu tragen; übrigens sind sie Fetisch-Anbeter wie die übrigen und ebenso sittenlos. Im N. des Zaïre, oder im Lande Loango, welches aus vielen kleinen Reichen besteht, haben die Portugiesen an der Küste Factoreien zu Malemba und Kabenda. Im Süden des Zaïre liegt das von den Portugiesen abhängige Land Congo, mit der großen Stadt St. Salvador, im Innern des Landes, welche mehrere Kirchen, einen schönen Dom und 24000 Einw. besitzen soll. Weiter südlich, im Lande Angola, welches bis zu dem großen Strom Cuenza reicht, liegt die portugiesische Hauptstadt St. Paolo de Loando, die 18600 E. zählt. Im südlichsten Theile dieser Küste, oder dem Lande Benguela, liegt St. Felipe de Benguela, die Hauptstadt, mit 2400 E. Auch in dem noch gänzlich unbekannten Innern des Landes sollen die Portugiesen Factoreien besitzen, deren Handel sich bis zur Ostküste von Afrika ausdehnt. — Die Zahl der Einwohner in den portugiesischen Besitzungen Angola und Benguela wird auf etwa 400000 (über ¼ sind Negersklaven) angeschlagen, worunter sich kaum 2000 Weiße befinden, die Uebrigen fast ganz aus Negern bestehen. Davon kommen allein auf das Reich Angola

etwa 250000 Seelen. — Die Küste endlich vom C. Negro bis zum Oranje-River, oder vom 16.° bis 30.° s. Br. ist eine unbekannte, dürre, schwach bevölkerte Wüste.

X. Die Südspitze von Afrika oder das Capland.

Die Grenzen des Caplandes gehören, da die Streitigkeiten der Engländer mit den Kaffern häufig wiederkehren, zu den veränderlichen Größen. Nach den Proclamationen der englischen Regierung reicht es vom atlantischen Ocean östlich bis zum 44.° ö. L., und vom atlantischen Ocean im Süden nördlich bis 29° s. Br. Nach diesen Bestimmungen mag die Oberfläche gegen 7000 □M. betragen. — Die wichtigsten Punkte der Küste sind folgende: An der Westküste die St. Helena-Bai, unter 32⅔° s. Br.; die Saldanha-Bai, unter 33¼°; die Tafel-Bai, woran die Capstadt liegt, unter beinahe 34° s. Br.; sie wird östlich durch das feste Land, westlich durch ein kleines, nach N. vorspringendes Vorgebirge geschützt. An der südwestlichen Ecke des Welttheils erstreckt sich eine bergige Halbinsel nach S., deren südlichste Spitze, 34° 24′ s. Br., das Vorgebirge der guten Hoffnung oder das Cap bildet; ihr zur Seite östlich, an der Südküste, öffnet sich die sehr große falsche Bai (False Bay). Weiter östlich ist, wenn man einen noch weiter südlich reichenden Vorsprung nicht mitrechnet, das südlichste Vorgebirge von Afrika, das Cap L'Agulhas (aguljas), d. i. Nadelcap, unter 34° 51′ s. Br. Hierauf folgen an der Südküste mehrere große, aber nicht tief eindringende Busen, wie die St. Sebastians-Bai, die Muschel-Bai, die Plettenbergs-Bai, die St. Franciscus-Bai, die Algoa-Bai. Vom Cap läuft bis zur Algoa-Bai die Agulhas-Bank, an deren Rande ein starker Meeresstrom mit großer Geschwindigkeit hinfließt. Dieser Strom erschwert das Landen an der Küste außerordentlich, auch sind die meisten Baien für größere Schiffe nicht zugänglich. Darum pflegen hier die Schiffbrüche sehr häufig zu sein. — Drei Gebirgszüge streichen von W. nach O. parallel mit der Küste. Der südlichste, in einer Entfernung von 4—10 M. von der Küste, hat keinen allgemeinen Namen; der südlich daran gelegene Küstensaum ist der fruchtbarste und am Besten bewässerte Strich dieser Gegend. Die zweite Parallele wird durch die Groote Zwarte- (schwarze) Berge, 4—5000′ hoch, gebildet; sie sind höher und schroffer als die vorigen, und zwischen ihnen und den vorhergehenden liegt ein langes, tiefes Thal, Lange Kloof (kluf) genannt. Die dritte und nördlichste Gebirgsreihe, die höchste von allen, 5—6000′ hoch, sind die Nieuwevelds-Berge; ihre östlichen, nach NO. streichenden Theile heißen die Schneeberge; einige ihrer Gipfel sind über 10000′ hoch. Zwischen ihnen und den schwarzen Bergen dehnt sich eine

ungeheure, an 3000′ hoch liegende und alles Anbaues unfähige Ebene aus, die große Karroo oder die große Steppe genannt. Die meisten dieser Gebirge sind waldlos und höchst schroff und öde. Im W. ziehen andere parallel von S. nach N. streichende Gebirgszüge, worunter die Roggevelds-Berge am Rande des innern Hochlandes die höchsten sind; auch zwischen ihnen finden sich viele sandige und thonige Steppen. So steigt man also vom Meere oder von S. aus über mehrere immer höhere Terrassen, bis man endlich im N. der Nieuwevelds-Berge die höchste Terrasse, das eigentliche Hochland des südlichen Afrika, eine an 6000′ hohe Ebene erreicht, welche wüst und fast noch ganz unbekannt ist. Aus diesen Bemerkungen geht schon deutlich genug hervor, daß diejenigen, welche das ganze Capland für ein vorzügliches Land erachten, sehr irren. Vielmehr ist dieses die Wahrheit, daß es zwar reizende Gegenden enthält, daß aber auch große Strecken in ihm vorkommen, die zu den dürrsten, ödesten und menschenleersten der Erde gehören und worin nur Löwen, Antilopen und Strauße zu existiren vermögen. — Straßen giebt es hier noch wenige, und die vielen Bergketten, mit ihren fürchterlichen Pässen (Kloofs), hemmen die Verbindung im Innern in hohem Grade. — Die Hauptflüsse der Colonie sind folgende: a) nach W. fließende, der Oranje-River, Orange-Fluß oder Gariep (große Fluß); er entspringt in den Gebirgen nordwestlich von Natal, aus 2 Armen, dem schwarzen (Nu G.) und gelben (Ky Gariep), die sich unter 42° ö. Lg. mit einander vereinigen; nach einem langen Laufe voller Wasserfälle und Stromschnellen ergießt er sich unter 28$^3/_4$° s. Br. durch eine fast versandete Mündung in den atlantischen Ocean; die bedeutendsten Nebenflüsse sind der Caledon und Donkin im obern Laufe; der Sand-Fluß oder Koussie; der Olifant-River oder Elephanten-Fluß, er mündet unter 31$^3/_4$° s. Br. und ist der einzige schiffbare Fluß der Colonie; der große Berg-Fluß, er mündet in die St. Helena-Bai. b) Nach S. fließen: der Breede- (breite) Fluß; er fällt in die St. Sebastians-Bai; der Gauritz-Fluß, er kommt zum Theil von den schwarzen Bergen und nimmt rechts den Büffel-Fluß, links den Elephanten-Fluß (vom vorigen verschieden) auf; sein Hauptarm aber, der große Löwen-Fluß oder Gamka, kommt von der Nieuwevelds-Bergen. Der Kamtuhs-Fluß kommt von den Nieuwevelds-Bergen und fällt in die St. Franciscus-Bai; der Sonntags-Fluß entspringt auf den Schneebergen und fällt in die Algoa-Bai; der große Fisch-Fluß, ebenfalls aus vielen Quellen in den Schneebergen, hat einen sehr gewundenen Lauf; endlich der Keiskamma und der große Kei, welcher jetzt die östliche Grenze des Capgebiets bezeichnet. Sie sind fast alle nicht sehr fischreich, durch Sandbänke und Felsen unfahrbar; auch trocknen viele in der heißen Jahreszeit gänzlich aus.

Ein sehr großer Theil des Bodens, die Karroos, bilden unendliche Ebenen eines thonigen Bodens, welchen die Sommerhitze ausdörrt und zerklüftet, so daß jede Spur der Vegetation auf ihnen verschwindet; die mächtigen Winterregen, hier im Juli, locken sie in-

deß schnell wieder hervor, die Karroos bieten dem Auge herrliche, in den buntesten Farben prangende Wiesen dar, auf welchen sich nun das Wild der benachbarten Gebirge und die Colonisten mit ihren Heerden einfinden; aber kaum ein Monat vergeht, so hat die glühende Sonne alle Pflanzen wieder vernichtet, alle Quellen ausgetrocknet und Ende Septembers sind die Karroos, welche vorzüglich von Mesembryanthemum, Crassula, Stapelia, Euphorbia und wenig Grasbüscheln bedeckt sind, wieder von allem Leben verlassene Einöden. Die Hauptproducte bestehen in Wein, Getreide, allen europäischen und den meisten Südfrüchten, Rindvieh und Schafen. Man hat auch schon Versuche mit Baumwolle, Thee und Kaffee gemacht. Der Holzmangel ist sehr empfindlich und bis jetzt hat man nur noch wenige Spuren von Steinkohlen oder Braunkohlen gefunden; in der Nähe der Plettenberg-Bai und anderwärts finden sich zwar noch schöne Wälder; aber im Ganzen ist das Land daran arm. Der Reichthum an Blumen, besonders Zwiebelgewächsen, Geranien und schönen Heidearten (Erica) ist sehr groß. An wilden Thieren giebt es Elephanten, Rhinocerosse, Hippopotamus, Löwen, Leoparden, Panther, Hyänen, Schakals, Heerden von Affen, Zebras, Gnus, Giraffen und viele Antilopen-Arten, natürlich nur in den entlegeneren Gegenden; ebenso Strauße, Pelikane und viel wildes Geflügel; der Heuschreckenvogel, eine Drosselart, verfolgt die Heuschrecken auf ihren Wanderungen, welche zuweilen noch große Verheerungen anrichten. Doch fürchtet man die Wanderungen des Springbocks in Heerden von Hunderttausenden von Norden nach Süden mehr als die Heuschrecken. An Fischen ist das Meer, nicht aber die Flüsse, reich und an Austern ist Ueberfluß.

Das Klima des Caps gilt für sehr gesund. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 14° C., die Wärme des heißesten Monates 28° C. Man unterscheidet entweder zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, jenen von September bis April, diesen von April bis September, oder nach unserer Weise, jedoch in wesentlichen Modificationen vier Jahreszeiten. Der Frühling reicht vom September bis December, der Sommer bis zum März, der Herbst bis zum Juni und der Winter bis wieder September. Dieser Winter besteht aber nur in sehr starken und häufigen Regen (vorzüglich im Juni und Juli) und heftigen Nordwest-Stürmen vom April bis September; 6 Monate des Jahres fällt kaum ein Tropfen Regen, und in dieser heißen Jahreszeit weht fast beständig der Südostwind, wenigstens bei Tage oft mit großer Heftigkeit, und ist für alle Vegetation verderblich. Das Unangenehmste ist der plötzliche, fast täglich durch Stürme und Gewitter herbeigeführte, sehr große Wechsel der Temperatur. Mangel oder Unregelmäßigkeit in den Regen, welche nördlich von der Karroo-Ebene zuweilen 3 Jahre hinter einander ausbleiben, wirken oft höchst nachtheilig. Im Winter verträgt man hier ein Kaminfeuer wie in England. Eigentlich einheimische Krankheiten kennt man nicht, mit Ausnahme der unausbleiblichen Folgen der trägen Lebensweise und der zu häufig genossenen Lebensmittel und hitzigen Getränke, denen die Colonisten sehr ergeben sind.

Die Eingebornen dieser Gegenden sind die Hottentotten und die Kaffern. Die Hottentotten sind ebenso verschieden von ihren nordwestlichen Nachbarn als von ihren östlichen, den Kaffern; sie selbst nennen sich Quäquä. Von den Holländern auf das Schmählichste unterdrückt, schlimmer als die Negersklaven behandelt, hat ihre Zahl sich außerordentlich vermindert; es mag ihrer kaum noch 40000 im ganzen Umfange der Colonie geben. Die Kinder eines Europäers und einer Hottentottin werden holländisch Bastaards oder Griquas genannt und bilden einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung (15000—20000). Die Haut der Hottentotten ist gelblich braun; sie schmieren sie gern mit Fett ein und bestreuen sich mit Staub, wodurch sie ganz schwarz scheinen. Ihre Haare sind dünn und äußerst hart. Im Ganzen sind sie schwach. Die Weiber, in der Jugend oft schön gebaut, werden ungestalt, sobald sie Kinder geboren haben. Ihre Bekleidung besteht fast nur in einem Gürtel, einem Schaffell gegen die Kälte und einer Art von Schurz, welche sie wie unsere Bergleute den ihrigen tragen. Ihre Waffen bestehen in einem Wurfspieße, Hassagai, einem Bogen und Pfeilen, welche meist vergiftet sind. Sie können lange hungern, essen dann aber auch wieder unglaublich viel auf einmal; auch die ekelhaftesten Nahrungsmittel verschmähen sie nicht. Durch die Europäer haben sie den Taback und den Branntwein kennen gelernt, welche sie leidenschaftlich lieben. Alle Spuren ihrer ursprünglichen Religion sind ihnen verloren gegangen. Obgleich sie als stumpfsinnig verschrieen werden und in der That selten nur bis 5 zählen können und fast nie ihr Alter anzugeben wissen, sind sie doch äußerst gutmüthig und gelehrig. Man hat sehr gute und sogar reinliche Soldaten aus ihnen gebildet, und die von christlichen Missionaren gestifteten Gemeinden zeichnen sich durch Reinlichkeit, Fleiß und Sittsamkeit aus. Sie sind in der Colonie fast alle durch die Bemühungen der englischen und Herrnhuter Missionare zum Christenthum bekehrt *). Ihre ganz eigenthümliche Sprache hat das Besondere, daß fast jedes Wort mit einem gewissen Schnalzen begleitet ist, wodurch oft der Sinn des Wortes sehr modificirt wird. Die Buschmänner, eigentlich Bosjesman, sind kein eigenes Volk, sondern ein Stamm der Hottentotten, welcher frei geblieben; die Holländer haben ihnen diesen Namen gegeben, weil sie in Büschen versteckt auf ihre Beute lauern. Sie sind sehr klein von Gestalt, haben weder Ackerbau noch Viehzucht, und leben, außer vom Raube und der Jagd, von Schlangen, Eidechsen, Ameisen, Heuschreckenlarven und einigen Zwiebelarten. Sie wohnen oft in kleinen Dörfern oder Kraals vereinigt; ihre Hütten sind 3′ hoch und rund. Gereizt durch die Grausamkeiten der Colonisten gegen sie, sind sie selbst äußerst blutdürstig

*) Die englischen, holländischen, französischen und deutschen Missionsgesellschaften unterhalten im Caplande und seiner Umgebung gegenwärtig 80 Stationen. Seitdem die Missionare angefangen haben, Schulen für Kinder zu errichten, hat das Christenthum mit der allgemeinen Bildung bedeutende Fortschritte gemacht.

und raubsüchtig geworden, und da sie unglaublich schnell sind und sich stets vergifteter Waffen bedienen, so sind sie gefährliche Feinde. Sie hausen nördlich von der Colonie, besonders zwischen dem Gariep und der Nordgrenze der Capcolonie. Die wandernden Namaquas, am Orange-Fluß, gehören ebenfalls zum Stamm der Hottentotten; ebenso die nördlich davon längs der Westküste wohnenden Damaras. — Die Kaffern (Kaffirs, d. h. Ungläubige bei den Muhamedanern), jetzt die östlichen Nachbarn der Colonie, sind zum Theil aus ihren früheren westlicheren Wohnsitzen verdrängt worden und, eingedenk der Ungerechtigkeiten der Europäer, jetzt ihre erbitterten Feinde. Auch sie machen einen eigenthümlichen Menschenschlag aus und zerfallen in viele verschiedene Stämme, namentlich die Amakosas, Amatembus oder Tambukies, Amapondas, Amazulahs oder Zulahs, welche zusammen vor dem letzten Kriege über $1/2$ Million Seelen gezählt haben mögen. Sie sind fast schwarz, aber durchaus nicht negerartig, schlank und kräftig gebaut; die Weiber sind schön und dabei sittsam; es scheint, ihr Haß gegen die Europäer hat sie vor deren Lastern bewahrt. Sie sind ehrlich, wahr und tapfer: nie greifen sie im Hinterhalt an, nie sind ihre Waffen vergiftet; diese bestehen außer dem Wurfspieß in einer $2\frac{1}{2}'$ langen Keule, Kaussi, und einem Schilde von Büffelfell. Sie gehen fast ganz nackt, nur die Weiber tragen Mäntel von Thierhäuten. Den Ackerbau lieben sie nicht, nur die Weiber bauen etwas Taback und Hanf, Mais und Hirse; dagegen halten sie viel schönes Rindvieh, womit sie auch mit den Colonisten Handel treiben und von dessen Milch sie fast ausschließlich leben. Sie haben keine Städte, sondern ihre Dörfer (Kraals) bestehen gewöhnlich nur aus einem Dutzend Hütten. Ihre Sprache soll sehr sanft und wohlklingend sein. Merkwürdig ist, daß die Beschneidung bei ihnen, doch nicht als religiöser Gebrauch, Sitte ist; auch ist Polygamie gestattet. Sie haben eine monarchische Verfassung und erbliche Könige, deren Macht aber sehr unbedeutend ist. Durch die immer weiter nach Osten vorschreitenden Ansiedelungen der Europäer und ihre Ungerechtigkeiten gegen die Ureinwohner erbittert, haben die Kaffern in den letzten Jahren häufige Einfälle in das Gebiet der Colonie gemacht, viele Heerden zerstört oder weggeführt und viele Ansiedelungen vernichtet; erst nach blutigen Kämpfen wurde 1835 für kurze Zeit der Friede wieder hergestellt, bald aber brach der Krieg wieder aus, welcher bis 1853 mit wechselndem Erfolge geführt wurde.

Die Colonisten kann man in 3 Classen theilen. Die Weinbauern, meist in der Nähe der Capstadt, sind die wohlhabendsten von allen. Sie sind meist französischer Abkunft, haben aber ihre Sprache längst vergessen; doch zeichnen sie sich durch Lebhaftigkeit und Bildung vor den übrigen vortheilhaft aus. Ihr größter Stolz ist, mit 6—8 schönen Pferden nach der Capstadt zu fahren. Sie versehen das Land nicht allein mit Wein, sondern auch mit Branntwein, und ihre Haushaltung ist auf europäischem Fuß eingerichtet. Nach ihnen sind die Kornbauern die reichsten; es sind meist Holländer. Sie bauen das fruchtbare Land höchst nachlässig; statt der Pferde

bedienen sie sich der Ochsen, welche auch das Getreide ausdreschen. Obgleich gewöhnlich groß und stark, sind sie unglaublich träge; Alles müssen die Sklaven verrichten; dreimal des Tages sehr nahrhafte Speisen genießen, viel Branntwein trinken, beständig Taback rauchen und still sitzen, ist ihr höchstes Glück; in den entfernteren Gegenden können viele nicht lesen und schreiben. Die Gras- oder Viehbauern endlich bestehen größtentheils aus verlaufenem Gesindel, Matrosen, Deserteurs, Flüchtlingen aus allen Weltgegenden, welche in den abgelegenen Districten mit ihrem Vieh umherziehen, selten eine feste Wohnung haben und meist in ihren gegen den Regen durch eine Lehmdecke nothdürftig geschützten Wagen in der größten Unreinlichkeit und Trägheit leben. Sie sind es besonders, welche durch ihre Grausamkeit gegen Hottentotten und Kaffern die Europäer dort so verhaßt gemacht haben. Nationalantipathie und Unzufriedenheit mit der Emancipation der Sklaven haben, seit 1838, vielleicht schon an 25000 dieser Boers oder holländischen Bauern veranlaßt, ihre liegenden Gründe aufzugeben und in die Gegend um Port Natal auszuwandern, wo sie entschlossen waren, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, haben aber doch 1842 die Oberhoheit Englands anerkennen müssen. — Obgleich die Holländer bei ihrer Ankunft auf dem Cap das zahlreiche, gutmüthige und gelehrige Volk der Hottentotten fanden, deren Dienste sie um eine Kleinigkeit erlangen konnten, so wurden doch nach und nach viel Sklaven, theils Malaien, theils Neger, eingeführt. Die Malaien sind zwar bei Weitem die geschicktesten, aber auch boshaft und unzuverlässig; die Neger werden theils zur Feldarbeit benutzt, theils als Haussklaven, deren jede wohlhabende Familie in der Hauptstadt mehrere hat und denen dann gewöhnlich die Pflege der Kinder übergeben ist, was nicht wenig zum Verderben der Jugend beiträgt. Indeß werden die Sklaven in der Regel milder behandelt als die Hottentotten, weil sie Geld gekostet und man sie verkaufen kann, was mit den Hottentotten nicht der Fall ist. Die Zahl der jetzt frei gewordenen Neger, Malaien und Africanders (so heißt der Abkömmling eines Europäers und einer Malaiin oder Negerin) in der ganzen Colonie beträgt 40000, wovon etwa ein Viertel in der Hauptstadt lebt. Sie haben erst seit Kurzem, wie in allen englischen Colonien, die Freiheit erhalten.

Die Portugiesen, obgleich die Entdecker des Caps (1486), haben sich hier nie niedergelassen. Erst 1610 errichteten die Holländer hier ein Fort, und 1652 wurden die ersten Colonisten hier angesiedelt. Sie erkauften für allerhand Tand den Grund und Boden, gingen aber bald so betrügerisch und gewaltsam zu Werke, daß zwischen 1659 und 1661 ein allgemeiner Angriff der Hottentotten erfolgte, der jedoch zurückgewiesen wurde und den Holländern ein Gebiet von drei Meilen in jeder Richtung von der Stadt verschaffte. Die Widerrufung des Edicts von Nantes führte mehrere französische Réfugiés hierher, welche die nachher so berühmt gewordenen Weinberge anlegten. Obgleich sich die Colonie seitdem immer mehr erweiterte, ward sie doch von der holländischen Regierung fast argwöhnisch behandelt,

weil man fürchtete, sie möchte den Handel nach Ostindien beeinträchtigen. Im Jahre 1795 ward die Capstadt nach leichtem Widerstande von den Engländern erobert, aber 1803 im Frieden zu Amiens zurückgegeben. Allein als der Krieg auf's Neue ausbrach, eroberten die Engländer diese wichtige Besitzung, welche ihnen den Seeweg nach Indien sichert, 1806 zum zweiten Mal und haben sie seitdem behalten. In der That hat sich seitdem der Zustand der Colonie sehr gehoben; denn während die ganze Bevölkerung noch 1818 nur 99000 Menschen betrug, ist sie jetzt schon auf über 160000 gestiegen, worunter ⅔ Europäer, größtentheils Holländer.

Die ganze Colonie steht unter einem britischen Gouverneur und wird jetzt in eine westliche und eine östliche Provinz, jede derselben wieder in mehrere Landdrosteien oder Districte getheilt. Zur westlichen Provinz, deren östliche Grenze der Gauritz-Fluß ist, gehören vorzüglich:

1. Der Cap-District. Er erstreckt sich von der Helena-Bai bis zur falschen Bai, und ist zwar der kleinste, aber der angebauteste und fruchtbarste Theil der Colonie. Am südlichen Ufer der Tafel-Bai, unter 33° 55′ s. Br., liegt die Capstadt (Capetown, Kaapstad), eine nette, wohlgebaute Stadt, deren ungepflasterte Gassen alle rechtwinklig, die Plätze geräumig, die Häuser meist von Stein, aber wegen der heftigen Stürme nicht über zwei Stockwerke hoch sind. Sie wird von einem Bache bewässert und von einigen mit Bäumen besetzten Canälen durchschnitten; eine von den Engländern angelegte Wasserleitung verschafft ihr das sonst mangelnde Trinkwasser. Sie hat fünf Kirchen und eben so viele Moscheen für die zahlreichen Malaien, einen Justizhof, eine Sternwarte, ein Gymnasium, einen neuen südafrikanischen wissenschaftlichen Verein mit einem Museum für Kunst- und Naturgegenstände, Buchhandlungen, Zeitungen, Schulen für das Volk, mehrere Missionsgesellschaften und ein Theater. Die Zahl der Einwohner beträgt über 25000, worunter ⅓ Farbige. Die Wohnung des Gouverneurs liegt südlich von der Stadt, am Fuße des Tafelberges. Oestlich von der Stadt liegt die Citadelle, mit großen Casernen, Magazinen und einem Waisenhause; viele Batterien beschützen die Bai. Die Tafel-Bai gewährt den Schiffen nur im Sommer, wo der Südostwind herrscht, Sicherheit; im Winter suchen sie die falsche Bai auf, auch wohl die Saldanha-Bai, der es aber an frischem Wasser und an Holz fehlt. Im S. der Stadt erhebt sich äußerst schroff der Tafelberg; er besteht bis auf zwei Drittel seiner Höhe aus Granit, der obere Theil aus Sandstein. Der westliche Gipfel ist der eigentliche Tafelberg, 3360′ hoch, der östliche, 3110′ hoch, wird der Teufelsberg genannt. Im W. der Capstadt liegt der Löwenberg, dessen südlichster Gipfel das Löwenhaupt, der nordöstliche Theil aber der Löwenrumpf genannt wird. Beide sind nur mit Heidekraut und niedrigem Gesträuch spärlich bewachsen. Nach S. zu fällt der Tafelberg terrassenförmig ab und bildet die Kette, welche sich steil im Vorgebirge der guten Hoffnung endet. Zwischen der falschen Bai und der Tafel-Bai liegen die Berge, welche

den ächten Constantia-Wein hervorbringen; es werden 50—100 Stückfaß, zu 600 Maß, jährlich gewonnen, die Trauben sind Muskateller und sollen aus Persien herstammen; im Ganzen werden aber im District der Capstadt an 2 Mill. Maß Wein gewonnen und viel Branntwein bereitet. Die Weinausfuhr der Capcolonie ist jedoch seit 20 Jahren sehr gesunken. Eine neu entstandene Anlage von etwa 200 Häusern an der Simons-Bai, einem Seitenarme der falschen Bai, droht dem Handel der Capstadt gefährlich zu werden.

2. Der District Stellenbosch, im O. des Cap-Districts, hat ebenfalls starken Weinbau. Der Hauptort Stellenbosch, der schönste Flecken, hat etwa 2000 E. — In der östlicher gelegenen Herrnhuter-Colonie Gnadenthal befinden sich an 2000 meist hottentottensche Einw., welche sich durch Fleiß, Reinlichkeit und gute Sitten auszeichnen. Diese Niederlassung entstand 1737, wurde aber mancher Hindernisse wegen 1744 wieder aufgegeben, jedoch 1793 wieder hergestellt. Eine ähnliche Colonie ist 1808 zu Grönekloof, im N. der Capstadt, angelegt worden.

3. Der District Zwellendam; er enthält das meiste zusammenhängende Fruchtland der ganzen Colonie. Nördlicher zwischen beiden Gebirgsketten werden noch viele Antilopen und Zebras angetroffen; auch hat man hier noch die besten Wälder. Hauptorte sind Zwellendam und der Hafen Beaufort. Auch hier befindet sich eine Herrnhuter-Colonie, Caledon, mit 600 Einw.

4. Der District Worcester, im N. der vorigen, umfaßt die ehemaligen Districte Bokkeveld und Tulbagh. Der Hauptort ist Tulbagh.

Zur östlichen Provinz rechnet man die Districte: 1) George, an der Küste östlich vom Gauritz. Sie hat nur etwa 8000 E., aber noch bedeutende Waldungen. Der Hauptort ist das erst 1811 am schwarzen Flusse angelegte Georgetown. Nicht weit davon liegt die Herrnhuter-Colonie Pakaltsdorp mit etwa 300 E. 2) Uitenhage (eutenh.), an der Küste östlich von George, bis zum Sonntagsflusse, mit dem Hauptorte gleiches Namens und den Herrnhuter-Colonien Bethelsdorp und Enon. Eine 1820 gegründete Stadt und Freihafen, Port Elisabeth, an der Algoa-Bai ist bedeutend emporgeblüht. 3) Albany, weiter östlich an der Küste, bis zum Kafferlande. Die Oerter Grahamstown, mit 3000 E.; Bathurst und die Herrnhuter-Colonie Theopolis sind alle erst in der neuesten Zeit angelegt. 4) Somerset, mit dem Hauptort gleiches Namens, liegt nördlich von Albany und ist, wie 5) Graaf Reynett, welcher sich nördlich bis zu den Schneebergen erstreckt, fast nur für Viehzucht geeignet. Der Ort Graaf Reynett liegt am Sonntagsflusse und zählt etwa 2500 E. In dem jenseit des großen Fischflusses östlich sich erstreckenden neu erworbenen Lande ist zum Schutze der erst entstehenden Ansiedelungen das Fort Wiltshire an der Grenze des Kaffernlandes angelegt worden; auch haben hier die Herrnhuter schon eine Colonie in der Nähe des großen Kei-Flusses.

Nördlich von den Capländern dehnt sich die ungeheure Hochebene Süd-Afrikas aus und ist uns bis zum 24° s. Br. einigermaßen be-

kannt. Dem Eifer christlicher Missionare, welche mit gutem Erfolg sich der Bildung der verschiedenen hier hausenden Völkerschaften angenommen und überall Ackerbau und ein friedliches und wohlgeordnetes Leben verbreiten, verdanken wir die wenigen Nachrichten über diese Gegenden. Bis zum Orange-Fluß leben im W. bis zur Küste verschiedene Hottentotten-Stämme, worunter die kleinen Namaquas und die Koranas, ein Gemisch von Hottentotten und Kaffern, die bekanntesten sind; im O. die schon vorhin erwähnten Buschmänner. Im N. des Orange-Flusses hausen westlich die großen Namaquas und nördlich die Beetjuanen oder Betschuanas, ein viel schönerer Menschenstamm und mit besseren Anlagen als die Hottentotten. Sie hatten schon vor der Ankunft der Missionare etwas Ackerbau und höchst bedeutende Viehzucht, leben in reinlich gehaltenen Flecken und Städten und versehen alle südlichen Stämme mit eisernen und kupfernen Waaren. Man fand bei ihnen die Beschneidung und die Pockenimpfung, welche sie an der Stirn verrichten. Ihre Sprache, Setschuana, scheint der Schlüssel zu allen Dialekten zu sein, die zwischen Congo und der Ostküste auf dem hohen Tafelland Süd-Afrikas gesprochen werden. Unter den zahlreichen Stämmen dieses Volkes nennen wir die Basutos, am obern Nu Gariep; und die Batlapis, westlich vom Ky Gariep. Nördlich von den Betschuanen, besonders auf der Nordostseite des Zambeze-Stroms scheinen die eigentlichen Negervölker zu wohnen, so die Marawis, welche nur Viehwirthschaft treiben und von Menschenraub und Plünderung ihrer Nachbaren leben; die Mowisas, ungefähr mitten auf dem Tafellande zwischen Mozambique und Benguela, ein friedliches, betriebsames Volk unter einem Könige, Casembe genannt. — Es sind hier eine ganze Reihe von Missions-Niederlassungen entstanden, wovon im Lande der Griquas Griquatown oder Klaarwater, unter $28^3/_4$° s. Br., Neu-Littaku, unter $27^1/_2$° s. Br., unweit des Flusses Kruman, und Alt-Littaku oder Lataku, unter 27° s. Br., im Lande der Batlapis die bedeutendsten sind. Noch weiter nördlich wird uns eine Stadt Maschow genannt, welche mit den umliegenden Dörfern 12000 Einw. haben soll.

Unter britischer Oberherrlichkeit stehen die Provinzen Britisch-Kaffernland und Oranjerivier; jene reicht im Osten und Norden an den großen Keifluß, diese liegt südlich vom Nu Gariep. Die Civilisation macht unter der colonisirenden Geschicklichkeit der Engländer rasche Fortschritte.

XI. Die Ostküste.

Diese Küste, welche im Allgemeinen mit nordöstlicher Richtung von den Grenzen der Cap-Colonie bis zum Vorgebirge Guardafui reicht, obgleich seit 300 Jahren von Europäern wegen des Handels mit

Gold, Elfenbein und Sklaven häufig besucht, zum Theil sogar von ihnen besetzt, gehört dennoch zu den am Wenigsten bekannten Ländern der Welt. Wir können daher hier nur das Wenige, was wir von älteren und neueren Reisenden darüber erfahren, kurz zusammenstellen. — Die ganze Küste wird von S. nach N. von den Europäern in folgende 5 Küstenstriche getheilt.

1. Die Kafferküste oder Natal; letztern Namen führt sie von drei Vorgebirgen, welche die erste, zweite und dritte Natalspitze (Weihnachtsspitze) genannt werden, weil die Portugiesen 1498 am Weihnachtstage zuerst in diesen Gegenden ankamen; nach Einigen erstreckt sie sich bis zum Cap Corrientes, nach Anderen nur bis zur Delagoa-Bai (Bahia da Alagoa), welche einen schönen und geräumigen Ankerplatz darbietet. Diese von den Engländern bisher sehr vernachlässigte Küste besitzt die schönsten Weideländereien und wird durch die Niederlassung der ausgewanderten Boers in dem Bezirk Victoria, der vom Port Natal bis zur Kette Quastamba reicht, und worüber der britische Gouverneur in der Capstadt die Oberherrschaft führt, vielleicht in Kurzem eine bedeutende politische Wichtigkeit erhalten. Das Innere bewohnen die Kaffern, welche einst an dieser Küste bis Quiloa (9° s. Br.) verbreitet waren, aber zurückgedrängt worden sind. Sie zeichnen sich vor den meisten Süd-Afrikanern durch Kunstfertigkeit aus und sollen gute Eisen- und Goldarbeiter sein. Die Kaffern sind kein negerartiges Volk, aber von brauner Farbe und oft schöner Gesichtsbildung. Sie leben fast einzig und allein von der Rindviehzucht, in Dörfern und Städten, unter vielen kleinen Häuptlingen oder Fürsten. Die Dörfer heißen Kraale und bestehen aus niedrigen Hütten, deren Durchmesser zwei Menschenlängen hat, und in die man durch eine niedrige Oeffnung hineinkriecht. Ein solches Dorf ist mit Hecken und Zäunen umgeben und hat nur eine Oeffnung, welche Nachts durch Baumstämme verschlossen wird. In der Mitte desselben befindet sich der Raum für das Vieh. Der schmale Küstensaum ist heiß und fruchtbar; das Gebirge, welches sich am östlichen Rande des großen Hochlandes bis 6000′ erhebt, leidet oft an Dürre. Auch unter diesem Volke sind, wie im Innern unter den Betschuanen-Stämmen, Missionsanstalten mit gutem Erfolge errichtet worden. — Die Zulahs, welche im SW. der Delagoa-Bai und um Port Natal leben, und ihre Eroberungen hier über ein weites Gebiet ausgedehnt haben, sind ein betriebsames Volk, welches in großen Städten wohnt. In ihrem Lande haben sich die holländischen Boers, welche mit der britischen Regierung unzufrieden waren, angesiedelt und ihr Hauptort ist Pieter-Moritzburg am Port Natal. Es herrschen unter ihnen eigenthümliche Sitten; die Mädchen z. B. werden gekauft. Ein gewöhnliches kostet 6 — 10 Kühe, ein sehr schönes 40, eins vom schönsten Wuchse und edelsten Geschlechte 80 Kühe. Gegenwärtig, seit 1854, ist Natal unter dem 30.° s. Br., nachdem die Kämpfe der Boers nach ihrer Auswanderung im Jahre 1835 von Albany aus theils mit den Kaffern, theils mit den englischen Truppen am Cap fast 20 Jahre gedauert hatten, eine selbststän-

dige Colonie unter der Leitung eines britischen Vicegouverneurs mit 120000 E. und gehört mit zur Capcolonie. Der Hauptort Pieter-Moritzburg hat seinen Namen zu Ehren der beiden Boeren-Anführer Pieter Retief und Garrit Moritz; er zählt bereits 2400 E. Die zweite Stadt des Landes heißt d'Urban, mit 1100 E., von der Neu-Deutschland mit 40 deutschen Familien 8 Meilen entfernt liegt — eine nach der Angabe des Dr. Bleak aus Bonn, der unter den Kaffern ihre Sprache studirt, verunglückte Colonie.

Westlich von der Natal-Colonie liegt der Orangefluß-Freistaat, das Verbindungsglied zwischen der Cap-Colonie und der Trans-Vaal'schen Republik, 3200 deutsche □Meilen groß mit 15000 E., die Eingebornen nicht mitgerechnet. Der Boden bildet ein Tafelland von 5000′ Höhe mit ungeheuren Grasebenen, in welchen unzählige Wildheerden (Elephanten, Rhinocerosse, Löwen, Elenthiere, Gazellen) hausen. Der Sitz der Regierung ist in Bloemfontain, 80 engl. Meilen von Smithfield; der gegenwärtige Präsident heißt Hoffmann.

Zwischen 22½° und 28° südl. Br. liegt die Trans-Vaal'sche Republik mit 2360 deutschen □Meilen, ein Land, das sich vortrefflich zur Viehzucht eignet und ein dem südeuropäischen ähnliches Klima hat. Der Hauptort des Landes heißt nach dem ehemaligen Commandanten Potgieter Potchefstrom, mit 700 Einw. 1852 betrug die weiße Bevölkerung 40000. Die Bewohner sind Nachkommen der in der Capcolonie angesiedelten Holländer und Franzosen; ihre Sprache ist die holländische, und sie zeichnen sich gleich den Boers in anderen Gegenden durch Thätigkeit und andere Tugenden aus. Gegen Alles, was englisch heißt, sind sie mißtrauisch. Ihr tapferster Commandant, Wilhelm Pretorius, der Schrecken der Kaffern, „der afrikanische Heros", starb 1853, 54 Jahre alt. Die schwarze Bevölkerung, 100000 Seelen etwa, ist der Botmäßigkeit der Boeren unterworfen.

2. Die Küste Sena oder Sofala, von der Delagoa-Bai bis zu den Mündungen des Zambese oder Cuama. Dieser größte Fluß der Ostküste entspringt in den hohen, unbekannten Gebirgen des Innern und durchbricht in vielen Wasserfällen und gefährlichen Stromschnellen das Lupata-Gebirge, auch wohl Spina mundi (Rückgrat der Welt) genannt, bis er in schnellem Laufe die Ebene erreicht, wo er häufige Ueberschwemmungen veranlaßt, ein großes Delta mit fünf Hauptarmen, wie den Luabo im S. und den Quilimané im N., bildet und unter 18—19° s. Br. ins Meer fällt. Diese Küste zeigt zwar wegen der Ueberschwemmungen eine schöne Vegetation, ist aber höchst ungesund. Das Innere des Landes ist durchaus waldig. Als die Portugiesen hier zuerst landeten, herrschten die Araber an der Küste; diese wurden vertrieben, und sie drangen sogar zweimal mit den Waffen tief in das Innere, 1570 und 1600, um die goldreichen Gegenden aufzusuchen, beide Male jedoch mit unglücklichem Erfolge; doch besitzen sie noch Factoreien im Innern und an der Küste vom Cap Corrientes bis Cap Delgado, also vom südlichen Wendekreise

bis zum 10.° s. Br. Im Innern wird uns in älterer Zeit ein mächtiges Reich, Monomotapa, genannt, was aber nie der Name eines einzelnen Landes, sondern eines Reichs war, und schon 1600 in viele unabhängige Provinzen zerfiel. Die Portugiesen besitzen darin noch ein Fort Tete am Zambese, die nordwestlichste ihrer Ansiedelungen, und einige Factoreien. Im S. von Monomotapa liegt die goldreiche Gegend Manika, wo das Gold in allen Bächen, vorzüglich aber in der Dammerde gefunden wird. An der Küste besitzen die Portugiesen Inhambane, unter dem Wendekreise, die südlichste ihrer Ansiedelungen mit einem trefflichen Hafen; Sofala, ein elendes Dorf mit einem Fort, unter 20° s. Br., und Quilimané, am nördlichsten Arme des Zambese, wo ihr Haupthafen in dieser Gegend und der größte Sklavenmarkt an der Ostküste. Andere europäische Schiffe werden in allen diesen portugiesischen Besitzungen höchst ungern zugelassen. Der Hauptort der Portugiesen ist Sená, am Zambese, mit 2000 Einw., 50 M. von der Mündung des Flusses. In den Gegenden der portugiesischen Niederlassungen, am Zambese rc., herrscht ein mörderisches Klima für die Europäer. Von 100 derselben erreicht nur der Zwanzigste das fünfte Jahr seines Aufenthaltes daselbst, und von der im Jahre 1840 von Lissabon dahin gesandten Truppen-Expedition waren nach Jahresfrist nur noch Einige am Leben. Deshalb gebraucht man diese Orte zu Verbannungsplätzen für schwere Verbrecher.

3. Die Küste Mozambique (—ke), vom Ausfluß des Zambese bis zum Cap Delgado, $10^2/_3$° s. Br. Sie wird als das Eigenthum der Portugiesen betrachtet. Sandbänke, welche sich parallel mit der Küste hinziehen, machen die Annäherung gefährlich; doch bietet die südlich davon ziehende Kette der niedrigen Querimba-Inseln, welche viele treffliche Häfen besitzen, den Schiffen Schutz bei heftigen Stürmen. Die Meerenge zwischen dem festen Lande und Madagaskar ist ungefähr 60—80 M. breit; sie wird häufig von Walfischen besucht und hat viele über die Meeresfläche hervorsprudelnde süße Quellen. Die Küste selbst ist von unzähligen kleinen Flüssen trefflich bewässert, aber sehr ungesund. Die Bewohner des Innern werden uns Maquas genannt und sind Neger, häßlich von Gestalt, aber kriegerisch und treu; sie sollen sich bis in die Gegend von Melinde ausdehnen. Der einzige portugiesische Platz an dieser Küste, zugleich aber ihr Hauptort an dieser Seite Afrikas, ist die Stadt Mozambique auf einer kleinen, sandigen, unfruchtbaren Insel, welche dicht vor einer Bai liegt, unter 15° s. Br. Sie wurde 1510 angelegt, hat einen trefflichen Hafen und ein sehr starkes Fort. Alles aber ist hier so sehr im Verfall, daß die Stadt europäischen Truppen wohl nur wenig Widerstand leisten dürfte; ja selbst räuberische Völker aus dem Innern haben es schon gewagt, die Ansiedelung der Portugiesen auf dem festen Lande der Insel gegenüber zu verwüsten, woher die Stadt Lebensmittel und Wasser erhält. Sie hat hohe, finstere Häuser und enge, schmutzige Gassen. Die Bevölkerung besteht aus etwa 600 Europäern und Abkömmlingen von Europäern, 600 freien farbigen

Menschen und an 5000 Sklaven; die Schwarzen bewohnen einen eignen Stadttheil, welcher nur aus Hütten besteht. Der Handel mit Goldstaub, Elfenbein und Sklaven ist bei Weitem nicht mehr so bedeutend als früher; ehemals wurden an 10000 Sklaven jährlich ausgeführt.

4. Die Küste Zanguebar (Sanghebar), mit unbestimmten Grenzen gegen N., indem Einige sie nur bis Melinde rechnen, Andere sie weiter gegen N. ausdehnen. Diese ganze Küste ist jetzt in den Händen der Araber, welche zum Theil sich unabhängig behaupten, zum Theil vom Imam von Maskate abhängen. Das Land ist voll undurchdringlicher Wälder, in welchen zahlreiche wilde Thiere hausen; die Küste selbst zeigt Spuren einer ehemals größern Bevölkerung. Im südlichen Theile an der Küste liegt die kleine Insel Quiloa oder Kilwa, ehemals Mittelpunkt eines mächtigen Reiches; jetzt steht hier nur ein Dorf, dessen Sultan sich zwar rühmt, daß seine Vorfahren seit 1200 Jahren hier geherrscht haben, aber von Maskate abhängig ist. Weiter nördlich liegt der Staat von Mombaza, welchen die Portugiesen zwar 1505 und 1508 zerstört, der sich aber dennoch wieder erhoben hat. Die arabische Stadt gleichen Namens liegt auf einer kleinen Insel unter 4° s. Br. und besitzt einen trefflichen Hafen. Zwischen Quiloa und Mombaza liegen mehrere kleine Inseln an der Küste, wie Monfia, vor der Mündung des Lufia, und Zanzibar, beide dem Imam von Maskate zinsbar; letztere ist der Haupthandelsplatz der Araber in dieser Gegend, aber der auswärtige Handel befindet sich fast ganz in den Händen der Amerikaner und Engländer; weiter nördlich liegt die niedrige Koralleninsel Pemba, welche sehr fruchtbar ist und besonders viel Reis erzeugt. Die einst blühende Stadt Melinde, unter 30° s. Br., wird zwar oft noch als portugiesisch angegeben, ist aber von den Gallas gänzlich zerstört. Weiter nördlich kennen wir nur noch den ansehnlichen arabischen Handelsplatz Magadora oder Mukdeschu, unter 2° n. Br., und südlich davon den Hafen Brava.

5. Von hier aus bis zum Vorgebirge Guardafui und zum Golf von Aden erstreckt sich eine öde und unbewohnte Wüste, welche man auch wohl die Küste Ajan nennt und die wegen der Stürme schwer zu untersuchen ist. Gegen Guardafui erhebt sich das Land zum Gebirge, dessen nordöstlicher Punkt eben Cap Guardafui ist; ein westlicher Vorsprung dieses Vorgebirges ist Cap Felix. Von Cap Guardafui bis zur Meerenge Bab el Mandeb ist die Küste, welche Adel genannt wird, von einem Handelsvolke, den Somaulis oder Samalis, bewohnt, welche, in zahlreiche unabhängige Stämme zerfallen, sich bis nach Habesch erstrecken und bedeutenden Handel sowohl mit dem Innern Afrikas als mit Arabien treiben; ihr Hauptort an der Küste ist Berbera, wo besonders viel Kaffee ausgeführt wird; den Handel betreiben hier ausschließlich Banianen. Obgleich dies Volk schwarz ist und Wollhaar hat, so unterscheidet es sich doch durch eine edlere Gesichtsbildung von den Negern. — Das Innere des Landes ist fast ganz unbekannt, und wird von den durch die Araber zum Is-

lam bekehrten wilden Völkerschaften der Gallas bewohnt. Die Insel Sokotora am Cap Guardafui gehört den Engländern.

XII. Das Innere von Afrika.

Wir sind bisher den Küsten dieses Welttheils gefolgt, und selbst wenn wir die Sahara mit zu den bekannten Ländern zählen, nur etwa bis zum 10. Grade von N. her eingedrungen; von O., W. und S. her aber konnten wir den schmalen Küstenstreifen meist nur wenige Meilen überschreiten. Alles nun, was die bisher beschriebenen Länder umschließen, ein Raum von mehr als 50000, und wenn wir das Innere Süd-Afrikas mitrechnen, von mehr als 200000 □M., ist ein fast gänzlich unbekanntes Land, welches größtentheils noch nie von dem Fuße eines Europäers betreten ward; Ungesundheit des Klimas, Fanatismus und Raubsucht der Einwohner haben jedes Bereisen desselben bisher unmöglich gemacht. Die meisten Europäer, welche es versucht, diese Gegenden zu erforschen, sind das Opfer ihrer Unternehmung geworden: so Mungo Park, welcher, nachdem er Timbuktu erreicht und den Niger beschifft, auf diesem Flusse im Schiffbruch umkam; nach ihm Denham, Clapperton, Laing. Glücklicher waren die Franzosen Mollien, welcher aber nur die Quellen des Senegal und des Niger berührte, und Caillié, welcher selbst in Timbuktu war. Die neuesten und bedeutendsten Nachrichten verdanken wir den Brüdern Lander, von welchen der eine, Richard Lander, auf einer Entdeckungsreise vermittelst Dampfschiffe auf dem Quorra (Joliba oder Niger) den Tod gefunden hat. Alle diese Reisen haben uns indeß nur noch ein sehr unvollständiges und verworrenes Bild von dem westlichen Theile des Innern Afrikas, soweit es vom Niger bewässert wird, gegeben. Diese Gegenden, etwa zwischen 10° und 15° n. Br., werden unter dem Namen Sudan, auch wohl Nigritien (d. i. Land der Schwarzen), begriffen; es besteht aus dem nördlichen Theile der noch wenig bekannten Gebirgslandschaften von Ober-Guinea und senkt sich allmälig zur Sahara herab. Die westlichsten Theile dieser Gegenden gehören noch dem Gebirgslande der Mandingos an, wo der Senegal, der Gambia und der Niger ihre Quellen haben; weiter südlich, etwa unter dem 10° n. Br., soll ein noch höheres, zum Theil mit Schnee bedecktes Gebirge, das Kong-Gebirge, sich befinden. Verfolgen wir den Lauf des Niger, hier Joliba, von seinen Quellen im Lande Sangaran nach Osten zu, so treffen wir zuerst das goldreiche Ländchen Bure; dann, noch auf dem östlichen Abhange der Mandingo-Gebirge, die beiden Negerreiche Ober- und Nieder-Bambarra, mit den Hauptorten Sego, mit 30000 Einw., und Dschenneh, auf einer Insel des Joliba; und die Handelsplätze Bammaku, Jamina und Sansanding, sämmt-

lich am Niger. Weiter östlich jenseit des Sees **Debo** liegt das Reich **Timbuktu** oder **Tenboktu**, mit der Hauptstadt gleiches Namens, unter 17½° n. Br., über eine Meile nördlich vom Niger, in einer Sandwüste; am Flusse selbst liegt der Hafen **Kabra**. Dies lange gesuchte **Timbuktu** (Tumbutu) ist eine offene Stadt, die aus Lehm- und steinernen Häusern besteht, einige Moscheen und nach Dr. **Barth's** *) Schätzung 20000 Einw. hat, bald vom Sultan von Sego, bald von den Fellatas, bald von den räuberischen Tuariks bedroht und erobert (jetzt steht es unter der Herrschaft von Dschennie); allein der Platz ist, ungeachtet er jetzt an Bedeutung verloren, noch immer als der Zielpunkt fast aller Karavanen aus NW.-Afrika von großer Wichtigkeit und die Bewohner sind durch ihre Thätigkeit berühmt. Diese Karavanen bringen Salz, Taback, Opium, Pulver, Blei, Flinten, Leinwand, feine Tücher, Seidenwaaren, Messer, Schwerter und andere Eisenwaaren, und empfangen dafür Goldstaub, Elfenbein, Sklaven, Gummi, Straußfedern und **Guru-Nüsse**, eine in ganz Afrika gesuchte Frucht, deren bitterlicher Geschmack dazu dient, das brackige Wasser zu verbessern. — Der weitere südöstliche Lauf des Joliba, zwischen 17° und 22° ö. Lg., ist größtentheils noch ganz unbekannt; erst von **Bussa**, mit 12000 E., unter 10° n. Br., wo Mungo Park seinen Tod fand, bis zu seiner Mündung ist er durch die Brüder Lander einigermaßen bekannt. Sie fanden an seinen Ufern eine Menge kleiner Negerstaaten, wie die von **Borgu**, worin **Kiama**, rechts vom Niger, mit 30000 Einw., die bedeutendste Handelsstadt ist; das mächtige **Jauri**, **Wawa**, **Nyffe**, worin **Rabba**, am Quorra, der große Stapelplatz für den Handel des Sudan ist; **Jarriba**, einer der Hauptstaaten in Sudan, wovon Dahomey rc. abhängen, mit der weitläufigen Stadt **Eyeo** oder **Katunga**; **Fundah**, dessen gleichnamige Hauptstadt 60000 betriebsame Einwohner zählen soll; alle mehr oder weniger von den kriegerischen, östlicher wohnenden Fellatas bedrängt, welche hier die Rolle der Aschantis zu spielen scheinen. Die **Fellatas** oder **Fulahs**, deren Hauptsitz das Reich **Haussa**, unter 12—14° n. Br., scheinen ein noch unbekanntes Gebirgsland im Becken des Tschad-Sees und im Gebiet des Quorra zu bewohnen; sie sind keine Neger, sondern scheinen aus einer Mischung von Mauren und Negern entstanden zu sein, und sind eifrige Muhamedaner. Ihre Hauptstädte sind: **Sakkatu**, eine neue Stadt an einem sich in den Quorra ergießenden Flusse, vier Tagereisen von diesem entfernt, angeblich mit 80000 E.; **Kano**, ein stark bevölkerter, wichtiger Handelsplatz, mit 40000 E.; **Kaschna**, welches sehr an Bedeutung und Bevölkerung verloren hat; **Zarija**,

---

*) Glücklicher Weise hatte er sich die Gunst des daselbst befindlichen Scheikhs zu erwerben gewußt. Auf dessen Rath gab er sich, zum Schutz gegen den Fanatismus der Bewohner, für einen Gesandten des Groß-Sultans in Constantinopel aus und hielt als solcher im J. 1853 einen feierlichen Einzug in diesen Centralmarktplatz Afrika's, der als solcher die „Königin der Wüste" genannt wird.

die Hauptstadt des Reiches Zegzeg, eine neu erbaute Stadt der Fellatas, mit 50000 E. — Die weiter östlich gelegenen Theile von Sudan, zwischen 30° und 40° ö. Lg. und 10—15° n. Br., sind noch viel weniger bekannt. Man weiß nur, daß hier ein sehr großer Landsee, ein wahres Binnenmeer, der Tschad-See, liegt, welcher wenigstens 50 M. in jeder Richtung lang ist und mehrere Flüsse, vom W. den Yeou, vom S. den Schary aufnimmt. An seinen Ufern kennt man mehrere Reiche, so im N. das noch zur Wüste gehörende Land Kanem; im W. das Reich Bornu mit den ziemlich volkreichen Städten Birnie oder Neu-Bornu (Alt-Bornu, am Yeou, war früher die Hauptstadt und zählte 200000 E., ist aber jetzt ganz verfallen); Kouka, eine neue Stadt und Residenz des Sultans, und Angornu, am See selbst, mit über 30000 E. Im S. das Reich Mandara, mit der Hauptstadt Mora. Im SO. des Sees liegt das noch ganz unbekannte, von feuchten Wäldern bedeckte Land Begharmi, dessen Hauptstadt Mesna zu sein scheint. Alles weiter östlich bis nach Darfur liegende Land ist noch fast gänzlich unbekannt. Neuerdings ist unter 20° 19′ s. Br. von Engländern ein großer See Ngami entdeckt worden. Wichtige Aufschlüsse werden uns ohne Zweifel unsere Landsleute Barth und Vogel geben, welche diese Gegenden mit englischer und preußischer Unterstützung bereisen.

Ebenso verhält es sich mit dem ganzen Innern von Süd-Afrika, denn die sehr ausführlichen Erzählungen des Franzosen Douville über das innere Unter-Guinea enthalten viel Fabelhaftes. Im O. des Dschebel al Komri oder Mond-Gebirges breiten sich die Galla-Stämme aus; von den Ländern weiter südlich fehlen uns alle Nachrichten; doch sollen sie angebaut und zum Theil stark bevölkert sein. Ueber die Seen rc. des Innern ist schon oben gesprochen worden. Die Portugiesen sollen zwar in früheren Zeiten tief in das Innere dieser Gegenden eingedrungen sein und selbst Handelsverbindungen zwischen ihren an der Ost- und an der Westküste befindlichen Ansiedelungen gehabt haben; es ist aber davon nichts Näheres bekannt geworden. Nördlich vom 26. Grade s. Br. scheint sich eine sehr große wüste Hochebene auszubreiten. Neuerdings haben die deutschen Missionare Krapf und Rehmann wichtige Aufschlüsse über die vorher genannten Länder gegeben, deren Bestätigung, Ergänzung und Erweiterung von der Zukunft zu erwarten steht.

XIII. Die Inseln um Afrika.

Fast alle zu Afrika gehörigen Inseln gehören zur Classe der hohen und gebirgigen; viele davon sind auch vulcanischer Natur. Da die Nordküste dieses Welttheils keine dazu gerechnete größere Inseln hat, so theilt man die Inseln um Afrika gewöhnlich in a) westliche, und b) östliche.

a) Westliche Inseln. Hier treffen wir, im N. beginnend:

1. die azorischen Inseln (auch **Western Islands** der Engländer). Nur der Gewohnheit folgend, zählen wir diese Inseln zu Afrika, welche man ihrer Lage und ihrem Charakter nach ebenso gut zu Europa rechnen könnte. Die Azoren wurden, der gewöhnlichen Meinung nach, **1432** von dem Portugiesen Gonzalo Velho Cabral zuerst entdeckt, obgleich es wahrscheinlich, daß sie im Alterthum den Karthagern bekannt gewesen; sie erhielten **1449** die ersten Einwohner, und **1466** ward eine niederländische Colonie hier begründet, weshalb die Inseln auch den Namen flandrische Inseln führten; Azoren wurden sie wegen der Menge von Habichten, spanisch **Azor**, genannt, welche sich bei der Entdeckung hier fanden. Sie liegen zwischen dem **37.°** und **40.°** n. Br. und dem **7.°** und **14.°** w. Lg. und bilden eine Gruppe von **9** Inseln von **44** □M. Flächeninhalt. Sie sind vulcanischen Ursprungs, wie die Beschaffenheit ihres Bodens und die noch sehr häufigen Erdbeben beweisen. Das Klima ist höchst milde und gesund; nur auf den höchsten Bergen sieht man im Winter Schnee. Der Boden ist überaus fruchtbar und gut angebaut; trefflicher Weizen, alle europäischen Südfrüchte, guter Wein und manche afrikanische Pflanze gedeihen hier, und an Fischen ist großer Reichthum. Das Einzige, was den Inseln fehlt, ist ein guter Hafen, besonders da sie einen Theil des Winters in Nebel gehüllt, ihre Annäherung daher gefährlich und die Brandung an den Ufern fürchterlich ist. Die Zahl der Einwohner mag an **250000** betragen, meist portugiesischer Abkunft. Der Sklaven sind wenige und sie werden sehr milde behandelt, wie denn überhaupt die Einwohner sich durch Gutmüthigkeit und religiöse Toleranz auszeichnen. Die Inseln sind im Besitz der Portugiesen; doch treiben Engländer vorzugsweise den Handel. Die beiden nordwestlichen, **Cuervo (Corvo)** und **Flores**, sind klein und unbedeutend; in der Mitte liegen **Fayal** und **Pico**. **Fayal**, obgleich nicht Sitz der Regierung, ist die bedeutendste, weil sie den besten Hafen dieser Inseln besitzt. Sie ist voll hoher Berge, aber äußerst fruchtbar und zählt **27000** Einw. An der östlichen Seite liegt der Hafen und die Stadt **Horta**, auch **Fayal** genannt, welche nach der See zu durch eine kleine Festung vertheidigt wird, übrigens offen ist. Sie hat viele Kirchen und Klöster; die Häuser sind gut gebaut, aber die Straßen eng und krumm. Rings umher liegen viele hübsche Landhäuser. Die Stadt mag an **10000** Einw. haben, welche sich meistens mit dem Handel beschäftigen. **Pico**, mit **25000** E., trägt in ihrem westlichen Theile einen an **6700**' hohen Vulcan, wie jeder kegelförmige Berg Pik genannt. Sein Fuß ist mit den schönsten Weinbergen bedeckt, höher folgt eine Waldregion, und der kahle Gipfel trägt im Winter Schnee und Eis. — Oestlicher liegen: **Graciosa**, mit etwa **12000** Einw., schönem Weizenboden und Weinbau. **Terceira**, der Sitz der Regierung; sie ist von steilen Felsen umgeben, sehr fruchtbar, aber häufigen Erdbeben unterworfen. Die Zahl der Einwohner soll auf ihren **7** □M. **40000** sein. Die Hauptstadt ist **Angra** mit einem Hafen und **14000** Einw.; sie ist der Sitz des

Gouverneurs und eines Bischofs. — **S. Miguel**, die schönste und reichste von allen, welche bis 5000′ ansteigt, mit 90000 Einw. auf 14 □M.; vorzüglich geschätzt sind die hier wachsenden Orangen. Die Insel hat besonders im Furnas-Thale berühmte heiße und kalte Mineralquellen. Die Hauptorte sind **Punta Delgada**, die größte und reichste Stadt der Azoren, mit 18000 Einw., und **Ribeira grande**, mit 12000 Einw. In der Nähe sind öfter Inseln aus dem Meere gestiegen, aber wieder verschwunden. — **Sta. Maria** ist klein, aber sehr fruchtbar; ebenso **S. Jorge** oder St. Georg, mit 22000 Einw.

2. Die Gruppe von **Madeira (Insulae purpurariae?)**, den Portugiesen gehörend; sie besteht aus den beiden Inseln **Madeira** und **Porto Santo** und den unbewohnten südlicher liegenden **Selvages** (die Wilden) und **Desertas** (die Wüsten). **Madeira**, unter ½° ö. Lg. und 32½° n. Br., mag etwa 17 □M. mit 120000 Einw. umfassen. Die ganze Insel besteht aus einem ausgebrannten, etwa 5500′ hohen Vulcan, dem Pico Ruivo, dessen schroffe Abhänge von Gießbächen zerfurcht sind. Bei der Entdeckung 1420 fanden die Portugiesen die Insel unbewohnt und ganz mit Cederngehölz bedeckt, daher ihr Name (madeira heißt Holz). Dies wurde aber zum Behuf des Anbaues so sinnlos verbrannt, daß jetzt kein Waldbaum mehr auf der Insel zu finden; sieben Jahre soll nach den Berichten der Portugiesen das Niederbrennen gedauert haben. Die herrlichsten Südfrüchte haben die Stelle des Holzes eingenommen; vor Allem aber ist die Insel dem Weinbau günstig, welcher hier so stark getrieben wird, daß man jährlich 30000 Faß zu 240 Maß gewinnt, wovon etwa die Hälfte nach England geht; der Madeira-Malvasier und der Dry-Madeira (d. h. trockene Madeira, weil er aus den reifsten Trauben gewonnen wird) sind die besten Sorten. Außerdem werden alle edlen Obstsorten, Ananas und Zuckerrohr angebaut; nur an Getreide ist Mangel, weil die Insel keine Ebenen darbietet. Schädliche Thiere und Insecten kennt man hier nicht; unter den Vierfüßern leben nur Kaninchen und Schweine wild. Das Klima ist außerordentlich schön und die Einwohner des Landes sind stark und gesund, die der Städte weniger, weil sie eine zu träge Lebensweise führen. Bei allem Reichthum der Insel sind die Einwohner, meist portugiesische Abkömmlinge, arm, mit Ausnahme einiger Weinhändler. Der Handel ist größtentheils in den Händen der Engländer. Die Hauptstadt **Funchal** (funtschal) liegt amphitheatralisch an einer schönen, durch vorspringende Felsen trefflich geschützten Bai auf der Südseite und ist ein viel besuchter Erfrischungsort für alle Ostindienfahrer; die Stadt selbst ist schmutzig, eng und schlecht gebaut, sie hat viele Kirchen und gegen 25000 Einwohner; ein schöner öffentlicher Spaziergang, mit Orangerie bepflanzt, befindet sich bei der Wohnung des portugiesischen Gouverneurs. — Nördlicher liegt die kleine Insel **Porto Santo**, mit 1800 Einw.; sie bringt ebenfalls viel Wein hervor und ist reich an wilden Rebhühnern.

3. Die canarischen Inseln, welche aus sieben Hauptinseln

und sechs kleineren Eilanden bestehen, liegen zwischen $\frac{1}{2}^{0}$ w. und $4\frac{1}{2}^{0}$ ö. Lg. und von $27\frac{3}{4}^{0}$ bis 29^{0} n. Br. und haben auf 140 □M. über 240000 Einw. Sie waren den Alten unter dem Namen der glückseligen Inseln (**Insulae fortunatae** oder **Hesperidum**) bekannt, und da die Insel Ferro, die westlichste dieser Gruppe, zugleich die äußerste westliche Grenze der Erdkenntniß der Alten ausmachte, so wurde der Meridian dieser Insel als der erste gezählt. Sie sind ganz vulcanischer Natur, haben einige noch rauchende Vulcane und leiden häufig von Erdbeben. Das Klima derselben rechtfertigt zwar ihren alten Namen; indeß leiden sie häufig durch höchst gewaltsame Regengüsse und Stürme. Die Ostseite dieser Inseln, dem aus Afrika herüberwehenden glühenden Winde ausgesetzt, ist meist dürr und verbrannt; nicht selten sind auch Alles verheerende Heuschreckenschwärme; die Nord- und Westseite dagegen ist anmuthig. Der Boden, obgleich meist aus Lava bestehend, ist, wo er des Anbaues fähig, überaus fruchtbar an Getreide, Südfrüchten und edlem Wein, unter dem Namen Canarien-Sect bekannt. Unter den Vögeln zeichnet sich durch Gesang und Gefieder die bekannte Zeisigart (**Fringilla canaria**) aus, die man von diesen Inseln Canarienvögel nennt. Dieselben haben aber hier nicht, wie in Europa, ein gelbes, sondern ein graugrünes Gefieder. Ferner sind noch unter den Producten Soda und Orseille, ein Farbestoff, der aus einer Flechte (**Roccella tinctoria**) gewonnen wird, und seit 1831 auch Cochenille zu nennen.

Diese Inseln, obwohl den Alten schon bekannt, blieben dennoch im Mittelalter lange Zeit vergessen, und als die Kunde von ihnen im 14. Jahrhundert wieder erwachte, strebten spanische und französische Abenteurer nach ihrem Besitz. Don Louis de la Cerda, mit dem Königshause von Frankreich verwandt, erhielt 1344 vom Papst Clemens VI. diese Inseln unter dem Titel eines Königreichs zum Geschenk, kam aber nie dahin. Später schenkten sie die Päpste den Spaniern, deren erste Versuche der Besitznahme tapfer zurückgeschlagen wurden. Glücklicher war ein französischer Abenteurer, ein Herr v. Bethencourt, welcher in Verbindung mit Normännern und Spaniern 1402 auf Lancerota landete und 1405 auch Fortaventura eroberte. Nach seinem Tode herrschten hier verschiedene Abenteurer auch über Gomera und Ferro unter ewigen Kriegen mit den Eingebornen, bis endlich 1478 Spanien eine bedeutende Macht aussandte und nach sehr blutigen Kämpfen bis 1496—1497 alle Inseln unterjochte; die unglücklichen Einwohner, welche dem Schwerte entrannen, kamen in den folgenden Jahrhunderten zum Theil durch die Inquisition um, so daß sie schon im 17. gänzlich ausgerottet waren. Diese Ureinwohner, die Guanchen, gehörten wahrscheinlich zum Stamme der Berbern; sie waren schön, stark und tapfer und unterlagen nur ihrer eigenen Uneinigkeit und den überlegenen Waffen der Europäer, da sie den Gebrauch des Eisens nicht kannten. Man findet noch häufig auf diesen Inseln in Felsenhöhlen Leichname, welche mumienartig zubereitet gewesen, aber an der Luft in Staub zerfallen.

Allegranza, Clara und **Graciosa**, die drei nördlichsten Eilande,

sind unbewohnte, fast nackte Felsen, wo sich viele Canarienvögel und wilde Ziegen finden. — **Lancerota**, die nördlichste von den größeren, 14 □M. groß, mit 19000 Einw., leidet Mangel an Quellen und ist wenig fruchtbar; sie liefert viel Soda. Ihr Vulcan veranlaßte noch 1730 und 1824 furchtbare Ausbrüche. Die Hauptstadt ist **Teguisa**; der Hafen **Naos** ist einer der besten auf diesen Inseln. — **Fuerteventura** (**Pinturia?**), südlich von der vorigen, hat zwar auch kein Quellwasser, aber fruchtbare Thäler und bringt sehr schönen Wein hervor. Sie hat auf nahe 30 □M. etwa 13500 Einw. — **Canaria**, im W. der vorigen, gehört zu den schönsten dieser Gruppe; sie besteht fast nur aus einem einzigen Berge, **El Cumbre**, vielleicht über 6000′ hoch, dessen Gipfel oft Schnee trägt; dafür hat sie aber reichliche Quellen, viel Palmen und Bananenbäume und ist äußerst fruchtbar an Wein, Oel, Getreide und Seide. Sie mag auf 32 □M. an 70000 Einw. haben. Die Hauptstadt **Ciudad de las Palmas** ist der Sitz eines Bischofs, ziemlich hübsch gebaut und hat über 18000 Einwohner.

Teneriffa (**Convallis, Nivaria?**), im NW. der vorigen, die Hauptinsel dieser Gruppe. Ihr Boden eignet sich wenig für Getreide; desto reicher ist sie an Wein und Südfrüchten. Die Hauptstadt **Santa Cruz**, am nordöstlichen Ufer, liegt in einer überaus öden, verbrannten Gegend; die Stadt selbst, der Sitz des Gouverneurs, hat gerade, breite, reinliche Straßen und wird durch mehrere Forts geschützt; die Stadt hat eine gute Rhede und über 9000 Einw. Im Innern liegt **Laguna** auf einer fruchtbaren Hochebene, über 1600′ hoch, eine finstere, traurige Stadt, mit 8000 Einw. Viel schöner ist **Orotava**, an der Nordküste, die ehemalige Hauptstadt der Guanchen, in einer reizenden Gegend. Die ganze Insel hat auf 38 □M. an 100000 Einw. Der höchste Berg der Insel, der berühmte **Pico de Teyde** (dies ist der Name, den er zur Zeit der Guanchen führte), erhebt sich im südlichen Theile der Insel, 13355′ hoch, und ist ein noch immer etwas dampfender Vulcan, dessen letzter Ausbruch 1707 die Stadt und den Hafen **Guarachico** gänzlich vernichtete; noch 1798 erfolgte ein Ausbruch an einem Seitenabhange. Der Gipfel des Berges besteht ganz aus Lava, und der Krater, jetzt eine Solfatara, hat 120′ im Umfange; während des Winters ist er mit Schnee bedeckt. — **Gomera** (**Capraria**), im W. der vorigen, ist von der Natur mit schönen Waldungen, Quellen und einem fruchtbaren Boden begabt; sie besteht aus einem großen Berge und mag an 11000 Einw. haben. Die Hauptstadt ist **S. Sebastian**. — **Palma** (**Junonia**), im NW. von **Gomera**, besteht ebenfalls aus waldgekrönten Bergen, erhebt sich im **Pico de los Machachos** bis an 7250′ und ist sehr reich an Obst, Wein, Seide und Zuckerrohr; sie hat 12 □M. und 34000 Einw. Die Hauptstadt ist **Santa Cruz de las Palmas**, mit 6000 Einw. Nelson verlor 1797 hier bei dem vergeblichen Versuche, sie zu erobern, durch einen Schuß einen Arm. Die Insel **Ferro**, richtiger **Hierro** (**Ombrios** oder **Pluvialia**), die südwestlichste von allen, ist nur klein, ohne Quellwasser, wenig fruchtbar und schwach

bevölkert. Der nach ihr benannte erste Meridian wird eigentlich nicht durch die Insel selbst, sondern 23′ östlicher gezogen.

4. Die Inseln des grünen Vorgebirges oder Capverdische Inseln. Sie liegen zwischen 5° und 7½° w. Lg. und von 14½° bis 17¼° n. Br. und gehören den Portugiesen. Im Ganzen sind diese 14, zusammen an 80 □M. umfassenden Inseln vulcanischen Ursprungs, felsig, unfruchtbar, wasserarm und ungesund; besonders leiden sie oft an einer 2—3jährigen Dürre, wo sich dann Hungersnoth und Krankheiten einstellen, wie dies noch vor Kurzem (1833) der Fall gewesen ist, wo einige dieser Inseln ⅓, andere gar die Hälfte ihrer Bewohner verloren haben sollen. Getreide wird hier nicht gebaut, wohl aber Reis und Mais, wenn es nicht an Regen fehlt; außerdem ist kein Mangel an trefflichen Orangen, Bananen, Kokosnüssen; Indigo und Baumwolle gedeihen sehr gut. Ein Hauptproduct ist das Salz, welches aus dem Meere gewonnen wird und wovon die eine Insel den Namen **Sal** hat. Es sind ihrer 18—20, wenn man auch die kleinsten mitrechnet, und doch haben sie zusammen nur 58000 Einw., ein Gemisch von Portugiesen und Schwarzen. Portugal pflegt seine Verbrecher hierher zu senden. Die Hauptinsel **S. Jago** (St. Jakob), deren ehemalige gleichnamige Hauptstadt fast ganz verlassen ist, hat 30 □M. mit 22000 Einw. und liefert viel Baumwolle und Pomeranzen. Der Gouverneur der Inseln wohnte bisher in **Porto Praya**, welches zwar nur aus einigen Reihen elender Häuser und einem verfallenen Fort besteht, aber einen guten Hafen hat; der Bischof wohnt zu **Ribeira grande**. Das Wasser auf der ganzen Insel ist schlecht und selbst das Meer zu Zeiten mit Seegras bedeckt, welches von Insecten wimmelt. Die übrigen: **S. Niccolo**, 22 □M. groß und 4400′ hoch; **Sta. Lucia**; **S. Vincente**, reich an Schildkröten, wohin der Sitz des Gouverneurs seit 1838 verlegt worden; **S. Antonio**, 6650′ hoch, mit gesundem Klima und 14000 Einw.; **Sal**; **Buena Vista**; **Mayo**, welches besonders viel Salz bereitet; **S. Filippe** oder **Fuego**, deren thätiger Vulcanpik sich 7300′ (8900′?) über den Meeresspiegel erhebt; **S. Juan** oder **Brava**, von Negern bewohnt, sind nur unbedeutend.

5. Die Insel **Ascension** oder Himmelfahrtsinsel, unter 4° ö. Lg. und 8° s. Br. Sie ist nichts als ein ausgebrannter Vulcan, dessen höchste Spitze, der grüne Berg, **Green Mountain**, 2650′, von etwa 4 M. Umfang, bisher fast ohne Vegetation, hat aber einen guten Hafen. Ehemals portugiesisch, ist sie 1816 von den Engländern besetzt worden, vorzüglich um das 90 M. davon entfernte St. Helena besser zu bewachen. Bei dieser Gelegenheit versuchten die Engländer den Anbau der Insel, welcher über alle Erwartung gelungen ist. Man hat Brunnen gegraben, Quellen entdeckt und das Wasser in solchem Ueberfluß nach dem Hafen geleitet, daß man die hier anlegenden Schiffe damit versehen kann. Die Zahl derselben beläuft sich in jedem Jahre auf viele Hunderte. Das Klima ist herrlich und gesund, Thau reichlich. Man baut Rüben, Kartoffeln, Küchengewächse aller Art, vorzüglich Kürbisse und Melonen. Das Meer ist reich an

Fischen und Schildkröten, deren hier jährlich 2000 von der größten Art (bis 700 Pfund schwer) gefangen und zum Theil in Teichen zum Handel aufbewahrt werden. Die Zahl der Einwohner beträgt schon mehrere Hunderte. An den wenigen zugänglichen Punkten sind starke Festungswerke aufgeführt.

6. St. Helena, unter 11° 51′ ö. Lg. und 15° 55′ s. Br. Dieser einsame Felsen im Ocean, 340 Seemeilen von Afrika, 500 von Brasilien entfernt, hat durch den letzten Aufenthalt und den Tod Napoleons ein allgemeines Interesse erhalten. Die Insel ist 5 □M. groß und besteht aus einem einzigen Basaltberge, in dessen Schluchten indeß schöne Quellen und eine herrliche Vegetation sich finden; doch ist kaum ¼ der Oberfläche des Anbaues fähig. Die Ufer sind überall 6—1200′ hoch, bis auf den einzigen Landungsplatz in der Bai von Jamestown. Der höchste Punkt der Insel, der Dianen-Pik, ist gegen 2550′ hoch. Das Klima ist sehr gesund, nur klagt man über häufige Nebel; Orkane und Erdbeben sind hier unbekannt. Alle edlen Früchte Europas, mit Ausnahme des Weins, und Indiens, auch der Kaffeebaum und viele Gemüse, namentlich Kartoffeln, gedeihen trefflich in den Thälern. Einheimische Thiere giebt es kaum andere, als wilde Katzen und Kaninchen, einige Singvögel und Rebhühner; aber alle europäische sind eingeführt. Die Zahl der Einwohner betrug mit der, als Napoleon noch lebte, sehr starken Besatzung etwa 6000 Mann, jetzt etwa 5000. — St. Helena ward 1502 von den Portugiesen entdeckt und einige Anpflanzungen von ihnen angelegt; sie gaben sie 1645 wieder auf, worauf die Holländer sie besetzten, aber sie ebenfalls 1651 wieder verließen. Nun nahmen sie die Engländer, und zwar die ostindische Compagnie, in Besitz, denen sie als ein Erfrischungspunkt für ihre zurückkehrenden Ostindienfahrer höchst willkommen war und welche daher an dem einzigen Landungspunkte das Fort St. James anlegten. Seit dem 18. October 1815, wo Napoleon hier landete, war die Insel allen Seefahrern verschlossen; Batterien deckten jeden Punkt, wo auch nur ein Boot hätte landen können, Telegraphen und Signale waren auf allen Höhen errichtet, um die Erscheinung jedes Schiffes zu melden, welches sogleich von den beständig um die Insel kreuzenden Wachtschiffen untersucht wurde. Alle diese den Einwohnern sehr lästigen und nachtheiligen Maßregeln sind natürlich seit dem Tode Napoleons, am 5. Mai 1821, aufgehoben worden. Die einzige Stadt der Insel, Jamestown (spr. dschehmstaun; Jakobsstadt), liegt im Hintergrunde einer schönen Bai, in einer engen Felsschlucht am nordwestlichen Theile der Küste, und wird durch ein Fort und 7 Batterien vertheidigt. Sie ist mit vortrefflichem Quellwasser versehen und sehr nett gebaut; besonders schön ist das Haus des Gouverneurs am Strande, mit einem ausgezeichneten Garten; auch hat sie ein Theater und eine Sternwarte. Die meisten Einwohner leben aber in Landhäusern zerstreut auf der Insel und kommen nur in die Stadt, wenn die Flotten aus Ostindien, im März und April, erwartet werden. Die einzige, etwa 1 St. im Umfang habende, 1750′ hoch gelegene Ebene der Insel, im südlichen Theile der-

selben, zu welcher man nur durch einen einzigen, äußerst steilen und schwierigen Fußsteig gelangt, ist die von Longwood (spr. —wudd), wo die kleinen Gebäude liegen, in welchen Napoleon, überall von Schildwachen umgeben, lebte und wo er starb. In einem tiefen Thale nach O. bezeichnet ein einfacher, von einem eisernen Gitter umgebener Leichenstein den Platz unter einigen Bäumen, wo seine Gebeine ruhten, welche 1840 von Frankreich feierlich abgeholt und nach Paris gebracht worden sind.

7. Die Erfrischungs-Inseln (Isles of Refreshment), unter 5½° ö. Lg. und 37½° s. Br.; sie heißen auch nach dem Namen ihres ersten portugiesischen Entdeckers Tristan d'Acunha. Sie sind an der Zahl 3 und lange unbeachtet geblieben; aber 1811 hatte sie ein Nordamerikaner, Namens Lambert, feierlich in Besitz genommen, Anpflanzungen aller Art besorgt und die Seefahrer aller Nationen eingeladen, hier friedlich Lebensmittel einzukaufen. Später haben die Engländer sie in Besitz genommen; doch werden sie nur von einigen englischen Matrosen mit ihren Familien bewohnt, welche die hier häufigen See-Elephanten und Seehunde jagen. Sie sind der Lieblingsaufenthalt zahlreicher Seevögel, namentlich von Sturmvögeln, Albatros und Pinguinen. Sie sind zwar bergig, haben aber gute Häfen, frisches Wasser, Schweine und wilde Ziegen; die Anpflanzungen von Kaffee und Zucker gedeihen gut. Die größte der Inseln heißt die Erfrischungs-Insel und erhebt sich ganz steil ansteigend zu einer Fläche von 3000′ Höhe, auf welcher der zuckerhutähnliche Gipfel (gegen 6000′ hoch) steht. Einige unbewohnte Inseln liegen noch umher.

Die näher an der Küste von Afrika liegenden Inseln sind schon früher beim festen Lande erwähnt.

b) Oestliche Inseln.

1. Madagaskar, früher von den Portugiesen St. Lorenz-Insel, von den Franzosen Dauphins-Insel genannt, bei den Eingeborenen Madécasse (Monds-Insel) oder auch Nossindambo (Insel der wilden Schweine), ist die größte der afrikanischen Inseln und durch den breiten Canal Mozambique vom Festlande geschieden. Nächst Borneo und Neu-Guinea ist sie die größte Insel der alten Welt. Sie zieht in der Richtung von NO. nach SW., zwischen 12° und 25⅔° s. Br. und von 61° bis 68° ö. Lg. F. Die ganze Insel, deren Inneres aber noch unbekannt, wird von einem hohen, waldigen Gebirge in der Richtung ihrer Länge durchzogen, aus welchem sich die höchsten Gipfel bis 10800′ erheben sollen; so im N. der Vigagora, im S. der Bostimeni. Nach der Mitte der Insel zu breitet sich ein sehr sanft abgedachtes großes Plateau auf der Westseite des Gebirges aus; der östliche Gebirgsabfall dagegen ist steil, 3000—4500′ tief, gegen ein niedrigeres Plateau, welches wieder nach dem Meere hin sich steil abdacht. Die Ostküste selbst ist flach und seicht, voller Korallenriffe, und ein sandiger Streifen trennt den sumpfigen Landstrich, in welchem sich die Seitenzweige des Gebirges

verlieren, von der Küste. Die Westküste hat mehrere gute Häfen, die Ostküste nur nördlich vom 18. Breitengrade. Die Insel ist außerordentlich gut bewässert; die Flüsse sind jedoch reißend, voller Felsen und Wasserfälle und nicht schiffbar; sie wimmeln von Krokodilen. Die ansehnlichsten darunter sind der Manguru und der Mananguru an der West-, der Mantao auf der Ostküste; auch giebt es einige große Landseen. Der Boden ist in den Thälern außerordentlich fruchtbar, besonders im nördlichen Theile. Das Klima ist im Innern gemäßigt, dagegen an vielen Stellen der Küste den Europäern höchst verderblich, die deshalb „der Kirchhof der Europäer" genannt worden ist. Die trockne Zeit dauert hier vom August bis December, in den anderen 7 Monaten herrscht die Regenzeit; der Wechsel beider Jahreszeiten hängt mit den Moussons zusammen: vom April bis Juli weht der SW.-, vom August bis November süd- und östliche Winde, welche mit der heißen Jahreszeit in den NO.-Mousson übergehen, der hier die heftigsten Orkane mit sich bringt. Die Einwohner, Madegassen, bestehen aus mehreren Völkerstämmen, welche von eigenen Häuptlingen despotisch beherrscht werden und unter welchen man deutlich an der Küste negerartige und im Innern malayische und arabische Abkömmlinge unterscheidet; hierauf beruht auch eine Art von Kasten-Unterschied, der hier herrscht und in welchem die Schwarzen die niedrigsten Stufen einnehmen. Die Völker im NO. heißen Betsimissaraks und sind friedlich; die auf der Westseite der Insel, die Sakalaven oder Maratis, sind unruhig und kriegerisch und machen verheerende Einfälle auf die Comoren-Inseln und die Küsten des afrikanischen Festlandes. Die Ovas oder Hovas, welche malayischen Ursprungs sind und vorzüglich auf dem hohen Plateau des Innern leben, haben sich in der neuesten Zeit allmälig über einen großen Theil der Insel ausgebreitet und die übrigen Völkerschaften unterjocht, deren Häuptlinge dem Fürsten der Ovas, welcher zugleich das geistliche Oberhaupt in ihrem Götzendienst ist, Tribut zahlen. Dieser Stamm hat in unseren Tagen bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht; er treibt Ackerbau, wobei die Unfruchtbarkeit des Bodens auf dem innern Plateau durch sorgsame Bewässerung gehoben wird, starke Viehzucht und mancherlei Gewerbe. Das Christenthum hatte in den Jahren 1816—30 im Lande nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, ward jedoch 1835 wieder verboten. — Im Ganzen ist das Volk gut gebaut, gelehrig, fröhlich, gastfrei, gutmüthig und abergläubisch; jeder Mann hat wenigstens zwei Frauen; die Beschneidung herrscht allgemein; der Sklavenhandel ist erst durch die Nachfrage der Europäer hier entstanden. Die Zahl der Einwohner, welche im Innern betriebsamer als an der Küste sind, wird sehr verschieden geschätzt, von Einigen auf 4—5, von Anderen nur auf 1 Million, in jedem Fall wenig für einen Flächenraum von 11000 □M. Das unbekannte Innere der Insel enthält unermeßliche Waldungen: viele Arten Palmen, Ebenholz, Bambus und schönes Holz zum Schiffbau sind überflüssig vorhanden. Reis ist die allgemein angebaute Nahrungspflanze, und davon wird viel ausgeführt; ebenso viel Rindvieh.

Die großen afrikanischen Säugethiere (Löwen, Elephanten ꝛc.) fehlen hier ganz; dagegen sind der Insel eigenthümlich die Makis oder Halbaffen. In den Gebirgen findet man viel gutes Eisen, welches die Eingebornen geschickt zu bearbeiten wissen; Gold und Silber, Spuren von Zinn und einige Edelsteine, wie Granaten, Rubine, Smaragde, Sapphire und große Bergkrystalle. Alle tropischen Gewächse würden hier herrlich gedeihen und finden sich zum Theil schon in größter Ueppigkeit wild vor.

Den Europäern sind Ansiedelungen auf dieser Insel nie sonderlich gelungen. Schon die Portugiesen, welche hier unter Lorenzo Almeida 1506 zuerst landeten und die Insel San Lorenzo nannten, nach ihnen die Holländer, haben die Insel häufig besucht, ohne Niederlassungen zu gründen. Den Franzosen war dies wegen der benachbarten ihnen zugehörigen Inseln, die der Lebensmittel bedürfen, von jeher sehr wünschenswerth, und sie haben es auch seit 1642 in verschiedenen Zeiten versucht; allein die Ungesundheit des Klimas und die durch Ungerechtigkeit erregte Erbitterung der Einwohner hat diese Ansiedelungen nie recht aufblühen lassen. In neuester Zeit sind Frankreich und England wetteifernd bemüht gewesen, sich wieder hier festzusetzen, wiewohl mit geringem Erfolge, denn ein friedlicher Verkehr mit Europäern ist noch nicht auf die Dauer herzustellen gelungen. Ja die Madegassen sollen in den letzten Jahren die Gewohnheit angenommen haben, jeden Fremden entweder zu tödten, oder zum Sklaven zu machen. — Die wenigen uns einigermaßen bekannten Punkte, auf welchen früher die Franzosen Niederlassungen hatten, die sie zum Theil wieder hergestellt haben, liegen meist auf der Ostküste und zählen zusammen 28000 Seelen, darunter ⅓ Sklaven. Es sind: im Süden Port Dauphin, 25° s. Br., welches aber ganz zu Grunde gerichtet worden. Die SO.-Küste, wo der Hafen Sta. Lucia liegt, wird von mehreren den Franzosen befreundeten Häuptlingen beherrscht. Tamatave, 18° Br., früher der Hauptsitz der französischen Factoreien, ward 1829 ganz zerstört. Etwas weiter nördlich hatten sie dergleichen zu Foul Point; ferner auf der unfruchtbaren Insel Sainte Marie, 17° Br., wo die neue Colonie gegen 6000 Seelen zählt. In der schönen, geräumigen, aber sehr ungesunden Bai Antongil, zwischen 15½° und 16° Br., war es, wo der Abenteurer Benjowsky, nachdem er aus Kamtschatka entsprungen, zuerst 1772 für die französische Regierung, zuletzt in seinem eigenen Namen eine Niederlassung gründen wollte, wobei er, von den Franzosen angegriffen, den Tod fand. — Die Westküste wird von Europäern wenig besucht; im nördlichsten Theile derselben scheinen die Araber einst mächtig gewesen zu sein; auch finden sich noch Spuren des Islams mit Heidenthum vermischt, und die arabische Sprache ist ziemlich gewöhnlich. Hier liegt die französische Colonie Nossi-Bé, eine Insel, an der Nordwestküste, welche 15000 Seelen, meist Sakalaven, zählt. — Im Innern kennt man eine große Stadt Tananariva, eigentlich ein Haufe kleiner Dörfer, welche auf dem Gipfel eines kahlen Berges, einer 4000′ hohen Bergebene, liegt und 80000 (nach Anderen nur 6—8000) Einw. (ohne

die außerhalb wohnenden Sklaven, welche die Reisfelder bauen) haben soll. Sie war die Residenz des 1828 gestorbenen Königs der Ovas Radama, welcher sich der europäischen Bildung sehr günstig erwies und namentlich die Thätigkeit der christlichen Missionare beförderte; seine Nachfolgerin hat jedoch diese wieder vertrieben, das Christenthum verboten und sucht allen Verkehr mit den Europäern wieder aufzuheben. Die Ermordung vieler Franzosen am 19. October 1855 durch 1500 bis 2000 Ovas, den jetzt unter der Königin Ranavale herrschenden Stamm, hat Frankreich veranlaßt, eine Expedition nach Madagaskar auszurüsten.

2. Die comorischen Inseln, eine Gruppe von 4 Inseln im nördlichen Theile des Canals von Mozambique, zwischen 11° und 13° s. Br. Sie sind bergig, schön, fruchtbar und gesund, aber jetzt fast ganz entvölkert durch die räuberischen Einfälle der Madegassen, welche viele Städte zerstört und eine große Zahl Einwohner als Sklaven weggeführt haben. Die größte dieser Inseln ist Comoro oder Anzagaye und hat 30000 muhamedanische Einwohner, welche arabisch sprechen; die 3 anderen heißen: Anjuan oder Johanna, wo sich noch eine kleine befestigte Stadt mit etwa 3000 E. befindet; Mohilla oder Molallé und Mayotte.

3. Die Mascarenhas (—renjas)-Inseln, im O. von Madagaskar, haben ihren Namen von ihrem Entdecker, dem Portugiesen Mascarenhas, 1505, erhalten. Sie gehörten sonst sämmtlich den Franzosen, denen jetzt nur die südlichste, **Ile Bourbon**, geblieben ist. Sie liegt unter 73° ö. Lg. und 21° s. Br., ist 30 □M. groß und hieß eine Zeit lang, während der Revolution, **Ile de la Réunion**, später **Ile Bonaparte**. Sie ist seit 1642 im Besitz der Franzosen. Die ganze Insel bildet ein nach der Mitte sich erhebendes Gebirge, wovon der höchste Berg, **Gros Morne**, 9—10000′ hoch, im nördlichen Theile liegt; im südlichen befindet sich ein noch brennender Vulcan. Die mittlere Region dieser Berge ist schön bewaldet, und es stürzen sich viele Bäche von ihnen herab. Nur die Küsten der Insel sind fruchtbar und einigen Anbaues fähig; einen eigentlichen Strand giebt es nicht, sondern man steigt vom Meere unmittelbar in die Höhe; auch hat die Insel keinen Hafen, sondern nur einige unsichere Rheden. Das Klima ist äußerst mild und macht die Insel zu einem der gesundesten Punkte der Erde; aber die Orkane sind häufig und verheerend. Die Hauptproducte sind Kaffee, Taback, Muskatnüsse, vorzüglich Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und Pfeffer; allein die Lebensmittel reichen nicht zu. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 105000, wovon 41000 freie Europäer, Kreolen (d. h. Abkömmlinge von Europäern) und Neger (die Zahl der Weißen beträgt etwas über ⅔ hiervon) und an 65000 afrikanische Sklaven; letztere sind vorzugsweise mit dem Ackerbau beschäftigt und meist von Madagaskar her eingeführt. Seit 1829 hat man auch über 400 chinesische Ansiedler hergebracht. Der Hauptort der Insel, **St.-Denis**, an der **Nordküste**, mit 12000 E., ist ein bloßer Flecken mit hölzernen

Häusern; die Rhede ist unsicher und das Landen höchst beschwerlich. Die zweite Stadt, **St.-Paul**, mit **10000** E., besitzt keinen Hafen.

Nordöstlich von der vorigen, unter **74½°** ö. Lg. und **20¼°** s. Br., **54** □M. groß, liegt **Ile de France**, oder wie sie seit der Besitznahme der Engländer **1814** wieder mit dem alten holländischen Namen heißt, die Insel Mauritius- oder Moritz-Insel. Auch sie ist vulcanisch, ihre Ufer steil, von einer Korallenbank umgürtet; allein die Mitte der Insel bildet eine Hochebene, um welche herum sich einzelne Berge erheben, wovon der höchste, Pieter Both, etwa **2500'** hoch ist. Sie ist gut bewässert und hat noch stellenweise schöne Waldungen. Das Klima ist wie das der vorigen und der Boden ebenso fruchtbar. Außer den schon genannten Gewächsen, worunter der Zucker hier Hauptproduct ist (**1836** wurden davon für etwa **5** Millionen Thaler ausgeführt), hat man noch glückliche Versuche mit Thee gemacht. Die Insel leidet häufig von heftigen Orkanen, wovon der von **1818** die **1816** fast ganz abgebrannte Stadt **Port Louis** vollends verwüstete; Erdbeben aber sind selten und unbedeutend. — Die Insel ward **1505** zugleich mit der vorigen entdeckt, aber von den Portugiesen nicht benutzt, so wenig als von den Holländern, welche seit **1598** hier oft landeten. Erst **1715** ward sie von einigen Franzosen von Madagaskar aus bevölkert, und seitdem hat ihr Anbau reißend zugenommen; vorzüglich wichtig ist sie wegen ihrer zwei guten Häfen. Die Zahl der Einwohner (die Weißen sind meist französischer Abkunft) mag über **118000** betragen, wovon $\frac{1}{12}$ Weiße; seit **1815** hatten die Engländer Verbrecher aus Calcutta zur Sklavenarbeit hierhergesandt, doch ist die Sklaverei jetzt abgeschafft. Der Hauptort ist **Port Louis**, eine Zeit lang **Port de la Montagne**, später **Port Napoléon** genannt, an der Nordwestküste, mit **26000** E. und einem schönen botanischen Garten. Vor dem Brande von **1816** war sie eine sehr hübsche Stadt, deren Häuser zwar nur von Holz, zur Vermeidung der Hitze, aber deren öffentliche Gebäude schön und deren Straßen gerade und mit Bäumen besetzt waren; den öffentlichen Platz ziert ein Springbrunnen. Der Hafen ist schön und mit Allem versehen, was zur Ausbesserung der Schiffe nöthig ist. — **Port Bourbon**, früher **Port fraternité** und dann **Port impérial** genannt, ist ein großer Hafen an der Südostküste der Insel; an der gegenüberliegenden Seite des Hafens ist die neue Stadt **Port Mahé** entstanden. — Oestlich von dieser Insel liegen noch verschiedene kleinere, meist nur des Schildkrötenfanges wegen besuchte, worunter die Insel Rodriguez, auf der sich einige französische Familien niedergelassen haben; sie steht wie die folgenden Gruppen unter der Regierung der Insel Mauritius.

4. Im Norden von Madagaskar liegen unter **4°—8°** s. Br. an **30** kleine Inseln, welche man in zwei Gruppen, die Amiranten und die Sechellen, theilt. Die Amiranten, die südwestliche Gruppe, obgleich reich an Wasser und Wäldern, sind niedrig und schwach bewohnt; doch nahmen die Portugiesen sie lange in Anspruch. Die Sechellen oder Mahé-Inseln, die nördlicheren, etwa **12** größere an der Zahl, mit etwa **7000** E., sind von Korallenbänken

umgeben und gehören seit 1814 den Engländern, welche beide Inselgruppen auch den äthiopischen Archipel nennen. Die bedeutendste, Mahé, mit schön bewaldeten Bergen, gutem Wasser, gesunder Luft, vielen Schildkröten, einem trefflichen Hafen und gegen 6000 Einw., wird seit 1780 zum Anbau von Zucker, Muskatnüssen und Gewürznelken benutzt. Diese Inselgruppe wird öfter von Walfischjägern besucht.

5. Ganz einsam im südlichen Ocean, und nur zuweilen von Walfischfängern besucht, liegen unter 39° s. Br. und 95° ö. Lg. die hohen öden, unbewohnten Inseln Amsterdam und St. Paul, deren Klima schon sehr rauh ist. Noch viel trauriger ist das Klima der öden Felsinsel Kerguelen's-Land oder **Island of Desolation** (Einöden-Insel), unter 49—50° s. Br. und 86° ö. Lg., welche fast aller Vegetation beraubt ist und nicht einen einzigen Strauch trägt.

E. Amerika.

Ueber die Zeit der ersten Entdeckung Amerikas herrschen verschiedene Meinungen. Daß dieser Welttheil den Alten unbekannt geblieben, ist wohl ausgemacht; ebenso, daß Europa erst durch die kühne Unternehmung Christoph Colons oder Columbus' zur Kenntniß dieses Welttheils gelangt ist; allein ebenso gewiß scheint es auch, daß einzelne Theile desselben schon längere Zeit vorher von Europäern besucht worden, ohne daß sie die Wichtigkeit ihrer Entdeckung geahnt und ohne daß ihre Entdeckungen zur allgemeinen Kunde gekommen wären. Wollte man Island zu Amerika rechnen, wozu es seiner Lage nach gehört, so wäre ein Theil dieses Welttheils schon 861, ja sehr wahrscheinlich von christlichen Irländern selbst noch früher, entdeckt worden. Doch auch abgesehen davon, ist gewiß, daß die Norweger, welche Island besetzt hatten und bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts einen eigenen Freistaat bildeten, von da aus theils absichtlich, theils durch Sturm verschlagen, wo nicht die Küste des festen Landes selbst, doch unstreitig die von Grönland besucht haben. Einer isländischen Sage nach sollen schon 895 die ersten Ansiedelungen auf der Ostküste von Grönland erfolgt sein, welche sich bald auch über die Westküste verbreiteten, von wo aus dann 986 Biörn und 1000 Leif eine andere Küste entdeckten, welche dieser wegen des dort gefundenen wilden Weines Vinland (Weinland) nannte. Ob dies Neu-Foundland, die Küste von Labrador, oder eine südlichere Gegend gewesen, ist lange zweifelhaft geblieben; fast alle Angaben aber stimmen nach den neuesten Untersuchungen darin überein, daß man diese alte normannische Colonie im heutigen Massachusets und Rhode-Island zu suchen habe. Auch von einigen Italienern geht die Sage, daß sie am Ende des 14. Jahrhunderts, durch Sturm verschlagen, Kenntniß von den Küsten Amerikas erhalten hätten, wie denn auch allerdings auf alten noch vorhandenen Karten vom Jahre 1422 sich im westlichen Ocean eine

Insel **Antilia** verzeichnet findet; mehr als wahrscheinlich aber ist dies entweder später eingetragen oder nach dunkeln Gerüchten und Vermuthungen aufgenommen worden. Der wahre Entdecker Amerikas bleibt dennoch immer für uns Christoph Colon, welcher, nachdem er seine Dienste vergeblich der Republik Genua, Portugal und England angetragen, endlich von der Königin Isabella von Spanien drei kleine Schiffe erhielt, womit er am 3. August 1492 aus dem Hafen Palos in Andalusien segelte und nach einer nur durch die Muthlosigkeit und die Meuterei seiner Gefährten gefahrdrohenden Reise am 7. October die Insel Guanahani, eine der Bahama-Inseln, entdeckte, worauf noch in derselbigen Reise Cuba und Haity entdeckt wurden. Auf einer zweiten Reise 1495 entdeckte er die Caraïben, 1496 Porto-Rico und Jamaica. Im folgenden Jahre besuchte schon der Engländer Cabot die Küsten von Nord-Amerika. Auf einer dritten Reise 1498 fand Colon die Mündungen des Orinoco und die angrenzenden Länder, so daß ihm der Ruhm, das feste Land von Amerika entdeckt zu haben, wohl nicht streitig gemacht werden kann. Erst 1499 kam der Florentiner Amerigo (Haimerich) Vespucci an die Küsten von Nord-Amerika, und 1501 nach Brasilien, welches indeß der Portugiese Cabral schon 1500 entdeckt hatte; und dennoch haben die Zeitgenossen und die Nachwelt die Ungerechtigkeit begangen, den neuen Welttheil nicht nach dem Namen des wahren Entdeckers, sondern nach dem des Amerigo Vespucci zu benennen. Auf seiner vierten Reise endlich, 1502, untersuchte Colon die Küsten von Honduras und Panamà.

Es erscheint ausgemacht, daß Colon bei seiner ersten Fahrt nicht sowohl die Idee hatte, es müsse im W. ein großes, noch unentdecktes Land sich befinden, als vielmehr die, auf dem von ihm versuchten Wege in kürzerer Zeit und mit weniger Gefahren zu den ostindischen Inseln zu gelangen, welche durch die früheren Entdeckungen der Portugiesen der allgemeine Gegenstand der Begier und des Neides geworden waren. Ja selbst die späteren Bemühungen aller Seefahrer hatten weniger den Zweck, das neugefundene Land zu untersuchen, als den, eine Durchfahrt nach Ostindien, sei es im N. oder in der Mitte desselben, oder endlich im S. zu finden. Es war, als sei das neugefundene Land ihnen im Wege; sie suchten, es auf alle Weise zu umgehen oder zu durchbrechen. Nuñez (nunjes) Balboa war der Erste, welcher 1513 von den Höhen des Isthmus von Panamà herab den großen australischen Ocean erblickte; Magelhaens fand 1520 die nach ihm benannte Straße und war der Erste, welcher auf diesem Wege das eigentlich begehrte Ziel, Ostindien, erreichte. Die Spanier Gomez und Aylon suchten 1524 eine ähnliche Durchfahrt vergebens im Norden Amerikas. Erst Anfangs des 17. Jahrhunderts wurden die nördlichen Meere Amerikas, die Hudsons-Bai und die Baffins-See, erforscht; im 18. setzten Cooks Untersuchungen außer Zweifel, daß Amerika durch eine Meerenge von Asien getrennt sei, und unserm Jahrhundert blieb es vorbehalten, wenn auch nicht eine fahrbare nordwestliche Durchfahrt zu finden, doch wenigstens die Gewißheit festzustellen, daß nur Eis, nicht Land, die nördliche Umschiffung Amerikas

verhindert. Für die Erforschung des Nordens von Amerika haben Briten und Nord-Amerikaner, für die Süd-Amerikas sich unser Landsmann Alexander v. Humboldt die größten Verdienste erworben, und im Ganzen ist uns Amerika ungleich besser bekannt, nicht allein als Afrika, sondern selbst als Asien, vorzüglich deshalb, weil hier nicht wie dort die Eifersucht mächtiger Reiche, verbunden mit einem feindseligen Klima, dem Reisenden im Wege stehen.

Lage. Gestalt. Grenzen. Größe.

Amerika bildet zwischen den beiden größten Oceanen der Erde eine langgestreckte Insel, welche aus zwei großen, durch eine Landzunge verbundenen, dreieckigen Halbinseln, Nord- und Süd-Amerika, besteht. Unter allen Erdtheilen erstreckt es sich am Weitesten gegen die beiden Pole; aber seine größere Hälfte gehört der nördlichen Hemisphäre an. Im äußersten Norden ist es, besonders gegen NO., von vielen, zum Theil sehr großen Inseln umgeben; ebenso liegt ein bedeutender Archipel östlich von der verbindenden Landenge; im S. und W. finden sich dagegen im Allgemeinen wenige und nicht bedeutende Inseln. Wollte man die polaren Inseln im N. aus der Betrachtung des Erdtheils fortlassen, so ist in Verhältniß zur Größe des Erdtheils kein anderer so wenig durch Inseln bereichert; zieht man aber jene mit in die Vergleichung, so steht Amerika zunächst dem Erdtheile Australien. Unter allen Erdtheilen besitzt Süd-Amerika, für sich betrachtet, die wenigsten Inseln und nähert sich in der Massenhaftigkeit seiner Ausdehnung und Gliederung am Meisten Afrika. Wie alle Continente läuft dasselbe gegen S. in eine hohe, gebirgige Spitze aus, welche noch durch Zerspaltung in Inselgruppen sich weiter gegen den Südpol verlängert; und wie in Europa und Asien finden wir auch in Nord-Amerika, daß die größten Halbinseln gegen S. gestreckt liegen. — Die mittlere Erhebung des ganzen Erdtheils über den Ocean wird auf 880′, und zwar die von Nord-Amerika auf 700′, die von Süd-Amerika, welche nur wenig hinter der von Asien zurückbleibt, auf 1060′ berechnet. — Das feste Land der neuen Welt erstreckt sich von 17½° (Cap St. Roque) bis zu 150⅔° w. Lg. (Prinz-Wales-Cap) und von 53° 55′ s. Br. (Cap Forward) bis 71⅓° n. Br. (Elsons-Cap); wie weit aber die Insel Grönland gegen N. reicht, vielleicht noch bis über den 80. Breitengrad, ist zur Zeit noch unbekannt. Die ganze Längenausdehnung des Welttheils von N. nach S. beträgt 1870 Meilen; Nord-Amerika, die größere Hälfte des Continents, hat seine größte Breite zwischen Prinz-Wales-Cap und dem Vorgebirge Charles in Labrador, nämlich 865 Meilen; Süd-Amerikas größte Ausdehnung von W. nach O. beträgt 650 Meilen; die beide verbindende Landenge von Panama ist an der schmalsten Stelle nur 6 Meilen breit. — Wegen der noch nicht ganz aufgehellten Unbestimmtheit der nördlichen Polarländer läßt sich der Flächenraum Amerikas

nicht ganz genau angeben; mit den Inseln wird derselbe auf mehr als 750000 □M. berechnet, so daß es auf jeden Fall nur Asien an Größe weicht.

Gegen N. stößt Amerika an das arktische Polarmeer, im O. an das atlantische Meer, im W. an den großen Ocean. Seine Westküste, welche weniger entwickelt und gegliedert ist als die östliche, entfernt sich, obwohl Prinz-Wales-Cap sich dem Ost-Cap Asiens auf 7 Meilen nähert, doch im Ganzen viel weiter von der Ostküste des alten Continents, als seine östliche von den Westgestaden der alten Welt, denn Grönland liegt nur wenig über 200 M., Cap St. Roque nahe 400 M. davon entfernt. Die Länge der Küsten des Erdtheils an den drei Oceanen, welche zusammen 9400 M. beträgt, so daß also, ohne die Inseln mit in die Berechnung zu ziehen, auf 1 Meile Küste im Durchschnitt 70 □M. kommen, vertheilt sich folgendermaßen: auf das arktische Polarmeer fallen ungefähr 750, auf das atlantische 5100 und auf den großen Ocean 3500 M. Umgekehrt wie in der alten Welt ist also nicht die West-, sondern die Ostküste mit einer reichern Entwickelung begabt. Auf Nord-Amerika, welches fast dreimal so groß als Europa ist, nämlich 413000 □M., kommen davon allein 6000 M., so daß hier die Berührungen von Land und Meer inniger, die Gliederung reicher ist, als in Süd-Amerika, auf dessen 323000 □M. Oberfläche nur 3400 M. Küstenlänge fallen, indem hier fast ringsum nur geringe Krümmungen auftreten. Wenn man das Verhältniß der Halbinseln zur Gesammtfläche betrachtet, so ergiebt sich für Nord-Amerika, daß dieselben etwa $^1/_{10}$ seines Areals einnehmen. Davon sind die wichtigsten: Melville, Labrador (25000 □M.), Neu-Schottland, Maryland, Florida (2696 □M.), Yucatan (2500 □M.) auf der Ostseite; Alaschka, die Halbinsel der Tschugatschen und Californien (2800 □M.) am Westgestade. Diese Gliederung am atlantischen Ocean wird noch gesteigert durch die großen, obwohl unwirthbaren Polarinseln im N. und durch den westindischen Archipel; auch am großen Ocean finden wir einige Bereicherung der Küstenentwickelung durch die ganz nahe längs der NW.-Küste ziehende Gruppe von Inseln, so daß sich also hier wieder, wie in der alten Welt, jene eigenthümliche Zertrümmerung der Westküste mit engen Fiorden zeigt, welche sich selbst an der Südspitze Südamerikas am großen Ocean wiederholt. Das Nordgestade des Continents dehnt sich weit von W. nach O. aus; aber nur im östlichen Theile zeigen sich tief einschneidende Busen, welche jedoch in höherer Breite wegen der ungeheuren Eismassen des Polarmeeres nur hin und wieder unter günstigen Umständen erforscht werden konnten.

Gestalt der Oberfläche. Gebirge und Ebenen.

Wie in keinem andern Welttheil zeichnet sich in Amerika eine von N. nach S. ununterbrochen fortziehende Gebirgskette aus, welche,

wie fast alle seine Gebirge, zu den Kettengebirgen gehört, und, in Ermangelung eines andern gemeinschaftlichen Namens, von dem Gebirge von Chile, Peru und Quito, dem höchsten Theile des ganzen Systems, den Namen der Cordilleren (—ljēren) oder Anden, richtiger Cordillēra de los Andes (d. h. Kette der Anden) führt. Sie durchzieht den ganzen Erdtheil von der Mündung des Mackenzie-Flusses bis zur Magelhaens-Straße, und hält sich stets dicht oder doch nahe an der Westküste. Auf dieser langen Strecke von 1900 Meilen ist darin die Meridianrichtung vorherrschend, und in dieser Richtung, von N. nach S., bildet dieses Gebirge die längste Kette auf der Welt, nahe achtmal so lang als der Ural. Die Cordilleren bestehen an vielen Stellen aus mehreren Parallelketten, zwischen denen sich erhabene Plateauflächen ausdehnen, auf welchen oft noch wieder Ketten emporsteigen. Ihre Breite ist selten beträchtlich, in Süd-Amerika mit den Verzweigungen selten 100 M., in Nord-Amerika dagegen bis 340 M. Der Flächenraum, welchen das ganze Gebirgssystem einnimmt, beträgt etwa 217000 □M. oder fast ⅓ vom Areal des ganzen Continents. Die Kammhöhe dieses Hochgebirges hält sich zwischen 6000 und 14000′, sein höchster Gipfel übersteigt noch 23000′, und zahlreiche thätige oder erloschene Vulcane ziehen sich hier in einer langen Reihe und oft die Hauptspitzen bildend, längs des Ostrandes des großen Oceans hin. Der Abfall nach Westen ist, weil die Hauptkette sich hier der Küste gewöhnlich sehr nähert, im Allgemeinen steiler als der östliche, und selten ist sie durch Tiefland, gewöhnlich durch schmale, steile Plateaustufen von dem Gestade des großen Oceans geschieden. Nur auf der Ostseite erheben sich von jener Hauptkette auslaufende Glieder, nämlich eins im nördlichen Theile von Süd-Amerika, eins im südlichen Theile von Nord-Amerika und in der Mitte die Sierra von Yucatan, als deren zertrümmerte Fortsetzung die Gebirge der westindischen Inseln aus den Fluthen des atlantischen Oceans emporsteigen. Ganz getrennt von dem Felsendamm der Andes und ohne Zusammenhang unter einander, von Tiefländern umgeben, treten endlich, ebenfalls nur auf der Ostseite derselben, 5 isolirte Gebirgsglieder auf, 3 in Süd-, 2 in Nord-Amerika, zu denen noch als ein sechstes das weit entfernte Felsengebirge Grönlands gezählt werden kann. Die räumliche Ausdehnung dieser isolirten Gebirgsländer beträgt nicht mehr als 39000 □M. In Süd-Amerika ist gegen ¼ von Gebirgsland bedeckt (75000 □M., wovon ⁴⁄₇ auf die Cordilleren kommen), in Nord-Amerika dagegen etwa die Hälfte (über 180000 □M.), und davon gehören allein mehr als 170000 □M. der zusammenhängenden Masse des Cordilleren-Systems an. — Die lange Kette der Cordilleren wird durch eine tiefe Einsenkung auf der Landenge von Panamà in zwei große natürliche Hauptabschnitte geschieden, in die süd- und in die nordamerikanischen Cordilleren. Dieser Isthmus besteht aus einem Hügelzuge von kaum 600′ absoluter Erhebung an der höchsten Stelle, so daß der Rio Atrato mit dem San Juan durch den jetzt verfallenen Canal Raspadura verbunden werden konnte.

Die Cordilleren von Süd-Amerika, welche wie seine Hochflächen denen Nord-Amerikas an horizontaler Ausdehnung nachstehen, dagegen sich absolut in Kamm und Gipfeln bedeutend höher erheben und in ihren Parallelketten gedrängter zusammentreten, zerfallen, von S. nach N. gehend, in folgende Abschnitte: 1) Die patagonische Cordillere, welche, am Südende vielfach zertrümmert und zersplittert, auf Feuerland und den benachbarten Felseilanden fortsetzt, wo der südlichste Punkt, Cap Hoorn, als isolirter, nackter Felsen noch 2940′ aus den Fluthen des Meeres emporragt. Sie bildet eine schmale Kette, welche bis 42° s. Br. reicht und in ihrem südlichsten Theile, mit Gletschern bekleidet, steil in's Meer abfällt, nördlicher aber oft mit breiter Terrassenbildung sich zum großen Ocean abdacht. Schmale Meeresarme dringen fiordenartig in ihre tiefen Thäler ein und die vorgelagerten Inseln erscheinen als abgerissene Trümmer einer Bergkette. Nach N. hin scheint sie allmälig an Höhe zuzunehmen und überragt an vielen Punkten die Schneelinie; ihre höchsten Gipfel sind: die Nevados (Schneegipfel) von Yanteles, 7530′, Corcovado, 7050′, und Minchimadom, 7500′. — Nördlich schließt sich daran 2) die ebenfalls nur schmale, aber höher aufsteigende Cordillere von Chile, welche bis zum Wendekreise zieht. Ihr Kamm hat 9—12000′ Höhe, ist mit ewigem Schnee bedeckt und trägt viele hohe Vulcangipfel, so an der südlichen Ecke den V. Osorno, 7100′, östlich von Valparaiso den V. Aconcagua, an Höhe vielleicht der zweite Gipfel des ganzen Systems der Cordilleren, indem er gegen 23000′ über den Meeresspiegel emporsteigen mag. Nach W. hin bildet sie im südlichen Theile ein breites Terrassenland, dessen obere Stufe noch 2—3000′ Höhe hat; in der Mitte ist diese Kette am Breitesten. Als Verzweigungen derselben gegen O. sind zu betrachten: die niedrige Sierra de Puelches, zwischen den oberen Läufen des Rio Colorado und Rio Negro; die Sierra nevada de Cordova und die Sierra de Salta und de Jujui, zwischen den oberen Läufen des Rio Salado und R. Vermejo, niedrige Mittelgebirgslandschaften, welche die Schneegrenze nicht zu erreichen scheinen. — Nun folgt 3) die peruanische Cordillere. Sie besteht anfänglich aus 2, von dem Nevado von Pasco und der Marañon-Quelle an aus 3 parallelen Hauptketten, welche an mehreren Stellen wieder durch Querketten mit einander verbunden sind und gegen Osten sich in Verzweigungen ausbreiten. Wir nennen unter jenen: das Chichas-Gebirge, am Südende; den Knoten von Potosi (unter 20° s. Br.), den Knoten von Cuzco, der größte in der Andeskette, mit dem Gebirge von Vilcañota u. a., an den Quellen des Beni; und den Nevado von Pasco. Zwischen den Knoten von Potosi und von Cuzco erreicht das Alpenland von Peru und mit ihm zugleich das ganze gewaltige System der Cordilleren seine größte Erhebung. Die westliche der beiden Hauptketten, welche sanfter gegen O. zum Thal des Desaguadero, aber in steilen Terrassen und außerordentlich jäh zur Küste abfällt, so daß der Reisende sich in wenigen Stunden aus den fruchtbaren Thälern am stillen Ocean in die wüsten

Regionen der Cordilleren und über 14000′ hoch versetzt sieht, erlangt eine mittlere Kammhöhe von 14500′, worüber sich als höchste Gipfel unter mehreren majestätischen Schneebergen der thätige Vulcankegel des Nevado von Gualatieri (20500′), der Vulcan von Arequipa (17200′) und der kolossale Trachytdom von Chuquibamba (19700′) erheben; der Paß Gualillas erreicht darin 13950′ Höhe. Die östliche Hauptkette ist zwar an 1000′ niedriger, besitzt aber ebenso hohe Pässe und verzweigt sich nach O. in von W. nach O. streichenden Seiten- und Querketten, die schneetragenden Sierras nevadas von Cochabamba und Sta. Cruz, am obern Rio Grande, auf der Wasserscheide zwischen dem Marañon und La Plata, und die Andes von Cuchao, am obern Beni. Diese östliche Kette zeichnet sich durch die höchsten Gipfel aus, welche in Form zerrissener Piks aufsteigen, während in der westlichen Hauptkette die Form von Kegeln und Domen herrscht; es erheben sich darin auf der Ostseite des Titicaca-Sees der Pik von Sorate zu 23700′, der Illimani ebenfalls noch zu 22400′, und zwischen ihnen beiden liegt die höchste Schneekette der neuen Welt in imposanter Majestät, welche den Namen Cordillera Real führt. Alle Pässe liegen hier mehr als 13500′ über dem Meeresspiegel. Zwischen jenen beiden parallelen Hauptketten breitet sich, 12000′ über dem Meere, das Hochplateau von Peru oder Bolivia aus, welches ein Längenthal von 50—66 M. Breite erfüllt und durch die oben genannten Querketten in drei Haupttheile geschieden wird, wovon der mittlere am Ebensten ist, an 1000 □M. begreift und den 250 □M. großen Titicaca-See (11970′ über dem Meere) mit dem Desaguadero, seinem Abfluß, einschließt. Nördlich vom Nevado von Pasco spalten sich die peruanischen Cordilleren in 3 Hauptketten, welche durch die Thäler des Marañon und Huallaga von einander geschieden werden und deren mauerartige Wände nur durch enge Felsspalten unterbrochen werden, so daß sie hier Pässe über 14000′ Meereshöhe besitzen. Am Ostfuße dieser Cordilleren zieht sich ein Gürtel von Sümpfen und Urwäldern hin, welcher ostwärts in die weiten Ebenen der Llanos übergeht. Die reichsten und berühmtesten Bergwerke zeichnen diesen Theil des Cordilleren-Systems, besonders die Gegend um Potosi, aus. — Nachdem sich in dem 6—7000′ hohen Knoten von Loxa die beiden westlichen Zweige der peruanischen Cordilleren wieder vereinigt haben, zieht nördlich davon 4) die abermals in 2 Hauptketten getheilte Cordillera de los Andes von Quito, von 4° s. bis 1½° n. Br., welche eine mehrfach unterbrochene Hochebene, das 8—9000′ hohe Plateau von Quito, einschließt. Nirgends in dem ganzen System der Cordilleren stehen so viele Riesenberge so dicht beisammen, als im O. und W. dieses Hochthales. In der westlichen Kette erheben sich der Gipfel des ausgebrannten Vulcans des Chimborazo (tschimborasso), 20100′ hoch, welcher früher lange Zeit fälschlich für den höchsten Berg der Erde gehalten wurde; der Nevado des Yliniza, 16300′; der Vulcan Pichincha, 14950′; in der östlichen Cordillere finden wir

die Vulcane Cotopaxi (—chi), 17700′; Antisana, 17950′, und den Pik von Cayambe, 18400′. Höchst merkwürdig ist, daß man hier wie bei den meisten erloschenen oder noch in Thätigkeit befindlichen Vulcanen Amerikas, den Antuco in Chile ꝛc. ausgenommen, keine Spur von Lavaergüssen gefunden hat; sie scheinen nur Steine, Asche, Schlamm, Gase, vorzüglich Wasser auszuwerfen. Alex. v. Humboldt (1802), später Boussingault und der Obrist Hall (1831) haben den Chimborazo vergebens zu ersteigen versucht und nur eine Höhe von etwas über 18000′ erreicht. — Die beiden Ketten Quitos vereinigen sich wieder in dem Knoten von Los Pastos, um sich abermals in 5) die drei Cordilleren Neu-Granadas zu spalten. Hier zieht zuerst im W. zwischen der Küste und dem Caucaflusse die gold- und platinreiche Kette von Choco, welche, die niedrigste unter den dreien, gegen N. allmälig zu 4800′ Höhe herabsinkt, bis sie am Nordende nochmals sich zu 8—9000′ erhebt und Bergebenen von 7000′ Höhe trägt. In der Mitte, zwischen den tief einschneidenden Thälern des Cauca- und Magdalenen-Flusses, deren Thäler resp. im obern Theile 3000—1500′ und 1200—600′ Höhe haben, zieht die Kette von Quindiu mit ansehnlicher Höhe gegen N., in welcher sich der hohe Vulcan von Tolima (17200′) auszeichnet; nördlich von diesem breitet sie sich aus und verläuft allmälig in's Tiefland. Endlich streicht eine dritte Kette, die östliche Cordillere, auf dem rechten Ufer des Magdalenenflusses, in abweichender Richtung, nämlich gegen NO.; nur einzelne Gipfel in der Sierra de Suma Paz und der Sierra nevada de Merida steigen noch über die Grenze des ewigen Schnees auf, und westlich von jener breiten sich Plateaux von 7800′ bis 8400′ Höhe aus, wie das von Santa Fe de Bogota.

Nord-Amerikas Cordilleren, welche wie die vorigen im S. am Schmalsten sind, gegen N. sich aber schnell mehr ausdehnen, zerfallen in folgende Abschnitte: 1) Die Cordillere von Guatemala oder Central-Amerika, deren Hauptkette an der Küste des großen Oceans hinzieht und welche vom Isthmus von Panama, wo eine tiefe Einsenkung, mit isolirten Bergen bedeckt, sie von Neu-Granadas Cordilleren scheidet, bis zur Verengung des Landes zwischen den Golfen von Campeche und Tehuantepek reicht. Im W. jener Landenge steigt sie plötzlich steil 8400′ hoch unter dem Namen der Sierra de Veragua auf, welche sich in dem Hochlande von Costarica (4000′ hoch) mit Gipfeln bis 10650′ Höhe erhebt, und dann, mit steilem Abfall zum Nicaragua-See fortsetzend, als Hochland von Honduras gegen O. von der Meeresküste zurücktritt, wo die ganz niedrige, flache Mosquito Küste längs dem caraibischen Meere hinzieht. Nun folgt das Plateau von Guatemala, eine ebene Fläche. Zahlreiche Vulcane erheben sich, meist auf den Randgebirgen dieser Hochebene, weit über den Kamm und die anderen Gipfel, und unter ihnen scheinen die höchsten die beiden Vulcankegel von Amilpas (etwa 12300′) und der Vulcan Agua (12840′) zu sein. Eine andere Einsenkung am Golf von Tehuante-

pek, die sich nur 1100′ über das Meer erhebt, trennt jenes Hochland, mit steilem Abfall dahin, von dem Plateau von Anahuak. Die Hauptkette hat 7000′ mittlere Kammhöhe und trägt ununterbrochene Reihen von Vulcanen, die entweder über das Plateau zerstreut sind oder in keinem Parallelismus zur Hauptaxe der Cordilleren stehen und meist 10000—15000′ Höhe erreichen. Gegen die atlantische Küste sendet sie nur niedrige Verzweigungen, wie die Sierra von Yucatan nach NO. — Jenseit der Einsenkung von Tehuantepek umschließen 2) die Cordilleren von Mexico, welche bis zum Parallelkreise des 21. Breitengrades reichen, als Randgebirge ein 5—8000′ hohes, großentheils sehr ebenes Hochland, das Plateau von Mexico oder Anahuak, höher im SW. als im NO.; beide Ränder fallen in schmalen Vorstufen zu den Gestaden der beiden großen Weltmeere ab und diese zeichnen sich durch ihr mildes Klima und ihre dadurch bedingten günstigen Naturverhältnisse — daher Tierra templada (gemäßigte Region) genannt (die kühle Scheitelfläche des Plateaus heißt T. friar, die heiße Küstenregion T. caliente) — vor den kahlen oder dichtbewaldeten Hängen der südamerikanischen Andes mit ihren tiefen, oft mehrere tausend Fuß senkrecht abstürzenden Spalten (Quebrados) aus. Nicht wie in Süd-Amerika liegen hier die höchsten Gipfel auf dem Randgebirge, sondern auf der Scheitelfläche des Hochlandes selbst, und zwar erscheinen sie hier als eine höchst merkwürdige Reihe von Schneegipfeln und Vulcanen, die, in der Richtung von W. nach O., von einer Küste bis zur andern reicht. Die bedeutendsten Gipfel sind: der Vulcan von Colima, 8600′, im W.; ferner der Vulcan von Toluca 14200′, der Vulcan Popoca-tepetl (d. i. Feuerberg) 16100′ (zuerst 1825 und 1830 von Engländern, dann 1834 von einem Deutschen, einem Engländer und einem Franzosen erstiegen); der Iztaccihuatl (d. h. weiße Frau), 14730′; der Pik von Orizaba oder Citlal-tepetl (Sternberg), 16300′; diese sind fast sämmtlich relativ höher, als das Plateau von Anahuak über dem Meere sich erhebt. — Das östliche Randgebirge des Plateaus von Anahuak bildet, als sogenannte 3) Centralcordillere von Nord-Amerika, welche mehrere Specialnamen führt, die nördlichste Fortsetzung des Meridiangebirges bis zur Mackenziemündung. Man nennt sie gewöhnlich im S. bis zum 30. Breitengrade die Sierra Madre, welche gegen N. sehr an Breite zunimmt; von da bis zu den Quellen des Rio del Norte und Lewis die Grenzcordillere von Neu-Mexico, und vom 40. Breitengrade an bis zu ihrem Nordende die Stony (steinige Berge) oder Rocky Mountains (d. i. Felsengebirge), auch wohl das Oregon-Gebirge. — Zwischen der Sierra Madre und der Grenzcordillere Neu-Mexicos und der parallel damit streichenden, bis zur Quelle des Platteflusses reichenden 4) östlichen Cordillere von Nord-Amerika liegt das noch wenig bekannte, dürre, vegetationsarme, steppenartige, etwa 4—5000′ hohe Plateau von Neu-Mexico, mit sandigem und salzreichem Boden, welches der die Cordillere durchbrechende Rio del Norte (bei Santa

Fe etwa 2500′ hoch) durchfließt. Ein niedriger nordöstlicher Ausläufer der letztgenannten Cordillere ist die Sierra von Texas, welche weiterhin fortsetzend Ozarkgebirge genannt wird, hierin auf 1800′ herabsinkt und bis zum Zusammenfluß des Missouri und Mississippi reicht. Als dessen nordöstliche Fortsetzung ist jenseit des Mississippi bis zum Südufer des Erie- und Ontario-Sees ein nur wenig Hundert Fuß über die Ebene ansteigender, etwa 800′ hoher Landrücken anzusehen. Von der Quelle des Platteflusses, unter 40° Br., zieht der letzte Ausläufer der östlichen Cordillere (wohl nicht über 1600′ hoch) nach NO. uuter dem Namen der Black Hills oder schwarzen Hügel zum Missouri, und jenseit dieses Flusses erstreckt sich ein Landrücken bis zu den Quellen des rothen Flusses und Mississippi, von wo an er das Norduser der canadischen Seen und das linke Ufer des St. Lorenzstromes begleitet. Wo jene Hauptketten zusammentreten (an der Quelle des Rio del Norte), entsteht ein Gebirgsland mit Schneegipfeln, worin der Schneepik (unter 43° Br., 12730′ hoch), das Big Horn, der James Pik und der spanische Pik die bedeutendsten Spitzen (9600—11200′ hoch) sind. Die Rocky Mountains, welche sich anfänglich senken, dann aber wieder unter 48—49° Br. an Höhe zunehmen (bis gegen 8000′) werden weiter nördlich allmälig niedriger und sollen nicht ganz ohne Unterbrechung gegen N. bis zum arktischen Eismeere fortsetzen. Unter 51—52° Br. erheben sich indeß noch die hohen Gipfel des Mount Hooker (an 15700′) und Mount Browne. — 5) Die westliche Cordillere von Nord-Amerika oder die nordamerikanischen Seealpen, welche vom C. Lucas, der Südspitze Californiens, längs der Westküste hinziehen, nach welcher ihre Abfälle steil und zerrissen sind, und bis Aljaska reichen. Auf jener Halbinsel erreicht sie nur Mittelgebirgshöhe (der Vulcan Giganta 6400′); aber unter 40° Br. erhebt sie sich schon zu 9000′, unter 44° im Pik Jefferson zu 10—11000′, unter 45° im Hoodberge 15500′, im N. vom Columbiaflusse im St. Helensberge 11700′, und nördlich vom Croßsunde erlangt sie vielleicht ihre größte Erhebung, indem die wahrscheinlich vulcanischen Gipfel des Schönwetterberges oder Mount Fairweather (13800′) und des Eliasberges (16750′), was der höchste bekannte Punkt auf der ganzen nördlichen Halbkugel jenseit des 50. Breitengrades ist, sich auf derselben erheben. Die der zerrissenen Küste vorgelagerten Inseln NW.-Amerikas erscheinen als Trümmer dieser Cordillere, welche sich im S. und N. durch ihre vulcanische Natur auszeichnet. So erheben sich an Cook's Einfahrt zwei Vulcane von 11320′ und 10570′ Höhe, ferner der Vulcan von Unimak 8400′ (7580′) und die rauchenden und in ewigen Schnee gekleideten Gipfel (3500—5100′ hoch) der übrigen Aleuten. Auch die noch wenig erforschte Westküste an der Behringsstraße scheint gebirgig und felsig zu sein; daselbst erreicht das Prinz-Wales-Cap 2400′ Höhe. Weite, aber noch sehr wenig bekannte Plateaulandschaften, die von Neu-Californien und von Oregon, breiten sich zwischen der westlichen und centralen Cordillere aus und

scheinen im südlichen Theil, am mittlern Colorado, auf ihren Scheiteln den Charakter einer wasserarmen Wüste, die mit Sand und Salz bedeckt ist, zu tragen. — Endlich 6) die Cordillere von Sonora, welche vom Nordende des Westrandes des Plateaus von Anahuak, westlich von der Sierra Madre, nordwestlich bis zur Mündung des Rio Colorado und zur Kette der Seealpen reicht und gegen den Busen von Californien in mehreren Stufen abfällt, gegen N. aber allmälig zum Tafellande von Neu-Californien herabsinkt. Zwischen ihr und der Sierra Madre liegt ebenfalls eine hohe Plateaulandschaft, woselbst Durango noch 6400′ über dem Meeresspiegel liegt.

Außer den Cordilleren trägt unter den getrennten Gebirgsgruppen Amerikas nur noch eine, nämlich das kleine Massengebirge der Sierra nevada de Santa Marta, östlich von der Mündung des Magdalenenflusses, den Charakter des Hochgebirges. Steil erhebt es auf allen Seiten seine wild zerrissenen Wände burgähnlich aus dem Tieflande und trägt auf seinen vielleicht an 18000′ hohen Spitzen ewigen Schnee. Alle übrigen isolirten Gebirgsglieder des Erdtheils gehören dagegen vorherrschend der Form des Mittelgebirges und der Kettengebirge an; jedes davon hat seine eigenthümliche Richtung, und je größer ihre räumliche Ausdehnung, desto niedriger erheben sie sich im Allgemeinen. Es sind dies in Süd-Amerika: Das Küstengebirge von Venezuela, etwa 1100 □M. einnehmend, welches sich an die NO.-Ecke der Sierra nevada de Merida anschließt, längs der Nordküste hinzieht und auf der Insel Trinidad endigt. Es besteht aus parallelen Ketten, welche gegen N. steil, gegen S. weit sanfter abfallen, erreicht in der Silla (spr. ßilja) de Caracas, zugleich einem der höchsten Berge Süd-Amerikas im O. der Andes, seine größte Höhe (8100′) und sinkt östlich davon herab. — Das Gebirgssystem von Parime oder das Hochland von Guyana (14500 □M.) besteht aus einem erst zum Theil erforschten, unregelmäßig zusammengehäuften Kettensysteme, mit vorherrschender Richtung von OSO. nach WNW. und engen Längenthälern, und breitet sich zwischen den Ebenen des untern Orinoco und des Amazonenstroms aus. Nach dem Innern nimmt die Höhe zu, so daß die östliche Kette nur 2000′, die westliche (Sierra Parime) bis 4800′ aufsteigen mögen. Als höchste Spitzen dieses Gebirgslandes gelten die Maravaca in der südlichsten Kette, vielleicht 10—11000′ hoch, der Duida, 7800′, der Roraima 7000′. — Das brasilianische Gebirgsland, das ausgedehnteste unter den getrennten Gebirgsgliedern des Erdtheils (18000 □M.), erstreckt sich westwärts bis zum Parana, Paraguay und Araguay und erhebt sich auf Plateauflächen von 1—2000′ Höhe, welche meist ziemlich parallel der Ostküste von mehreren Bergketten, mit hohen Thälern dazwischen, durchzogen werden. Zu diesen gehört im O. die niedrige Küstenkette Serra do Mar (3000′ hoch), welche von der Platamündung bis in die Nähe von Rio Janeiro zieht und nach N. an Höhe zunimmt: Zweige derselben ziehen sich westwärts in's Innere über das 2500′ hohe Tafelland von Brasilien, den Ser-

tas. Unter 26° s. Br. löst sich davon die höchste Kette des ganzen Systems, die Serra do Espinhaço (Rückgratgebirge) oder die Kette von Villa Rica, ab, welche in Stufen zur Küste abfällt und nördlich bis zum untern Lauf des S. Francisco reicht. In der Quellgegend des Parana erhebt sie sich am Höchsten und führt den Namen der Serra da Mantequeira, deren Kamm etwa 3000′ Höhe besitzt und Gipfel von über 7000′ trägt; hier erheben sich der Itacolum (5400′) und der Itambe (5600′) als die bekanntesten Gipfel. Gegen W. verbindet dieselbe ein Zweig, die Serra negra, mit der Serra dos Vertentes (d. h. Wasserscheidengebirge), ein niedriger Bergrücken, der nicht über 2700′ hoch ist, zwischen dem Parana und Paraguay im S., und dem S. Francisco und Paranahyba im N. Ganz niedrige Zweige laufen davon zwischen dem letztern Flusse und dem Tocantins aus. An der Quelle des Paraguay zweigt sich ein Höhenzug, welcher Cordillera Geral genannt wird, gegen WNW. ab und läuft als Wasserscheide zwischen dem Marañon und Paraguay; er erreicht ebenfalls nur eine geringe Höhe; sein breiter Rücken trägt in den Campos Parecis, einem wellenförmigen Lande von kaum 1000′ absoluter Erhebung, dürre Sandwüsten ohne Vegetation, obwohl an seinem Fuße große Ströme des Erdtheils entspringen. Am obern Parana breiten sich zwischen den genannten Hauptketten weite Hochflächen oder Pampas aus, auf denen sich jedoch kein namhafter Berg erhebt.

In Nord-Amerika liegen getrennt: das System der Alleghanis (—genies), welches aus Parallelketten mit der Streichungslinie von SW. nach NO., also parallel der Küste, zusammengesetzt ist, vom mexicanischen Golf bis zum St. Lorenzbusen zieht und im Mittel nur 2—3000′ Höhe erreicht. In einzelnen Theilen führen sie die Namen Apalachen, grüne Berge, Cumberland-Gebirge oder Laurel Hills (Lorbeer-Berge), die westlichste Reihe; die der Ostküste am Nächsten ziehende hat keinen allgemeinen Namen: bald nennt man sie das Nord- oder Süd-Gebirge, bald im nördlichsten Theile das Albany-Gebirge, bald die blauen Berge, ein so unbestimmter Ausdruck, daß in vielen Gegenden einzelne Theile damit bezeichnet werden. Sanfte breite Vorstufen begleiten das Gebirge, welches über 8000 □M. einnimmt und etwa 30 M. breit ist, auf beiden Abhängen. Das größte Längenthal darin durchfließt der Tennessee. Mehrere atlantische Küstenflüsse bilden darin Längenthäler und durchbrechen die östlichen Ketten in engen Querthälern, wie der James-Fluß; andere entspringen am äußern Rande, noch andere wie der Susquehannah, Hudson, Connecticut und St. Johns bilden Querthäler durch das ganze Kettensystem. Unter diesen engen Querthälern sind in der östlichen Kette die des Potomak und Delaware zu nennen, während der Hudson das ganze System in einer engen Spalte durchbricht, von der ostwärts unter 44½° Br. sich die weißen oder Washington-Berge, 6240′ hoch, als der Culminationspunkt des ganzen Gebirges erheben. Das Gebirge Neu-Englands wird ebenfalls von einem Querthal durchsetzt, in welchem der

St. Johns-Fluß zur Fundy-Bai fließt. Das Alleghany-System endigt, an Höhe abnehmend, in einiger Entfernung dem Laufe des St. Lorenz-Stromes folgend, südlich von dessen Mündung in einem wellenförmigen Lande. — Von den Felsengebirgen Labradors, welche zwischen der Hudsons-Bai und dem St. Lorenz-Busen liegen, 2—3000′ hoch und mit Schnee bedeckt sind und an der Nordostküste Gletscher tragen, die bis zum Meeresspiegel herabreichen, wie von den arktischen Gebirgen, insbesondere den schnee- und eisgepanzerten Küstengebirgen Grönlands, deren Höhe im O. auf 3—4000′, im W. noch größer angeschlagen wird, wissen wir nur äußerst wenig, besonders nicht, wie weit sich diese Gebirge in's Innere erstrecken. Die Zugänglichkeit dieser Länder ist sehr beschränkt und verhindert in Verbindung mit den ungünstigen klimatischen Verhältnissen die Erforschung. Nicht ohne Grund vermuthet man, daß Grönland durch Meeresarme, welche von Eismassen geschlossen sind und deshalb leicht für bloße Buchten gehalten werden können, in mehrere Inseln getheilt sei. — Endlich sind hierher noch die insularen Gebirge der großen Antillen, ein System von Parallelketten, zu zählen, welche als zertrümmerte östliche Fortsetzung der Sierra von Yucatan betrachtet werden können und aus zwei Zügen bestehen, die auf Haiti zu einem Knoten zusammentreten. Sie erreichen noch ansehnliche Höhe, besonders auf Porto-Rico, auf Cuba (7000′), Jamaica, wo das blaue Gebirge vielleicht den Culminationspunkt dieses ganzen Systems trägt (7680′), Haiti (6000′). Auch die meisten kleinen Antillen, deren Kette, mit einem convexen Bogen gegen O., von N. nach S. zieht und die Scheide zwischen dem atlantischen und caraibischen Meere bildet, sind hoch (1000—5100′) und felsig und zum Theil vulcanischen Ursprungs; auf St. Vincent und Guadeloupe erheben sich noch thätige Vulcane zur Höhe von 5000′. Nur die Bahama-, die Jungfern- und mehrere kleine Inseln des westindischen Archipels gehören zur Classe der niedrigen, flachen Inseln und sind von Korallen aufgeführt, haben aber in Folge der örtlichen Verhältnisse mehr längliche als runde Gestalt angenommen. Die Kette der Bahama-Inseln erhebt sich an den Rändern eines unterseeischen Plateaus, der Bahama-Bank, durch welche gleichsam eine Verbindung der großen Antillen mit Florida, die der reißende Golfstrom jetzt unterbricht, angedeutet erscheint.

Wir wenden uns nun von der Betrachtung der Gebirgslandschaften und Hochländer zu den Tiefländern des neuen Continents. Wie in dem Hochgebirgssysteme der Cordilleren, so ist Amerika auch durch die kolossale Ausdehnung seiner Tiefebenen ausgezeichnet; noch mehr charakteristisch aber ist für den Erdtheil der Mangel an Uebergangsformen aus dem Hoch- in's Tiefland, oder an mittleren Stufen, vorzüglich in Süd-Amerika, wo die weiten Ebenen sogar noch größere Dimensionen als im N. haben. Auf langen Strecken steigt das Land ganz allmälig von der Küste des atlantischen Oceans nach W. hin an, bis sich meist plötzlich die Cordillere über ½ Meile hoch aus dem Tieflande erhebt, die, oft nur 15—20 M. breit, noch

steiler und an vielen Stellen fast unmittelbar und ohne alle Zwischenstufe zum Gestade der Südsee abfällt. Vorherrschend nimmt das Tiefland die Mitte des Erdtheils ein, indem es sich zwischen den Cordilleren im W. und den getrennten Gebirgsgliedern oder Küsten im O. ausbreitet. Wenn man von der Magelhaens-Straße nordwärts bis zur Mündung des Orinoco (über 900 M. weit) oder vom Delta des Mississippi bis zur Mackenzie-Mündung in's Polarmeer (600 M.) reist, so hat man auf diesen langen Strecken nirgends ein ansehnliches Gebirge, oft kaum merkliche Anschwellungen des Bodens zu überschreiten, so daß sich von der Südspitze bis zum arktischen Meere gewissermassen eine einzige, in der Mitte durch einen großen Meerbusen erfüllte Tiefebene zieht, welche nur an wenigen Stellen durch niedrige Höhenzüge oder isolirte Gebirgsgruppen unterbrochen wird, nämlich durch die schwarzen Hügel und das Ozark-Gebirge in Nord-, durch die Cordillere Geral und die Kette von Venezuela in Süd-Amerika. Nirgends tritt dieses gewaltige Tiefland an die Küste des großen Oceans, während es an den Mündungen der drei größten Ströme des Erdtheils unmittelbar den atlantischen Ocean erreicht. Die räumliche Ausdehnung dieser Ebenen, zu denen noch an der Ostküste getrennt auftretende kleinere Tiefländer kommen, beträgt 408000 □M., also fast $\frac{2}{3}$ vom Areal des ganzen Erdtheils, nämlich in Süd-Amerika sogar gegen $\frac{3}{4}$ (246000 □M.), in Nord-Amerika hingegen kaum die Hälfte (162000 □M.). Sonach herrscht in diesem Continent die Form des Tieflandes etwa in demselben Verhältniß, wie in Asien die des Hochlandes vor. — Die wichtigsten Ebenen des Erdtheils sind folgende: die Ebene der arktischen Abdachung zwischen dem Felsgebirge, der Hudsonsbai, Labrador und dem Eismeere, etwa 100000 □M. einnehmend. Mehrere hundert Meilen landeinwärts behält sie den Charakter einer einförmigen ebenen oder welligen Fläche, ähnlich wie das große sibirische Tiefland in der alten Welt. Ein großer Theil derselben hat jedoch den Charakter einer ganz niedrigen Hochfläche, welche von niederen, regellos zerstreuten Felsrücken bedeckt ist. Zwischen letzteren haben sich die fließenden Gewässer zu unzähligen Seen angesammelt, deren Niveau so beschaffen ist, daß nicht selten beim Anschwellen derselben ein Abfluß nach verschiedenen Seiten statt findet, so daß an einigen Stellen temporär verschiedene Wassersysteme mit einander in Communication treten. — Westlich vom Mississippi breitet sich das große Binnen-Tiefland Nord-Amerikas, unter dem Namen der Savannen oder Prairien dieses Flusses, aus; dies sind einförmige, grasbedeckte Flächen, welche an einzelnen Stellen mit Bäumen besetzt sind, zuweilen auch noch von Urwald unterbrochen werden und gegen SW. zum Theil in unfruchtbare Wüsten und dürre Steppen übergehen. Ihr Areal beträgt etwa 45000 □M. Sie reichen westwärts bis zum Fuße der Cordilleren, und werden durch die Sierra von Texas und deren Fortsetzung in zwei ungleiche Theile getheilt, gegen N. aber durch den breiten Höhenzug der schwarzen Hügel von dem arktischen Tieflande getrennt. Zwischen dem Ozark- und dem Felsgebirge erhebt

sich das Becken des Mississippi bedeutend, indem hier hinter einander kleine Plateaux stufenförmig auf einander folgen, worunter das westlichste vielleicht 2700' Höhe erreicht. Im mittlern Laufe des Mississippi ist die Tiefebene eine von W. nach O. ganz sanft geneigte Fläche; seine Nebenflüsse auf dem rechten Ufer nehmen meist mit reißendem Laufe, in breiten, aber seichten und nur einen Theil des Jahres mit größerer Wasserfülle ausgestatteten Betten, ihren Lauf ostwärts. — Oestlich von den Alleghanis zieht sich von der Fundy-Bai südwärts, allmälig von W. nach O. an Breite zunehmend, längs der Ostküste bis zum mexicanischen Golf die wellenförmige, an Culturland ungemein reiche atlantische Küstenebene in einer Breite von 30—36 Meilen hin (17000 □M.); sie wird von zahlreichen, zwar kurzen, aber wasserreichen Flüssen durchfurcht. Im N. ist die Küste noch felsig, steil und hafenreich; südlich von der Mündung des Hudson-Flusses wird sie dagegen flach, sandig, oft treten seichte Strandlagunen an die Stelle von Buchten, und im südlichsten Theile begegnen wir abwechselnd großen Sumpfstrecken (Swamps), meilenlangen Rohrbrüchen, stehenden Lachen und dürren Sandflächen.

An der Nordküste von Süd-Amerika tritt in ihrem westlichen Theile das wellenförmige Tiefland des Magdalenen-Flusses (6800 □M.) auf, welches die Sierra nevada von Sta. Marta wie eine Insel ringsum einschließt; gegen O. zieht sich die kleinere, nur schmale Küstenebene von Guyana (2200 □M.) am Meere hin. Ansehnlicher sind die Llanos (spr. lj—) oder Ebenen des Orinoco (16000 □M.), die sich im N. vom obern Rio Negro an dessen linkem Ufer ausbreiten und vom Hochlande von Guyana, der atlantischen Küste und der östlichen Cordillere Neu-Granadas eingeschlossen werden. Diese Steppenflächen, eine charakteristische Erscheinung des Erdtheils, deren völlige, meeresgleiche Ebenheit nur durch wenige Fuß über das allgemeine Niveau hervortretende Felsbänke unterbrochen wird, tragen weder Hügel noch Waldung; in der heißen Zeit erblickt man nichts als trockene, dürre, vegetationsarme Steppen; aber nachdem die tropischen Regengüsse eine Zeit lang Alles unter Wasser gesetzt, bekleidet sich die ganze Fläche wieder mit einer üppigen hohen Grasdecke. — Dann folgen südlicher die unabsehbaren Ebenen des Marañon, welche eine Oberfläche von 125000 □M. bedecken, ganz allmälig sich von W. nach O. hin senken und vom brasilianischen Gebirgslande und den Cordilleren begrenzt werden. Undurchdringliche Urwälder (**Bosques, Selvas**) ziehen sich bis auf die Höhe der Cordilleren und der Sierra Parime hinauf, oder schließen die Ufer des mächtigen Stromes ein; aber ein großer Theil besteht ebenfalls aus Grasfluren oder Steppen, deren Einförmigkeit weder durch Bäume noch Hügel unterbrochen wird. Die Cordillera Geral scheidet dieses weite Tiefland von den Pampas des La Plata-Stromes (72000 □M.), ebenfalls unabsehbare, mit Gras bedeckte Steppen ohne Baumwuchs, woselbst jedoch an einzelnen Stellen Sumpfstrecken und pflanzenarme Steppen mit Salzboden auftreten. Südlich vom Colorado hängen

diese Pampas endlich noch mit den dürren, steinigen und salzreichen Steppenflächen Patagoniens (24000 □M.) zusammen.

Klima und Boden.

Abgesehen von der großen klimatischen Verschiedenheit, welche in einem Lande stattfinden muß, welches von einem Pol zum andern seine größte Ausdehnung hat und durch alle Zonen reicht, kann man nur sagen, daß Amerika in höheren Breiten auffallend kälter ist, als die gegenüberliegenden Länder am atlantischen Ocean*). Die wichtigsten Ursachen dieser geringern Wärme bestehen in der verhältnißmäßig geringen Ausdehnung von W. nach O., verbunden mit der Lage zwischen zwei großen Becken des Weltmeeres, wodurch dem Klima im Allgemeinen, wenn auch West- und Ostküste und Inneres sich ähnlich wie in der alten Welt unterscheiden, bis zu gewissem Grade ein oceanischer Charakter aufgedrückt wird. Die Luft ist deshalb in den meisten Gegenden durch hohe Feuchtigkeit ausgezeichnet, und an vielen Orten fallen außerordentlich reiche Niederschläge aus der Atmosphäre. Die großen und zahlreichen Seen, die gewaltigen wasserreichen Ströme, welche oft viele Meilen weit Alles unter Wasser setzen, die hohen Schneegebirge sind natürlich nicht ohne Einfluß auf die klimatischen Erscheinungen und tragen vereinigt, indem sie die Feuchtigkeit steigern, im Allgemeinen dazu bei, die Temperatur zu erniedrigen, so daß der Charakter Amerikas in den tropischen Regionen vorzugsweise durch den Ausdruck feuchte Wärme bezeichnet werden kann. In den Savannen und Llanos erhitzt sich der Boden in der Sonne wegen der Grasdecke weniger, als in den Sandwüsten, welche dem Erdtheil fast ganz fehlen, und wegen ihrer ungeheuren Dimensionen üben sie einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Temperaturverhältnisse aus; die Ebenen der nördlichsten Gegenden dagegen sind mit einer Filzdecke von Moosen und Flechten bekleidet. Die unermeßlichen Urwaldungen, welche auf diesem Continent angetroffen werden, äußern auch durch den Schutz, den sie dem Boden gegen die Sonnenstrahlen und die Wärmeausstrahlung verleihen, wie durch die gehemmte Verdunstung, eine andere Wirkung, als wenn der Boden nackt wäre. Nur wenige Gegenden, wie die Hochebenen zwischen den Cordilleren-Zweigen und das Innere von Nord-Amerika, sind mehr mit einem trocknen, continentalen Klima begabt. In dem größten Theile von Nord-Amerika fällt der Niederschlag bald flüssig, bald fest herab; Süd-Amerika hingegen gehört mehr der Regenzone an. Wenn wir alles feste Land auf der Erde, welches zwischen den beiden Wendekreisen gelegen, mit 1 bezeichnen, so gehören Amerika $^{3}/_{10}$, d. i. gegen ein Drittel, davon

*) Ohne Zweifel hauptsächlich darum haben die Einwanderer der verschiedenen europäischen Völkerstämme, mit Ausnahme der französischen Canadier, in der neuen Welt im Allgemeinen ihre Wohnsitze 10 Grad südlicher aufgeschlagen.

an; aber es ist klar, daß ein weiter Meeresgolf, wie der mexicanische, im Norden der großen Masse des tropischen Festlandes von Süd-Amerika gelegen, auf den aufsteigenden Luftstrom, der sich daselbst entwickelt, anders wirken, also auch die Temperatur höherer Breiten modificiren muß, als wenn, wie im W. der alten Welt, sich große Continentalgebiete weit von W. nach O. erstrecken; und ebenso leuchtet ein, daß das Meridiangebirge des Erdtheils, welches zu den Riesengebirgen der Erde gehört, andere Abweichungen in der Windrichtung und den davon abhängigen Witterungsphänomenen hervorruft, als Hochgebirgsketten, welche mehr in der Richtung der Parallelkreise streichen, wie wir in der alten Welt gefunden haben.

Wenn wir die Temperaturvertheilung Amerikas mit der in den anderen Erdtheilen vergleichen, so zeigt sich, daß West- und Ostküste und Inneres analoges Verhalten wie in der alten Welt zeigen; daß in höheren Breiten Amerika auffallend kälter als die gegenüberliegende Küste von Europa ist; daß die mittlere Temperatur im Innern und

Ort.	Breite.	W. Lge. F.	Höhe. Par. Fuß.	Temperatur	
				Jahres.	Winters.
Port Famine *)	$53^3/_4$° s.	$53^1/_4$°	—	—	1°
Buenos-Ayres	$34^2/_3$ s.	$40^3/_4$	—	$13^1/_2$°	9
Rio de Janeiro	23 s.	$25^2/_3$	...	$18^1/_2$	$16^1/_4$
S. Luis do Maranhão	$2^1/_2$ s.	$26^2/_3$	—	$21^3/_4$	—
Quito	$^1/_4$ s.	61	8970	$12^1/_2$	—
Sta. Fe de Bogota	$4^2/_3$ n.	$56^1/_2$	8200	12	—
Paramaribo	$5^3/_4$ n.	$37^1/_2$	—	$21^1/_4$	—
Cumana	$10^1/_2$ n.	$46^1/_2$	—	22	—
Caracas	$10^1/_2$ n.	$49^1/_2$	2730	$17^1/_2$	—
Maracaybo	$11^1/_3$ n.	$56^1/_2$	—	23	$22^1/_4$

Das Klima der Andes wird durch folgende Vergleichungen veranschaulicht werden. In den Ebenen des Orinoco herrscht täglich eine 4° höhere Wärme als zu Palermo im August; steigt man aber auf die Cordilleren, so findet man zu Popayan, 5470′ über dem Meere, die Wärme der drei Sommermonate zu Marseille; zu Quito (8970′ hoch) die Wärme wie

Ort.	Breite.	W. Lge. F.	Höhe. Par. Fuß.	Temperatur	
				Jahres.	Winters.
Jamaica	$17^3/_4$° n.	59°	...	21°	$19^3/_4$°
Tortola	$18^1/_2$	57	780	$20^3/_4$	20
Vera-Cruz	$19^1/_4$	$78^1/_2$	—	20	$17^1/_4$
Mexico	$19^1/_2$	$81^1/_2$	7000	$13^1/_4$	$10^1/_2$
Havaña	$23^1/_6$	$64^3/_4$	—	20	18
Key West	$24^1/_2$	$64^1/_4$	—	$19^3/_4$	$17^1/_4$

*) So mild auch der Winter hier erscheint, so wird doch die Sommertemperatur durch den oceanischen Einfluß so herabgedrückt, daß außer wenigen Bäumen ꝛc. nur Moose und Flechten Gedeihen finden; Schneefall ist hier selbst im Sommer eine gewöhnliche Erscheinung.

an der Ostküste Nord-Amerikas nach dem Pole hin sehr schnell abnimmt, und daß in der arktischen Zone der zweite Kältepol liegt, um den sich, wie um den asiatischen, die Isothermen lagern, welche mit der Annäherung an den Wendekreis immer schwächere Abweichungen von den Parallelkreisen zeigen. In höheren Breiten nimmt die mittlere Temperatur des Jahres von W. nach O. ab, so daß sich die Isothermen erst nahe der Ostküste wieder sanft gegen den Pol heben. Die früher mitgetheilten Zahlenelemente für Europa, Asien und Afrika werden bei Zusammenstellung mit den folgenden für Amerika, wo uns jedoch nur der Osten der nördlichen Hälfte genauer und vollständiger bekannt ist, nähern Aufschluß über die zwischen den beiden großen Continenten obwaltenden Verschiedenheiten geben, und zugleich darthun, wie sich auch in der Temperaturvertheilung im Laufe des Jahres mehr oder weniger der Einfluß der Feuchtigkeit, welche den Erdtheil charakterisirt, geltend macht. — Wir beginnen mit Süd-Amerika, wo nur sparsame Beobachtungen angestellt sind*).

(Réaumur) des			Unterschied der Sommer- und Winterwärme.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.		
—	1/2°	—	—	—
18°	8 3/4	19°	9°	10 1/4°
21	15 3/4	21 1/2	4 3/4	5 3/4
—	21	21 3/4	—	3/4
—	11 3/4	13	—	1 1/4
—	11	13	—	2
—	20 1/2	22 1/2	—	2
—	21 1/2	23 1/2	—	2
—	16	19 1/4	—	3 1/4
24 1/4	21 3/4	24 1/2	2	2 3/4

zu Ende des Mais in Paris; auf den Paramos der Andes (10800′ hoch) endlich wie zu Anfang Aprils daselbst.

In Westindien und auf dem benachbarten südlichen Theile von Nord-Amerika sind folgende Punkte bezeichnend für die Temperaturverhältnisse des Erdtheils bis zu der nördlichen Grenze der heißen Zone:

(Réaumur) des			Unterschied der Sommer- und Winterwärme.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.		
22°	19 1/2°	22°	2 1/4°	2 1/2°
21 3/4	19 1/4	22	1 3/4	2 3/4
22	17	22 1/4	4 3/4	5 1/4
15 1/4	9 3/4	15 3/4	4 3/4	6
22	17 1/2	22	4	4 1/2
22 1/4	16 3/4	22 1/2	5	5 3/4

*) Die Temperaturverhältnisse bei jedem einzelnen Lande zu betrachten, schien, bei dem Mangel solcher Angaben für die meisten Gegenden, nicht rathsam. Die hier mitgetheilten Tabellen gewähren zugleich den Vortheil größerer

Nördlich vom mexicanischen Golf bis etwa zum Parallelkreise des 45. Grades n. Br. findet sich östlich vom Mississippi eine größere Menge von Stationen, wo längere Zeit hindurch die Witterungs-

Ort.	Breite.	W. Lge. F.	Höhe. Par. Fuß.	Temperatur	
				Jahres.	Winters.
Brooke	28° n.	65°	—	18¼°	14¼°
St. Augustine	29¾	64	. . .	17¾	13¼
New-Orleans	30	72	—	16½	10½
Jesup	31½	76¼	160	15¾	9½
Savannah	32	63½	. . .	15	9½
Bermudas-Inseln	32⅓	47⅙	—	16	12
Augusta	33½	64¼	. . .	14¼	7¾
Fort Monroe	37	58½	—	13	5¾
St. Louis, Mississippi	38½	72⅔	660	10½	½
Cincinnati	39	66¾	500	10	¾
Baltimore	39¼	59	. . .	9¼	¼
Marietta	39½	63¾	600	9¼	1
New-York	40⅔	56⅓	—	8¼	— ¼
Fort Wolcott	41½	53⅔	—	8	+ ¼
Councill Bluffs	41½	78	750	8	— 3¾
Boston	42⅓	53⅓	. . .	7	— 1¾
Salem	42½	53¼	—	7	— 2
Fredonia	42½	61¾	660	6¾	— 2¼
Albany	42⅔	56	120	7	— 3
Cherry Valley	42¾	57	1250	5	— 4½
Fort Crawford	43	73¼	550	6¾	— 5½
Utica	43	57½	160	5¾	— 3¾
Rochester	43⅙	60⅙	480	6½	— 3
Fort Howard	44⅔	69⅓	570	5½	— 5½
Potsdam, N.-York	44¾	57¼	370	4¾	— 6
Eastport	44⅚	49¼	—	4½	— 4¼
Fort Snelling	44⅚	75½	740	6	— 7
Montréal	45½	56	. . .	5½	— 6½
Fort Vancouver	45⅔	105	. . .	9¼	+ 3½
Fort Brady	46¼	67¼	560	4¼	— 5
St. John's	47½	35	130	2¾	— 4

Uebersichtlichkeit und können leicht zur Ergänzung der klimatischen Schilderung jedes Staats benutzt werden.

verhältnisse beobachtet worden und genauer bekannt sind. Nur einige davon wollen wir anführen, um die Vertheilung der Temperatur zu erläutern und zur Vergleichung mit der alten Welt Material zu geben.

(Réaumur) des			Unterschied der Sommer- und Winterwärme.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.		
21 1/2°	12 3/4°	21 3/4°	7 1/4°	9°
22	12 1/2	22	8 3/4	9 1/2
22	10 1/4	22 1/4	11 1/2	12
22	9	22 1/2	12 1/2	13 1/2
20 1/2	8 1/2	21	11	12 1/2
20	—	—	8	—
21	7	21 3/4	13 1/4	14 3/4
20	4 3/4	20 3/4	14 1/4	16
19 1/4	— 1	20 1/2	18 3/4	21 1/2
18 1/4	— 1/2	18 3/4	17 1/2	19 1/4
18 1/2	— 1/2	19 1/4	18 1/4	19 3/4
17 1/2	+ 1/4	18	16 1/2	17 3/4
17	— 3/4	18	17 1/4	18 3/4
16	— 1	17	15 3/4	18
19	— 5 1/2	19 1/2	22 3/4	25
16	— 2 1/2	17 1/2	17 3/4	20
16 1/2	— 3	17 3/4	18 1/2	20 3/4
16	— 3	17 1/4	18 1/4	20 1/4
17	— 4	18	20	22
14 3/4	— 5 1/2	15 3/4	19 1/4	21 1/4
17 3/4	— 6 1/2	19	23 1/4	25 1/2
15	— 4 1/2	16	18 3/4	20 1/2
15 3/4	— 3 1/2	16 3/4	18 3/4	20 1/4
16 1/4	— 6 1/4	17 1/2	21 3/4	23 3/4
15 1/4	— 6 1/2	16	21 1/4	22 1/2
12 3/4	— 5	13 3/4	17	18 3/4
17 1/2	— 8	18 1/2	24 1/2	26 1/2
16 1/4	— 7 3/4	17 1/2	22 3/4	25 1/4
14 1/2	+ 1 1/2	15 1/4	11	13 3/4
13 1/2	— 6	14 1/2	18 1/2	20 1/2
9 3/4	— 5	11 1/2	13 3/4	16 1/2

Endlich bleiben uns noch, um von dem ganzen Erdtheil ein Bild hinsichtlich der Wärmevertheilung zu geben, die hochnordischen Regionen übrig, wo meist nur vorübergehend und eine kurze Zeit hindurch, während kühne Reisende an einer Station ihr Quartier auf-

Ort.	Breite.	W. Lge. F.	Höhe. Par. Fuß.	Temperatur	
				Jahres.	Winters.
Neu-Archangel.........	57° n.	117⅔°	...	+ 5½°	+ ½°
Nain, Labrador........	57⅙	44⅙	—	— 3	— 14½
Fort Simpson.........	62⅙	103⅚	240	— 2¾	— 18¾
Godthaab, Grönland ...	64⅙	34	...	— 1½	— 8
Fort Franklin.........	65⅕	105½	210	— 6½	— 21¾
Winter-Insel..........	66⅙	65½	—	— 11¼	— 23¼
Igloolik-Insel.........	69⅓	64⅖	—	— 13¼	— 23¾
Boothia Felix.........	70	74⅙	—	— 12½	— 26½
Grönländische See (Luft)	72	1	—	——	——
Port Bowen..........	73¼	71¼	—	— 12½	— 25½
Melville-Insel.........	74¾	93⅙	—	— 14¼	— 27⅖

Um auch von der Größe der Schwankungen der Temperatur in verschiedenen Breiten eine Vorstellung zu geben, lassen wir auch einige Angaben darüber folgen. Die größte Schwankung des Thermometers, die im ganzen Jahre beobachtet worden, beträgt zu Quito 12¾° R. (nämlich das Minimum + 4¾°, das Maximum 17½°); zu Vera-Cruz 15¾ (Min. 12¾, Max. 28½); zu Havaña 17¾ (+ 8 und 25¾); zu Rio Janeiro 18½ (9 und 27½); zu Buenos-Ayres 30¼ (— 1¾ und 28½); zu Salem 50½ (— 20 und 30½); zu Montréal 59¼ (— 29¾ und 29½); zu Felix-Hafen 57½ (— 40½ und 17); auf der Melville-Insel 51° (— 38½ und 12½). Die niedrigste Temperatur, welche in geringer Höhe über dem Meere beobachtet worden, ist zu Lima + 11° *), zu Paramaribo + 13, auf Jamaica + 14¼, zu New-Orleans — 3°, zu Savannah — 13, auf der Insel Sitcha — 16, zu Quebec schon unter — 32°, so daß in so niedriger Breite doch bereits das Quecksilber gefriert. Die größte Kälte, welche in Amerika überhaupt jemals beobachtet worden, bleibt jedoch hinter der niedrigsten Temperatur in der alten Welt zurück (s. Jakuzk); Capit. Back erlebte dieselbe auf seiner Reise zu Fort Reliance, wo das Thermometer bis auf — 45½° R. herabsank.

Auch die Schneelinie kann zur Beurtheilung des Klimas dienen. Besonders lehrreich ist die Cordillere, indem sie in Folge ihrer Meridian-

---

*) Der Einfluß der kalten peruanischen Küstenströmung auf die benachbarten westlichen Gestade Süd-Amerikas, welche dieselbe erst, etwa 5° kälter als der stille Ocean außerhalb derselben, in der Gegend des Aequators verläßt, um sich nach W. auszubreiten, erscheint ebenso unleugbar, als auf der andern Hemisphäre, an der Ostseite des Continents, der warme Golfstrom im atlantischen Ocean die Temperatur der benachbarten Küsten modificirt.

schlugen, Thermometer und Wetter beobachtet worden sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier, wie im Norden der alten Welt, große Strecken ewig gefrornen Bodens angetroffen werden.

(Réaumur) des			Unterschied der Sommer- und Wintewärme.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.		
$10\frac{1}{4}$°	— $\frac{1}{4}$°	$10\frac{3}{4}$°	$9\frac{3}{4}$°	11°
6	— $16\frac{1}{2}$	8	$20\frac{1}{2}$	$24\frac{1}{2}$
12	— $19\frac{3}{4}$	14	$30\frac{3}{4}$	$33\frac{3}{4}$
$4\frac{3}{4}$	— $8\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{4}$	$12\frac{3}{4}$	$13\frac{3}{4}$
$8\frac{1}{4}$	— 24	9	30	33
$1\frac{1}{2}$	— 25	$2\frac{1}{4}$	$24\frac{3}{4}$	$27\frac{1}{4}$
$1\frac{1}{2}$	— $26\frac{3}{4}$	3	$25\frac{1}{4}$	$29\frac{3}{4}$
$2\frac{3}{4}$	— $28\frac{1}{2}$	4	$29\frac{1}{4}$	$32\frac{1}{2}$
1	——	$1\frac{1}{2}$	——	——
$2\frac{1}{4}$	27	3	$27\frac{3}{4}$	30
$2\frac{1}{4}$	30	$4\frac{3}{5}$	$29\frac{1}{2}$	$34\frac{3}{5}$

richtung die Abhängigkeit der Grenze des ewigen Schnees und der Vegetationsgrenzen von der geographischen Breite in Zusammenhang zeigt. In den wärmeren Strichen des Erdtheils unterscheidet man, hauptsächlich nach der Höhe der drei Regionen, die **Tierra fria**, die kalte, oben; die **Tierra templada**, die gemäßigte, in der Mitte, ausgezeichnet durch ihre stets milden Frühlingslüfte; sie ist zugleich die gesundeste Region; und die **Tierra caliente**, die untere, heiße, welche von der obern Grenze der Banane bis zum Spiegel des Meeres herabreicht und in der üppigsten Fülle tropischer Pflanzenformen prangt. Das Ansteigen der ewigen Schneelinie von der kältern zur wärmern Zone wird aus Zahlen ersichtlich; sie hat eine Meereshöhe auf

Unalaschka	unter $53\frac{3}{4}$° n. Br.,	von	3300′
Rocky Mountains	„ 43° „	„	11700′
Mexico	„ 19° „	„	13860′
Sierra Nevada de Merida*)	„ 8° „	„	14000′
Vulcan von Tolima . . .	„ $4\frac{3}{4}$° „	„	14380′
Vulcan von Purace	„ $2\frac{1}{4}$° „	„	14430,
Quito, unter dem Aequator .	„ 0° „	„	14850′
Andes von Quito . . .	unter 0—$1\frac{1}{2}$° s. Br.,	„	14820′
Andes von Bolivia, östliche Kette	unter $14\frac{1}{2}$°	„	14940′
„ „ „ westliche Kette	bis 18° s. Br.	„	17380′
Andes des mittlern Chile	unter 33° s. Br.,	„	13800′
Küstencordillere in Süd-Chile	„ 41—44° s. Br.,	„	5640′
Magelhaens-Straße	„ 53—54° s. Br.,	„	3480′

*) Außer diesem Gebirge trägt kein anderes von den isolirten Gebirgssystemen des Erdtheils ewigen Schnee.

Somit hält sich die Grenze des ewigen Schnees von etwa 19° n. bis zu 33° s. Br. auf einer Meereshöhe von nahe 14000′ und darüber; aber außerdem zeigt sie hier die so merkwürdige Erscheinung, daß sie nicht unter dem Aequator, sondern in einer bedeutend südlich davon gelegenen Breite ihren Culminationspunkt erreicht. Vom Aequator senkt sie sich sehr allmälig nach der nördlichen Grenze der heißen Zone (Mexico), dagegen steigt sie merklich auf nach der südlichen Grenze derselben (s. Bolivia).

In den heißen Gegenden weht über die weiten Ebenen des Innern der Passat ganz regelmäßig; die hohe Cordillere vermindert oder hebt seine Wirkungen auf, so daß die Westseite des Erdtheils außer seinem Bereiche liegt. In höheren Breiten herrschen die westlichen Winde, wie in der alten Welt, vor, welche in Nord-Amerika im Sommer mehr nach S. und SO., im Winter mehr nach NW. und N. neigen, eine Folge der Land- und Wasservertheilung, so daß sie den Ostküsten im Sommer mehr die kühle, feuchte Luft des Meeres, im Winter die kalte der arktischen Schnee- und Eisflächen zuführen. An dem Westgestade sind umgekehrt westliche Luftströmungen Seewinde, östliche dagegen Landwinde, und mit der Veränderung ihrer Richtung ist daher auch ein anderer Wechsel der Witterungserscheinungen verbunden, als an der Ostseite des Continents. — Manche Regionen, wie die westindischen Inseln und die Ostküste der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wie die Südspitze des Erdtheils, sind oft den heftigsten Orkanen ausgesetzt.

Jahreszeiten. Aehnlich wie in der alten Welt ist in verschiedenen Breiten eine Sonderung des Jahres in eine trockene und eine Regenzeit mehr oder weniger deutlich ausgeprägt. In der heißen Zone bringen die Lage der Länder und die herrschenden Winde mancherlei Abweichungen hervor; an der Westküste von Süd-Amerika hat man vom November bis März, an der Ostküste Brasiliens vom März bis September Regenzeit, und diese ist ebenso ausgezeichnet durch ihre ungeheuren Wassermassen, als das Blau des Himmels in der trockenen Zeit über den Ebenen durch seine Klarheit und Reinheit. Nördlich vom Aequator zeigt sich z. B. in Süd-Amerika der Himmel, bei sehr trockener Luft und östlichen Winden, vom November bis Februar heiter und durchsichtig; dann nimmt die Intensität der blauen Farbe allmälig ab, der Wind hört auf regelmäßig zu wehen, zu Ende des März treten alle Anzeichen der nassen Jahreszeit ein, und über den Ebenen des Orinoco brechen nun täglich Gewitter mit heftigen Niederschlägen aus. Die Wassermassen, welche dabei aus der Luft herabstürzen, übersteigen fast alle Vorstellungen; so wurde einmal zu Cayenne binnen 10 Stunden 10¼ Zoll Regen gesammelt, d. i. halb soviel als zu Berlin im Laufe eines ganzen Jahres herabfällt. Die Abhängigkeit dieser Jahreszeit von dem aufsteigenden Luftstrome zeigt sich deutlich in dem Fortrücken derselben mit der Sonne; zu Panama beginnen die Regen im Anfang des März, in Californien selten vor dem Juni. Wo die Sonne in größeren Zwischenräumen zweimal durch das Zenith geht, wie in der Nähe des Aequators, finden wir auch eine deut-

liche Theilung des Jahres in 2 nasse und 2 trockene Zeiten. Auf Cuba und zu Rio Janeiro macht sich schon der Uebergang zu den Regenverhältnissen höherer Breiten fühlbar, und in diesen finden wir, obwohl mit mannigfachen Modificationen, ähnliche Uebergänge und Erscheinungen in der Vertheilung des Regens unter die verschiedenen Jahreszeiten, wie in der alten Welt, nämlich: eine Zone mit Winterregen; Gegenden, wo die meisten Niederschläge im Frühling und Herbst herabfallen, und endlich solche, wo der Sommer das Maximum darbietet. An den Westküsten Nord- und Süd-Amerikas in beiden gemäßigten Zonen zeigt sich sogar ein ähnliches Uebergewicht der Winterregen, und hier wie in NW.-Europa bilden sich Gewitter vorzugsweise in den Wintermonaten. Je weiter nach Norden, desto seltener werden die Gewitter; in Grönland vergehen oft mehrere Jahre hinter einander, ohne daß ein solches zum Ausbruch kommt. Die jährliche Regenmenge, worauf die Lage des Ortes und Höhe über dem Meere nicht selten einen großen Einfluß übt, beträgt zu San Luis do Maranhão 259'' par.; zu Paramaribo 215''; Guadeloupe (Basse-Terre) 119''; Vera-Cruz 62''; Havaña 85''; Key West (Florida) 34''; Marietta 32''; Cambridge 36''; Eastport 34''.

Die Abweichungen, welche Amerika von der alten Welt *) hinsichtlich der Wärmevertheilung in der jährlichen Periode zeigt, müssen auch auf die Verbreitungssphäre der Pflanzen, namentlich der Culturgewächse, einen erheblichen Einfluß ausüben. Der Anbau unserer Getreidearten z. B., welcher in Europa noch über den 60. Breitengrad hinaus geht, reicht hier kaum über den 50. Grad n. Br. hinaus, in Süd-Amerika vielleicht noch nicht einmal soweit; das Klima des Weinbaues beginnt in Nord-Amerika ebenfalls unter einer 6—7° südlichern Breite als in der alten Welt. Gegenden von Nord-Amerika, welche mit Süd-Deutschland unter gleicher Breite liegen, zwischen 45° und 50°, haben unendlich strengere Winter, zwar einen heißen Sommer, aber, wie im nördlichen Rußland, einen plötzlichen Uebergang vom Winter zum Sommer, fast ohne Frühling. Die unendlichen Eisflächen des nördlichen Polarmeeres und die von daher wehenden Winde, welche durch kein bedeutendes Gebirge gebrochen werden, tragen wesentlich zu dieser ungünstigen Temperatur bei. Dagegen haben die Gegenden zwischen den Wendekreisen zwar auch hier ein schönes tropisches Klima, doch nirgend die brennende Gluth afrikanischer Sonne, weil diese Länder hier theils von geringerer Ausdehnung sind und vom Ocean bespült werden, theils sich zu einer bedeutenden Höhe über das Meer erheben, theils endlich mit ungeheuren Waldungen, den größten Urwäldern auf der Erde, bedeckt und von den größten

*) In Vergleich von Europa und Nord-Amerika ist zu bemerken, daß beide in der Regel entgegengesetzte Witterungsverhältnisse haben; ein strenger Winter dort und ein milder Winter hier finden gleichzeitig statt und umgekehrt. Die Extreme gleichen sich von selbst aus, sind also terrestrischen, nicht kosmischen Ursachen zuzuschreiben. So viel wir wissen, bleibt die Temperatur des Erdballs sich gleich.

Strömen der Welt bewässert werden. Ueberfluß an Wasser und dadurch bedingt überwiegende Kraft, Fülle und Mannigfaltigkeit der Vegetation scheint der Hauptcharakter Amerikas zu sein. Der Boden erfreut sich einer fast ganz allgemeinen Fruchtbarkeit; Amerika hat auch nicht eine große eigentliche Sandwüste, wenn es auch in einigen Gegenden sehr dürre Steppen giebt; und selbst die unermeßlichen Ebenen der Savannen, Llanos und Pampas sind wenigstens periodisch mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt. Wo das Klima nicht zerstörend einwirkt, kann in den meisten Gegenden der schönste Anbau gedeihen. Während die Vegetation durch den Reichthum an Formen so sehr ausgezeichnet ist, erscheint dagegen die Thierwelt in Amerika unleugbar zurückgedrängt: die ursprünglichen eigenthümlichen Thiere dieses Welttheils erscheinen alle nur als die kleinen schwachen Abbilder der edlen und kräftigen Thiere der alten Welt, und nur die Insecten und die dem Wasser angehörenden und durch Größe ausgezeichneten Amphibien finden sich hier in unendlicher, höchst lästiger Menge.

Gewässer.

An Zahl und Größe der Seen und Flüsse übertrifft Amerika alle übrigen Welttheile bei Weitem. Wir betrachten zuerst die verschiedenen Theile des Oceans, welche seine Küsten bespülen.

Das nördliche Polarmeer. Seit dem Jahre 1819 und 1820, wo der kühne Parry bis zum 90. Grade w. Lg. in diesem Ocean, und der durch seinen Muth Bewunderung verdienende Franklin zu Lande bis an die Küste dieses Meeres unter 68° n. Br. und beinahe demselben Meridian vorgedrungen, um die sogenannte nordwestliche Durchfahrt in den großen Ocean aufzusuchen, deren Unmöglichkeit jetzt klar nachgewiesen ist, wissen wir mit ziemlicher Gewißheit Folgendes: Die sogenannte Baffins-Bai, im W. von Grönland, wird künftig die Davis- oder Baffins-Straße genannt werden müssen, indem es nunmehr erwiesen, daß Grönland eine Insel ist. Von diesem Baffins-Meere gelangte Parry unter 74° in eine nach W. führende Straße, die Barrow's-Straße, von welcher aus nach S. eine neue, noch nicht vollständig verfolgte Straße, die Prinz-Regent-Einfahrt, sich unter 72° w. Lg. eröffnet. Er setzte seinen Weg weiter westlich, eine Reihe Inseln im N. lassend, fort und gelangte so zur Melville-Insel, unter 90° w. Lg. und 75° n. Br., wo er zu überwintern und 1820 auf dem nämlichen Wege zurückzukehren gezwungen wurde. Neuere Reisen, wie die des Capitäns Roß, welcher nach großen Mühseligkeiten 1833 zurückgekehrt ist, die von Capitän Back, Simpson u. A. haben uns noch manches Neue über diese Gegenden gelehrt. Die neueste Reise Franklins scheint entschieden verunglückt zu sein. Im W. der Prinz-Regent-Einfahrt entdeckte Roß eine große Halbinsel oder Insel, welche er Boothia Felix nannte, auf welcher er unter 70° n. Br. und 79°

w. Lg. den einen magnetischen Pol der Erde fand. Soviel ist ausgemacht, daß diese Nordküste bei Weitem nicht so hoch nach N. sich erstreckt, als man früher glaubte, und nirgends den 70. Breitengrad bedeutend überschreitet. So wie Grönland gewiß, ist wenigstens wahrscheinlich auch Baffins-Land, auch wohl Cumberland genannt, ebenfalls eine Insel oder Inselgruppe. An der nördlichen Küste kennt man jetzt im W. die Mündung des Mackenzie-Flusses, 116° w. Lg. und 68° n. Br.; weiter östlich die Mündung des Kupferminen-Flusses und Cap Hearne, 98° w. Lg. und 67° n. Br., den Melville-Sund und Cap Turnagain (d. h. kehre zurück), 92° w. Lg. und 68° n. Br. Weiter östlich ist neuerdings ein großer Fluß Thluitscho und an dessen Mündung ein Vorgebirge Victoria, unter 67° 11′ n. Br. und 77° w. Lg. entdeckt worden. Nur kleine Strecken der Nordküste westlich vom Mackenzie und im N. der Hudsons-Bai bleiben noch zu erforschen übrig. Dieser große Meerbusen am Nordpolar-Ocean ist schon seit 1810 näher bekannt. Er hängt mit dem atlantischen Ocean im O. durch die Hudsons-Straße zusammen, welche durch Inseln in mehrere Canäle, wovon der nördlichste die Cumberland-Straße heißt, getheilt wird; wahrscheinlich auch im N., obgleich es Parry auf seiner zweiten Reise 1822 und 1823 nicht gelungen ist, einen offenen Durchgang zu finden. Am nördlichen Eingange liegt die Insel Southampton, welche durch den Fox-Canal vom Baffins-Lande getrennt wird. Die Hudsons-Bai hat mehrere große Buchten, wovon westlich die Chesterfields-Einfahrt und südlich die große James-Bai die bekanntesten sind. — Der atlantische Ocean bespült die ganze Ostküste Amerikas. Er bildet, von N. beginnend, den großen St. Lorenz-Meerbusen, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, zu welchem man, wegen der vorliegenden Insel Neu-Fundland, durch eine nördliche und eine südliche Einfahrt (jene heißt die Belle-Isle-Straße) gelangt; die wegen ihrer bedeutenden Fluthhöhe (von 50, 60, ja 70′) merkwürdige Fundy-Bai, die Massachusets-Bai, die Delaware-Bai, die Chesapeak-Bai und andere minder bedeutende an der Küste Nord-Amerikas. Eine merkwürdige Erscheinung an dieser Küste ist der sogenannte Golf-Strom, eine mächtige nach NO. ziehende Strömung im Meere, deren Wasser sich durch dunkelblaue Farbe und höhere Temperatur unterscheidet. Der größte Meerbusen Amerikas im atlantischen Ocean ist der von Mexico, welchen die vorliegende Reihe der Antillen und Florida vom Ocean trennen. Er zerfällt in eine nördliche Hälfte, den eigentlichen Meerbusen von Mexico, und eine südliche, das caraibische oder Antillen-Meer; jener bildet im S. die große Campeche-Bai, dieses die Honduras-Bai und den Meerbusen von Darien. Die südamerikanische Küste hat dagegen nur unbedeutende Buchten, wie die Mündungen des Marañon und Para, die Bahia- oder Allerheiligen-Bai, die Mündung des La Plata, die Bai von St. Matthias und den Meerbusen St. Georg. — An der Südspitze Amerikas verbindet die Magelhaens-Straße, zwischen Feuerland und dem Festlande, den atlanti-

schen und den australischen Ocean. Letzterer, welcher die Westküste Amerikas bespült, bildet bei Weitem nicht so viele und so tiefe Buchten, als das atlantische Meer. Von S. nach N. gehend finden wir hier: an der sehr zerrissenen Südwestküste die Busen von Trinidad, von Peñas und von Chiloe; dann fast keinen Einschnitt bis unter 4° s. Br. den Meerbusen von Guayaquil; nördlich vom Aequator die Bai von Panamà, die von Nicoya, die von Fonseca, die von Tehuantepek, den langen und schmalen Meerbusen von Californien, den Königin-Charlotten-Sund, den großen Sund, den Prinz-Williams-Sund, Cook's Einfahrt, und über die Halbinsel Alaschka hinaus die Bristol-Bai und den Norton-Sund, worauf die Behrings-Straße folgt, welche den großen Ocean mit dem Nord-Polarmeere verbindet, in welchem noch der Kotzebue-Sund bekannt ist.

Wir wenden uns nun zu den Binnengewässern, woran vorzüglich Nord-Amerika überreich ist. Das häufige Vorkommen stehender Binnengewässer zeichnet überhaupt den Norden der Erde vor dem Süden aus. Etwa nördlich vom 45. Breitengrade zieht sich durch das feste Land ein Gürtel von größeren und kleineren Seen, die in Nord-Amerika wie in Europa fast ausschließlich Fluß- und Quellseen sind. So bedeutend die Zahl der großen Landseen in Nord-Amerika, denn sie ist größer als in irgend einem andern Erdtheile, so erreicht doch keiner die Größe des caspischen Meeres und vielleicht ist kein einziger ein eigentlicher Steppensee. Auch in Süd-Amerika ist nur ein einziger von bedeutendem Umfange, welcher nicht durch Flüsse mit dem Meere in Verbindung stände. Amerika ist der wasserreichste Erdtheil und besitzt unter allen die größten Ströme, worunter die ansehnlichsten dem atlantischen Ocean ausschließlich angehören, also der entwickeltern Küste zufließen. Dieser Reichthum der Bewässerung beschränkt sich dennoch auf eine kleine Zahl von Flußsystemen, die allerdings durch ihre gewaltige Ausdehnung und Verzweigung merkwürdig sind, denn oft erreichen hier Nebenflüsse eine Ausdehnung, wie in anderen Continenten die bedeutendsten Ströme, so der Missouri, Ohio (300 M. lang, Gebiet über 9000 □M.), Ucayale und Xingu (260 M. lang), der noch längere Madeira und besonders der Tocantins (280 M., Stromgebiet 18000 □M.). Wie Nord-Amerika in seiner Gliederung nächst Europa der ausgebildetste Erdtheil ist, so nähern sich beide auch in der reichen Mannigfaltigkeit ihrer Gewässer: die Flüsse nehmen ihren Lauf nach allen Himmelsgegenden, Flußbetten und Becken stehender Gewässer wechseln vielfältig mit einander u. s. w. Im östlichen Theile zeigt sich bei beiden auch darin eine Aehnlichkeit, daß die Ströme zum Theil auf unbedeutenden Erhöhungen des Landes in weiten Tiefebenen ihren Ursprung nehmen, und daß wie in der alten Welt an der arktischen Küste Limanbildung an den Flußmündungen herrscht. Endlich zeichnen sich Amerikas Ströme, wie Ost-Europas und Nord-Asiens, dadurch aus, daß ihre unteren Stufenländer eine so überwiegende Entwickelung und Ausdehnung gewinnen, wie der Marañon, Orinoco u. a., welche nur auf

kurzen Strecken das Hochland berühren, während bei den Stromsystemen des Mississippi und Mackenzie gar nur Nebenflüsse mit Hochländern in Verbindung treten.

Die nördliche Abdachung Amerikas oder besser das Gebiet des arktischen Meeres umfaßt blos die Länder vom 50.° n. Br. nach N. zu. Hier sehen wir im größten Maßstabe das Nämliche, was einige Gegenden Norddeutschlands uns im Kleinen zeigen, nämlich ein äußerst flaches Land mit unzähligen Seen übersäet, welche fast alle durch Flüsse unter sich und mit dem Meere verbunden sind; ja die meisten Flüsse selbst bestehen nur aus einer Verbindung kleinerer Seen. Wir können nur die wichtigsten angeben. Zwischen 92° und 101° w. Lg. liegt der große Sklaven-See (mit 800 □M. Oberfläche), welcher nordwestlich durch den reißenden Mackenzie-Fluß sich in's Polarmeer ergießt und nach den neuesten Erforschungen zu den größten Wasserbecken Nordamerikas gehört. Der Mackenzie, welcher rechts auch den Abfluß des großen Bären-Sees (500 □M.) aufnimmt, hat von der Quelle des Friedens-Flusses an etwa 450 M. Länge und ein Stromgebiet von 27000 □M. Auch der etwas östlicher liegende Kupferminen-Fluß hängt bei hohem Wasserstande durch kleinere Seen mit dem Sklaven-See zusammen. Dieser steht südlich durch den Sklaven-Fluß in Verbindung mit dem Athapeskow-See (200 □M.). Dieser ist als der Mittelpunkt der Wasserverbindungen zwischen den beiden großen Oceanen im N. und O. anzusehen, da periodisch sein Zufluß, der Stein-Fluß, durch Anschwellungen mit dem Saskatschawan und Winipeg-See in Verbindung tritt. Er nimmt von SW. her den großen Friedens-Fluß oder Unschiga auf und ist südöstlich durch kleinere Seen wieder mit dem größten Flusse dieser Gegenden, dem Missinippi- oder Churchill-Fluß, der der Hudsons-Bai zuströmt, verbunden. Unter 80° w. Lg. und zwischen 50° und 54½° n. Br. liegt der 5—600 □M. große See Winipeg oder Bourbon, dessen Hauptabfluß nach NO. der Nelson-Fluß ist, welcher sich in die Hudsons-Bai ergießt. Der Winipeg aber nimmt von W. her einen bedeutenden Fluß, den Saskatschawan oder Bourbon-Fluß auf, welcher aus zwei Quellflüssen entsteht. Von S. her empfängt der Winipeg den rothen Fluß (Red River), dessen Quellen unter 46° n. Br. nahe denen des Mississippi liegen. Südlicher mündet an dem Westufer der Hudsons-Bai in den James-Busen der Albany, welcher ebenfalls viele kleine Seen bildet. Wären diese Gewässer nicht einen so großen Theil des Jahres hindurch mit Eis belegt, so hätte wohl kein anderes Land eine so mannigfaltige, natürliche Wasserverbindung, wie dieses, besonders wenn man bedenkt, daß einige dieser Flüsse und Seen einerseits dem Mississippi und Missouri, andererseits aber dem obern See sich bis auf einige Meilen nähern und die dazwischen liegenden sogenannten Trageplätze (Portages), welche die Wasserscheide bilden, meist ganz unbedeutende Erhöhungen sind. — Die östliche Abdachung Nordamerikas oder das Gebiet des atlantischen Oceans. Südlicher beginnt die von W. durch S. nach O. gekrümmte Reihe der größten

Seen Nord-Amerikas, deren gemeinsamer Abfluß der St. Lorenz-Strom ist. Der westlichste dieser 5 Seen ist der obere (Superior) See, zwischen 46° und 48° n. Br., von W. nach O. 118, von N. nach S. 35 M. lang, 610′ über dem Meere und 1980 □M. groß; er strömt östlich durch die Straße Santa Maria in den Huron-See, 760 □M. groß, an welchen sich südwestlich der 780 □M. große Michigan-See anschließt. Der Huron-See, 590′ hoch, fließt südlich ab durch den Clair-Canal in den kleinen Clair-See, und aus diesem in gleicher Richtung durch den Canal Detroit in den Erie-See. Dieser, 500 □M. groß und 520′ über dem Meere, ergießt sich nördlich durch den Niágăra, welcher hier den weltberühmten, 164′ hohen Wasserfall bildet, in den Ontario-See, 580 □M. groß und 210′ über dem Meere, aus welchem endlich der St. Lorenz-Fluß in nordöstlicher Richtung und noch mehrere kleine Weitungen, St. Franz- und St. Peter-See genannt, bildend, dem atlantischen Ocean zuströmt, den er in einer golfartigen Breite (dem See der tausend Inseln) erreicht. Von S. her empfängt der St. Lorenz noch einen bedeutenden Zufluß aus dem von S. nach N. sich streckenden Champlain-See, von N. her den Ottawa oder Utawas-Fluß. Die Stromentwickelung des St. Lorenz beträgt 460 M., sein Gebiet über 18500 □M., wovon die großen Seen allein 4600 einnehmen. — An der Ostküste von Nord-Amerika ergießen sich ferner in den atlantischen Ocean eine große Menge Flüsse, wovon mehrere in Europa schon zu den bedeutendsten gezählt würden, hier aber kaum dritter Größe sind, wie der Hudson-Fluß, welcher bei New-York mündet; der Delaware (spr. —wehr); der Susquehanna, welcher in die Chesapeak-Bai mündet; der Potomac, der Savannah und mehrere andere. Der wichtigste Fluß von Nord-Amerika ist indeß der Mississippi. Er entspringt unter 47¾° n. Br. und 77¾° w. Lg., westlich vom obern See, etwa 1500′ hoch auf dem Rücken der schwarzen Hügel aus dem kleinen Itaska-See, erhält von W. unter vielen anderen den St. Peters- und den Moine-Fluß, von O. den Illinois-Fluß, welcher periodisch auch mit dem Michigan-See communicirt, worauf er sich unter 38½° Br. mit dem viel mächtigern Missouri, eigentlich nach Wasserfülle und Länge der Hauptstrom, vereinigt. Dieser entspringt in einer Höhe von 5000′ unter 44° n. Br. und 92° w. Lg. aus mehreren Quellflüssen im Oregon-Gebirge, durchbricht die schwarzen Berge, fließt erst eine Zeit lang nördlich, dann östlich, zuletzt südlich und südöstlich, und empfängt rechts den Yellowstone, den kleinen Missouri, den Platte-Fluß, den Kanzas und den Osage-Fluß; links den James-Fluß und mehrere weniger bedeutende. Für sich allein ist der Missouri über 600 M. schiffbar; von seinen Zuflüssen sind mehrere, welche über 100 M. schiffbar sind. Mit dem Missouri vereint strömt nun der Mississippi in südlicher Richtung durch eine fruchtbare Tiefebene und nimmt von W. den St. Franzis, den weißen oder White-Fluß, den sehr bedeutenden Arkansas, mit dem Canadian, und den ebenso großen rothen Fluß (Red River oder Rio

Roxo); von O. den wasserreichen Ohio (oheio), welcher durch ein fruchtbares Hügelland fließt und aus der Vereinigung des Monongahela und des Alleghany bei Pittsburg entsteht, mit dem Cumberland, dem Tennessee (—ih) u. a., auf, und ergießt sich unterhalb New-Orleans, große Inseln und ein weit in's Meer sich erstreckendes, breites Delta voller Sümpfe und Lachen bildend, durch drei Hauptmündungen in den mexicanischen Meerbusen. Der ganze Lauf des Mississippi beträgt an 900 M. (von der Quelle des Missouri an); er ist der längste Strom Amerikas und der Erde, aber an Wassermasse weicht er dennoch dem St. Lorenz und dem Marañon. Das ganze Stromgebiet dieser beiden Flüsse umfaßt über 60000 □M. — In den Meerbusen von Mexico mündet ferner der Sabine, der Grenzfluß gegen Texas, der Rio Colorado de Texas, der seichte Rio Grande del Norte, welcher unter 41° n. Br. entspringt, in einem bedeutenden Längenthal der Cordilleren fließt und dann in südöstlicher Richtung durch die Tiefebene des Mississippi dem Meere zuströmt; er mag über 400 M. lang sein und 13000 □M. Gebiet haben. — An Seen hat Mittel-Amerika noch den bedeutenden Nicaragua-See, an 300 □M. groß; durch den Fluß S. Juan steht er mit dem mexicanischen Meerbusen in Verbindung.

Süd-Amerika hat nicht so bedeutende Seen, aber ebenso wichtige Ströme. Hier finden wir: an der Nordküste den Süßwassersee von Maracaibo, von vielen kleinen Flüssen gespeist, mit einem engen Ausgange in die gleichnamige Bai; den See von Titicaca oder Chuquito-See, unter 16°—17° s. Br., zwischen den beiden höchsten Zweigen der bolivischen Anden; er liegt in einer Höhe von 12000′, ist 230 □M. groß und der einzige in Amerika bekannte See von einigem Umfange, welcher keinen sichtbaren Abfluß nach dem Meere hat; sein Wasser ist etwas trübe und salzig, er enthält viele Inseln, von welchen das Sonnen-Eiland mit den Trümmern des berühmten Sonnentempels die größte ist; den See oder vielmehr die Lagune von Xarayes, zwischen 17° und 19° s. Br., welcher indeß nur zur Zeit der Ueberschwemmungen des Paraguay-Flusses Wasser hat, dann aber auch oft 200 □M. bedeckt; einige mit dem Meere zusammenhängende Lagunen in Brasilien, wie den Patos- und Mirim-See, nördlich vom La Plata, welche an die Haffbildungen der Ostsee erinnern; und einige wenig bekannte Steppenseen in Patagonien und in den Pampas westlich vom La Plata-Strome.

An Flüssen dagegen ist Süd-Amerika desto reicher, und darunter sind die dem Becken des großen Oceans angehörigen nur ganz unbedeutende Küstenflüsse, alle übrigen gehören dem atlantischen Meeresbecken an und bei den meisten finden sich an der Mündung Deltabildungen. An der Nordküste ergießen sich: der Magdalena-Fluß, welcher unter 2° n. Br. entspringt und die fast ebenso große, ihm parallel in einem Längenthal der Cordilleren nach N. fließende Cauca (ka—uka) aufnimmt; seine Länge wird an 200 M. betragen, sein Gebiet 5000 □M. Der Orinoco, ein mächtiger Strom, dessen Lauf und Verbindungen mit anderen Flüssen höchst auffallend sind.

Er entspringt unter 3° n. Br. und 47° w. Lg., strömt zuerst nach NW., wendet sich dann mit einem großen Bogen nach N., und endlich, nachdem er links den Guaviare, die Meta und den Apure aufgenommen, strömt er in nordöstlicher Richtung, nimmt rechts den Caroni auf und ergießt sich in unzähligen Armen der Insel Trinidad gegenüber in den Ocean. Zugleich aber steht er durch den Cassiquiare mit dem Rio Negro und durch diesen mit dem Marañon in Verbindung. Die Länge seines Laufes beträgt 330 M., sein Stromgebiet etwa 18000 □M. Oestlicher münden an der NO.-Küste von Süd-Amerika nur kleinere Küstenflüsse, wie der Essequibo, Surinam, Maroni u. m. a. Der an Wassermasse mächtigste Strom der Erde, der Marañon (—njon) oder Amazonen-Fluß, auch Solimoes genannt, entspringt aus dem kleinen See Lauricocha (—otscha), an der Ostseite der Andes, unter 10½° s. Br. und 59° w. Lg., vielleicht 12000′ hoch, begleitet anfänglich in einem tiefen Längenthale das Gebirge in nordwestlicher Richtung und wendet sich dann, nachdem er die mittlere Cordillere in der engen, 1½ M. langen Spalte Pongo de Manseriche durchbrochen, nur noch 1160′ hoch, nach O. zu seinem mittlern Laufe; seinen untern Lauf legt er 440 M. weit durch unermeßliche Ebenen, voll Urwaldungen oder grasbedeckt, zurück. Von N. empfängt er den Tigre, von S. den Huällága und den Ucayale; dieser, mächtiger als der Marañon bis hierher, entspringt aus zwei Quellflüssen am Ostfuße der Andes, dem Tambo (im obern Laufe Apurimac) und dem Vilcamaya. Nachdem der Marañon den Ucayale aufgenommen, empfängt er von N. den Rio Napo, Caqueta oder Yapurá und den dunkelbraunen Negro, welcher den Cassiquiare, einen Gabelarm des Orinoco, empfängt und links den Rio Branco oder Parima aufnimmt; von S. den Yavari, Purus, die sehr bedeutende, 500 M. lange Madeira (d. i. Holzfluß, von der Menge seines Treibholzes), mit dem Beni, Mamoré und Guapore; den Topayos, Xingú (tsch—) und an seiner Mündung noch die vereinigten Flüsse Araguaya und Tocantins. Die Mündung des Marañon unter 0° wird von Inseln, worunter die große Insel S. Juan oder Marajó, in 2—3 Hauptarme getheilt (der südlichste, vorzüglich durch den Tocantins gebildet, 8½ M. breit, heißt der Pará; der größte ist 12 M. breit; Ebbe und Fluth sind noch 100 M. den Strom aufwärts sichtbar), und seine Gewässer sind so mächtig, daß sie sich weithin noch vom Seewasser unterscheiden lassen. Der ganze Lauf des Marañon beträgt über 750 M., sein Stromgebiet 130000 □M. Das ungeheure Wassersystem dieses Flusses ist, besonders in seinem mittlern Laufe, uns erst unvollkommen bekannt. Zu seinen Merkwürdigkeiten gehört, daß er, wie schon erinnert, durch den Negro und Cassiquiare mit dem Orinoco zusammenhängt; ebenso steht er mit vielen Landseen und mit manchen seiner Zuflüsse durch Seitenarme in Verbindung, wovon manche nach den Jahreszeiten und der größern oder kleinern Wassermasse abwechselnd nach verschiedenen Richtungen fließen. Eine eigenthümliche Erscheinung ist auch die Pororóca,

eine bei Springfluthen stromaufwärts dringende, auf Untiefen bis 15′ steigende und Alles verheerende Fluthwelle des Oceans. — Der letzte Fluß an der Nordküste von Süd-Amerika ist der ganz dem Tieflande angehörige und gegen 190 M. lange Parnaiba oder Paranahyba. An der Ostküste Süd-Amerikas münden: der San Francisco, 350 M. lang, unter 10° n. Br., er fließt in einem weiten Thale mit niedrigen Ufern; der Belmonte unter 16°, der Rio Doce unter 19½°, der Paraiba oder Parahyba unter 22°, der Rio Grande de S. Pedro unter 32°, und der Rio de la Plata (Silberstrom), der fünfte von den großen Flüssen Amerikas, welchen Namen er indeß nur bei seiner Mündung führt; er entsteht aus der Vereinigung zweier großen Flüsse, des Uruguay und des Paranà, und von der Quelle des Paranà an beträgt die Entwickelung seines Laufes 480 M.; sein Gebiet begreift über 55000 □M. Der Uruguay (—gua-i) kommt aus Brasilien und ist sehr reißend. Der ebenso reißende Paranà entspringt ebenfalls in Brasilien, in der Provinz Minas Geraes, 3000′ hoch, und durchbricht die Ketten in Katarakten, fließt auf der Hochebene der Pampas von San Paulo in einem obern, durch die Pampas von Buenos-Ayres im untern Stufenlande. Er nimmt in Brasilien von N. den Pardo, von O. den Curitiba und später den mächtigen, aber langsam durch die Pampas fließenden Paraguay (—gua-i), auf. Dieser entspringt auf den wüsten Campos Parecis unter 14° s. Br., fließt fast durchaus in südlicher Richtung, durchschneidet die Sumpfgegend des Xarayes, zu Zeiten eine weite Seefläche, und nimmt von W. den Pilcomáyo, den Rio Grande oder Vermejo und den Salàdo auf. Der Paranà vereinigt sich endlich an seiner Mündung mit dem Uruguay, und von hier an erst, wo die vereinigten Flüsse sich zu einem 5—15 M. breiten Meerbusen erweitern, heißen sie Rio de la Plata. Südlich vom Plata ergießen sich noch in's atlantische Meer der Colorado, der Negro oder Cusu-Leuwu, der Camarones und endlich unter 52° s. Br. der Gallego.

Die ganze Westküste von Amerika kann nur unbedeutende Flüsse haben, indem die Anden fast immer in geringer Entfernung vom Ufer streichen und fast nirgend von einem Fluß durchbrochen werden. In Süd-Amerika sind kaum andere zu nennen, als der Guayaquil und der Esmeraldas; in Mexico der San Jago, der Colorado und der Gila, welche vereinigt in das Nordende des Meerbusens von Californien fallen; der San Felipe und endlich der bedeutendste von allen, der Columbia, welcher aus der Vereinigung des von N. kommenden Oregon und des von SO. kommenden Saptin oder Lewis (luis) oder Schlangen-Flusses entsteht und dann gegen W. fließend, unter 46° n. Br. in den Austral-Ocean mündet. Sein Stromlauf beträgt etwa 300 M. und sein Gebiet wird auf mehr als 15000 □M. angeschlagen.

Producte.

Fast alle unsere Hausthiere, das Pferd, der Esel, der Ochs, das Schaf, das Schwein, der Hund, die Katze, viele europäische Gewächse, der Weinstock, der Oelbaum, alle unsere Getreidearten, Hanf und Flachs, Reis, Zucker, Kaffee, die meisten unserer Obstarten, alles dies ist erst von Europa und anderen Welttheilen nach Amerika verpflanzt worden. In den meisten Gegenden dieses Erdtheils finden wir eine Menge neuer Thiergattungen, welche von denen der alten Welt mehr oder weniger abweichen, und nur wenige Arten sind ihm nicht ausschließlich eigen; so gehören in Nord-Amerika ¾ aller Säugethiere diesem Lande eigenthümlich. — Von den ursprünglich einheimischen Producten können wir hier nur die wichtigsten angeben, und zwar aus dem Thierreiche: viele ihres Pelzwerks wegen geschätzte, vorzüglich in Nord-Amerika, wie Land- und Eisbären, Seeottern, Fischottern, Biber, Wölfe, Füchse, Hermeline, Hasen, Waschbären im mittlern Amerika; Raubthiere, wie: der Jaguar (Felis Onça), der Cuguar oder amerikanische Löwe oder Puma (Felis concolor) und Tigerkatzen, wilde Katzen. An Hausthieren waren bei der Entdeckung nur Guanako's, Llama's und Vicuñas in Süd-Amerika, Rennthiere in Grönland vorhanden. Ihres Fleisches und zum Theil auch des Fettes wegen werden gejagt in Nord-Amerika der Bison (Bos Bison), eine sehr große Art wilder Ochsen, der Bisamochs (Bos moschatus), das Opossum, ein Beutelthier (Didelphys virginiana), mehrere Arten Hirsche, Elennthiere, Eichhörnchen; in Süd-Amerika vorzüglich: der Tapir, von der Größe eines Maulesels mit einem großen, langen, in einen Rüssel endigenden Kopfe; das Faulthier (Bradўpus tridactўlus), mehrere Arten Gürtelthiere oder Armadille (Dasўpus novemcinctus), Beutelthiere. Die Wälder Süd-Amerikas sind voller geschwänzter Affen oder Meerkatzen, Fledermäuse, Papageien. Die Amphibien sind zahlreich und zum Theil lästig: so findet sich eine große Menge großer Frösche und Kröten in den warmen Gegenden; viele Arten Schlangen, worunter die gefährliche Klapperschlange (Crotălus) und die Boa. Viele Arten Eidechsen, wovon einige, wie der Leguan (Lacerta Iguana) in Süd-Amerika, gegessen werden; in den Flüssen der heißen Zone ist der Alligator oder Kaiman (Crocodīlus sclerops), das amerikanische Krokodil, häufig. Die größten Schildkröten finden sich bei den westindischen Inseln. Die Insectenwelt ist sehr zahlreich, zum Theil höchst lästig: so die Erdflöhe oder Tschiken, welche sich unter die Nägel der Füße einbohren und Geschwüre veranlassen; die Alles zerstörenden Ameisen; die in manchen wasser- und holzreichen Gegenden unaussprechlich plagenden Moskiten und andere stechende Insecten; ferner das Cochenille-Insect, mehrere Arten schöner leuchtender Käfer und unzählige der schönsten Schmetterlinge. — Amerika ist reich an eigenthümlichen Pflanzen. Unter den Waldbäumen giebt es eine große

Zahl verschiedener Arten Eichen, viele Arten Tannen, Fichten, Cypressen, Cedern, Ahorn, worunter auch der Zuckerahorn, verschiedene Arten Nußbäume, Birken, Buchen, Pappeln, Weiden, Magnolien; ferner viele, welche edle Holzarten liefern, als der Mahagonybaum; andere, deren Holz zum Färben dient, wie das Brasilienholz und das Campecheholz. Was die Wälder Amerikas ganz vorzüglich von den europäischen unterscheidet, ist, daß sie nicht wie die unsrigen meist nur aus einer, sondern aus 20—30 verschiedenen, unter einander gemischten Baumarten bestehen, und daß wenigstens die nordamerikanischen Wälder fast gar kein Unterholz haben, daher leicht zu durchreisen sind. In den warmen Regionen trifft man eine große Menge von verschiedenen Palmen an; eigenthümlich ist auch die Familie der Cacteen, Fuchsien u. v. a. An Medicinal-Pflanzen giebt es den Guajak, den von den Chinesen so hoch geschätzten Ginseng in Nord-Amerika, die Chinarinde, Sassaparille, Jalappe und Ipecacuanha. Eßbare oder sonst nützliche Pflanzen sind: die Kartoffel und die süße Kartoffel oder Batate, der Mais, die Maniokwurzel, deren giftiger Saft erst ausgewaschen werden muß, die Cacaobohne, die Vanille, der Taback, der Paraguay-Thee. — An Mineralien der edelsten Art ist bekanntlich Amerika einer der reichsten Welttheile. Diamanten, die indeß den ostindischen an Schönheit etwas nachstehen, findet man in Brasilien, und Smaragde in Perù; Platin vorzüglich im Gebiet von Columbien, Gold, Silber und Quecksilber vorzüglich in Columbien, Mexico, Perù und Chile, Gold jetzt vorzüglich in Californien; auch die minder edlen Metalle, vorzüglich Kupfer, Eisen, Zinn, fehlen nicht, sowie Stein- und Braunkohlen, Schwefel, Salz u. s. w.

Einwohner.

Vor den Menschen, die im 15. und 16. Jahrhundert in Amerika vorgefunden wurden, hat ohne allen Zweifel ein mehr civilisirtes Volk Amerika bewohnt. Man schließt dieses aus den Resten alter Baudenkmäler und Gräber. Woher dieses Volk gekommen und wie es verschwunden ist, darüber herrscht noch völliges Dunkel. Nicht unwahrscheinlich ist es dagegen, daß Amerika die Vorfahren der jetzt noch lebenden sogenannten Ureinwohner aus Asien erhalten hat, wenigstens spricht dafür die Aehnlichkeit der amerikanischen mit der mongolischen Menschenrace. Am Deutlichsten tritt diese in den Bewohnern der Polargegenden heraus, welche unter dem allgemeinen Namen Eskimo begriffen werden und eine auffallende Aehnlichkeit mit den Bewohnern des nördlichsten Asiens zeigen *). Als natürlichste Ein-

*) Der oben angegebenen Meinung sind besonders diejenigen, welche die Entstehung des Menschengeschlechts von einer Stelle, von einem Menschenpaare, ableiten. Andere, namentlich Naturforscher, sind entgegengesetzter Ansicht, indem sie dieselbe durch den von anderen Racen verschiedenen Habitus

theilung der übrigen Ureinwohner gilt die in die Familie der Tolteken, welche durch höhere Geistesanlagen eine gewisse Civilisation erlangten und in Mexico, Peru und Bogota ihren Sitz hatten, aber ausgestorben oder völlig ausgeartet sind; und in die der Amerikaner oder aller wilden Indianer-Stämme der neuen Welt; beide zerfallen wieder in verschiedene Gruppen und die letzteren namentlich in eine große Menge von Stämmen. Diese, gewöhnlich Indianer genannt, bilden bei aller klimatischen Verschiedenheit doch auffallend nur eine und dieselbe Menschenart. Der Indianer ist meist von kräftiger, oft, wie die Patagonen, selbst von hoher Statur. Die Hautfarbe ist bei allen zimmtbraun oder lohfarben, wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer, der Kopf etwas eckig mit stark hervortretenden Augenknochen, das Gesicht nicht sehr platt, doch die Nase stumpf, die Stirn kurz, die Lippen etwas aufgeworfen und die Augen etwas schief gespalten. Das Haar ist schlicht und schwarz, der Bart dünn und der übrige Haarwuchs überhaupt schwach. Gesunden Verstand, sogar Scharfsinn, kann man ihnen nicht absprechen; bei den nördlichen Indianern zeigt sich eine unglaubliche Schärfe der Sinne, eine unbegrenzte Freiheitsliebe, Verachtung des Todes, übermenschliche Ertragung der fürchterlichsten Qualen ohne einen Laut der Klage. Grausamkeit scheint ein Hauptzug ihres Charakters. So lange sie Hunger und Entbehrungen ertragen können, so unglaublich schwelgerisch und unbekümmert um die Zukunft sind sie im Ueberfluß. Zur Zeit der Entdeckung gab es nur zwei etwas civilisirte Volksstämme in Amerika, die Mexicaner und die Peruaner. Alle übrigen lebten wie noch jetzt in unzählige kleine, unter einander feindselige Stämme gespalten, von der Jagd, dem Fischfange und von dem, was die Natur ihnen von

---

der Indianer, durch die totale Verschiedenheit ihrer Sprachen von denen anderer Völker, namentlich der asiatischen, durch die Eigenthümlichkeit der alten Baudenkmäler in Amerika und durch andere Momente begründen. So sagt z. B. Dr. K. Andree (in seinem schätzbaren Werke über „Amerika, Braunschweig 1851", I. S. 15): „Wir halten den amerikanischen Menschen, den „Eingeborenen", den Indianer, für ein der westlichen Erdhälfte eigenthümliches, ihr selbstständig angehöriges Geschlecht, welches mit jenem Paare im Paradiese, von dem die Sage eines morgenländischen Volkes die ganze Menschheit abstammen läßt, nichts zu schaffen hat. Die Amerikaner sind weder aus dem Lande der Mongolen, noch von den Inseln der Malayen gekommen. Alexander v. Humboldt fügt hinzu, daß die geographischen Forschungen über den alten Sitz, die sogenannte Wiege des Menschengeschlechts in der That einen rein mythischen Charakter haben."

Th. Olshausen sagt in seiner meisterhaften „Darstellung des Mississippi-Thales" (Kiel 1853, 2 Bände — I. S. 334): „Die neuere vergleichende Sprachforschung hat es außer Zweifel gesetzt, daß kein amerikanischer Stamm von Asiaten oder Europäern abstammt; denn die indianischen Wortwurzeln bieten unbedeutende, rein zufällige Aehnlichkeiten mit den Sprachen der alten Welt dar, der Bau der Sprache ist aber völlig verschieden.

Die Einheit des Menschengeschlechts hängt, wie Alexander v. Humboldt sehr richtig bemerkt, nicht von der Abstammung von einem Menschenpaare, sondern von der wesentlichen Gleichheit der Natur aller Individuen und von der dadurch gesetzten Gleichheit ihrer Bestimmung ab.

selbst darbot; schwerlich möchte daher die damalige Bevölkerung Amerikas der jetzigen gleichgekommen sein, welche man (mit den Mestizen) auf 13½ Million anschlägt, nämlich gegen 2 Millionen in Nord-, 5 Millionen in Mittel- und 6½ Million in Süd-Amerika. Die Zahl der Indianer hat indeß, namentlich in Nord-Amerika, unglaublich abgenommen, besonders auch durch die Blattern, welche 1838 ganze Stämme hinweggerafft haben, und es ist möglich, daß nach wenig mehr als einem Jahrhundert sich kaum noch Spuren derselben zeigen. Merkwürdig ist, daß von den unzähligen Stämmen der Indianer fast jeder eine eigene Sprache redet, die wahrscheinlich jedoch nur Dialekte eines Stammes sind. Außer bei den Peruanern und Mexicanern, wo sich schon ausgebildetere, aber höchst grausame Religionsbegriffe fanden, hatten und haben noch jetzt die eigentlich wilden Indianerstämme eine höchst einfache, bei den nördlichen Indianern sogar nicht unwürdige Vorstellung eines höchsten Wesens. In den spanischen Besitzungen sind fast alle Indianer zum Christenthum bekehrt, weniger im portugiesischen und fast gar nicht in Nord-Amerika. Die Zahl der untergegangenen Indianer ist überreichlich durch Fremdlinge ersetzt worden. Dies sind Europäer von allen Nationen, vorzüglich Spanier, Portugiesen und Briten, dann Niederländer, Deutsche und Franzosen; im nordwestlichen Amerika sind nun noch auch die Russen hinzugekommen. — In ganz Amerika unterscheidet man weiße und farbige Menschen: die ersteren, wenn sie geborene Europäer, heißen in ganz Süd-Amerika Chapetons (tschapetons); die in Amerika gebornen Nachkommen spanischer, portugiesischer oder französischer Colonisten Kreolen; die Mischlinge der Europäer und Indianer Mestizen; die der Europäer und Neger Mulatten; die der Neger und Indianer Zambo's, doch giebt es noch andere Local-Unterscheidungen*). Die Neger machen einen bedeutenden Theil der Bevölkerung Amerikas aus, wohl über 9 Millionen; sie sind am zahlreichsten in Westindien und in den spanischen und portugiesischen Ländern; auf Haiti sind sie sogar zu einer selbstständigen politischen Existenz gelangt. Ehemals wurden jährlich weit über 200000 eingeführt, und jetzt vielleicht noch an 150000. Sie dienen als Arbeiter in den Plantagen oder als Haussklaven. Die Indianer sind, wo sie Christen, meistens unseren Bauern zu vergleichen; die heidnischen leben noch in ihrem ursprünglichen Zustande. — Die Gesammtzahl der Einwohner Amerikas läßt sich zwar nicht genau bestimmen, übersteigt aber leicht 50 bis 55 Millionen, wovon Weiße 26 Mill., Indianer 10 Mill.,

---

*) Das Kind eines Weißen und einer Negerin heißt: Mulatte;
" " " " " " Mulattin " Terzeron;
" " " " " " Terzeron " Quarteron;
" " " " " " Quarteron " Quinteron;
" " " " " " Indianerin " Mestize;
" " " " " " Mestize " Kreole.
Die Farbe der Kreolen nähert sich dem Weißen; die Quinterons sind schon fast ganz weiß.

Mischlinge 10 Mill. und Neger 9 Mill. Davon kommen auf Nord-Amerika an 36, auf Südamerika 17 und auf Westindien (mit 4350 □M.) über $3^1/_2$ Million. Diese Bevölkerung ist theils in sich selbst, theils durch zahlreiche Einwanderungen aus Europa in einem sehr schnellen Steigen begriffen. Bis jetzt ist Amerika, nächst Australien, am Schwächsten bevölkert, denn es zählt kaum 74 (Nord-Amerika 84, Süd-Amerika nur 51) Menschen auf der □Meile.

Eintheilung.

Obgleich Amerika auf der Karte nur in zwei deutliche Hälften zerfällt, so wird es für uns bequemer sein, es in drei Abtheilungen: A. Nord-Amerika, B. Mittel-Amerika und C. Süd-Amerika, zu betrachten.

A. Nord-Amerika.

Unter diesem Namen werden wir I. von den Nord-Polarländern, II. von dem englischen Nord-Amerika, III. von den nordamerikanischen Freistaaten handeln.

I. Nord-Polarländer von Amerika.

Von diesen jenseit des Polarkreises gelegenen Ländern sind uns nur einige Gebiete und Inseln an der Küste bekannt. Das ewige Eis, welches den größten Theil dieser Meere bedeckt und oft schwimmende Eisberge von 5—600′ Höhe bildet; die ungeheure Kälte, welche den größten Theil des Jahres hier herrscht, so daß das Quecksilber zu einer hämmerbaren Masse gefriert; die lange Nacht vom November bis Januar, der beinahe gänzliche Mangel an genießbaren Pflanzen und Thieren: alles dies erschwert die genauere Untersuchung dieser Länder. Und doch ist es dem Handelsgeiste gelungen, unter tausend Gefahren, auf einzelnen Punkten bis zum 83.°, vielleicht selbst 85.° vorzudringen, und kühne Walfischfänger treiben sich jährlich zwischen diesen Eismassen herum. Bis jetzt kennt man nur drei Straßen, welche zu den höchsten Polargegenden führen: die eine zwischen Grönland und Spitzbergen, die zweite die Behring's-Straße, die dritte die Davis- und Barrow's-Straße, von wo aus vorzugsweise die nordwestliche Umschiffung Amerikas versucht worden ist. Die einzigen Bewohner dieser traurigen Einöden sind die Eskimos, ein schwacher Menschenstamm von zwergartiger Gestalt, zwar gutmüthigem, aber lügenhaftem Charakter. Da ihr trauriges Vaterland, welches sie indeß über Alles lieben und auch nicht leicht, ohne bald zu sterben, mit einem andern vertauschen dürfen, ihnen fast keine anderen Pflanzen als

Moose und einige Zwergbirken darbietet, der Hund ihr einziger Begleiter ist und sie noch nicht einmal gelernt haben, das Rennthier zu zähmen; so leben sie allein von der Fischerei, welche hier an Walfischen, Robben und Fischen aller Art sehr ergiebig ist. — Die wichtigsten dieser Länder sind:

Spitzbergen, eine Inselgruppe, zwischen dem 26.° und 42.° ö. Lg. und 76° bis 80¾° n. Br., also das am Nördlichsten gelegene unter allen bekannten Ländern und seiner Lage nach eigentlich zu Europa gehörig, da es unter den Meridianen von Deutschland liegt. Es besteht aus drei größeren und vielen kleinen Inseln und Felsen, dem eigentlichen Spitzbergen im W. und den beiden Inseln Nordost-Land und Edges-Land. Der Anblick des Ganzen ist überaus abschreckend; man sieht nichts als 3—4000′ hohe, mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckte Berge und Thäler; selbst in diesen zeigt sich im hohen Sommer nur eine dürftige Vegetation — meist aus Moosen und Flechten bestehend, darunter kein einziger Baum oder Strauch —, welche einige Rennthiere ernährt. Einwohner hat das Land nicht; ein ewiger dichter Nebel hüllt es ein, und nur im Sommer ist ein Theil der Küsten vom Eise frei und wird dann von einigen russischen Walfischfängern besucht. An der SW.-Küste liegt der Belt-Sund und der Fair- (fär) Hafen. Spitzbergen ward zuerst 1553 von dem Engländer Willoughby entdeckt; 1764 versuchten die Russen, hier einen Wachtposten einzurichten, mußten ihn aber bald wieder aufgeben; doch rechnen sie die Insel zu ihren Besitzungen. — Südlich davon liegt unter 74° die kleine, unbewohnte Bären-Insel.

Unter 71° n. Br. und 10° ö. Lg. liegt das ebenso wüste unbewohnte Felseneiland Jan Mayen, von einem Holländer dieses Namens 1611 entdeckt. Es hat einen brennenden Vulcan und Berge von 6000′ Höhe; auch wird es nur von Walfischjägern im Sommer besucht.

Grönland, d. h. grünes Land, wie es von den ersten Entdeckern, dem Erich Rauda und seinen Gefährten, von Island aus 895, nach Anderen aber erst 982, genannt ward, weil sie auf der Ostküste zu ihrem Erstaunen Wälder und schöne Wiesen gefunden, — Grönland ist höchst wahrscheinlich eine Insel, nächst Neu-Holland die größte auf Erden; vielleicht besteht es sogar aus einer Menge von dicht bei einander liegenden Inseln; nur einige Strecken an der Ostküste, aber fast die ganze Westküste sind uns bekannt. Die Ostküste steigt in steilen Fels- und Eismassen aus dem Meere, und dies ist das ganze Jahr über mit undurchdringlichen Eisfeldern bedeckt. Die Westküste ist mehr zerrissen, von tief eindringenden Buchten (Fjorden) zerschnitten und einen Theil des Jahres eisfrei; die größte Insel an derselben ist Disko, unter 70° Br. Grönland erstreckt sich vom südlichsten Vorgebirge, dem Cap Farewell, unter 59¾° n. Br., in unbekannte Ferne (wohl noch über 80° Br.) nach N. und von 4° bis 60° w. Lg., so daß der Flächenraum nur muthmaßlich über 20000 □M. beträgt. Die Mitte des Landes erfüllt ein Eisgebirge voller Abgründe und Gletscher, welches jede Gemeinschaft der Ost-

mit der Westküste verhindert. Zwischen 70° und 77° n. Br. senkt sich das Gebirge und man hat viel Basalt und Spuren von Vulcanen gefunden. Der Commodore Kane hat einen Gletscher entdeckt, der sich von Norden nach Süden, vom Cap Forbes bis zum Cap Agassiz, 300 engl. Meilen lang, erstreckt und an der Nordwestküste eine Höhe von 3—500 engl. Fuß hat. Er hat ihn Humboldt-Gletscher getauft. — Der Winter ist lang und fürchterlich; der Sommer kurz, mit häufigen Nebeln und Stürmen, doch ohne Gewitter und mit seltenem Regen; dabei steigt die Hitze zuweilen auf 20° und die Mücken sind unerträglich lästig. Die Mitteltemperatur des Jahres ist überall mehrere Grade unter dem Gefrierpunkt. In Jakobshavn (69° 12′ n. Br.) hat der Januar — 14° R.; der Februar 15° *), der Mai — 0°, der Juni + 3°,7, der Juli + 5°,9, der September + 1°, der December — 12°; in Omenak (70° 40′) hat der Januar — 17°, in Upernavik (72° 48′) — 19½°. In runden Zahlen beträgt die Mitteltemperatur unter 69° — 4½°, unter 71° — 5½°, unter 73° — 7½° R. Weht in den Wintermonaten heftiger Wind, so wird die Kälte unerträglich, setzt die Fremden der Gefahr des Wahnsinns aus. — Nördlich vom Polarkreis geht bekanntlich die Sonne nicht an jedem Tage des Sommers unter, im Winter nicht auf. Man hat aber darum nicht eben so lange Nacht, wie man Tag hat. Auf Disko kann man selbst am dunkelsten Tage um die Mittagszeit lesen. Der Glanz des Schnees, die noch von der Sonne beschienenen Berggipfel, die Nordlichter, der Mond ꝛc. tragen dazu bei. — An Thieren hat Grönland wilde Rennthiere, Eisbären, Füchse, Falken, Schnee- und Rebhühner und viele Seevögel, vorzüglich aber viele Walfische, Seehunde und Fische, welche den Einwohnern Nahrung und Kleidung geben. An Pflanzen hat man nur an begünstigten Stellen im Süden einige ganz verkrüppelte Birken, Erlen und Weiden, aber viele beerentragende Sträucher und das gegen den Skorbut so heilsame Löffelkraut. Treibholz ersetzt den Mangel des Holzes. In neueren Zeiten hat man bedeutende Steinkohlenlager entdeckt. Die Europäer haben Rindvieh und Schafe eingeführt, welche aber klein bleiben und mühsam erhalten werden. Man hat auch Kartoffeln, Grünkohl, Kerbel, Kresse und Rüben gepflanzt; Gerste und Hafer gedeihen nur zuweilen. Im Ganzen aber ist die Luft gesund und man kennt fast keine Krankheiten. — Die Einwohner,

---

*) Die nordamerikanischen Polarländer haben (nach Verhältniß der geographischen Breite) zu kalte Winter und zu kuhle Sommer, während das Innere der Vereinigten Staaten bis zu den Felsgebirgen hin mehr den Charakter des Continentalklimas hat. Grönland und Island dagegen, die kühle Sommer und relativ mildere Winter haben, zeigen den Charakter des Seeklimas. Der oben angemerkte verspätete Eintritt der größten Winterkälte (im Februar) wird in fast allen Beschreibungen der Polarexpeditionen hervorgehoben. Solcher Anomalien giebt es mancherlei, z. B. auch die, daß in San Francisco in Californien der September und October die wärmsten Monate sind. — Alles Folgen natürlicher Ursachen.

Eskimos, gehören augenscheinlich zur mongolischen Race; sie sind nur zwischen 4 bis 5' hoch, von dunkelgelber Farbe, aber ein friedliches, gutmüthiges, leicht lenksames und ehrliches Völkchen, in Allem vielleicht 20000 Seelen, wovon 6—7000 zum Christenthum bekehrt sind. Sie leben alle ohne Spur von gemeinsamer Regierung, familienweise friedlich neben einander; nur der Branntwein, welchen ihnen die Schiffer bringen, veranlaßt zuweilen Streit. Im Winter wohnen sie in geräumigen Erdhütten an geschützten Stellen des Ufers, 30—40 beisammen; eine große Lampe erhellt uud erwärmt den überaus schmutzigen und ekelhaften Raum. Den Sommer bringen sie unter Zelten von Robbenfellen zu; ihr einziges Hausthier ist der Hund. Ihre Angekoks oder Priester und Zauberer sind auch ihre Aerzte. Bei den christlichen Grönländern ist der Missionar der Rathgeber in allen Dingen; doch auch bei diesen, obgleich Dänemark das Land als sein Eigenthum betrachtet, ist keine Regierungsanstalt. — Die erste Entdeckung soll an der Ostküste stattgefunden haben, und hier sollen seit 1121 von Cap Farewell bis 5° oder 6° nördlicher nach und nach 190 Ansiedelungen, in 12 Kirchspiele unter einem Bischof vertheilt, gegründet worden sein, welche in lebhaftem Verkehr mit dem Mutterlande standen und 1264 mit Norwegen vollständig vereinigt wurden. Der letzte Bischof, Andreas, konnte 1408 das Land wegen des an der Küste aufgehäuften Eises nicht mehr erreichen, und seitdem ist bis 1822 nie wieder ein Europäer an diesem Theile der Küste gelandet: alle Versuche im 16., 17. und 18. Jahrhundert, Ost-Grönland wieder aufzufinden, waren vergeblich, und obgleich der Engländer Scoresby 1822 die Ostküste von 69° bis 75° vom Eise frei fand und auch Spuren menschlicher Wohnungen entdeckte, so bleibt das Schicksal der viel südlicher gelegenen alten christlichen Colonien doch noch immer gänzlich unbekannt. Neuere, auf Befehl der dänischen Regierung angestellte Nachforschungen haben ebenso wenig Spuren jener früheren Ansiedelungen entdeckt, und Manche sind daher der Meinung, daß sie überhaupt nicht auf der Ostküste, sondern auf den südlichsten Theilen der Westküste, welche man im Verhältniß zu den nördlicheren wohl auch die östlichen nennen konnte, stattgefunden haben möchten; nur freilich, da sich auch hier keine Spuren von ihnen finden, bleibt die Frage, was aus jenen Ansiedlern geworden? immer noch unbeantwortet. Man nimmt jetzt gewöhnlich an, daß die heidnischen Urbewohner im 14. Jahrhundert die Colonisten des Westdistricts getödtet haben, und die Fahrten nach Grönland hörten im 14. Jahrhundert auf, weil die Regierung allen Handel dahin untersagte, selbst aber keine Schiffe nach der so fernen Colonie senden konnte oder mochte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts soll eine feindliche Flotte die Colonie überfallen und zerstört haben; die zurückgekehrten Colonisten des Ostdistricts, der ebenfalls an der Westküste gelegen und durch eine unbewohnbare Strecke vom Westdistrict geschieden wurde, mögen dann ebenfalls von den Eskimos vernichtet sein, wie ihre Brüder, oder sich zu den Sitten und der Lebensweise der Bewohner des Landes bequemt haben. Die Westküste steht jetzt in beständigem Verkehr mit Europa.

Im Jahre 1721 führte der treffliche Geistliche Hans Egede eine kleine Colonie nach diesem Theile von Grönland, und es gelang ihm, bis 1736 viele der Eingebornen zum Christenthum zu bekehren. Seitdem hat Dänemark Missionare dort unterhalten, welche etwa 6000 Grönländer unterrichten und leiten; auch die Herrnhuter haben hier seit 1733 Missionen, zu welchen über 1000 Eingeborne gehören. Solcher von Missionaren begründeten Ansiedelungen bestehen hier in Allem 18. Sie werden in die südlichen, von Cap Farewell bis 68°, und die nördlichen, von da bis 73°, getheilt. Unter den südlichen ist jetzt Juliaanshaab, 60¾° Br., die wichtigste; sie enthält über 1800 Menschen und ist die einzige, bei welcher etwas Vieh gehalten werden kann; auch besitzt sie ein kleines Birkengehölz und baut einige Gemüse. Godthaab, 64½° Br., ist die älteste, 1721 angelegte Colonie. Die beiden Herrnhuter-Colonien Lichtenfels und Neu-Herrnhut bestehen seit 1758. Unter den nördlichen ist Egedesminde, 68¼° Br., 1759 angelegt, die wichtigste; sie besteht aus mehreren kleinen Inseln, zwischen welchen sich ein guter Hafen befindet. Die Dänen besuchen jährlich diese Küste wegen des Walfischfanges, des Robbenschlages und um Fische, Eiderdaunen und Seehunds-Speck einzutauschen. — Die weiter nördlich gelegenen Theile der Küste sind völlig unwirthbar und nur selten von Europäern besucht; die Eskimos dieser Gegend unterscheiden sich wenig von denen in den Missionen.

Im W. von Grönland liegt eine Reihe erst neuerlich von Parry u. A. entdeckter Inseln; zuerst Nord-Devon, von welchem es für's Erste noch unausgemacht bleiben muß, ob es nicht im N. mit Grönland zusammenhängt, was indeß unwahrscheinlich ist. Südlich davon führt der Lancaster-Sund und die Barrow's-Straße zu einer Reihe Inseln, die nördlichen Georgs-Inseln, nämlich: Cornwallis-Insel, Bathurst-Insel und vorzüglich Melville-Insel, wo Parry überwintern mußte. Der Lancaster-Sund mit der Barrow's-Straße bildet eine breite Scheide zwischen den Ländern im S., N. und NO. der Baffin's-Bai; er stößt gegen N. und S. an eine Menge Inseln und Halbinseln und bildet in seiner Fortsetzung gegen N. den Smith's-Sund, die nordwestliche Grenze von Grönland. Alle diese Gegenden sind unbewohnt, starren von ewigem Eise und zeigen nur eine kümmerliche Vegetation; doch fand man Hirsche, Rennthiere, Rehe, Bisamthiere und Eisbären, auch waren im Sommer die Mücken sehr lästig. Das diesen Inseln südlich gegenüber liegende Land, Nord-Somerset, ist nur gesehen, nicht untersucht worden; es ist wahrscheinlich nur eine Insel an der Nordküste von Amerika; übrigens ist es unbewohnt und von gleicher Beschaffenheit wie die vorigen.

Im W. der Baffin's-Bai, welche nur vom Juni bis September Schifffahrt gestattet, im S. der Barrow's- und im N. der Hudson's-Straße erstreckt sich ein großes, Grönland parallel laufendes Land, welches noch nicht einmal einen allgemeinen Namen hat; am Besten könnte man es Baffin's-Land nennen; der südliche Theil wird auch wohl Cumberland genannt. Westlich davon liegt Boothia Fe-

lix, durch die Prinz-Regent-Einfahrt vom vorigen getrennt, und vielleicht zusammenhängend mit Nord-Somerset; es wird durch die Roß- und Simpson's-Straße von den Küstenländern des Continents getrennt, wie Baffin's-Bai durch die Fury- und Hekla-Straße und den Fox-Canal von der Halbinsel Melville, zwischen welcher und der Insel Southampton die Welcome-Straße von S. nach N. zieht.

Die Entdeckung der Nordwest-Passage.

Interessant ist die Geschichte der Versuche, über Amerika hinweg die Behringsstraße zu erreichen. Die im ersten Bande dieses Werkes darüber gegebenen Notizen sollen hier vervollständigt werden. Heinrich VII. von England sandte den Venetianer Johann Cabot 1497 nach jenen Gegenden ab, er entdeckte Neufundland. — 1501 suchte der Portugiese Gaspar Cortereal die nordwestliche Durchfahrt; er kehrte nicht zurück. — 1567—1578 entdeckte Martin Forbischer Labrador und die Cumberlandsinsel. — 1585 untersuchte John Davis die Baffinsbai; er entdeckte die Davisstraße. — Heinrich Hudson drang 1607—1610 in die Hudsonsbai und in die Hudsonsstraße. — William Baffin fand 1615 den Lancastersund und die Cumberlandsstraße. — Gegen Ende des 18. Jahrhunderts entdeckten Hearne und Mackenzie den Kupferminen- und Mackenziefluß. — 1773 drang Phipps westlich von Spitzbergen bis zu 80° 48′ n. Br. vor. — 1776 versuchte Cook vergebens von der Behringsstraße aus vorzudringen. — 1818 segelten Capitän Buchan mit dem Lieutenant John Franklin und Capitän John Roß mit dem Lieutenant Edward Parry ab; aber sie kamen ohne Erreichung wesentlicher Resultate zurück. — 1819 segelte Parry in den Lancastersund, erkannte ihn als eine freie Straße, die er Barrowsstraße nannte, und bezeichnete die Prinz-Regents-Einfahrt und den Wellington-Canal. Er mußte dort überwintern. Es war zum ersten Mal, daß Europäer in diesem fürchterlichen Klima zubringen mußten. — Eine zweite Entdeckungsreise John Franklin's war nicht glücklich; nach unbeschreiblichen Leiden (der Hunger hatte sie veranlaßt, Menschen zu tödten) kam er, von einem Indianerstamm gerettet, 1822 nach England zurück. — 1821 entdeckte Parry die Fury- und Heklastraße. — 1828 mußte John Roß unter 70° Br. im Felixhafen überwintern. Sein Neffe, James Clarke Roß, entdeckte den magnetischen Nordpol *). Im nächsten Jahre blieben sie am Sheriff-

---

*) Die Bezeichnung bestimmter Punkte der Erdoberfläche als „Pole" ist eigentlich nur passend für die Endpunkte der Erdachse. Denn unter „Polen" versteht man unveränderliche Punkte. Die Punkte aber, die man als magnetische

hafen 11 Monate eingeschlossen. Im nächsten Sommer drangen sie bis zum Victoriahafen vor, wo sie abermals 10 Monate eingeschlossen blieben; erst 1833 kamen sie glücklich zurück. — 1845 segelte John Franklin mit den zwei Schiffen Erebus und Terror ab.

Die Reisenden nach jenen Gegenden stimmen darin überein, daß die ausschweifendste Phantasie sich weder die dortige Natur in ihrer Eintönigkeit, mit ihren Schauern und Schrecken vorstellen, noch auch der Einförmigkeit des Lebens in jenen Gegenden einen Reiz abgewinnen könne. Die Langweiligkeit eines Winteraufenthaltes daselbst über 10 Monate lang wirkt auf die energischste geistige Lebendigkeit fast tödtlich, und nur Männer, die John Franklin gleichen, vermögen es, ihre Mannschaft bei guter Laune und gesund zu erhalten. „Nicht der erregende, den Stolz des Mannes kitzelnde thätige Kampf mit mächtigen Feinden kann den kühnen Abenteurer verlocken, hier das süße und wohlthuende Bewußtsein erprobter Kraft zu suchen; Mangel, Entbehrung, Monate und Jahre lange thatenlose Haft, das stille Ertragen eines drohenden Verderbens, ohne Möglichkeit des Kampfes und des Widerstandes, das ist es, wofür der Seefahrer seine Nerven zu stählen hat, und der Lohn, der dem Ausharrenden und Ueberwindenden winkt, ist nichts als das kahle Recht, auf der Landkarte eine kurze schwarze Linie ziehen zu dürfen, wo früher ein weißer Fleck war. Gewiß noch niemals hat die Menschheit so rein, so interesselos an die bloße Wahrheit und Wissenschaft Gut und Blut, Gesundheit und Leben gesetzt. Namen, wie Parry, Franklin, Roß, Richardson und andere, kann man dreist neben die größten Menschen stellen, ohne daß sie Ursache hätten, über ihren Platz zu erröthen" *).

Sir John Franklin segelte im Mai 1845, wie gesagt, mit den beiden Schiffen Erebus und Terror aus England ab, um die nordwestliche Durchfahrt nach der Behringsstraße zu entdecken. Seitdem ist er verschwunden. Zuletzt ist er im Juli 1845 in der Melville-Bai gesehen worden. Ihn wieder aufzufinden, sind von 1848 bis 1854 nicht weniger als 25 Expeditionen — die meisten von England aus, andere von New-York, von den Sandwich-Inseln — unternommen worden. Alle vergebens, ohne das so sehnsüchtig gehoffte Resultat. Im Jahre 1854 war die englische Admiralität im Begriff, jede Hoffnung aufzugeben, ihn aus den Schiffslisten zu streichen und für todt zu erklären; jedoch entschloß man sich auf die Bitten der Lady Franklin, damit noch zu warten. Inzwischen ist die nord-

---

und als Kältepole bezeichnet hat, ändern ihre Lage, die letzteren mehr als die ersteren. Die Bezeichnung veränderlicher Stellen als Pole ist daher in der That unpassend. Der sogenannte Kältepol in Asien ändert seine Stelle wegen der daselbst vorkommenden hohen Sommertemperatur viel bedeutender als der sogenannte amerikanische Kältepol, der in Gegenden liegt, die auch im Sommer eine niedrige Temperatur haben. Die magnetischen Pole scheinen auch keine constante Lage zu haben.

*) Schleiden, über Nordpolexpeditionen in seinen „Studien", Leipzig 1854.

westliche Durchfahrt aufgefunden und dadurch das 400jährige Problem gelöst worden durch den Commander M'Clure, der zwar nach dem ausdrücklichen Willen der englischen Admiralität nicht auf Entdeckungsreisen ausgehen, sondern (1850) einzig die Rettung der vermißten Mannschaft sich zum Ziele setzen sollte, aber trotzdem — merkwürdiger Weise — die „Nordwest-Passage" auffand. So spielt der (glückliche) Zufall. Das, was gesucht wird oder gesucht werden soll, wird oft nicht gefunden; statt dessen aber findet man, wenn man recht sucht, oft etwas Besseres. Man weiß nun durch alle jene Expeditionen *) bereits, daß es über Amerika hinweg nach der Behringsstraße nicht blos eine, sondern drei Wasserstraßen giebt, die freilich richtiger Eisstraßen oder Eisumwege genannt zu werden verdienen und die nur in selten warmen Sommern das Passiren von Schiffen erlauben werden. In mercantilischer Hinsicht ist daher die Lösung jenes alten Problems nicht wichtig, wohl aber in wissenschaftlicher. Zwei Durchfahrten sind von M'Clure, der 1854 in England glücklich wieder eintraf, ohne Franklin gefunden zu haben, eine dritte ist von Kennedey und Kane ermittelt. Ob weiter nordwärts, wie oft behauptet worden, ein offenes Polarmeer existirt, ist eine noch ungelöste Frage. M'Clure fand an den bis dahin unbekannten Küsten Bären, Rennthiere, eine große Menge Hasen und einen Eskimo-Stamm, auf den äußersten Vorposten des Menschenlebens, die nie weiße Menschen gesehen hatten und das Schiff des M'Clure für eine schwimmende Insel, mit einem Walde bedeckt, hielten. Er verkehrte mit ihnen durch einen Herrnhuter-Missionar, welcher in Labrador die Sprache jener Stämme genügend erlernt hatte. Die Strömung des Meeres kam von Westen, so daß es möglich ist, aus der Behringsstraße nach dem atlantischen Ocean zu segeln, unter 70° bis 77° n. Br. Die Reise des M'Clure oder Maclure geschah von Plymouth aus auf den drei Schiffen Investigator, Intrepid und Resolut um Amerika herum durch die Behringsstraße. Der erste Winter 1850—1851 wurde im Eise in der Prinz-Wales-Straße zugebracht, der zweite nach der Fahrt um die Baringsinsel in der Bai of Mercy vom 9. October 1850 ab bis zum 25. September 1851. Nach abermaligem anderthalbjährigen Aufenthalte daselbst verließ ein Theil der Mannschaft im Frühling 1853 das eingefrorene Schiff, gelangte nach einer Wanderung über das Eis glücklich zum Schiffe Intrepid, auf dem sie mitten im Meere bis April 1854 einfroren, dann im April abermals eine Wanderung über das Eis bis zur Südwestspitze von Nord-Devon antraten und von hier aus durch die Barrowsstraße und die Baffinsbai im October 1854 glücklich in England wieder ankamen. Auf der Beechey-Insel fanden sie die Spuren der Ueberwinterung Franklin's von 1845 auf 1846. Das Resultat dieser Reise war die

*) Eine ebenso belehrende als interessante Beschreibung derselben lieferte Dr. Brandes in seinem „Sir John Franklin, die Untersuchungen über seine Rettung, Berlin 1854."

Entdeckung zweier nordwestlichen Durchfahrten, freilich für die Schifffahrt fast ohne Nutzen.

Auf dem Prinz-Alberts-Land und der Baringinsel erlegte die Mannschaft des Investigator vom October 1850 bis April 1853: 7 Moschusrinder, 111 Rennthiere, 146 Hasen, 581 Schneehühner, 272 Wasservögel, 4 Eisbären, 2 Wölfe, 4 Seehunde, 139 Füchse, und auf der Insel Melville in Gemeinschaft mit den Mannschaften der Schiffe Resolute und Intrepid von September 1852 bis September 1853: 112 Moschusrinder, 94 Rennthiere, 161 Hasen, 51 Füchse, 686 Schneehühner, 113 Gänse, 224 Enten und 3 Wölfe. — Die zur Aufsuchung Franklin's unter Leitung des Edward Belcher *) mit 5 Schiffen unternommene Expedition kehrte, auch ohne ihren Zweck zu erreichen, 1854 zurück, nachdem sie sich genöthigt gesehen hatte, 4 Schiffe im Eise zurückzulassen. Nach ihren Forschungen sind die nördlich des Lancaster-Sundes, der Barrowsstraße und des Melville-Sundes liegenden Küsten — bisher Nord-Devon, Cornwallis-Land und Melville-Insel genannt — sämmtlich Inseln eines ausgedehnten Archipels, der zwischen 77° und 78° seine nördliche Grenze hat. Diesem Insel-Complex hat Dr. Petermann den Namen Parry-Inseln gegeben.

Von den zur Auffindung Franklin's ausgerüsteten Expeditionen verdienen die zwei von dem großdenkenden Kaufmann Grinnell in New-York veranstalteten eine besondere Erwähnung, nicht nur wegen der Entdeckungen, welche auf der zweiten gemacht wurden, sondern auch, weil sie von Neuem beweisen, was die Anstrengung tapferer Männer vermag. Die genannte Expedition wurde von dem Amerikaner Dr. Kane geleitet. Er segelte mit 17 Gefährten im Mai 1853 von New-York auf der Brigg Advance ab, nahm von Neu-Fundland einen jungen Eskimo und außerdem von Upernavik einen Eskimo-Dolmetscher mit, welche die wesentlichsten Dienste leisteten. Er segelte nach der Melville-Bai an der Westküste Grönlands, und von da nordwärts in den Smith-Sund, mußte sich aber schon im August (der Sommer 1853 war verhältnißmäßig sehr kühl) entschließen, in der Rensselaer-Bai zu überwintern. Von hier aus machten sie nun während der langen Winternacht von 124 Tagen auf Schlitten nordwärts Streifzüge. Was sie auf denselben, nachdem die neufundländer Hunde meist gestorben, die an Stationsorten vergrabenen Lebensmittel von den Bären aufgefunden und aufgefressen waren und die Kälte über 36° R. stieg, ausgehalten haben, kann hier nicht erzählt werden **). Selbst bei den kräftigsten und muthigsten Männern traten Bewußtlosigkeit, zeitweise Irrsinn und Raserei ein.

---

*) Reise-Tagebuch desselben, Gnadau 1855.

**) Man findet sie in The second Grinnell Expedition 1853—55 by Kane u. s. w. Philadelphia Bnd. 1. 2. 1856, und in dem interessanten Aufsatz von Dr. Brandes: Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Berlin 1856, neue Folge, I. 6. Heft.

Im Sommer 1854 drangen sie weiter nordwärts, entdeckten unter 79° einen Riesengletscher, den sie Humboldt-Gletscher nannten, drangen bis zum Cap Constitution (81° 10′) vor, von dessen Gipfel in unabsehbarer Weite das Polarmeer sichtbar war, indem man zugleich auf der Westküste einen gegen 2500′ hohen Berg unter 82° 27′ erblickte — den äußersten nördlichen, bis jetzt von einem Menschenauge erblickten Punkt. Die westliche Eiswüste hat den Namen Grinnell-Land, die östliche den Namen Land Washington erhalten. Dr. Kane hält Grönland für einen besondern Continent (?). In der obengenannten Bucht brachte die Mannschaft auch den folgenden Winter 1854/55 unter fast unbeschreibbaren Schrecknissen aller Art zu, und im Mai 1855 blieb der Mannschaft, wenn sie nicht umkommen wollte, nichts übrig, als die Brigg zu verlassen, um Anfangs auf Schlitten mit Hundegespann, diesen „Schiffen der Eiswüsten", später auf Booten zur Heimath zurückzureisen.

Der eigentliche Zweck der Reise, die Auffindung Franklin's und seiner Gefährten, blieb unerreicht; aber den Dr. Kane, der leider Anfangs 1857 in Folge der unerhörtesten Anstrengungen und Strapazen auf Cuba gestorben ist, hat der Gedanke an die Möglichkeit, daß Franklin oder einer von seinen 135 Leuten noch lebe, nicht verlassen. Ueber den 80.° hinaus fanden sie im Sommer Schaaren von Schneegänsen, Eiderenten, Seeschwalben, Seemöven, Seelöwen, Seehunde, und, wenn auch selten, die „Tiger des Eises", die Bären. Nach Dr. Kane's Versicherungen, sich stützend auf einige an den Mündungen des Fisch- und Back-Flusses gefundene Gegenstände, die der Mannschaft Franklin's gehört haben, wäre eine neue Expedition nach diesen Gegenden, wo sich Franklin im Jahre 1850 befunden haben soll, zu richten. Dem Dr. Kane ist von der englischen Admiralität der auf die Entdeckung von dem Verbleiben der Franklin'schen Expedition gesetzte Preis von 10000 Pf. St. ausgezahlt worden. Die edelmüthige Frau (Wittwe?) Franklin's hat dagegen vergebens Einspruch gethan, und sich im Jahre 1856, unterstützt von großmüthigen Männern, bemüht, eine neue Expedition, wenn auch auf ihre eigenen Kosten, zu Stande zu bringen, in der Ueberzeugung, daß das Schicksal der Franklin'schen Expedition noch nicht aufgeklärt, daß noch nicht der Tod eines Einzigen der Mannschaft bewiesen, daß noch Hoffnung vorhanden sei, daß noch einige derselben am Leben seien, und daß das Aufgeben fernerer Unternehmungen „Mangel an Dankbarkeit, an Zuverlässigkeit und Ehre" von Seiten des Vaterlandes verrathe. Durch diese Anregung ist 1857 ein letztes Schiff nach den Nordpolargegenden abgesandt worden, Erkundigungen über das Schicksal Franklin's und seiner Gefährten einzuziehen. Gleich Alexander von Humboldt wird jeder Menschenfreund diesen Ansichten beistimmen und diesen Unternehmungen Erfolg wünschen. — Die Vermuthung, daß sich um den Nordpol herum ein freies (?) Meer befinde, hat durch Kane mehr Wahrscheinlichkeit erlangt. Der nördlichste Punkt ist nicht nothwendig der kälteste. Der Grad der Kälte hängt auch wesentlich von der Gestalt und Ausdehnung der

Länder, von der Vertheilung von Land und Wasser ab. Vielleicht umgiebt ein Eiswall jenes Meer, durch welches man möglicher Weise in günstigen Sommern hindurchkommen kann, entweder nordwärts von Amerika, oder zwischen Grönland und Spitzbergen, oder zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja.

II. Das britische Nord-Amerika.

Im Allgemeinen kann man den 49.° n. Br. als die südliche Grenze der englischen Besitzungen quer durch ganz Nord-Amerika annehmen; nur im östlichen Theile erstreckt sich ih: Gebiet bis an den Erie-See, oder bis zum 42.°, von wo an die Grenze in's Innere über die Seen nach NW. und längs des LorenzStroms oder etwas östlich davon zum atlantischen Ocean läuft. Nur diese Grenze, wo die britischen Besitzungen an die angebauten Theile der Vereinigten Staaten stoßen, ist einigermaßen bestimmt und zieht sich quer durch den obern, den Huron-, den Erie- und den Ontario-See; alle übrigen Grenzen, wo nicht das Meer sie bildet, sind noch sehr unbestimmt, so daß man den Flächeninhalt des britischen Gebiets nur muthmaßlich auf 64000 □M. angeben kann. Mit Rußland, welches die äußerste NW.-Küste von Amerika in Anspruch nimmt, ist 1825 der Vertrag geschlossen, daß der 124.° w. Lg. die Trennungslinie des englischen und russischen Gebietes machen soll, wobei aber die Russen noch die Inseln und einen schmalen Küstensaum bis zum 55.° n. Br. in Anspruch nehmen. Mit den Vereinigten Staaten ist noch kein solcher Vertrag abgeschlossen, und obgleich im Ganzen der 49. Breitengrad als Grenze angenommen wird, so ist dies doch an der Westküste noch streitig. England theilt in administrativer Hinsicht das Land in 8 Gouvernements von sehr verschiedener Ausdehnung. Wir werden uns eine leichtere Uebersicht verschaffen, wenn wir 1) den einzigen wahrhaft angebauten Theil dieser Länder, nämlich Canada, 2) die nordöstlichen, 3) die westlichen Gegenden betrachten.

1) Canada. Es umfaßt die nördlichen Ufer der großen vorhin genannten Seen, und vom 56.° w. Lg. an die beiden Ufer des St. Lorenz bis zu seiner Mündung. Diese Gegenden wurden zuerst von Cabot, einem Venetianer in englischen Diensten, 1497 gesehen, von dem Franzosen Cartier 1534 näher untersucht und 1608 zuerst von französischen Ansiedlungen besetzt, welche durch den Pelzhandel blühend wurden und sich bald über die Seen hinaus ausbreiteten. Im Frieden 1763 mußten die Franzosen ganz Canada an England abtreten. In neuester Zeit (seit 1830) sind heftige Reibungen zwischen den französischen und britischen Interessen und deshalb eine scharfe Sonderung Unter- und Ober-Canadas eingetreten; aber es ist dem Mutterlande nach mannigfachen Versuchen endlich gelungen, die aufrührerischen Bewegungen, welche eine republikanische Verfassung verfolgen,

wieder zu beschwichtigen und das Land zu beruhigen. — Das Ganze besteht aus den nördlichen Uferländern der Seen und des St. Lorenz, und aus dem schmalern südlichern Uferrand des St. Lorenz. Im N. und S. ziehen sich mäßige Bergreihen hin und schließen das Lorenz-Thal ein, welches selbst eine schöne Abwechselung von Berg und Thal darbietet. Nur die Flußufer und einige Seitenthäler sind vollkommen angebaut; im W. und N. liegen noch unendliche Strecken wüste und sind mit den schönsten Wäldern bedeckt, welche den Hauptreichthum des Landes ausmachen. Gute Straßen fehlen noch sehr. Das Klima ist viel rauher als unter gleicher Breite (Frankreich und Süddeutschland) in Europa; der Winter dauert im O. 5–7 Monate, wo Alles unter Eis und Schnee begraben ist und die Kälte gewöhnlich — 20° bis 25° beträgt (zu Quebec hat man sogar das Quecksilber frieren sehen); im W. dauert er nur 3 Monate. Der Lorenz-Strom bedeckt sich oberhalb Quebec mit Eis, so daß von Anfang Decembers bis Mitte April die Schifffahrt unterbrochen ist. Der Sommer, welcher lästig heiß, tritt so schnell ein und verschwindet wieder so plötzlich, daß es keinen eigentlichen Frühling und Herbst giebt; aber die Luft ist durchaus gesund und der Boden meist äußerst fruchtbar; nur über 50° hinaus findet kein Anbau mehr statt. Das Ganze enthält etwa 12500 □M. mit mehr als 1½ Million Einw. Canada wird seit 1791 in die beiden Provinzen Unter- und Ober-Canada getheilt, hat aber gegenwärtig nur ein Parlament. Der in den St. Lorenz fallende Attawa macht die Grenze. Canada wird von einem königlichen General-Statthalter regiert, dessen Aufsicht sich über alle nördlichen und westlichen Binnenländer erstreckt, in militärischer Hinsicht aber über das ganze britische Nord-Amerika. Ihm zur Seite steht ein gesetzgebender Rath, welchen der König ernennt, und Deputirte des Volks, ganz nach der Art des Ober- und Unterhauses im britischen Parlament.

Unter-Canada (Lower Canada) erstreckt sich zu beiden Seiten des St. Lorenz, und diese Ufer sind vorzüglich angebaut. Die ersten Einwanderer waren Franzosen, und ihre Nachkommen, welche die Sprache, die Religion (die katholische) und viel von den Sitten und dem Charakter ihrer Vorfahren beibehalten haben, machen noch jetzt bei Weitem den größten Theil der Bevölkerung aus. Das Land war bis 1826 aus früherer Zeit her in Seigneuries oder Herrschaften getheilt, deren Bauern indeß dem sogenannten Grundherrn nur einen äußerst geringen Zins entrichteten. Alles Land, welches nicht zu den Herrschaften gehörte, ward von der Regierung vertheilt. Die Bevölkerung schätzt man jetzt auf 730000 Seelen und hat sich in neueren Zeiten sehr vermehrt durch Auswanderer aus England und Deutschland; doch gehen die meisten davon nach Ober-Canada oder den Vereinigten Staaten, wo sie Landsleute finden. — In den Jahren 1830–1837 betrug die Einwanderung über 260000 Menschen. Die Bildung des Volkes ist, bei dem herrschenden Mangel an Schulen, größtentheils noch sehr unvollkommen. Von den Urbewohnern, den Indianern, deren Zahl schnell abnimmt, sind vielleicht keine 16000

mehr vorhanden; ein Theil von ihnen i' katholisch und wohnt in Dörfern; die meisten aber behaupten ihr Freiheit in Wäldern und erhalten sogar Geschenke von der Regierug, um sie in Ruhe zu erhalten. Sie gehören zu den Stämmen der Chippewäer (sch—) oder Algonkins und der Mohawsk zu welchen auch die fast ganz verschwundenen Irokesen und Huronen gehörten. — Das Klima gestattet den Anbau aller unserer Getreidearten; unsere Obstsorten kommen zwar fort, sind aber schlechter als bei uns. Weizen wird vorzüglich gebaut und ausgeführt. In den Wäldern, welche noch den größten Theil von Canada bedecken, finden sich sehr viele Zuckerahornbäume, aus deren Saft, welcher wie der Birkensaft bei uns gewonnen wird, der Zucker, den man im Lande braucht, bereitet wird. Die Viehzucht ist bedeutend, die Fischerei höchst ergiebig; nur Salz fehlt dem Lande beinahe gänzlich. Die Jagd ist mehr ein Vergnügen als eine Beschäftigung der Canadier; die Zunahme der Bevölkerung und die allzu häufige Verfolgung hat das Wild in entlegenere Gegenden verscheucht. Dennoch ist Unter-Canada der Hauptsitz des amerikanischen Pelzhandels. Eine Gesellschaft von Kaufleuten, die Nordwest-Gesellschaft, unterhält, bis an den Austral-Ocean, an 3000 Agenten, welche, auf einzelnen Punkten des unermeßlichen Binnenlandes zerstreut wohnend, mit den wilden Indianer-Stämmen in Verkehr stehen, von ihnen die Pelzwaaren einsammeln und an den allgemeinen Lagerplatz am westlichen Ende des obern Sees befördern. Von Montreal aus ziehen nun jährl. viele Kähne mit Waaren für die Indianer, Branntwein, Gewehre, Munition, Taback u. s. w. und mit Lebensmitteln beladen, zuerst [illegible] Ottawa hinauf; von da werden die Kähne und Waaren durch Trä[illegible] nach dem Huron-See geschafft und über diesen bis zum Lagerplatz [illegible] obern See, theils zu Wasser, theils wo Wasserfälle hindern, zu [illegible] transportirt. Hier nimmt ein Theil von ihnen die schon gesam[illegible]en Pelzwaaren in Empfang und eilt damit nach Montreal zurück; di[illegible]eren dringen, bald schiffend, bald die Kähne tragend, von Fluß zu [illegible]ß, von See zu See, bis in die Nähe des Polar- und des Aust[illegible]Oceans, um neue Waare einzutauschen. Seit 1821 ist diese mi[illegible] nördlicher den Handel treibenden Hudsonsbai-Gesellschaft zu eine[illegible]igen unter dem Namen der letztern vereinigt; ihre Directoren h[illegible] in London ihren Sitz. Sie führt jährlich für 1,800000 Thlr. Pelz[illegible]en aus Nord-Amerika aus. Auch viele einzelne Kaufleute treiben [illegible]n vortheilhaften Handel. Vorzüglich sind es Felle von Bibern, [illegible], Fischottern, Mardern, Luchsen, Füchsen, und Häute von Elen[illegible]en, wilden Stieren und Hirschen, welche in den Handel kommen.

Die wichtigsten Städte in Unter-Cana[illegible]nd: Montreal, unter 45½° n. Br., auf einer sehr fruchtbaren [illegible] im St. Lorenz, welcher hier noch für große Seeschiffe tief genu[illegible] und den Ottawa aufnimmt. Sie wurde 1640 angelegt und zä[illegible]hr als 60000 Einw. Seit Kurzem ist sie der Sitz des Gouvern[illegible] welcher früher zu Quebec residirte. Sie ist gut gebaut und hat [illegible]roße römisch-katholische Kathedrale; auf dem Marktplatze steht ei[illegible]r 30' hohen

Säule eine Statue Nelson's. Der größte Theil der Einwohner ist französischer Abkunft und redet auch nur französisch. Montreal ist, wie schon erwähnt, der Hauptstapelplatz für den Pelzhandel und hat außerdem großen Handel mit Ober-Canada und mit den Vereinigten Staaten, vermittelst des reißenden, aus dem Champlain-See strömenden Sorel, an welchem eine ganz von Engländern bewohnte gleichnamige Stadt, auch William-Henry genannt, mit 2000 E., liegt. Auf der Westspitze der Insel liegt das Dorf China, dessen Hafen der Sammelplatz aller Schiffe von und nach Ober-Canada ist; ein Canal zur Vermeidung der gefährlichen Stromschnellen verbindet diesen Hafen mit Montreal. Weiter abwärts, an der Mündung des kleinen Flusses St. Maurice, liegt die Stadt **Trois Rivières** oder **Three Rivers,** mit **4000** Einw. Die Hauptstadt von Unter-Canada, Quebec, liegt unter **46° 48′** Br. am nördlichen Ufer des St. Lorenz, welcher gleich unter der Stadt sich zum Meerbusen erweitert und Linienschiffe aufnimmt. Die Stadt besteht aus einer sehr stark befestigten und hoch gelegenen Oberstadt, mit dem Fort **St. Louis,** und einer Unterstadt, welche eng und schmutzig ist. Bemerkenswerth sind das Hospital, das Parlamentshaus und der zum Andenken an Wolfe und Montcalm errichtete Obelisk. Quebec ist der Sitz eines katholischen und eines anglikanischen Bischofs und hat über **40000** Einw.; doch steht ihr Handel dem von Montreal etwas nach. Sie wurde **1608** angelegt und **1759** von den Engländern erobert. Man spricht hier Englisch und Französisch.

Ober-Canada (**Upper Canada**), im W. des Vorigen, breitet sich nördlich an den Ufern der Seen und des St. Lorenz aus. Das Klima ist bedeutend milder; hier gedeiht schon der Mais, vorzüglich die Kartoffeln, viele Obstsorten und Winterfrüchte; aber das Land ist nur schwach bewohnt, obgleich jetzt die Zahl der Bewohner **770000** betragen mag, welche vorzüglich zwischen dem Huron-, Erie- und Ontario-See wohnen; der westliche Theil der Provinz ist noch fast ganz mit Wäldern bedeckt. Die Einwohner sind meistens Amerikaner, aus den Vereinigten Staaten ausgewandert, Briten und Deutsche, und man findet hier alle christlichen Religionsparteien mit völlig gleichen Rechten; die Verfassung ist gleich der von Unter-Canada. Die hier noch wohnenden Indianer, meist vom Stamme der Chippewäer und der Huronen, sind zum Theil Christen und wenig zahlreich (nach Anderen soll ihre Zahl noch **28000** Seelen betragen). Nachbarschaft und Handelsverbindungen machen die Einwohner sehr geneigt, sich, vielleicht in keiner allzu fernen Zukunft, an die Vereinigten Staaten anzuschließen. Die Viehzucht und die Jagd sind hier noch bedeutend, aber nur die nothwendigen Handwerker und sonst wenig Kunstfleiß, vorhanden. Zwei neu angelegte Canäle sind für den Handel von großer Wichtigkeit; der eine, Rideau-Canal genannt, geht **32** M. lang von Kingston am Ontario nach dem Flusse Ottawa; der andere, der Welland-Canal, **9** M. lang, führt vom Erie- in den Ontario-See und umgeht den Niagara-Fall.

Die Hauptstadt der Provinz ist Toronto, früher York ge-

nannt, am Ontario, eine gut gebaute, ganz offene Stadt, mit 30000 Einwohnern. Wichtiger aber ist Kingston, mit starken Festungswerken, einem Fort, einem trefflichen Hafen und über 10000 E.; sie liegt am Lorenz-Fluß, welcher hier aus dem Ontario tritt. Außerdem hat Ober-Canada nur noch eine Menge im Werden begriffener Städte, wovon wenige über 1000 E. haben, und mehrere befestigte kleine Plätze. Fort William, am nördlichen Ufer des Ontario-Sees, ist ein wichtiger Stapelplatz für den Pelzhandel im Innern von Nord-Amerika. Die Hauptmerkwürdigkeit ist der Niágăra-Fall. Er befindet sich in dem den Erie mit dem 310′ par. tiefer gelegenen Ontario verbindenden, etwa 7 M. langen Niagara-Fluß, etwa in der Mitte seines Laufes, wo das Wasser in einer Breite von beinahe 4000′ sich 164′ tief senkrecht hinabstürzt; die Linie des Absturzes geht schräg durch den Fluß, und der Fall wird durch eine Insel, Goat Island (Ziegen-Insel), in 2 Arme getheilt, wovon der westliche oder canadische, der Hufeisenfall genannt, der bei Weitem schönste ist; es steigt aus ihm beständig eine Dampfsäule empor, und das Geräusch wird bei Nacht 8 M. weit gehört. Man hat berechnet, daß in jeder Minute an 22½ Million engl. Cubikfuß aus dem Erie-See fließen und über die Felsen dieser großen Kataraften stürzen. Die Gewalt des Wassers zerstört immer mehr die nicht sehr feste Felsbank, über welche sie hinabstürzt, und man hat bemerkt, daß seit etwa 40 bis 50 Jahren der Fall schon um 150′ zurückgewichen ist. Bald wird man nicht mehr wie bisher zwischen dem herabstürzenden Wasser und dem etwas überhängenden Felsen, von welchem es herabstürzt, gehen können. Von der amerikanischen, östlichen Seite, wo der Fall, eine gerade Linie bildend, weniger malerisch ist, unterhalb des großen Falles, hat man mit großer Kühnheit eine Hängebrücke gebaut, 230′ über dem Wasserspiegel, 40′ breit, mit einer Spannung von 800′, gehalten von 16 Drahttauen, die 1100′ lang sind. Ueber dieses, seit 1849 dem Verkehr geöffnete kühne Werk führt eine Eisenbahn. Weiter abwärts bildet der Niagara, zwischen engen Felsen eingeschlossen, in einem Kessel einen Strudel, den Whirlpool, der selbst in den strengsten Wintern nicht zufriert.

Es giebt in Canada eine Partei, welche die Unabhängigkeit vom Mutterlande anstrebt und den Anschluß an die Nachbarrepublik wünscht. Wahrscheinlich wird das Land mit Neu-Braunschweig und Neu-Schottland einst ein Bestandtheil derselben.

2) Die nordöstlich von Canada gelegenen Länder. Es sind folgende:

Neu-Braunschweig (New Brunswick), im N. von Unter-Canada, im O. von dem St. Lorenz-Busen, im S. von der Fundy-Bai und Neu-Schottland, im W. von den Vereinigten Staaten begrenzt, wo die Grenze aber noch streitig ist; es soll nebst der Prinz-Edwards-Insel gegen 8600 □M. enthalten. (?) Dieses Land, voll schön bewaldeter Berggruppen von geringer Höhe, wird vom St. Johns-Flusse durchströmt und ist nur an den Küsten angebaut, das Innere wenig bekannt. Das Klima ist das von Unter-

Canada, aber äußerst neblig an der Küste. Die Ostküste ist viel rauher und noch ganz wüste. Der Fischfang ist überaus ergiebig. Die Einwohner, 180000, stammen theils aus den Vereinigten Staaten, theils aus Großbritannien, und Englisch ist hier die alleinige Sprache. Im Innern leben vielleicht kaum noch 1000 (nach Anderen 12000) Indianer vom Stamme der Chippewäer; sie haben meist das Christenthum angenommen und leben in eigenen Dörfern. Die Verfassung ist wie die in Canada. Die Hauptstadt Fredericktown, Sitz der Regierung, am St. John's, 20 M. von der Mündung, zählt nur 5000 E. Wichtiger ist St. John's, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Fundy-Bai, mit 14000 Einw.

Neu-Schottland (Nova Scotia), eine große Halbinsel im S. von Neu-Braunschweig, durch die Fundy-Bai von diesem getrennt; ehemals wurde das Land mit Neu-Braunschweig Acadia genannt. 1623 ward hier die erste bleibende Niederlassung von Schotten gegründet; lange war das Land ein Gegenstand des Krieges zwischen England und Frankreich und wechselte mehrmals seine Beherrscher, bis es 1713 den Engländern verblieb. Der Flächeninhalt beträgt etwa 790 □M., nach anderen Angaben ist es viel größer. Das Innere ist noch mit Wäldern bedeckt und uneben, doch ohne ansehnliche Berge; das Klima ist zwar milder als in Neu-Braunschweig, aber die Winter doch noch streng. Die Küsten sind meist sandig oder felsig, aber tiefer im Lande ist der Boden ergiebig. Nächst der Landwirthschaft beschäftigt die sehr reiche Fischerei die Einwohner; Heringe und Stockfische werden in großer Menge gefangen. Die Einwohner, mit der Insel Cap Breton (110 □M. groß) an 350000, bestehen vorzüglich aus ausgewanderten Anglo-Amerikanern und Engländern und etwa 1500 (nach Anderen 9000) Indianern. Die Verfassung ist wie in Canada. — Die Hauptstadt Halifax, an der Südküste, mit einem trefflichen Hafen und Fort, ist die Hauptstation der englischen Kriegsschiffe in diesen Gegenden und zählt an 30000 Einwohner. Annapolis, an der Fundy-Bai, hat ebenfalls einen ausgezeichneten Hafen.

In und vor dem St. Lorenz-Busen liegen die Inseln:

St. Johns- oder Prinz-Edwards-Insel, 100 □M. groß, mit einem fruchtbaren, nur zum kleinsten Theile angebauten Boden und 50000 Einw., theils französischer, theils englischer Abstammung. Hier wird ansehnliche Viehzucht getrieben. Sie bildet ein eigenes Gouvernement mit einer Verfassung wie in Canada. Die kleine befestigte Stadt Charlottetown ist der Hauptort und hat einen Hafen. — Die Insel Cap Breton, welche jetzt zum Gouvernement Neu-Schottland gerechnet wird, war früher wegen ihrer Lage, welche den Meerbusen von St. Lorenz beherrscht, und wegen der außerordentlich reichen Fischerei in ihrer Nähe, von den Franzosen besetzt, welche sie indeß 1763 an England abtreten mußten. Früher hieß sie **Ile Royale.** Das Klima ist sehr rauh und neblig, und der Boden nicht besonders fruchtbar. Häfen finden sich nur an der Ostseite; die West-

küste ist steil und unzugänglich. Die Einwohner, an 40000, beschäftigen sich ausschließlich mit dem Fischfange; außerdem werden reiche Steinkohlengruben bearbeitet. Die kleine Stadt Sidney an der Nordostküste ist der Hauptort.

Nördlich vom Cap Breton liegen die von einigen Fischern bewohnten Magdalenen-Inseln.

Unter dem Namen Acadie begriffen die Franzosen Neu-Schottland und Neu-Braunschweig. Beide waren lange der Zankapfel zwischen Frankreich und England, bis zuletzt das letztere siegte und die 7000 Acadier mit fast unerhörter Grausamkeit ohne alle Entschädigung von ihrem Eigenthum vertrieb — ein Beispiel der Rücksichtslosigkeit, womit England seine Interessen zu verfolgen pflegt.

Die große Insel Neu-Fundland — (**New Foundland** (njuh faundlend), franz. **Terre Neuve** —, zwischen 35° und 42° w. Lg. und 46¾° bis 51⅔° n. Br., trennt den St. Lorenz-Busen vom atlantischen Meere. Sie ward, vielleicht schon im 11. Jahrhundert von Normännern besucht, 1497 von Cabot entdeckt, 1583 von England in Besitz genommen, und ist diesem Staate seit 1763 verblieben, obgleich Frankreich lange darum gestritten. Der Flächeninhalt beträgt 2200 □M. Die Küsten der Insel sind höchst zerrissen, gewähren aber eben deshalb den Schiffen vielen Schutz. Das Innere besteht aus schlecht bewaldeten Bergen und sumpfigen Thälern. Kartoffeln, Kohl und Rüben sind fast die einzigen Gewächse, welche den Anbau lohnen; die Strenge der Winter, die anhaltenden Nebel im S. und O. und die fürchterlichen Stürme verhindern den Ackerbau. Steinkohlen sollen in unerschöpflicher Menge vorhanden sein. An Hausthieren hat man Pferde, Rindvieh, Schafe und die bekannte dicht behaarte Hunderace mit einer Art Schwimmhaut zwischen den Zehen, welche nach dieser Insel benannt wird; im wilden Zustande sind diese Thiere den Heerden sehr gefährlich. Die Einwohner, an 90000, sind meist englischer Abstammung; es sollen sich noch 4000 Wilde auf der Insel finden, was jedoch zweifelhaft. Die Insel bildet zwar ein eigenes Gouvernement, hat aber keine eigene Verfassung, weil die Bevölkerung zu sehr zerstreut ist. Die hohe Wichtigkeit dieser noch so ganz wüsten Insel beruht allein auf dem in ihrer Nähe betriebenen Fischfange. Wie reich auch der Fang der Lachse, Aale, Dorsche, Heringe in den Flüssen und an der Küste ist, so kommt dies doch kaum in Betracht gegen den größern Fischfang, welcher vorzüglich im SO. der Insel getrieben wird. Hier und im S. von Neu-Fundland ziehen sich nämlich auf einem Raum von 16 Längen- und 10 Breitengraden Sandbänke hin, auf welchen das Meer eine wechselnde Tiefe von 10 bis 16 Klaftern hat und im Sommer der außerordentlich reiche Fischfang, vorzüglich der Stockfische stattfindet. Am Ergiebigsten ist derselbe auf der sogenannten großen Bank im SO. der Insel. Ueber tausend Schiffe finden sich aus Europa ein, mehr noch aus den Vereinigten Staaten, und senden täglich von der Mitte Juni an ihre Boote auf den Fang. In jedem Boote befinden sich 4 Menschen mit 16 Angelschnüren. Sowie ein Fisch angebissen,

wird er in's Boot geworfen, und sobald dies seine Ladung hat, eilt es zur Küste, wo in eigens dazu eingerichteten langen Gebäuden, Bühnen genannt, den Fischen die Köpfe abgeschnitten, sie gespalten und das Rückgrat und die Eingeweide herausgenommen werden; dann werden sie eingesalzen und an der Luft getrocknet, wobei aber kein Tropfen Regen darauf fallen darf, weil sonst der Fisch verdirbt; diese ganze Operation dauert 14 bis 20 Tage. Der Fang an den westlichen und nördlichen Küsten der Insel, sowie an der Küste Labrador, ist weniger ergiebig. An diesem Geschäft haben vorzüglich die Engländer, als Besitzer der Insel, dann die Nord-Amerikaner und endlich die Franzosen Theil; letztere jedoch nur an der Westseite, wo ihnen zu diesem Behuf die kleinen, sonst unbedeutenden Inseln, Fischer-Inseln, Miquelon und St. Pierre, an der Südküste eingeräumt sind. Die Engländer beschäftigen bei diesem Fange in manchen Jahren 1500 Schiffe mit 14500 Matrosen, und es werden von ihnen wohl 46 Millionen großer Fische gefangen; die Nord-Amerikaner über 2000 Schiffe mit mehr als 24000 Matrosen; im Ganzen kann man annehmen, daß jährlich mehrere Millionen Centner Fische dort gefangen werden. Weniger bedeutend, obgleich noch immer sehr wichtig, ist der Robbenschlag, auf welchen die Schiffe in der stürmischen und kalten Zeit im März auslaufen und 4 bis 6 Wochen lang den auf den Eisschollen ruhenden Seehunden nachstellen, deren Felle und Speck, woraus Thran gesotten wird, mitgenommen, deren Leiber aber in die See geworfen werden. — Von ganz Neu-Fundland sind nur die südliche Halbinsel Avalon und einige Stellen der Süd- und Ostküste mit Niederlassungen besetzt. Die beiden einzigen Städte liegen auf jener Halbinsel. St. John's, auf der östlichen Seite durch einige Forts geschützt, zählt an 18000 Einw. Die Stadt ist meistens von Holz gebaut und überall herrscht darin der widrige Geruch von Fischen und Seehundsfett. Placentia, auf der westlichen Seite, mit etwa 5000 Einw. Beide, vorzüglich die erstere, haben geräumige und treffliche Häfen. — Der Mündung des St. Lorenz nahe gegenüber liegt die 120 □M. große, aber unbewohnte Insel Anticosti; sie ist mit schönen Waldungen bedeckt, welche viel Wild enthalten, hat aber keinen einzigen Hafen. — An der Südküste besitzen die Franzosen drei kleine Inseln, St. Pierre u. s. w., woselbst sie die Fische zubereiten.

Mit der Ausführung des Planes, Amerika durch einen Telegraphendraht mit Europa zu verbinden, ist man bereits beschäftigt. Man will St. John's in Neu-Fundland mit Irland, Cap Race mit Cap Clear in Verbindung setzen, durch den atlantischen Ocean hindurch, eine Strecke von 409 geogr. Meilen. Auf derselben ist die größte Tiefe des Meeres, ermittelt durch die Anstrengungen des amerikanischen Capitäns Maury, 11652′ par.; in der Nähe beider Küsten hat das Meer eine geringe Tiefe, die begreiflich auf der ganzen Strecke sehr verschieden ist. Der Boden besteht größtentheils aus einem Bergrücken, mit einer lockern Schicht bedeckt, der, wie das Mikroskop gelehrt hat, aus den Kieselpanzern abgestorbener Infu-

sorien besteht. Der schwere Draht wird sich in sehr erwünschter Weise in diese weiche Masse tief einsenken, deren Existenz schließen läßt, daß über derselben keine (bedeutende) Strömung stattfindet. Man hat die ganze Linie Telegraphen-Plateau genannt. Verdient ein Werk des Menschen ein Wunderwerk genannt zu werden, so diese Verbindung Europas und Amerikas, welche eine Antwort auf eine Frage, von London nach New-York gesendet, in einigen Minuten zurückbringen wird, wie man mit Sicherheit erwartet.

Labradór, der nordöstliche Theil des amerikanischen Festlandes, bildet eine dreieckige Halbinsel. Es erstreckt sich von 38° bis 62° w. Lg. und 50° bis 63° n. Br.; der Flächenraum beträgt über 25000 □M. Im W. und N. stößt Labrador an die Hudsons-Bai und die Hudsons-Straße, im O. an's atlantische Meer, im S. an den St. Lorenz-Busen und im SW. an Unter-Canada und Neu-Süd-Wales. Nur die Küsten dieses grossen Landes sind uns einigermaßen bekannt; das Innere, welches sehr gebirgig scheint, ist noch nicht erforscht. Der größte Theil des Landes hat ganz arktische Natur. Ueber 56° Br. hinaus verschwindet alle Vegetation, nur im südwestlichen und südlichen Theile finden sich Waldungen; alles Uebrige ist unter Eis und Schnee begraben, und beständige Nebel sind hier an der Küste herrschend. Die einzigen Producte des Landes bestehen in Pelzwild, welches zwar nicht mehr sehr häufig, aber für das beste in ganz Nord-Amerika gehalten wird, und in einem unendlichen Reichthum an Seehunden an den Küsten. Der schöne irisirende (in Regenbogenfarben spielende) Feldspath, Labradorstein genannt, wird hier häufig gefunden. An der Ostküste wird der Stockfischfang wie bei Neu-Fundland betrieben, an der Nord- und Westküste der Robbenschlag. Die Einwohner bestehen im größten Theile des Landes aus Indianern, welche von Jagd und Fischfang leben und vorzüglich mit den Pelzhändlern der Hudsonsbai-Gesellschaft an der Westküste in Verkehr stehen; und aus Eskimos in den nördlicheren Gegenden, welche Todfeinde der Indianer, wovon indeß mehrere zum Christenthum bekehrt und zu einer bessern Lebensweise gewöhnt sind. Sie treiben vorzüglich den Robbenschlag. An der Ost- und Südküste giebt es nur einige wenige europäische Fischerwohnungen, an der Westküste einige Handelsfactoreien englischer Kaufleute. An dem nördlichen Theile der Ostküste endlich, zwischen 57° und 60° n. Br., haben die Herrnhuter (seit 1765) die 4 Niederlassungen Hebron, die nördlichste unter 58° Br., Okkak, Nain und Hoffendal, in welchen über 600 christliche Eskimos sich angesiedelt haben. — Obgleich England keine weitere Besitzung im Lande hat, so betrachtet es dieses Land doch als sein Eigenthum und zählt es zum Gouvernement Neu-Fundland. — Erwähnung verdient der nur noch an der labrador'schen Küste wild vorkommende neufundländische Hund, von Natur vollkommen schwarz mit einigen weißen Flecken, im Winter mit grobwolligen Haaren bedeckt, ein sehr gelehriges, scharfsinniges Thier, zum Schlittenziehen und anderen Diensten sehr brauchbar. Die europäischen Neufundländer sind nur eine Abart von der echten Race.

3. **Die westlich von Canada gelegenen Länder.** Die Engländer pflegen alles nördlich und westlich von Canada, bis zum Eis- und stillen Meere und bis an die Grenzen des russischen Amerika liegende Land **Neu-Britannien** oder die **Hudsonsbai-Länder** zu nennen und es in **Labrador, Neu-Süd-Wales, Neu-Nord-Wales** und die **Binnenländer** zu theilen. Neu-Süd-Wales begreift dann die Südwestküste, Neu-Nord-Wales die Nordwestküste der Hudsons-Bai; da aber alle diese Länder ohne europäische Ansiedlungen und ohne bestimmte Grenzen und in ihrer Beschaffenheit und ihren Bewohnern sich vollkommen gleich sind, so umfassen wir hier ohne weitere Trennung alle westlich von Labrador und Canada gelegenen Gegenden unter der Bezeichnung **westliche Binnenländer.** Sie erstrecken sich von dem Felsengebirge (**Rocky Mountains**) und den Grenzen des russischen Gebietes im W. bis gegen den 60. Grad w. Lg., und von den unzugänglichen, eisigen Küsten des Polar-Oceans bis an das Gebiet der Vereinigten Staaten, wo im Ganzen etwa der 49. Grad n. Br. die Grenze macht. In diesem ungeheuren Landstriche von vielleicht 170000 □M. befindet sich bis jetzt keine andere europäische Niederlassung, als einige sogenannte Forts, Factoreien oder Handlungscomptoirs der Hudsonsbai-Gesellschaft für den Pelzhandel, und doch wird gestritten über die Grenzen, in NW. mit Rußland, welches sein Gebiet bis an den Mackenzie-Fluß ausdehnen möchte, und mit den Vereinigten Staaten, welche über Eingriffe der Pelzhändler in ihr Gebiet klagen. — Das Klima aller dieser Länder ist kalt und den schnellsten Veränderungen unterworfen, vorzüglich an der Hudsonsbai, wo mit dem 55. Grade die Vegetation verkrüppelt und arktisches Klima beginnt und wo das Meer nur vom Juli bis September von Eis frei und schiffbar ist; der Boden thaut nur wenige Fuß tief auf. Milder ist es in den westlichen Gegenden, wo die schönsten Wälder bis zum 60. Grade reichen; am südlichen Rande würde europäische Cultur so gut als in Canada gedeihen. Die Bewohner werden, wie die Einwohner der Neu-England-Staaten überhaupt — ähnlich den Europäern durch den Altweiber-Sommer —, oft im October durch den „**Indianer-Sommer**" erfreut, der nach ihrer Meinung aus der Wohnung des südwestlichen Geistes kommt, zu dem auch die Seelen der Guten nach dem Tode wandern. — Der größte Theil des Landes ist ein nach N. und O. gesenktes Tiefland, theils eben, theils mit welliger oder zerrissener Oberfläche, auf welcher sich nur einige unbedeutende Bergrücken von kaum mehr als 1000′ Höhe erheben. Es ist mit unzähligen Seen, unter einander verbundenen Flüssen und Sümpfen und mit Wäldern bedeckt. Hier ist das rechte Vaterland des Pelzwildes und vieler größeren Thiere. Der Eisbär und einige Arten Landbären, das zum Hirschgeschlecht gehörige **Musethier**, von der Größe eines Pferdes, der Moschusochs, dessen schwarzes, seidenartiges Haar bis auf die Hälfte der Beine herabfällt, der Bison, das größte der hier wohnenden Thiere mit einem Höcker auf dem Nacken, das Elennthier, das Rennthier, Hirsche verschiedener Art, der Biber,

dessen schönes Fell 12 bis 15 Thaler gilt, die Seeotter, der Wolf, der Fuchs, der Luchs, der Marder, der Dachs, das Hermelin, der Hase und das Kaninchen werden theils des Pelzes, theils der Haut, theils des Fleisches wegen gejagt. Außerdem findet man unzählige Schnee- und Rebhühner. Das Fleisch dieser Thiere und der Fische macht fast die einzige Nahrung der Einwohner aus, denn nur aus Noth genießt der Indianer einige Beeren und wildwachsende Pflanzen; Anbau kennt er nicht. — Diese großen Länder haben zusammen vielleicht nicht 150000 (nach Anderen an 850000) Einwohner, theils Indianer, theils Eskimos. Die Indianer, die bei Weitem zahlreichsten, nehmen das ganze Land mit Ausschluß der Küsten ein, welche von den Eskimos besetzt sind; überall leben sie in völliger Freiheit von Jagd und Fischfang, nirgend haben sie feste Wohnsitze, sondern schlagen ihre Hütten und Zelte auf, wo sie gute Jagd vermuthen; der Hund ist ihr einziges Hausthier. Die südlichen Indianer, welche bis zum 59. Breitengrade etwa umherschwärmen, sind äußerst thätige Jäger, gastfreundlich und treu, aber dem Trunke leidenschaftlich ergeben, weshalb sie auch dem Erlöschen mit starken Schritten entgegengehen. Nördlicher bis etwa 68° Br. ziehen die nicht minder zahlreichen Stämme der nördlichen Indianer umher, welche minder thätig sind, vorzugsweise vom Fischfange leben und die erbittertsten Feinde der Eskimos sind. Vielweiberei herrscht bei allen Indianern; das Weib muß die härtesten Arbeiten übernehmen und wird überhaupt so hart behandelt, daß viele Mütter ihre Töchter bei der Geburt tödten, um sie dem künftigen Elend zu entziehen. Bei allen feierlichen Zusammenkünften, Friedensschlüssen, Berathungen geht eine Tabackspfeife, Kalumet, herum. Nächst der Jagd ist Krieg eine Hauptbeschäftigung der Indianer; er wird mehr durch List und Ueberfall, als durch offenen Kampf geführt. Das Loos der Gefangenen, wenn sie auch nicht mehr so häufig als sonst unter entsetzlichen Martern getödtet werden, ist traurig; sie werden als Sklaven verkauft. Die Sitte des Skalpirens, das Abziehen der Haut von der Stirn und dem Kopfe mit allen Haaren, wird jetzt meist nur noch an getödteten Feinden geübt. Durch den Umgang mit Europäern sind die Indianer mit manchen Bedürfnissen und mit ihren beiden Hauptfeinden, dem Branntwein („Feuerwasser") und den Blattern, bekannt geworden; dem Genuß des erstern opfern sie Alles und zerstören ihre Gesundheit; die Blattern haben fürchterliche Verwüstungen unter ihnen angerichtet und nebst den ewigen Kriegen und der nicht selten aus Mangel an Vorsicht eintretenden Hungersnoth am Meisten zur Entvölkerung dieser Gegenden beigetragen. Die Indianer dieser nördlichsten Theile von Amerika, obgleich in sehr viele Stämme getheilt, gehören vorzüglich zu zwei Hauptnationen, wovon die Chippeways (schippewäs) oder Chepewyans mehr im N., die Knistinos mehr im S. wohnen. Jede derselben zerfällt in viele kleinere Stämme, wovon die meisten nun noch einige Hundert Krieger zählen. Die Eskimos, auch hier von den ihnen überlegenen Indianern wüthend verfolgt, haben sich an die unwirthbaren Gestade des Eismeeres zurückgezogen, wo es

wenig Wild, dafür aber desto mehr Fische, Seehunde u. s. w. giebt. (Am Weitesten nach S. haben sich dieselben an der Ostküste gezogen, wo einzelne Familien selbst noch auf Neu-Fundland angetroffen werden.) Auch sie haben das Rennthier nicht zähmen gelernt und besitzen kein anderes Hausthier als den Hund. — Obgleich dieses Land seit dem 17. Jahrhundert erst von französischen, dann von englischen Pelzhändlern in allen Richtungen durchzogen worden ist, so kannten wir doch vom Innern nicht viel mehr als die fast gleichen Wege, welche Mackenzie, Hearne und zuletzt Franklin auf ihren Reisen zum nördlichen Polarmeer nach den Mündungen des Mackenzie-Flusses und des Kupferminen-Flusses einschlugen. Die neuesten Expeditionen, deren Resultate uns bekannt geworden, sind von der Hudsonsbai-Gesellschaft veranstaltet worden (1837—39), unter Anführung zweier Beamten derselben, Dease und Simpson, welche den auf Franklin's zweiter Reise (1826) unerforscht gebliebenen Theil der Nordküste zwischen der Barrow's-Spitze und dem Cap Beechey untersuchten und östlicher bis zur Mündung des von Back entdeckten Thluitscho- oder Fisch-Flusses vordrangen. Sie beschlossen die Reihe der kühnen Entdeckungen hier, indem sie die nordwestliche Durchfahrt südlich von Boothia Felix auffanden, welches demnach nicht eine Halbinsel, sondern eine Insel ist; auch entdeckten sie nördlich vom Cap Turnagain eine größere Insel, Victoria-Land, und östlich davon die Mündung eines ansehnlichen Flusses, so daß also gegenwärtig nur noch eine kurze Strecke im W. der Fury- und Hekla-Straße zu erforschen bleibt, um die Nordküste des Continents vollständig zu kennen. — Die Handelsgesellschaften haben auf verschiedenen Punkten sogenannte Forts, d. h. hölzerne, mit Pallisaden umgebene Häuser mit einigen Kanonen angelegt, wohin die Indianer ihre Pelzwaaren zum Tausch bringen; aber die wenigen darin wohnenden Personen wechseln ihren Aufenthalt nach Verlauf einiger Jahre, und kaum mag es mehr als 4—500 solcher Europäer im ganzen Lande geben; Anbau haben sie nirgends versucht. Die Hauptniederlassungen der Hudsonsbai-Gesellschaft sind die Factorei Fort York, unter 75½° w. Lg. und 57° n. Br., am Ausfluß des Nelson in die Hudsonsbai, und Fort Churchill (tschortschill), unter 59° Br., an der Mündung des Missinippi in diese Bai. Im Innern bemerken wir die Forts: Chepewyan, unter 58¾° Br., am westlichen Ende des Athapeskow-Sees; Providence, an der nördlichen Bucht des Sklaven-Sees; Slave, an der Mündung des Sklaven-Flusses in diesen See; Douglas, am rothen Flusse, 1814 gegründet; Cumberland House, ein Fort am Saskatschawan; und Fort Good Hope, das nördlichste der Gesellschaft, am Mackenzie.

Zu den Besitzungen der Engländer in Nord-Amerika gehört auch noch ein Theil der Westküste am großen Ocean; nur sind die Grenzen im N. gegen die russischen Besitzungen, im S. gegen die Vereinigten Staaten keineswegs berichtigt; man kann annehmen, daß die Küste von 49° oder nördlich von der Mündung des Caledonia-Flusses bis zum 55. Breitengrade oder zur Prinz-Wales-Insel für

englisches Besitzthum gilt. Dieser Küstenstrich, östlich von dem Felsengebirge begrenzt, von den Engländern auch wohl West-Caledonia genannt, wird von mehreren Gebirgsreihen durchzogen, welche parallel der Küste streichen und nur einen schmalen Uferrand lassen, welcher viele tiefe Einschnitte oder Fjorde mit vorliegenden Inseln hat. Einige Flüsse, welche zum Wassergebiet des Eismeeres gehören, zeigen hier die merkwürdige Erscheinung, daß ihre Quellen ganz nahe denen der kurzen Küstenflüsse, welche gegen W. strömen, liegen, sich aber dennoch mit Durchbrüchen des Gebirges nach O. ihren Lauf bahnen, so z. B. der Friedens-Fluß u. a. Die Küste selbst wird in vier Theile: von N. nach S. Neu-Norfolk, Neu-Cornwallis, Neu-Hannover und Neu-Georgien, getheilt. Das Klima ist hier bei Weitem milder als an der Ostküste unter gleicher Breite, die Winter sind mild, die Sommer kühl, das Seeklima herrscht; der Boden ist nicht unfruchtbar. Man findet hier schöne Waldungen und alle die Arten von Wild, welche wir schon im Binnenlande gesehen; hier kommt nur noch die Seeotter hinzu, ein Thier von 3′ Länge mit einem ausgezeichnet schönen schwarzen Pelze; sie ist der Hauptgegenstand der Jagd am Ufer, obwohl sie schon ziemlich selten geworden ist. An Fischen und Seethieren ist das Meer außerordentlich reich. Die Einwohner, Indianer, sind zahlreicher als die im Binnenlande; alle Gefangene, die sie in ihren beständigen Kriegen machen, werden getödtet und gefressen. Die Wohnungen der an der Küste lebenden weichen ganz von denen der anderen Indianer ab; es sind außerordentlich große hölzerne Schuppen, worin oft an 800 Menschen beisammen wohnen. Die im Innern blos von der Jagd lebenden haben keine feste Wohnung.

Endlich gehören den Engländern noch im Bereiche von Nord-Amerika die Bermudas- oder Somers-Inseln, im atlantischen Meere, unter 46° w. Lg. und 32° bis 32¾° n. Br. Sie wurden 1503 von dem Spanier Bermudas entdeckt und 1612 von den Engländern besetzt, für welche sie eine wichtige Station der Seefahrer bilden. Ihre Zahl soll, wenn man alle Klippen mitrechnet, an 400 betragen, wovon aber nur 7 oder 8 bewohnt sind; sie sind mit so vielen Felsenriffen und Klippen umgeben, daß die Annäherung sehr gefährlich ist. Sie bestehen sämmtlich aus Felsen, welche nicht allzu reichlich mit Dammerde bedeckt sind, haben daher keine Quellen, sondern blos Cisternen. Das Klima ist höchst milde, ohne Winter, aber mit sehr heftigen Gewittern und Orkanen; darum sind die Inseln mit beständigem Grün geschmückt. Der Boden ist nur sparsam mit Mais, Hülsenfrüchten, Gemüsen, Obst und Südfrüchten angebaut. Der Hauptreichthum der Inseln besteht in der sogenannten Ceder, **Juniperus bermudensis**, einer Art Wachholder, die 40—50′ hoch wird und deren leichtes und festes Holz zum Schiffbau vortrefflich ist; auch wird die Fassung der Bleistifte daraus gemacht und aus den Beeren ein heilsamer Syrup bereitet. Die Einwohner, etwa 12000, sind theils Weiße, Abkömmlinge von Engländern, farbige Freie, theils Neger, etwa 4000. Schiffbau, Fischerei und

Seesalzbereitung bilden die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. — Die größte Insel ist Bermuda, die wichtigste aber St. George, nordöstlich von Bermuda, mit der Hauptstadt St. George's, dem Sitz des Gouverneurs und etwa 2000 E., welche sich mit dem Handel zwischen Westindien und Nord-Amerika beschäftigen.

III. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Obgleich die ganze Ostküste von Nord-Amerika schon 1497 von Cabot entdeckt worden war, so wurden doch diese Länder, weil sie nur undurchdringliche Wälder und Wildnisse, aber keine edlen Metalle darboten, lange vernachläßigt. Erst 1584 erhielt Walter Raleigh von der Königin Elisabeth den Auftrag, mit zwei Schiffen dorthin zu segeln und das Land zu untersuchen: er gab seiner Königin zu Ehren dem Theile der Küste, wo er landete, den Namen Virginia; allein die ersten Ansiedler kehrten schon 1586 nach England zurück, weil sie zu schwach waren, den Indianern zu widerstehen; nicht besser erging es den 1587 und 1590 gemachten Versuchen. Erst in dem Zeitraume von 1603 bis 1625 gelang es, bleibende Ansiedlungen in Virginien zu gründen, und 1618 die Holländer, welche sich am Hudson niedergelassen hatten, zu vertreiben. Um dieselbe Zeit hatten sich Franzosen in Canada angesiedelt und Schweden in dem später Pennsylvanien genannten Lande; diese unterwarfen sich den Engländern; den Holländern aber wurden erst 1664 ihre Niederlassungen in Nord-Amerika gänzlich genommen. Unter der drückenden Regierung der letzten Stuarts flohen viele Puritaner und andere Mißvergnügte nach Amerika, um hier Glaubensfreiheit zu genießen, und Abenteurer und Verbannte, auch wohl Verbrecher aus allen Ländern, eilten diesem neuen Lande zu. 1713 besetzten die Engländer Acadien (Neu-Schottland), 1763 ward ihnen noch Canada abgetreten, von Spanien erhielten sie Florida und Alles, was dieselben östlich vom Mississippi besessen, so daß sie nun die einzigen Beherrscher von Nord-Amerika waren. Indeß hatte die Bevölkerung bedeutend zugenommen, und mehrere Districte hatten von der Krone Freibriefe und Privilegien erhalten, so daß sie ihre inneren Angelegenheiten fast selbstständig beriethen; so zuerst Virginien 1612, Massachusetts 1628, Maryland 1632 u. s. f., bis sie nach dem Frieden von 1763 aus 13 Provinzen bestanden. Mancherlei Beschränkungen des Handels und willkürliche Maßregeln Englands hatten schon seit einiger Zeit Mißvergnügen unter die ihre Rechte mit Eifersucht bewahrenden Einwohner Nord-Amerikas verbreitet: 1764 hatte das englische Parlament erklärt, es habe ein Recht, den Colonien Steuern und Abgaben aufzulegen, theils um die Schuldenlast des Mutterlandes zu vermindern, theils um seine Obergewalt

über die Colonien, welche das Recht der Selbstbesteuerung durch eigene Colonialcongresse in Anspruch nahmen, kund zu geben; die Einführung des Stempelpapiers 1765 veranlaßte daher so ernsthafte Gährungen, daß das Parlament diese Einrichtung wieder aufhob. Als aber 1767 ein wenngleich nur geringer Zoll auf den Thee gelegt worden, brachen in Boston blutige Aufstände aus und im December 1773 ward hier eine ganze Schiffsladung Thee feierlich in's Meer geworfen. Allenthalben verpflichtete man sich, keine englischen Waaren mehr zu kaufen. Harte Maßregeln des englischen Parlaments erbitterten die Gemüther noch mehr, so daß am 5. September 1774 die 12 Staaten, denen 1775 noch der 13te beitrat, in einem Generalcongreß zu Philadelphia allen Verkehr mit England abzubrechen beschlossen; und als die gewaltsame Verhinderung des Congresses von Massachusets zu Lexington am 19. April 1775 das erste Blutvergießen veranlaßt hatte, brach der Krieg zwischen dem Mutterlande und den Colonien aus. England, welches denselben hartnäckig die Gewährung ihrer Rechte verweigerte, an welche sie ihre Unterwerfung knüpften, strengte vergebens alle seine Kräfte an, erkaufte vergebens von Hessen-Kassel, Braunschweig, Waldeck, Anhalt und Anspach 15—20000 Soldaten; es veranlaßte nur die Unabhängigkeits-Erklärung der 13 vereinigten Staaten am 4. Juli 1776, und erlitt überall Verlust und Niederlagen. Nachdem der General Bourgoyne am 16. October 1777 bei Saratoga unweit Albany in New-York vor den Amerikanern mit 6000 Mann die Waffen strecken mußte, ward man in England zu gelinderen Maßregeln geneigt und bot sogar den Amerikanern das Recht an, Deputirte in's britische Parlament zu senden; allein nun war es zu spät. Frankreich 1778 und Spanien 1779 schlossen Bündnisse mit dem neuen Freistaate; Lafayette, Kosziuszko und andere später berühmt gewordene Männer fochten mit französischen Hülfstruppen für die Amerikaner, deren Feldherr Washington war, welchem es, trotz beständigen Mangels, die Engländer allmälig aufzureiben gelang; und nachdem am 18. October 1781 auch der General Cornwallis bei Yorktown in Virginia mit 6000 Mann gefangen worden, erfolgte am 30. November 1782 die Anerkennung der Unabhängigkeit der 13 Staaten von Seiten Englands und der allgemeine Friede zu Versailles im September 1783. Die „Vereinigten Staaten" sind demnach aus einer Revolution gegen das Mutterland hervorgegangen. Aber die Unabhängigkeits-Erklärung von 1776 hatte in Wahrheit nur sehr geringe Aehnlichkeit mit den Revolutionen Europas. Princip, Charakter und Tendenz waren durchaus verschieden. Es war keine Umwälzung, sondern eine historisch nothwendig gewordene Emancipation von hinderlich gewordener Bevormundung. Sprache, Sitten, Einrichtungen, Religion &c. blieben dieselben. Die Häupter der Erhebung waren keine radicalen Reformers, sondern Männer von conservativer und liberal-constitutioneller Gesinnung, von ehrenwerthem, sittlichem und religiösem Charakter. George Washington, die Verkörperung der amerikanischen Revolution, „der Vater des Vaterlandes, der Erste im Krieg, der Erste im Frieden,

der Erste im Herzen seiner Landsleute", verehrt wie ein Nationalgott, war ein uneigennütziger Patriot, ein großmüthiger, bescheidener Mann, ein aufrichtiger Anhänger der bischöflichen Kirche, ein Freund der Freiheit, deren Wesen er, wie noch heut zu Tage die wahren „Amerikaner", in den Eigenschaften der freien Thätigkeit und Selbstbeherrschung im unzertrennlichen Bunde mit dem Gehorsam gegen gesetzliche Autorität erkannte Amerikanische Freiheit und — Zügellosigkeit und Radicalismus sind im Princip wesentlich verschieden. — Eine neue, festere Verfassung des jungen Staats ward 1787 in Vorschlag gebracht und 1789 angenommen. Seitdem erst ist derselbe mit Riesenschritten seiner jetzigen Größe zugeeilt. Die verschiedenen Interessen der nördlichen und der südlichen Staaten, welche ihren Grund in der Beschäftigung, der Bildung, der Sklaverei, den Steuern &c. haben, machen es wahrscheinlich, daß das gewaltige Reich in dem jetzigen Umfange nicht lange ungetheilt bleiben werde. — Beim Pariser Frieden zählten die 13 vereinigten Staaten kaum mehr als 3 Millionen Einwohner, 1790 schon beinahe 4 Mill., 1800 über 5, 1810 über 7, 1820 über 10 Mill. (darunter schon fast $\frac{1}{6}$ Sklaven). 1832, nachdem 1803 Louisiana von Frankreich erkauft, Florida 1820 von Spanien abgetreten und das Gebiet des Staates bis an den großen Ocean ausgedehnt worden, war die Zahl der Staaten auf 26, gegenwärtig ist sie bereits auf 31 gestiegen, indem auch Texas 1845 dem Bunde einverleibt worden, was den Ausbruch von Feindseligkeiten mit Mexico veranlaßt hat, welche mit der Einverleibung von Texas, Californien und Neu-Mexico endigten. Die Zahl der Einwohner war 1840 bereits auf mehr als 17 Millionen gestiegen, jetzt beträgt sie wahrscheinlich 27 Millionen. In dem ganzen ungeheuren Gebiet kommen indeß doch nur etwa 3 Menschen auf das □Kilometer, worauf in Frankreich 68 wohnen.

Lage. Grenzen. Größe.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (United [juneitet] States [stähts] of North America), auch wohl, aber nicht so richtig, der nordamerikanische Freistaat genannt, erstrecken sich vom 49. bis gegen den 107. Grad w. Lg. und von 25° bis 49° n. Br.; dagegen aber senkt sich Canada unter 65° w. Lg. bis zum 42. Breitengrade herab, und das Gebiet von Mexico steigt am Austral-Ocean ebenfalls bis zum 42. Grade n. Br. Im N. stößt das Gebiet der Vereinigten Staaten überall an das englische Gebiet, aber nur vom obern See östlich bis an Neu-Braunschweig ist die Grenze durch die Seen, den St. Lorenz und verabredete Punkte fest bestimmt; im O. grenzt es an das atlantische Meer; im S. an den mexicanischen Meerbusen und Neu-Spanien oder Mexico, wo aber ebenfalls die Grenzen mehr durch gerade Linien auf den Karten als in der Wirklichkeit bestimmt sind; im W. an den großen Ocean, und zwar nach den neuesten Bestimmungen die Küste vom 42. bis nahe

zum 49. Breitengrade als ein Theil der Vereinigten Staaten betrachtet, so daß hier der Meerbusen von Georgia die Grenze gegen die englische Küste macht. Innerhalb dieser Grenzen enthalten die Vereinigten Staaten gegenwärtig über 146000 □M. *) und stehen daher an Ausdehnung nur dem russischen und dem chinesischen Reiche nach, würden aber beide an wahrer innerer Kraft unendlich übertreffen, wenn jemals der Zeitpunkt kommen sollte, wo diese Ländermasse beisammen geblieben und durchaus angebaut wäre; denn Nord-Amerika hat in diesen Grenzen kein Sibirien und keine unwirthbaren asiatischen Hochebenen. Gegenwärtig reichen die Ansiedlungen westwärts nur bis zum Thale des Mississippi, so daß das im wirklichen Besitz der Anglo-Amerikaner befindliche Land nur 58000 □M., das Uebrige (88000 □M.) noch fast ausschließlich den Ureinwohnern gehört; aber täglich schreitet die Colonisation weiter gegen W. fort und selbst jenseit der Rocky Mountains haben sich in den letzten Jahren schon Tausende von Ansiedlern niedergelassen. Wahrscheinlich ist, daß die Nord-Amerikaner in der nächsten Zukunft noch bedeutende Eingriffe in das Gebiet von Mexico machen werden, wie dies mit Texas schon der Fall gewesen.

Das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten ist von der Natur durch zwei Gebirgszüge in drei Haupttheile gesondert: die Ostküste oder die östliche Abdachung des Landes von den unter mehreren Namen und in verschiedenen Reihen von SW. nach NO. streichenden Alleghany-Gebirgen oder den Apalachen; es ist der kleinste, aber bei Weitem angebauteste und bevölkertste Theil, nicht aber der fruchtbarste und gesundeste. Zwischen den Alleghanies im O. und dem Felsengebirge im W. breitet sich das unermeßliche Becken des Mississippi und des Missouri aus. Es besteht zum Theil aus hügeligem Lande, zum Theil aus unendlichen wellenförmigen, nur von wenigen Waldungen unterbrochenen Ebenen, Savannen oder Prairies, deren Boden aber äußerst fruchtbar ist; nur einige höhere Theile der Ebene haben sandigen und steinigen Boden. Endlich der westliche Abfall, im W. des Felsengebirges, welcher aber durch ein niedriges, von Californien an der Küste nach N. ziehendes Gebirge vom Meere noch getrennt wird, so daß der Raum zwischen beiden Gebirgsketten ein Hochland mit dem Thale des Columbia bildet. Von dem Wassersysteme der canadischen Seen gehört der südlichste Theil zu den Vereinigten Staaten.

Von den Gewässern ist das Nöthige schon in der allgemeinen Einleitung zu diesem Welttheile berührt worden; zu bemerken ist nur noch, daß von den großen Seen an der nördlichen Grenze nur der Michigan ganz in das Gebiet der Vereinigten Staaten fällt, von den

---

*) Selbst neuere geographische Handbücher geben den Flächenraum nur zu 108- bis 110000 Q.-M. an. Diese Unbestimmtheit rührt von der Ungewißheit über die Grenzen der Vereinigten Staaten gegen die Districte der Indianer und ähnlichen Verhältnissen her.

übrigen nur die südliche Hälfte; ebenso gehören der Champlain-See, 56° w. Lg. und $43\frac{1}{2}$—45° n. Br., und der kleinere, südlich vom vorigen liegende Georgs-See ganz hierher. Zur Erleichterung des Handels sind in neuerer Zeit eine große Zahl bedeutender Canäle angelegt worden, so: der Erie-Canal, 370 engl. M. lang, welcher den Hudson-Fluß mit dem Erie- und durch einen kleinern Seitencanal, den Oswego-Canal, mit dem Ontario-See verbindet. Der Champlain-Canal, $13\frac{1}{2}$ M. lang, verbindet mittelst dieses Sees den Lorenz mit dem Hudson. Der Morris-Canal, 19 M. lang, zwischen dem Hudson und dem Delaware; der Chesapeak-Delaware-Canal, zwischen den Mündungen des Susquehannah und Delaware; der Canal von Middlesex, 6 M. lang; von Boston zum Merrimak; der Canal von Charlestown zum Flusse Santee in Süd-Carolina, 22 M. lang; der Pennsylvania-Canal, 70 M. lang (mit Einschluß einer $7\frac{1}{2}$ M. langen Eisenbahn im höchsten Theile) verbindet den Ohio bei Pittsburg mit dem Susquehannah bei Columbia. Der Chesapeak-Ohio-Canal führt vom Ohio zum Potomac (bei Washington) und ist $73\frac{1}{2}$ M. lang. Der Ohio-Canal, 66 M. lang, geht von Portsmouth zum Ohio; der Miami-Canal, 53 M. lang, von Cincinnati zum Erie-See, und mehrere andere weniger bedeutende oder noch nicht vollendete. Eine Reihe von Canälen, welche mit schiffbaren Flußstrecken wechseln, bildet von New-haven zum Connecticut und von diesem Flusse bis zum St. Lorenzo-Strom eine 67 M. lange Schifffahrtslinie. Ebenso sind in den letzten Jahren unzählige neue Landstraßen angelegt worden, unter welchen die merkwürdigste, die große Nationalstraße von der Bundesstadt Washington, durch die Staaten Pennsylvanien, Ohio, Indiana und Illinois, schon jetzt bis St. Louis am Mississippi führt und die Bestimmung hat, bis zu den Küsten des Austral-Oceans fortgesetzt zu werden. Neben den Landstraßen, deren Länge bereits auf 200000 engl. Meilen berechnet wird, und Canälen sind schon jetzt sehr viele Eisenbahnen im Gebrauch und noch weit mehr im Entstehen. Unter den Eisenbahnen, welche sich bereits als ein großes Netz über die östlichen Staaten ausbreiten, sind besonders wichtig: die Bahn von New-York zum Erie-See; von New-York nach Albany und von hier nach Boston; von Philadelphia zum Susquehannah, westlich bis an die blauen Berge, südlich nach Baltimore, Washington, Richmond ꝛc., von Baltimore zum Ohio; die Süd-Carolina-Bahn, von Charlestown nach Hamburg am Savannah (29 M. lang), eins der größten Werke dieser Art in den Vereinigten Staaten. Dies Alles in Verbindung mit den täglich zahlreicher werdenden Dampfbooten auf den Flüssen, Canälen und an der Seeküste, zeigt, daß kein anderes Land der Erde auf so weiten Entfernungen so viele und schöne Verbindungen darbietet als Nord-Amerika. Im Jahre 1851 hatten die Canäle schon eine Länge von 5000 M.; die Eisenbahnen, die in der Anlegung begriffenen mitgerechnet, 20000, jetzt an 24000 engl. Meilen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß bald eine Eisenbahn bis an die Küste des großen Oceans geführt werden wird. Man streitet nur noch über die Rich-

tung, ob von dem Lorenzo aus, oder durch die mittleren Gegenden (Cincinnati ꝛc.), oder von Texas aus, wo die Länge der Linie am kleinsten sein würde. Wahrscheinlich werden nach wenigen Jahrzehenden alle drei Bahnen existiren, wie denn die Länge der in den nordamerikanischen Freistaaten bereits bestehenden jetzt schon größer ist als alle Eisenbahnen der übrigen Welt zusammen.

Klima.

Mit Ausnahme von Florida und Süd-Texas, welche sich dem tropischen Klima nähern, und dem westlichen Theil des Gebiets Oregon, welcher oceanisches Klima besitzt, ist die Temperatur, bei aller Verschiedenheit, welche in solcher Ausdehnung des Landes herrschen muß, im Ganzen gemäßigt, kälter und unfreundlicher jedoch an der Ostküste als im Innern. Auffallend soll die Ausrottung großer Wälder und der Anbau des Landes das Klima mancher Gegenden gemildert haben. Von den Ländern Europas unter gleicher Breite unterscheidet sich das amerikanische Klima durch brennend heiße Sommer und verhältnißmäßig sehr kalte Winter. Das Klima ist, wie die Geographen zu sagen pflegen, ein excessives. Unter 40°, also unter der Breite vom südlichen Neapel, liegt in Amerika nicht selten Monate lang Schnee. Der Hudson, in der Breite von Rom, ist jährlich gegen 90 Tage zugefroren; Montreal in Canada, mit Mailand unter derselben Breite, hat im Januar die Temperatur des Hospizes auf dem Bernhard. Dagegen haben Neapel und Rom gleiche Sommertemperaturen mit Philadelphia und Cincinnati; Cadix und Madrid haben keine höheren Sommertemperaturen als dieselben Breiten in dem innern Nord-Amerika. Erst südlich vom 35. Breitengrade beginnt im O. ein Klima, wo Schneefall eine Seltenheit ist und wo Südfrüchte und immergrüne Bäume gedeihen; am mexicanischen Golf findet man bereits viele Gewächse der tropischen Zone. Zweierlei charakterisirt vorzüglich das Klima der östlichen Gegenden: der große und schnelle Wechsel der Temperatur oft an einem und demselben Tage, so daß Orangen zuweilen noch unter dem 35. Breitengrade erfrieren, und die große Menge des Regens und Thaues, welche hier fällt. Die Ostküste, besonders vom 40.° südlich, ist großentheils ungesund, am Meisten in den südlichen Staaten. Fast alle Niederungen und Sumpfgegenden sind ungesund, so vorzüglich das Delta des Mississippi, die flache Südküste, die Ostküste von Florida und Georgien. Die Hauptplage dieser Gegenden ist das furchtbare gelbe Fieber, welches nicht blos häufig die Küsten verheert, sondern auch schon oft tief in's Innere der heißeren Gegenden gedrungen ist. Die Binnenstaaten, zwischen dem 36.° und 42.° sind bei Weitem die gesundesten. Besonders mild ist die Westküste, aber auch sehr feucht, häufigen Niederschlägen und nicht selten Stürmen ausgesetzt; Schnee fällt hier selten, und eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist es, wenn der Columbia 14 Tage lang sich mit Eis bedeckt. Westlich von dem

Felsengebirge ist das Klima ein Küstenklima. Das Streichen der Felsengebirge von Süden nach Norden (in der Meridianrichtung) hat überhaupt großen Einfluß auf die Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft. Da die Westwinde vorzugsweise Wasserdünste mit sich führen, so finden die größten Niederschläge westlich von den Felsengebirgen statt, die östlich von ihnen liegenden Länder sind dagegen viel trockener. Das schnelle Trocknen der Wäsche setzt daher die in die östlichen Provinzen einwandernden Frauen in angenehmes Erstaunen, während sie in Verzweiflung gerathen, daß das Brot so schnell trocken und altbacken wird, so daß sie sich entschließen müssen, die amerikanische Sitte anzunehmen und alle zwei Tage zu backen. Aus derselben Ursache halten sich Gemüse und Früchte in den Kellern lange, an den Fenstern fehlen die Eisblumen und Wiener Flügel trocknen so aus, daß sie ihren schönen Klang verlieren. — Auffallend ist es, wie schnell das amerikanische Klima die Blüthe der weiblichen Schönheit zerstört; die Frauen altern bedeutend schon mit dem 24sten Jahre.

Producte.

Zu den einheimischen nutzbaren Pflanzen gehören außer den Waldbäumen, Sträuchern, Beeren u. s. w. besonders der Mais, der Taback, die Kartoffel, die süße Batate (**Convolvulus Batatas**) und die Baumwolle. Alle europäischen Obstarten gedeihen hier zwar, sind aber nicht überall von so feinem Geschmack als bei uns, ausgenommen Pfirsiche und Aepfel, welche vorzüglich zum Cider benutzt werden. Die Versuche, die europäische Rebe dort anzupflanzen, sind nicht überall mißlungen, glücken mehr und mehr; aber die Cultur der einheimischen Reben liefert doch höhere Resultate. Im Westen des Felsengebirges, wo das Klima dem europäischen sehr ähnlich ist, muß die europäische Rebe gedeihen. In Süd-Californien, Mexico, am Ohio und Missouri zieht man bereits vortreffliche Weine. Sehr bedeutend ist in allen südlichen Gegenden der Anbau der Baumwolle; des Tabacks, vorzüglich in Louisiana und Virginien; des Reis, namentlich in beiden Carolina; des Indigos, welcher in Kentucky beginnt, und des Zuckers, besonders in Louisiana und Texas. Der Baumwollenbau hat in neuerer Zeit so zugenommen, daß die Vereinigten Staaten das Haupterzeugungsland dieses Productes auf der ganzen Erde sind. Flachs und unsere Getreidearten, besonders Weizen, gedeihen überall in den nördlichen Staaten; in den mittleren und südlichen herrscht der Mais- und der Plantagenbau vor. Abgesehen von der Maiscultur, zerfällt die Union in zwei Hälften, die durch den Parallel des 37sten Grades begrenzt sind. Die nördliche Hälfte umfaßt außer den europäischen Feldfrüchten: Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen und Kartoffeln — die Hauptregion des Weizenbaues; die südliche Hälfte umfaßt die Baumwollen-, Zucker- und Reisstaaten. Der Tabacksbau erstreckt sich, analog dem Mais, über eine beiden Hälften gemeinsame Centralregion, die vorzüglich durch die Staaten Maryland, Virginien, Nord-Caro-

lina, Kentucky, Tenessee und Missouri bezeichnet ist. Um die Verbreitung der Culturpflanzen noch etwas genauer zu bezeichnen, bemerken wir Folgendes:

Die heißen Sommer des Innern verursachen es, daß Mais, Baumwolle und Taback daselbst weite Verbreitung finden, der Mais bis zum 50sten Breitengrad. Im Allgemeinen aber ist, abgesehen von dem Einflusse örtlicher Beschaffenheit, der 46ste Grad als die nördliche Grenze dieser wichtigsten Nahrungspflanze der Nordamerikaner zu bezeichnen. Im Süden hat er keine Grenze, weil er ein tropisches Gewächs ist. — Der Weizen gedeiht zwischen dem 36sten und 56sten Grade. Die besten Weizenländer sind New-York, Pennsylvanien, Maryland, Ohio, Michigan, Indiana und das nördliche Illinois. — Roggen und Gerste, die eine weit geringere Rolle spielen, gedeihen bis zur Lorenz-Bai und nach Süden zu auf den höher liegenden Strichen. — Hafer und Buchweizen gehören den nördlichen Gegenden an. — Der Anbau der Kartoffel beschränkt sich auf die nördlichen, mittleren und westlichen Staaten; im Süden wird sie von ihrer tropischen Rivalin, der Batate, vertreten. — Während Hülsenfrüchte vorzugsweise in den südlichen Staaten gezogen werden, gedeihen Gemüse in allen Ländern, die Rübe nordwärts bis zum 67sten Grade. — Die Nordgrenze des Weins ist der 45ste Grad (in Deutschland der 51ste). — Der Taback gedeiht da, wo der Mais gedeiht. — Das Zuckerrohr reicht nur bis zum 34sten Grad. — Der Zucker-Ahorn gedeiht zwischen 40° und 52°. — Reis wird bis zum 38sten Grad mit Vortheil gebaut, am Meisten in Süd-Carolina. — Das Gebiet der Baumwolle erstreckt sich von dem äußersten Süden bis zum 35sten Breitengrade in den atlantischen und bis zum 37sten in den am Mississippi gelegenen Staaten. — Am Seidenbau nimmt fast das ganze atlantische Gebiet Antheil. — Rindvieh, Pferde, Schafe und Schweine sind bekanntlich von Europa eingeführt worden. Ihre Zahl läßt sich nicht genau angeben; sie vermehrt sich aber von Jahr zu Jahr. In den ausgedehnten Prairien des Westens hat die Schafzucht in den letzten Jahren so zugenommen, daß die Wolleinfuhr sich stark vermindert hat. Im N. ist die Rindvieh-, in den mittleren Staaten des Mississippi-Beckens auch die Schweinezucht von großer Wichtigkeit. Unsere Sperlinge finden sich nicht in Nord-Amerika, aber auch keine Nachtigallen, wie denn überhaupt mit Ausnahme einer Singdrossel sich wenig Singvögel in den Wäldern finden. Sehr merkwürdig sind die Wandertauben, **Columba migratoria**, welche in meilenlangen, den Himmel verdunkelnden Zügen im nordöstlichen Amerika vorkommen. An Mineralproducten hat man Stein- und Quellsalz, unermeßliche Lager von Steinkohlen, welche schon deshalb häufig benutzt werden müssen, weil in manchen östlichen Gegenden der Holzmangel bereits empfindlich geworden ist. Eisen, Blei, in ungeheurer Menge am obern Mississippi und Missouri, Kupfer, Zink und Reißblei werden gefunden und bearbeitet. Neuerdings hat man vom 33. bis 37. Grade n. Br., in Alabama, Tenessee, Georgien, beiden Carolina und Virginien reiche Goldlager, theils im aufgeschwemmten

Lande, wie am Ural, theils in Gängen im Talkschiefer entdeckt. Bis jetzt ist man nur höchstens bis zu einer Tiefe von 150′, meist nur von 20 bis 30′ vorgedrungen. Die jährliche Production von diesem Metall beläuft sich auf 1½ Mill. Thaler. In den Jahren 1824—1842 war der Gesammtbetrag des aus den Bergwerken erbeuteten und gemünzten Goldes 8¾ Millionen Dollars. Alles dies verschwindet aber gegen den seit 1847 in Californien entdeckten Goldreichthum.

Einwohner.

Noch nie hat sich ein großer Staat so rasch bevölkert als die Staaten der Union, dieser junge Riese im Westen. Vor etwa 100 Jahren betrug die Totalbevölkerung der weißen Ansiedler etwa so viel wie die jetzige Einwohnerzahl der einzigen Stadt Paris. Im Jahre 1701 mochte die Bevölkerung (in der damaligen britischen Colonie) 260000 betragen; im J. 1775: 2,800000;
1790: 3,930000;
1800: 5,305000;
1810: 7,240000;
1820: 9,640000;
1830: 12,866000;
1840: 17,069000;
1850: 23,190000.

Demnach hat sich die Bevölkerung in den letzten 60 Jahren um das Sechsfache vermehrt. Unter denselben befanden sich in runden Zahlen 19,551000 Weiße, 434000 freie Farbige, 3,205000 Sklaven. Die Zahl der in den Staaten der Union lebenden Indianer wird auf 400000 Köpfe geschätzt, von welchen 100000 in Californien leben.

Die Bevölkerung ist begreiflicher Weise sehr ungleich vertheilt, und im Verhältniß zu den europäischen Staaten ist ihre Dichtigkeit meist sehr gering. Der bevölkertste Staat (der Staatsdistrict Columbia nicht mitgerechnet) ist Massachusetts mit einer Bevölkerung von 2916 Menschen auf einer deutschen Quadratmeile, im Staat New-York 1431, in Virginien 291, in Wisconsin 120, in Jowa 80, in Californien und Texas 10, im Territorium Utah 1. Im Durchschnitt wohnen auf 1 Quadratmeile 149, in Großbritannien 4841; selbst Rußland hat auf der Quadratmeile 533 Einwohner. Ehe die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich mit der der centraleuropäischen Staaten messen kann, muß sie 20—30mal so groß werden oder statt 23 Millionen 5—700 Millionen zählen. Wo die Weißen sich in Masse festgesetzt haben, sind die rothen Indianer gewichen oder gänzlich verschwunden. Schon sind dieselben östlich vom großen Strome, dem Mississippi, eine Seltenheit, und da die Fluth der europäischen Ansiedler stets anwächst, so wird das Häuflein der Urvölker immer kleiner werden, zuletzt ganz verschwinden. — Im Jahr 1855 soll die Zahl der Einwohner bereits bis über 27 Millionen gestiegen sein.

Das Wachsthum der deutschen Auswanderung nach Amerika erkennt man aus folgenden Zahlen.

Nach dem Gebiete der Vereinigten Staaten wanderten aus:

von 1815—1830	jährlich im Durchschnitt	12000,
„ 1830—1845	„ „ „	40000,
„ 1846—1847	„ „ „	100000,
jetzt wenigstens	„ „ „	400000,

In den ersten 8 Monaten von 1854 wanderten ein: 116000 Deutsche und 54500 Irländer; nach Anderen im ganzen Jahre 1854 460000, worunter 200000 Deutsche. In den drei letzten Jahren scheint die Einwanderung abgenommen zu haben.'

In New-York landeten	1844:	17000;
	1845:	30000;
	1846:	52000;
	1847:	70000;
	1852:	118000;
	1853:	120000.

Die Einwohner zerfallen in Europäer und deren Nachkommen, Indianer und Neger. Die europäische Bevölkerung, über 19 Mill., ist die unendlich überwiegende, vorzüglich in den nördlichen Staaten, wo es nur noch sehr wenige Indianer und fast gar keine Neger giebt. Die Briten machen wiederum die große Mehrzahl (fast $^4/_5$), vorzüglich in den 6 nördlichen Staaten, aus, und Englisch ist die herrschende Geschäfts- und Schriftsprache, worin auch alle öffentlichen Verhandlungen geführt werden. Fleiß, Betriebsamkeit und die entschiedenste Richtung auf Handelsthätigkeit und Gewinn sind die unverkennbaren Grundzüge des amerikanischen Charakters. Der Anglo-Amerikaner ist Kaufmann und Fabrikant in den Städten, unermüdlicher Anbauer des Landes und sehr geschickt, alle seine Bedürfnisse durch eigene Arbeit zu befriedigen. Kaum hat er ein kleines Vermögen erworben, so eilt er, Grundeigenthum zu gewinnen, um es sogleich wieder mit Vortheil zu veräußern und sich weiter nach Westen zu auf's Neue anzusiedeln. So ist eine mächtige Bevölkerung in den letzten Jahren über das Alleghany-Gebirge und bis über den Mississippi vorgedrungen, Manche haben selbst das Felsengebirge überschritten und am großen Ocean neue Colonien errichtet. Arbeitsamkeit, Sittenreinheit, hin und wieder bis zum Rigorismus getrieben, herrschen bis jetzt noch im größten Theile des Landes, weniger indeß im Süden als im Norden; am Wenigsten in Louisiana. Obgleich bei der vollkommensten Glaubensfreiheit (der Staat gewährt Jedem, der an einen Gott glaubt, volles Bürgerrecht) sich unzählige kleinere Religionsparteien gebildet haben, herrscht doch nichts weniger als Indifferentismus; vielmehr artet der fromme Sinn nicht selten in finstern, aller Freude abholden Pietismus und hin und wieder sogar in wahren Fanatismus und Pfaffenthum aus. Im vollsten Glanze zeigt sich diese Frömmigkeit bei den Zusammenkünften (revivals), wo sich Tausende um eine Anzahl Prediger im Freien versammeln, um durch furchtbare Schilderungen der Sünde und der Hölle erweckt zu werden. Der kirchliche Sinn

ist nächst der politischen Freiheit das einzige geistige Interesse des Volks; aber noch hat die Religiosität nicht vermocht, durch Verbreitung schöner Menschlichkeit den gemeinsten Egoismus und den Druck einer geistlosen Geldaristokratie zu brechen. Es ist zu bedauern, daß der Mangel an tieferer religiöser und wissenschaftlicher Bildung fast überall eine mehr äußere, etwas an's Levitische und Pharisäische grenzende Religiosität erzeugt hat, wie denn gerade die Einwohner der nördlichsten Staaten, in denen der strengste Puritanismus herrscht, selbst bei ihren Landsleuten, ihrer niedern Gewinnsucht und Verleugnung aller edleren sittlichen Gefühle wegen, im üblen Rufe stehen. Höhere Bildung für Kunst und Wissenschaft verträgt sich schlecht mit dem allgemein verbreiteten auf den Erwerb allein gerichteten Sinn; so steht es denn noch schlimm um höhere Schulen und Universitäten in den Vereinigten Staaten, obgleich es nicht an Anstalten fehlt, die solche Namen führen; nur das unmittelbar Nützliche und Brauchbare wird geachtet, der weltliche Lehrstand aber im Ganzen gering geschätzt und unglaublich schlecht belohnt. Für die Kirchen thut der Staat nichts, es existirt keine Staatsreligion, es bleibt jeder Partei überlassen, die Diener ihres Cultus zu besolden. Von der Rohheit des Volks und doch zugleich von der moralischen Kraft, welche in demselben lebt, geben die sogenannten Mäßigkeits-Gesellschaften einen merkwürdigen Beweis. Da der Wein selten und theuer, meist verfälscht ist, so hatte das ekelhafteste Laster des Branntweintrinkens so furchtbar und so allgemein zugenommen, daß wohlgesinnte Männer, zuerst 1826 in Boston, auf den Gedanken kamen, einen Verein zu bilden, dessen Mitglieder sich zur unbedingten Entsagung dieser geistigen Getränke verpflichten sollten. Die Idee fand Anklang, die Zahl dieser Vereine vermehrte sich so, daß es 1835 schon über 8000 mit einer Zahl von mehr als 2 Millionen Mitgliedern gab, und ihre Wirksamkeit ist so groß, daß schon über 4000 Branntweinbrennereien und über 8000 Branntweinschenken eingegangen sind, die Armee keine Branntweinrationen mehr erhält, und selbst über 1000 Schiffe schon in See gehen, ohne Branntwein. Wenn man bedenkt, daß bei einer Bevölkerung von damals nur 12 Millionen jährlich an 240 Millionen Quart Branntwein getrunken wurden, so wird man die Größe des Uebels, welchem abzuhelfen war, begreifen, aber auch theilweise die Charakterkraft, theilweise den Fanatismus der Amerikaner in dem Umstand erkennen, daß der Kauf und Verkauf sämmtlicher berauschenden Getränke — ausgenommen für medicinische Zwecke und des Weins für die Communion — in dem Staate Maine und seither noch in anderen Staaten gesetzlich verboten ist (Maine liquor law). — Bis jetzt giebt es in den Vereinigten Staaten noch wenig eigentlichen Pöbel und wenig Arme; Jeder, der nur arbeiten will, kann bei der Höhe des Tagelohns in kurzer Zeit so viel verdienen, daß er sich, wäre es auch nur in den westlichen Gegenden, ankaufen und zu einem materiellen Wohlstand gelangen kann; noch sind Millionen Morgen unangebauten, aber guten Bodens für einen geringen Preis zu bekommen. — Zu der europäischen Bevölkerung, welche aus allen Nationen

Europas, die slavische ausgenommen, zusammengesetzt ist, gehören die zahlreichen Einwanderer, welche vorzüglich aus britischen Unterthanen, besonders Irländern und Schotten, aus Deutschen und Schweizern bestehen. Die Briten amalgamiren sich leicht mit den Amerikanern; unter ihnen sind die Irländer in Amerika am Wenigsten willkommen, weil sie meist ohne alles Vermögen sind und den Staaten, wo sie ankommen, zur Last fallen. Die Deutschen, deren Zahl sich bereits auf nicht weniger als an 5 Mill. vermehrt hat, werden gern gesehen und geachtet *), weil sie meistens aus fleißigen Handwerkern und Acker-

---

*) Die Urtheile über die Deutschen in Nord-Amerika lauten sehr verschieden. Busch stellt ihnen in seinen „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851—52, Stuttgart 1854" (2 Bände), einer der belehrendsten und interessantesten Schilderungen des dortigen Lebens und seiner Zustände, kein sehr vortheilhaftes Zeugniß aus. „Die Deutschen spielen, und zwar zumeist durch ihr eigenes Verschulden, eine klägliche Rolle; sie verdienen nach allen Beziehungen die Geringschätzung, mit der ihnen von der großen Masse der Anglo-Amerikaner begegnet wird, und sie werden ohne irgend welche Außerordentlichen nun und nimmer zu der von Einigen angestrebten Mündigkeit und Selbstständigkeit gelangen." Zu ihren Hauptfehlern rechnet er ihre Zerspaltenheit, Unterwürfigkeit, Trägheit und Theilnahmlosigkeit an anderen Interessen als denen des Materialismus. Diese und andere Vorwürfe mögen nicht ganz ohne Wahrheit sein. Wer aber von den nach Amerika übersiedelten Deutschen verlangt, daß sie dort nach Körper und Geist, Seele und Leib, Haut und Haaren vollkommene, ganze Deutsche bleiben sollen, ja nicht blos sie, sondern auch ihre Söhne und Töchter, Enkel und Urenkel: der dürfte sich doch wohl auf das Wesen der Menschennatur und die Bedingungen ihrer Entwickelung sehr schlecht verstehen. Sie, die auf anderem Boden stehen, andere Luft einathmen, anderes Brot essen, andere Sprachen hören oder selbst reden, unter anderer Verfassung, in anderer Gesellschaft leben u. s. w. u. s. w., diese Menschen sollen dieselben bleiben, die sie in der Heimath gewesen, welche sie nolens volens hinter sich gelassen haben: wenn das nicht Unsinn, ja wenn das nicht, wollten sie es selbst, Tollheit wäre und sicher ihren frühen Untergang herbeiführen würde, so dürfte es wohl gar keine (naturwissenschaftlichen, gesellschaftlichen) Absurditäten geben. Jene Forderungen werden als solche erkannt durch den schon vor 30 Jahren von G. Duden in seinem Werke über Amerika erwiesenen Satz: „Der Mensch ist im Ganzen ein Product seiner Lage." Selbst die zähe Natur der Engländer ist nicht im Stande, so naturwidrigen Forderungen nachzukommen. Der Anglo-Amerikaner ist kein (britischer) Engländer mehr, sondern ein Amerikaner. Und wenn er es ganz ist, sich ganz acclimatisirt und, den Bedingungen und Forderungen seines neuen Daseins entsprechend, sich gewöhnt hat: dann handelt er verständig und klug und wird so glücklich, als er es dort werden kann. Wer daselbst so leben, empfinden und denken will, wie er in der alten Heimath gelebt, empfunden und gedacht hat, geht unrettbar zu Grund. Die Gesellschaft, die er verließ, weil sie ihm nicht mehr zusagte, oder die ihn ausstieß, hat keine Ansprüche mehr an ihn. Und wenn er selbst nicht toll ist, so fügt er sich den Umständen, die andere sind als die verlassenen, und die mächtiger sind als der starrköpfigste Eigensinn. Möge man an ihnen die Natur des Heimathlandes noch erkennen; mögen die Spuren derselben noch am späten Enkel sichtbar sein (auch das ist naturgemäß); kurz, mögen sie deutsche Amerikaner sein und bleiben, Amerikaner wollen sie sein und müssen sie werden, wenn sie glücklich sein und werden wollen.

Denjenigen, die jene ungerechten Forderungen an die Ausgewanderten stellen, empfehlen wir das Werk von B. Cotta: „Deutschlands Boden und geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben der Menschen. (!) Leipzig 1854."

bauern bestehen, welche, wenn sie nur einiges Vermögen mitbringen und sich nicht vereinzeln, fast immer in Kurzem zu einem behaglichen Wohlstande gelangen. Wer ohne alles Geld ankommt und wohl gar die Ueberfahrt nicht hat bezahlen können, muß oft auf mehrere Jahre sich in Dienstbarkeit begeben. Im Ganzen nehmen die Deutschen nur allzuleicht Sprache und Sitten des neuen Vaterlandes an; wo sie aber in größerer Zahl bei einander wohnen, haben sie sich auch beides bis jetzt treulich bewahrt, und in neuerer Zeit hat sich das Streben immer mehr mit Erfolg geltend gemacht, ihre Nationalität zu erhalten. Schon jetzt sind sie überaus zahlreich in Pennsylvanien, New-York und Maryland, wo sich aber unter ihnen ein barbarisches Sprachgemisch vom Deutschen und Englischen gebildet hat; noch mehr in Ohio, Illinois, Indiana und Tenessee, wo sie zum Theil fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, und in Missouri; in den letzteren Staaten sind ganze Dörfer und Gegenden von Deutschen besetzt. Franzosen giebt es, außer in Louisiana, verhältnißmäßig nicht viele; sie ziehen im Allgemeinen den Aufenthalt in den Städten vor, weil sie Geselligkeit und leichte Beschäftigungen mehr lieben als den Ackerbau. Juden soll es im ganzen Lande nur 15000 geben.

Die im Norden wohnenden Deutschen reden 1) den pennsylvanisch-deutschen Dialekt, dessen Grundlage der pfälzische Dialekt ist, mit einer Menge englischer Wörter (germanischen Anglicismen) vermischt, eine Folge der Schmiegsamkeit, aber auch der Nachgiebigkeit und Schwäche des deutschen Charakters; 2) die europäisch-deutschen Dialekte, je nach der Heimath, aus welcher die Auswandernden kommen; 3) die englische Sprache — sie werden Anglo-Amerikaner, womit in der Regel ein Fortschritt in der Cultur und Bildung verbunden ist. Die republikanischen Einrichtungen üben einen ausgleichenden, amalgamirenden Einfluß aus und erzeugen allmälig die Nationaleinheit, die Bedingung der nationalen Größe und Stärke. Die englische Sprache scheint die Bestimmung zu haben, die Weltsprache zu werden. Der englische Nationalcharakter, der stärkste von allen, bewältigt Alles. Aus der Verschmelzung der englischen und deutsch-germanischen Natur kann die edelste Nation der Welt hervorgehen. An den Nachkommen der ersten deutschen Auswanderer, besonders der Pfälzer, damals, als deutsche Treue noch nicht erschüttert war, erkennt man jetzt noch die Erbschaft ächt-deutscher Tugenden: Geradheit, Einfachheit, Ehrlichkeit, Biederkeit, Herzenseinfalt, Ausdauer und Fleiß, Gastfreundschaft, Frömmigkeit ꝛc. Die Beschaffenheit der Auswanderer der Gegenwart steht jenen in vieler Beziehung nach. Viele tragen ein Gepräge an sich, daß man schließen möchte, Gott habe die deutsche Nation verlassen. Sie spiegeln die Unthaten, die in Deutschland geschehen. Abgesehen davon, zeigen sich die Deutschen, wenn sie hinüberkommen, zu organisatorischer Thätigkeit — sei es auf kirchlichem, oder auf socialem Gebiete — höchst ungeschickt, Dank dem Bevormundungssystem, dem sie in der Heimath in jeder Beziehung unterworfen gewesen. Auch gebricht es ihnen darum zu Anfang an dem Sinn zu Opfern für gemeinsame Angelegenheiten.

Sie sind daran gewöhnt, daß der „Staat" für alles Wesentliche sorge. Die große Bedeutung des amerikanischen Spruches „hilf dir selber" müssen sie dort erst lernen.

Die Indianer, die Ureinwohner des Landes, deren Gesammtzahl etwa auf $^2/_5$ Millionen veranschlagt wird (von Anderen nur auf halb soviel), sind diesseit des Mississippi nur noch sehr wenig zahlreich; ihre ewigen Fehden unter einander und mit den Weißen, mehr noch der unmäßige Genuß des Branntweins, Krankheiten und Laster, die sie von den Europäern angenommen, haben ihre Zahl außerordentlich vermindert, und auch die wenigen, welche sich zum Christenthum bekehrt und eine ansässige Lebensweise angenommen hatten, sind von der Ungerechtigkeit und Härte der Amerikaner aus ihrem Eigenthum vertrieben und jenseit des Mississippi verwiesen worden *), wo noch Stämme dieses Volks in ursprünglicher Freiheit und Wildheit umherziehen. Sämmtliche noch vorhandene Stämme auf dem Gebiete der Union kann man in zwei Gruppen theilen, nämlich die westliche, jenseit des Felsengebirges, wozu die Schoschonis, Snake oder Schlangen-Indianer, die Flat Heads (Flachköpfe) gehören; und die östliche Gruppe, zwischen dem Felsengebirge und der Ostküste. Die zahlreichsten und bekanntesten Stämme in dieser sind

*) Den Gefühlen der Indianer bei der Erinnerung an diese Grausamkeiten geben die Worte eines Häuptlings Ausdruck, die er zu einem amerikanischen General in New-York sprach: „Ich betrachtete Eure schöne Stadt, das große Wasser, Euer schönes Land und sehe, wie glücklich ihr seid. Dann aber konnte ich mich nicht enthalten zu denken, daß dieses schöne Land und dieses große Wasser einst uns gehört hat. Unsere Vorfahren lebten hier, sie genossen es in Frieden als ihr Eigenthum. Es war die Gabe des großen Geistes an sie und ihre Kinder. Dann kam das Volk der Weißen hierher, in einem großen Kahne. Sie begehrten nur, daß man ihnen gestatte, ihren Kahn an einen Baum zu binden, damit das Wasser ihn nicht wegführe. Darauf sagten sie, einige der Ihrigen wären krank; sie baten um die Erlaubniß, sie zu landen und unter den Schatten der Bäume zu legen. Alsdann kam das Eis und sie konnten nicht fort; sie baten daher um ein Stück Land, ihre Hütten für den Winter darauf zu errichten. Wir gewährten es ihnen. Alsdann begehrten sie etwas Mais, damit sie nicht verhungerten, und wir lieferten ihnen diesen freundlich. Sie versprachen fortzugehen, wenn das Eis geschmolzen sein würde; als dieses geschehen war, sagten wir ihnen, jetzt müßten sie mit ihrem großen Kahne weiter fahren. Sie aber wiesen auf ihre Schießrohre rund um ihre Hütten, sagten, sie wollten bleiben und wir seien außer Stand, sie weggehen zu machen. Darnach brachten sie berauschende Getränke, an welchen die Indianer großen Gefallen fanden. Sie überredeten uns, ihnen etwas Land zu verkaufen. Endlich vertrieben sie uns von einer Zeit zur andern zurück in die Wildniß, weit weg vom Wasser, von den Fischen und von den Austern. Sie haben unser Wildpret vernichtet, unser Volk ist dahin geschmolzen und wir leben elend und jammervoll, während Ihr unseres schönen und herrlichen Landes genießet. Dies, Bruder, macht mich traurig, ich kann mir nicht helfen." (Dr. Julius, Nordamerikas sittliche Zustände, I. S. 343.) — In der Erinnerung an die Behandlung, welche die Indianer von den Weißen erfahren haben, sagte Jefferson: „Mich schaudert, wenn ich denke, daß einst die Sünden, welche von den Weißen gegen die Indianer verübt wurden, an unseren Nachkommen vergolten oder gerächt werden könnten." Ueber den Indianern schwebt — sagen die Herren Menschen — ein unabwendbares Verhängniß. — —

die Pawnees (13000 Seelen), am Platte-Fluß; die Comanches oder Tetans (20000), in Texas, bis zum Arkansas; die Sioux oder Dacotas (22000), zwischen dem obern Lauf des Mississippi und dem mittlern Lauf des Missouri; die Assiniboins (15000), nordwestlich von den vorigen; die Mandans, am obern Missouri, ein gegenwärtig durch Krankheiten so gut wie ausgestorbener Stamm; die Osages, ein kriegerischer, aber zum Theil civilisirter Stamm (5000), am mittlern Missouri; die Creeks (25000), in Alabama; die Chickasaws (5000), im nördlichen Theile des Staates Mississippi; die Choctaws (18000), am untern Mississippi; die Cherokees (27000), im nordwestlichen Theile von Georgien ɪc. heimisch; die Irokesen (Maquas, Huronen), welche früher das Land zwischen Montreal und dem Champlain-See bewohnten; die Reste der Lenape-Stämme der Saks (5000), am obern Mississippi, der Winnebagoes, südlich von Wisconsin; der Delawarer, am Ohio; der Mohikaner, auf Long-Island; der Chippeways, westlich vom Michigan- und obern See; — endlich sind noch im W. des Mississippi einheimisch die Pagans (30000 Köpfe), die Blackfeet-Indianer (30000), die Gros-Ventres (17000), die Eutaws (19000), die Krähen-Indianer (7000) und viele minder zahlreiche Stämme. Man rechnet, daß im Ganzen innerhalb der verschiedenen Staaten östlich vom Mississippi nur noch 26000 Indianer wohnen, indem in den letzten Jahren 88000 aus diesen nach der Westseite des Mississippi verpflanzt worden sind, wo die ganze Bevölkerung fast nur aus Eingebornen besteht; die hier früher schon heimischen Stämme mögen zusammen gegen 230000 (nach Anderen nur 150000) Seelen zählen, wovon etwa $\frac{1}{5}$ die Zahl ihrer Krieger bildet. Jene Versetzung der Eingeborenen hat seit 1832 zu manchen blutigen Kämpfen mit denselben Veranlassung gegeben, wenn sie sich nicht willig finden ließen, in das freie Land westlich vom Mississippi überzusiedeln; auch die Versetzung der meisten noch im O. zurückgebliebenen Stämme wird man wohl allmälig ausführen. Letztere gehören großentheils der Familie der Algonquin-Lenape Völkerschaften an; darunter sind besonders zahlreich die Chippeways und Ottawas (15000 Köpfe) am obern See, welche zum Theil zum Christenthum bekehrt und Ackerbauer geworden sind. Die größten Fortschritte in europäischer Cultur scheinen die Reste der Cherokees, jetzt am obern Tenessee, in Georgien, Alabama und vorzüglich in Arkansas wohnhaft (27000 Köpfe), gemacht zu haben; sie sind sämmtlich getauft, treiben Ackerbau und Gewerbe und haben sich eine eigene bürgerliche Verfassung gegeben. Aehnliches gilt von den Choctaws (18000 Seelen). Minder bildsam erscheinen die Irokesen und Huronen oder der Bund der „sechs Nationen" (Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas, Senecas und Tuscaroras), welche jedoch nach langen Kämpfen fast ganz aufgerieben sind (5000 Seelen) und in New-York, Ohio und Michigan als Bettler ɪc. leben. Auch einige Stämme der Creeks (25000 Köpfe) hat man civilisirt und aus ihren alten Sitzen, oft durch trüg-

liche Verträge, nach dem W. verpflanzt; besonders grausam ist man mit den zu ihnen gehörigen Seminolen in Florida (gegen 4000 Seelen) wegen ihres Widerstandes in den Jahren 1834—41 verfahren *).

Die Neger, im Ganzen mit den Mulatten mehr als 3 Millionen, sind in vielen Staaten, namentlich in allen südlichen, meist Sklaven, so daß es deren in der Union gegen 3 1/5 Million giebt. Sklaven giebt es, mit Ausnahme von Maine, Massachusetts, New-Hampshire, Vermont, Indiana und Ohio, in allen Staaten, am Meisten in den südatlantischen und unteren Mississippi-Staaten, namentlich in Virginien, Mississippi und Louisiana, wo sie fast 1/2, in S.-Carolina, wo sie sogar 3/5 der Bevölkerung bilden; in Kentucky und Maryland ist 1/4, in Alabama 3/4, in Tenessee 1/3 Sklavenbevölkerung. In Virginien lebt gegen 1/2 Million Sklaven, also mehr als in allen ehemaligen spanischen Colonien Amerikas zusammengenommen! Ohne Sklaven könnten die südlichen Länder, welche vorzüglich Baumwolle, Reis und Taback bauen, von den Weißen fast gar nicht benutzt werden, da kein Weißer in jenem verderblichen Klima Feldarbeiten verrichten könnte. Ihr Loos ist besonders in der neuesten Zeit sehr traurig geworden; die Bemühungen der nicht Sklaven haltenden Staaten zur Befreiung der Schwarzen hat ihre Besitzer zu den härtesten Maßregeln veranlaßt; hin und wieder ist es bei Todesstrafe verboten, sie auch nur im Lesen und Schreiben zu unterrichten, und Missionare, die sich ihrer angenommen, sind grausam gemißhandelt worden. Da seit 1808 die Sklaveneinfuhr verboten und seit 1821 der Sklavenhandel als Seeraub bestraft wird, die schwere Feldarbeit in dem ungesunden Klima aber viele Neger aufreibt, so werden sie in den nördlicheren, gesunderen Staaten, wo noch Sklaverei erlaubt ist, geradezu zum Verkauf aufgezogen und heerdenweise nach dem Süden verhandelt; auch werden noch immer jährlich Tausende in die südlichen Staaten eingeschmuggelt. Auch die freien Schwarzen und Farbigen (zusammen 430000), welche sich überall finden — am Zahlreichsten in Maryland, wo sie 1/8 der Bevölkerung ausmachen —,

*) Der Cultivirung der Indianer, ihrer Entwöhnung von dem herumschweifenden Leben als Jäger und ihrer Gewöhnung an Ackerbau und feste Wohnplätze ist eine unter mehreren Stämmen fortgepflanzte Sage sehr hinderlich gewesen. Im Wesentlichen lautet sie wie folgt: Zu Anfang schuf der große Geist drei Menschen und führte sie dann an einen See, mit dem Befehl, hineinzusteigen. Der erste, der dies that, kam weiß heraus; der zweite, weil das Wasser schon getrübt war, kupferfarbig; der dritte schwarz. Darauf führte der große Geist sie an eine Stelle, wo drei Kasten aufgestellt waren. Er gab ihnen die Erlaubniß, zu wählen, mit dem Bemerken, daß Jeder darin seine Bestimmung finden werde; der schwarze solle zuerst wählen, dann der rothe. Der schwarze griff nach dem größten Kasten. Er fand darin Ackerwerkzeuge. Der rothe wählte den mittlern, in welchem er Bogen und Pfeile fand, zur Andeutung seiner Bestimmung zur Jagd und zum Krieg. Für den weißen blieb ein Kästchen übrig mit einer Schreibfeder — er war zum Denken bestimmt. — Eine ähnliche Sage berichtet Dr. Büttner in seinen „Briefen aus und über Nordamerika. Leipzig 1847." I. S. 126.

haben kein viel besseres Loos; selbst wo das Gesetz ihnen alle bürgerlichen Rechte gestattet, werden sie doch durch die Allmacht der Sitte und die unüberwindliche Abneigung der Weißen nicht allein von allen Aemtern, sondern auch von den meisten Handwerken ausgeschlossen. Kein farbiger Mann hat zu irgend einer Gesellschaft von Weißen Zutritt, auch nicht für sein Geld im Theater; sein Zeugniß vor Gericht wird für Nichts geachtet, und selbst in den Kirchen müssen die Farbigen sich auf einen abgelegenen Winkel beschränken; zur Ehre der katholischen Kirche muß aber bemerkt werden, daß diese eine so empörende Absonderung nicht duldet und nicht kennt.

Die „Sklavenfrage", d. h. die Frage, ob das Recht, Sklaven zu halten, beibehalten oder gesetzlich abgeschafft werden soll, hat übrigens in den letzten zehn Jahren die Union in starke Aufregung gesetzt, und es war nahe daran, daß dieser Zankapfel, die „Achillesferse" der nordamerikanischen Freistaaten, im Jahre **1850** und **1856** eine Spaltung der Republik verursacht hätte. Die Parteien der Whigs und Demokraten standen einander auf's Schärfste gegenüber. In dieser Beziehung giebt es dort im Allgemeinen drei Parteien: 1) Die **Abolitionisten** des Nordens, besonders in Neu-England (den 6 nordöstlichen Staaten), welche die Sklaverei schlechthin als verwerfliche Sünde betrachten; 2) die **Secessionisten** des Südens, besonders in Süd-Carolina, welche dem Congresse mit dem Austritt aus der Republik drohen, wenn man mit den angedroheten Maßregeln gegen die Sklaverei nicht inne halten wollte; 3) die **Unionspartei** im Norden und Süden, die an Zahl bedeutendste, welche die Union unter allen Umständen aufrecht erhalten und die Entscheidung der Sklavenfrage den einzelnen Staaten überlassen will. Seit **1851** befiehlt ein strenges Gesetz (**fugitiv-slave-bill**) die Auslieferung flüchtiger Sklaven. Die Abolitionisten suchen dessen Ausführung nach Möglichkeit zu verhindern. Jedenfalls kann für die Neger selbst nur auf dem Wege der Bildung mit Sicherheit eine bessere Zukunft bereitet werden, da es fest steht, daß eine plötzliche Emancipation ihnen mehr Nachtheil als Vortheil bringt *), und es eine Thatsache ist, daß die freien Neger in den nördlichen Staaten, beeinträchtigt durch Sitte und Vorurtheil der übrigen Bewohner und darnieder gehalten durch Mangel an Cultur u. s. w., oft weit schlimmer daran sind als die eigentlichen Sklaven. Die Periode einer gänzlichen Aufhebung der Sklaverei steht aber, Dank der Ausbreitung des christlichen und humanen Geistes, jedenfalls in Aussicht **), obgleich die Frage, ob die Neger befähigt

---

*) Dieser Ansicht ist selbst ein so humaner Mann wie Dr. **Julius**, nach dessen Darstellung die Sklavenfrage in eine „sittliche, besitzthümliche und politische" zerfällt, was in seinem culturhistorischen Werke: „Nordamerikas sittliche Zustände, Leipzig 1839" (2 Bände) weiter nachzulesen ist.

**) Neuerdings hat das Oberbundestribunal eine verhängnißvolle Entscheidung publicirt. Bisher nämlich konnte ein Sklav, der mit Genehmigung seines Herrn nach einem Staate, in welchem die Sklaverei verboten ist, transportirt wurde, auf Freiheit antragen. Jenes Tribunal nun hat in einem spe-

sind, es den Weißen gleich zu thun, noch nicht unbedingt und sicher mit Ja beantwortet werden kann. Jedenfalls aber verlangt die Humanitätsreligion die Förderung ihrer Civilisation und Cultur. Empörend ist das schon erwähnte Gesetz, welches die Unterweisung der Sklaven im Lesen und Schreiben verbietet, da es sie „unzufrieden" mache. Ein Schwarzer, der sich dieses Vergehens schuldig macht, wird in Nord-Carolina mit 39 Peitschenhieben, ein Weißer mit 200 Dollars bestraft. In Georgia erhöht das Gesetz diese Strafe bis auf 500 Dollars mit Hinzufügung von Gefängnißstrafe, und hier wird sogar ein Notar, der Sklav ist, gestraft, wenn er sein Kind unterrichtet hat, und in Virginien ist *jede* Versammlung von Sklaven, um sich zu unterrichten, eine gesetzwidrige und strafbare. Solche Grausamkeiten werden, so Gott will, bald dem Fortschritt der Cultur und Humanität weichen. Uebrigens finden wir die Vorstellung, daß eine über eine gewisse enge Grenze hinausgehende Bildung unzufrieden mache, daher verderblich sei, nicht bloß in Amerika bei den Sklavenhaltern.

Daß die Sklaverei dem *Geiste* des Christenthums widerspricht, bedarf keines Beweises. Trotzdem berufen sich die Sklavenhalter auf die Bibel und einige Aussprüche in derselben, besonders im A. T., was sich Diejenigen merken mögen, welche einzelne Bibelstellen als „Beweisstellen" gebrauchen und mißbrauchen: „Willst Du" — spricht Moses zu seinem Volke (3. Buch Mose) — „leibeigene Knechte und Mägde haben, so sollst du sie *kaufen von den Heiden*, die um euch her sind, von den Gästen, die Fremdlinge unter euch sind, *und sollt sie besitzen und eure Kinder nach euch, zum Eigenthum für und für*, die sollt ihr leibeigene Knechte sein lassen." Und im N. T. sagen sie, empfehle Paulus zwar milde Behandlung gegen die Sklaven, nirgends aber dringe er auf Freilassung derselben! In solcher Weise vertheidigt selbst ein Theil der „gläubigen Geistlichkeit" Amerikas die Entstehung und Fortdauer der Sklaverei. Die Presbyterien in Süd-Carolina lehren, „daß die Sklaverei von Gott gebilligt und sanctionirt sei durch das Beispiel der Patriarchen und Propheten, daß ohne eine neue Offenbarung vom Himmel Niemand das Recht habe, die Sklaverei für Unrecht zu erklären, daß Eheleute, die, durch Verkauf von einander getrennt, sich weigerten, auf Befehl ihrer neuen Herren anderweitige Verbindungen einzugehen, kirchliche Strafe dafür verdienen, weil sie ihren Herren ungehorsam seien." Das sind in der That himmelschreiende Thatsachen, und man hat Recht, *der Kirche* Wehe zu prophezeien, welche durch angeblich offenbarte göttliche Befehle Vernunft und Sittlichkeit mit Füßen tritt.

In der Bibel stehen indessen auch Stellen, welche den Sklaven günstig sind. Nach einer derselben soll der flüchtige Sklav, welcher

---

ciellen Falle diesen Rechtsanspruch verworfen, weil, obgleich es in der Unabhängigkeitserklärungsacte heiße: „Alle Menschen sind frei und gleich geboren", unter Menschen nur „weiße" Menschen zu verstehen seien; die Neger seien nur als Waaren zu betrachten, die Heiligkeit des Eigenthums werde vom Bunde gewährleistet: Quod erat demonstrandum!

sich in eine israelitische Stadt geflüchtet hat, dem Herrn, der ihn zurückverlangt, nicht ausgeliefert werden. (Deuteronomium XXIII, 15. 16). „Wie viel höher" (sagt Bunsen, Gott in der Geschichte I. S. 286) „steht über der jetzigen Auslegung des amerikanischen Unionsgesetzes der Ausspruch des Deuteronomiums: „Du sollst den Knecht nicht seinem Herrn überantworten, der von ihm sich zu dir geflüchtet hat. Er soll bei dir bleiben an dem Ort, den er erwählet in deiner Thoren einem, wo ihm wohl ist, und sollst ihn nicht drücken."

In Betreff der bestrittenen Bildungsfähigkeit der Neger verdient ein Ausspruch des berühmtesten der jetzt lebenden Menschen angezogen zu werden. „Indem wir" — sagt Alexander v. Humboldt im Kosmos, I. S. 385) — „die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenracen. Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine höhere Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt, zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt." Und Wilhelm v. Humboldt sagt in seinem Werke über die Kawi-Sprache (III. S. 426): „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer erweiterter Geltung sichtbar ist; wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestehendes Ganze zu behandeln."

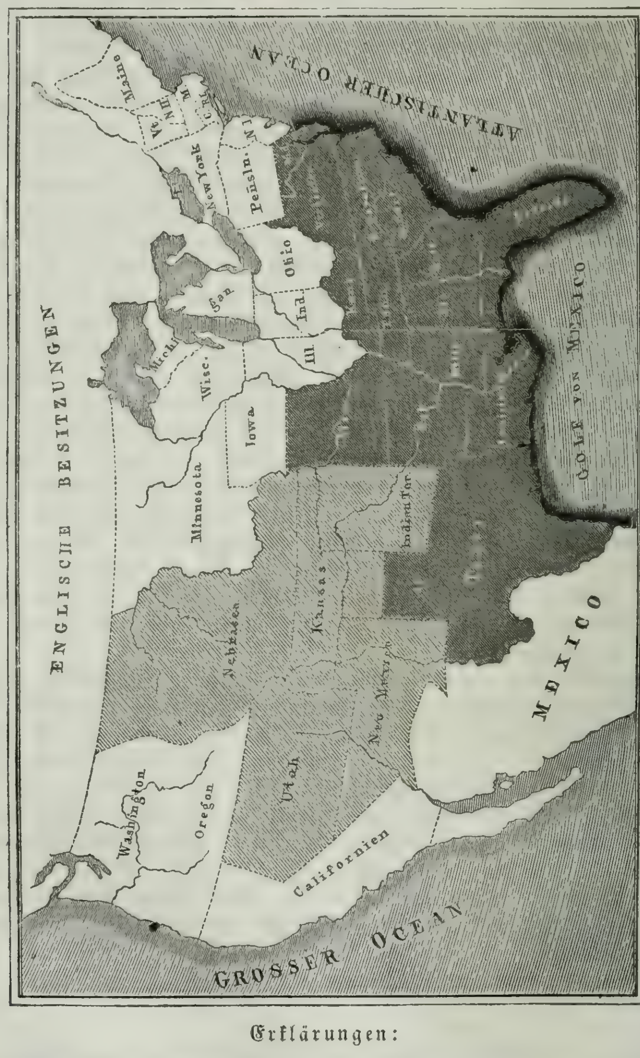
England ließ die auf seinen Besitzungen in Westindien befindlichen Sklaven, 800000 an der Zahl, in dem Zeitraume von 1834—38 frei. In hochherzigster Gesinnung verwandte es darauf 20 Mill. Pfund Sterling — ein Act der Humanität und Philanthropie, der bis jetzt als einzig in der Weltgeschichte dasteht. Der edle Channing*) betrachtet die Sklaverei als einen Frevel an der menschlichen Natur, der den Menschen entmensche, ihn seines menschlichen Charakters beraube dadurch, daß er ihn für ein Eigenthum erkläre — folglich durch Nichts zu rechtfertigen sei. Er nennt daher ihre Fortdauer einen Schandfleck und ein Brandmal für die Civilisation der Vereinigten Staaten. (Man schätzt den Marktpreis der in den südlichen Staaten befindlichen Sklaven auf 1200 Mill. Dollars.)

---

*) Dessen Werke, übersetzt von Schulze und Sydow. Leipzig 1854, Schulze. S. 95.

Das freie und das Sklaverei-Gebiet der
Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Entnommen dem 1854 bei G. H. Wigand in Göttingen erschienenen Werke von H. Kapp: „Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten.“)



(Bei den Zahlenangaben ist der Census von 1830 zu Grunde gelegt.)

Erklärungen:

Das weiß gelassene Gebiet umfaßt die freien Staaten und Territorien.
„ schwarzschattirte „ „ „ Sklavenstaaten „ „
„ halbschattirte „ „ „ Territorien, welche durch die Nebrasca-Bill der Sklaverei geöffnet sind.

Zur Gruppe der Sklavenstaaten gehört:

Staat	Q.-M.		Einw.	
Maryland	9,356	Q.-M.	583,034	Einw.
Delaware	2,120	"	91,532	"
Virginien	61,352	"	1,421,661	"
Nord-Carolina	45,000	"	869,039	"
Süd-Carolina	24,500	"	668,507	"
Georgia	58,000	"	906,185	"
Florida	59,268	"	87,401	"
Alabama	50,722	"	771,671	"
Mississippi	47,156	"	606,526	"
Louisiana	46,431	"	517,762	"
Texas	237,321	"	212,592	"
Arkansas	52,198	"	209,897	"
Tenessee	45,000	"	1,002,614	"
Kentucky	37,680	"	982,405	"
Missouri	67,380	"	682,044	"
	842,484	Q.-M.	9,612,870	Einw.
Davon ab Sklaven-Bevölkerung			3,272,370	Einw.
bleibt			6,440,500	fr. E.

Sklaven-Territorien (nach der Nebrasca-Bill) annähernd:

Territorium	Q.-M.	
Neu-Merico	210,744	Q.-M.
Utah	187,923	"
Indianer-Gebiet	187,171	"
Nebrasca	136,700	"
Nordw. Territorium	528,725	"
	1,251,263	Q.-M.

Total-Sklaven-Gebiet ... 2,093,747 Q.-M., etwa 100,000 geogr. Q.-M. in runden Zahlen.

Zur freien Staaten-Gruppe gehört:

Staat	Q.-M.		Ew.	
Maine	30,000	Q.-M.	583,169	Ew.
New-Hampshire	9,280	"	317,976	"
Vermont	10,212	"	314,120	"
Massachusetts	7,800	"	994,514	"
Rhode-Island	1,360	"	147,545	"
Connecticut	4,674	"	370,972	"
New-York	46,085	"	3,097,394	"
New-Jersey	8,320	"	489,555	"
Pennsylvanien	46,000	"	2,311,786	"
Ohio	39,964	"	1,980,427	"
Michigan	56,243	"	397,654	"
Indiana	33,809	"	988,416	"
Illinois	55,405	"	851,470	"
Wisconsin	53,924	"	305,391	"
Iowa	50,914	"	192,214	"
Californien	188,981	"	264,435	"
	642,971	Q.-M.	13,607,038	Ew.

Freie Territorien annähernd:

Territorium	Q.-M.	
Minnesota	141,839	Q.-M.
Oregon	215,000	"
Washington	130,000	"
	486,839	Q.-M.

Total freies Gebiet .. 1,129,810 Q.-M., etwa 50,000 geogr. Q.-M. in runden Zahlen.

Die europäische Bevölkerung wohnt in Städten, welche meist nett gebaut, im N. mehr von Holz, im S. mehr von Stein sind; eigentlich bedeutende Werke der Baukunst hat Amerika noch nicht aufzuweisen. Dörfer findet man weniger, meist liegen die Besitzungen vereinzelt. Alles Land, welches nicht den einzelnen Staaten oder Privatleuten gehört, ist öffentliches Eigenthum und wird von der Regierung der Union verwaltet. Diese Congreßländereien werden genau vermessen, nach der Richtung der Meridiane und Parallelkreise in Vierecke von 36 engl. Quadratmeilen ($1^2/_3$ geogr. □M.) getheilt, welche den Namen **Townships** (d. i. Stadtgebiet) erhalten und wieder in Vierecke oder Sectionen von **1** engl. □M. Oberfläche (**1014** preuß. Morgen), mit Unterabtheilungen, getheilt werden. Davon wird die gewöhnlich in der Mitte liegende **16.** Section für die Schulen vorbehalten, die übrigen an die sich meldenden Familien (meist zu kaum $1^1/_2$ Thlr. für den preuß. Morgen) verkauft. Von den daraus gewonnenen Einnahmen wird $^1/_{20}$ zum Besten des betreffenden Staats, nämlich zum Straßenbau und zur Förderung des Unterrichts verwendet. Abgesehen von den Territorien im Westen gab es im Jahre **1845** in den meist im Innern gelegenen Staaten noch über **133** Millionen Acres unverkauftes Land; von **1833** bis **1845** wurden überhaupt **64** Millionen für **81½** Million Dollars verkauft. Die Ansiedlungen auf solchem unangebauten Lande schreiten ununterbrochen fort, theils durch Einwanderer, theils durch Speculanten unter den Eingebornen, welche unter dem Namen Backwoodsmen (Hinterwäldler), Trappers (Wildschützen), Squatters ꝛc. aus der Lichtung der Wälder, der ersten Cultur des Bodens in der Wildniß ꝛc. ein Gewerbe machen, um eine Gegend für feste Ansiedlungen vorzubereiten. Diese legen dann regelmäßige Ackerhöfe (Farms) an, bilden Ortschaften ꝛc. Auf diese Weise hat das ebenso energische als kluge Volk unter Besiegung unbeschreiblicher Mühseligkeiten das Großartigste in der Verwandlung von Einöden, Urwäldern und Sümpfen in fruchtbare Felder und Baumpflanzungen geleistet; leider liegen dem damit gewonnenen Muth, der Abhärtung und Charakterstärke der Nation hauptsächlich Egoismus und Gewinnsucht zu Grunde. — Man kennt hier keinen andern Standesunterschied, als den der Freien und der Sklaven; es giebt keine Adelstitel, aber die Aristokratie des Geldes herrscht, vorzüglich in den großen Städten. Der Unterschied der Religion begründet nirgends besondere Rechte oder Nachtheile, daher man auch hier Bekenner aller vorhandenen christlichen Religionsparteien, vorzüglich aber solcher, die in England gewöhnlich sind, findet. Unter den zahlreichen protestantischen Secten, die sich noch immer mehren, sind am Zahlreichsten die Baptisten ($3^1/_4$ Million), die Methodisten (**4** Millionen), die Presbyterianer (gegen $2^1/_5$ Million); Anhänger der bischöflichen Kirche zählt man **670000**, Lutheraner über $^1/_2$, holländische Reformirte gegen $^1/_4$ Million. Römisch-Katholische giebt es gegen **2** Millionen (nach Anderen **1,600000**), welche in Louisiana, Florida, Kentucky, Ohio, Maryland ꝛc. am Zahlreichsten sind. Die Geistlichkeit zählte im Jahre **1851 6** Erz-, **26** Bischöfe und **1271** Priester

und wirkte in 1245 Kirchen und Capellen; sie steht als wohlorganisirte Phalanx dem in unzählige Secten gespaltenen Protestantismus gegenüber. — Die übrigen Hauptparteien oder Secten sind die Congregationalisten, die Presbyterianer, die Conventionalisten, die Mennoniten, die Quäker, die Universalisten, die Tunker, die Unitarier, die Juden, die Deutsch-Reformirten, die Unirten, die Freien u. s. w., bis hin zu der Secte der Shaker, deren Cultus wesentlich im Tanzen besteht, wodurch sie die Gottheit zu verehren meinen. Die Stadt Watervliet wird vom Volke die Shakerstadt genannt. Sie sind Communisten und bilden „die Gesellschaft der Gläubigen von der tausendjährigen Kirche".

Die Hauptbeschäftigungen der Einwohner sind Landbau und Handel. Bei der großen natürlichen Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens ist der Ackerbau, welcher im N. Weizen und andere europäische Getreidearten, im S., in den Plantagen- und Sklavenstaaten, Reis, Mais, Baumwolle, Taback, Indigo und Zuckerrohr liefert, die wichtigste Grundlage des Nationalwohlstandes. In den nördlichen Staaten spielt auch die Viehzucht eine wichtige Rolle. Der Handel wird durch die Lage des Landes, die vielen Häfen, die großen, bis tief in's Innere schiffbaren Ströme, die Seen und durch ein System von Canälen, Eisenbahnen und Straßen vorzüglich begünstigt. Schon jetzt sind die Nord-Amerikaner im Handel die Ersten nach den Engländern; sie beschiffen alle Meere und besuchen Westindien, Brasilien, Europa und China. Die Handelsflotte, welche zum größern Theile den Staaten Massachusetts, New-York und Maine gehört, zählt allein etwa 1000 Dampfschiffe und 16600 Segel von $1\frac{1}{3}$ Million Tonnen Last und mit einer Bemannung von 110000 Matrosen. Die Hauptausfuhrartikel bestehen in getrockneten Fischen, Thran, Walrath, Fischbein, Fellen, Pelzwerk, Häuten, Talg, Bauholz, Brettern, Asche, Mehl, Reis, Taback, und an Baumwolle werden jährlich für nicht weniger als 50 Millionen Dollars exportirt. Den größten Antheil an dem Handelsverkehr haben die Staaten New-York ($\frac{2}{5}$ des Gesammtverkehrs), Louisiana (gegen $\frac{1}{5}$), Massachusetts ($\frac{1}{10}$), Süd-Carolina, Pennsylvanien, Maryland und Georgien. Die ansehnlichsten Handelsstädte der Union sind New-York, Boston, Philadelphia, Baltimore und New-Orleans. — Der Pelzhandel, dem der Canadier ähnlich, ist sehr bedeutend, und der Stapelplatz dafür ist Michillimakinak, an der Straße, welche den Michigan mit dem Huron-See verbindet. Bedeutender noch ist der Fischfang, welcher theils in den Strömen, theils an den Küsten und bei Neu-Fundland auf Stockfisch, theils in entlegenen Meeren und selbst im Süd-Polar-Ocean auf Walfische und Seehunde getrieben wird. Der Waldreichthum liefert eine Menge Producte für den Handel mit dem Auslande. Der Mineralreichthum ist besonders über das ganze Gebiet der Alleghanies und das nördliche Becken des Mississippi verbreitet, und der Bergbau fängt schon an, sehr bedeutend zu werden. Die Fabriken sind zwar erst im Entstehen begriffen, da die Nord-Amerikaner ein noch so junges und deshalb hauptsächlich auf die Gewinnung von Rohpro-

ducten angewiesenes Volk sind; nichts destoweniger haben sie bereits gewaltige Fortschritte in den technischen Gewerben gemacht, und durch die so verbreitete Anwendung der Dampfmaschinen, deren man 1840 in den Fabriken schon 3000 zählte, werden sie vielleicht bald die europäischen Fabriken überflügeln und sich vom Auslande unabhängig machen. Der Hauptgegenstand der einheimischen Industrie sind Baumwollen- und Wollenwaaren, Metall-, besonders Eisenarbeiten, Mehl, Taback, Zucker, Leder, Talglichte, Seife, Schiffbau rc. Ueber $^3/_4$ Millionen Menschen waren 1840 in den Fabriken und Handwerken beschäftigt. Der Hauptsitz der Industrie sind die nördlichen Staaten: Rhode-Island, Massachusetts, New-York, New-Jersey, Connecticut, Delaware, Pennsylvanien; ferner Ohio und die großen Städte der übrigen Staaten. — Die Dampfschifffahrt auf den großen Strömen des Landes, wodurch vorzüglich die unendlichen Räume des Innern aufgeschlossen und mit dem Meere in Verbindung gebracht werden, obwohl erst 1807 begonnen, hat so reißend zugenommen, daß auf dem Ohio allein 1827 62 Dampfboote beschäftigt waren, auf dem Mississippi aber und seinen Nebenströmen zusammen jetzt schon mehr als 1000, auf den großen Binnenseen 100, im ganzen Lande aber außer den vielen anderen Schiffen an 2000.

Die allgemeinste Münze ist der Dollar, eine Silbermünze 1 Rthlr. 13$^1/_5$ Sgr. an Werth; er wird in 100 Cents getheilt oder auch in 8 Schilling, jeder zu 12$^1/_2$ Cent; ferner hat man halbe und Viertel-Dollars, Dimes (zu 10 Cents), halbe Dimes und 1 Cent-Stücke; von Kupfer giebt es $^1/_2$ und $^1/_4$ Cent-Stücke. An Goldmünzen hat man Adler (Eagle) zu 10 Dollars (14 Rthlr. 4 Sgr.), $^1/_2$ Adler (Half Eagle) zu 5, und $^1/_4$ Adler (Quarter E.) zu 2$^1/_2$ Dollar, seit 1849 auch Double Eagle zu 20 Dollars und Gold-Dollars. Die Hauptmünze ist zu Philadelphia; Nebenetablissements finden sich zu New-Orleans, Charlotte und Dahlonega. — Papiergeld bildet, bei den vielen Banken im Staate, ein Hauptcirculationsmittel; es besteht in Noten, welche jedoch gewöhnlich nur in dem Staate, wo sie ausgestellt sind, ihren vollen Nennwerth haben.

Die wissenschaftliche Cultur hat in diesem neuen Lande noch wenig bedeutende Fortschritte gemacht; es giebt zwar über 180 Colleges oder höhere wissenschaftliche Anstalten, worunter 18 den Namen University führen; davon sind 108, in welchen die allgemeineren Wissenschaften, ähnlich den höheren Classen deutscher Gymnasien, gelehrt werden; ferner 34 theologische Seminare (davon 6 katholische), 32 medicinische Schulen und 8 Advocatenschulen. Auf den Universitäten findet sich eine Facultätseintheilung der Lehrgegenstände, ähnlich wie auf den deutschen; allein darum stehen sie doch mit diesen nicht auf gleicher Stufe und hier wie an den übrigen höheren und mittleren Schulen ist nicht an deutsche Wissenschaftlichkeit, Tiefe und Umfang zu denken, da bei den meisten nur das unmittelbar Nöthige und Anwendbare berücksichtigt wird. Unter den Universitäten sind die besuchtesten die Harvard University zu Cambridge in Massachusetts, die zu Newhaven, New-York, Philadelphia, Providence, Norwich

in Vermont, Middletown und Pittsburg. Außerdem besitzen die Vereinigten Staaten über 3248 sogenannte Akademien und grammatische Schulen, und für elementare Volksschulen ist, namentlich in den östlichen Staaten hinreichend gesorgt. Nach amtlichen Berichten beläuft sich die Zahl der Schüler auf 2 Millionen, von denen der vierte Theil auf Staatskosten unterrichtet wird. Besondere Verdienste um die Hebung des Volksunterrichts haben sich in den letzten Jahrzehenden einige Missionsgesellschaften erworben, und in allen größeren Städten finden sich Vereine zur Beförderung der Wissenschaften, Künste und des Gewerbfleißes.

Die literarische Thätigkeit ist in Bezug auf reine Wissenschaft noch verhältnißmäßig gering, obgleich sie sich neuerlich gehoben; reicher sind die praktischen Felder angebaut. Der bedeutendste Schriftsteller Nord-Amerikas ist unstreitig der auch durch seine Verdienste um die Begründung der Freiheit unsterbliche Benjamin Franklin, geboren zu Boston in Amerika 1706. Lange Zeit mußte er als Buchdrucker mit Armuth kämpfen, bis seine Schriften, anfänglich nur moralische und politische Aufsätze für Zeitschriften, ihm Ansehen und Wohlstand erwarben. Als Erfinder des Blitzableiters ist er weltberühmt geworden. Noch im höchsten Alter nahm er lebhaften Antheil an den Berathungen über die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes und schloß 1783 den Pariser Frieden, welcher die Unabhängigkeit Nord-Amerikas sicherte. Er starb 1790 als Präsident der Versammlung von Pennsylvanien. Von noch lebenden Schriftstellern haben Fenimore Cooper und Washington Irving durch Romane und Erzählungen sich auch bei uns einen ehrenvollen Ruf erworben. Sehr beliebt in Amerika sind ferner die Romane von James Paulding, welcher auch für's Theater geschrieben hat. In der dramatischen Literatur werden Payne und Hillhouse gerühmt. Als Lyriker nimmt James Percival den ersten Rang ein, und neben ihm Bryant, Dana und Willis. Auch an Dichterinnen fehlt es nicht, wie Miß Segurney und M. Sedgwick, Mistreß Child, Stowe u. A. Unter den Geschichtschreibern haben einen besondern Ruf erlangt Will. H. Prescott, Wheaton, unter den neueren politischen Rednern Dan. Webster, Clay, Calhoun u. A. In den Wissenschaften findet sich manches Treffliche, und besonders erfreuen sich die Naturwissenschaften einer großen und allgemeinen Theilnahme, besonders wegen ihrer praktischen Seite (Agassiz, Baird u. A.). Verhältnißmäßig hat kein Land der Welt so viele Journale und Zeitungen als Nord-Amerika; außer der ungeheuren Zahl inländischer Blätter, wovon fast jeder, auch der kleinste Ort ein eigenes und eine eigene Druckerei hat, werden fast alle englischen Zeitungen und die wichtigsten englischen Werke nachgedruckt. 1843 erschienen in den Vereinigten Staaten 135 Blätter täglich (meist in New-York), 125 zweimal in der Woche, 1141 wöchentlich und 227 Zeitschriften, zusammen also über 1600. Die Lectüre der politischen und der religiösen Schriften ist so unentbehrlich geworden wie das Frühstück; jeder anständige Mann hält sich wenigstens ein Zeitblatt,

mancher sechs und mehr. Dieses Lesen unterhält das Interesse für religiöse und politische Angelegenheiten und fördert die parlamentarische Bildung. Nirgends in der Welt giebt es so viel fertige Redner als dort, und Männer, wie Webster, Everett u. A. blieben hinter den rhetorischen Heroen des englischen Parlaments nicht zurück. Man rühmt die deutsche Cultur wegen der Verbreitung der Lesefertigkeit; gewiß ist aber, daß in Nord-Amerika mehr gelesen wird als in Deutschland und daß es dort bereits an vielen Orten als eine Ehrensache betrachtet wird, eine Bibliothek zu besitzen. — Schlimm ist es aber, daß die meisten amerikanischen Blätter nicht allein an literarischem Werthe tief unter den europäischen stehen, sondern daß sie auch der wüthendsten Parteisucht dienen und mit den widrigsten Persönlichkeiten und gröbsten Verleumdungen erfüllt sind. Von dieser Wüstheit der amerikanischen Zeitungspresse, besonders der von deutschen Flüchtlingen geleiteten, entwirft Busch ein abschreckendes Gemälde: „Der eignen Partei gegenüber hündisch, der gegnerischen zugekehrt bübisch." — Die erste Presse in Amerika entstand 1638 in Boston, wo auch 1639 das erste amerikanische Werk und 1704 die erste Zeitung gedruckt wurde.

Verfassung.

Das Grundgesetz, worauf die Verbindung der einzelnen Staaten zu einem Ganzen beruht, ist die Constitution von 1787, welche 1789 vollständig angenommen und bestätigt worden. Nach diesem Gesetze besteht der Staat aus der politischen Verbindung einer unbestimmten Zahl von republikanischen Staaten; sobald nämlich ein Gebiet (Territory) eine Bevölkerung von 60000 Seelen nachweist, ist es berechtigt, in die Zahl der Staaten (States) einzutreten. Der Bund gewährleistet jedem Staate der Union eine republikanische Regierungsform. Jeder einzelne Staat ist vollkommen souverain und unabhängig in Hinsicht auf seine inneren Angelegenheiten; nur die allgemeinen Angelegenheiten, Krieg und Frieden, Bündnisse, Auflagen, Finanzen, Heer und Marine, werden vom Congreß geleitet.

Der Congreß besteht aus dem Senat und dem Hause der Repräsentanten; an der Spitze des Ganzen steht der Präsident. Zum Hause der Repräsentanten sendet jeder Staat nach dem Gesetz von 1850 von je 70680 (oder jetzt von 93423?) Seelen einen Deputirten auf zwei Jahre, und wenn der Rest die Hälfte dieser Zahl übersteigt, einen mehr. Fünf Sklaven gelten für 3 Menschen, $^3/_5$ derselben sind also vertreten. Derselbe muß wenigstens 25 Jahr alt, seit 7 Jahren im Staate ansässig gewesen sein und darf kein Staatsamt bekleiden. Die Repräsentanten, 1850 ihrer 234, erwählen aus ihrer Mitte ihren Vorsteher, den Sprecher. Zum Senat sendet jeder Staat zwei Mitglieder auf 6 Jahre; sie müssen wenigstens 30 Jahr alt und seit 9 Jahren Bürger des sie sendenden Staates gewesen sein. Der Senat besteht demnach jetzt aus $2 \times 31 = 62$ Senatoren. Der Vice-

präsident des Congresses ist jedesmal Vorsitzer oder Präsident im Senat und seine Stimme entscheidet, wenn die Stimmen der Senatoren gleich getheilt sind. Der Präsident muß wenigstens 35 Jahre alt, ein geborner Bürger der Vereinigten Staaten sein und seit 14 Jahren innerhalb derselben seinen Wohnsitz gehabt haben, und wird auf je 4 Jahre gewählt, jedoch nicht öfter als zweimal. Die „Territorien" schicken bis zur Aufnahme in den Staatenbund nur Delegaten ohne Stimmrecht zur Volksrepräsentation. Zur Wahl eines Präsidenten*) ernennt jeder Staat zuerst so viele Wähler, als er Senatoren und Repräsentanten sendet, und diese Wähler ernennen für jeden Staat zwei Candidaten, wovon einer ein Bürger eines andern Staates der Union sein muß. Diese Listen werden an den Congreß gesandt, und wer die Mehrheit der Stimmen hat, wird zum Präsidenten ernannt; der nach ihm die größte Stimmenzahl erhalten, wird Vicepräsident. Alle Wähler geben in der ganzen Union ihre Stimmen an demselben Tage ab. Im Congreß ruht die ganze gesetzgebende Macht, der Präsident ist mit der vollziehenden bekleidet. Wird ein Gesetzentwurf in beiden Häusern genehmigt, so wird er dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt, wodurch er Gesetzeskraft erhält. Weigert derselbe sich zu unterzeichnen, so wird der Entwurf dennoch Gesetz, sobald in beiden Häusern zwei Drittel der Stimmen ihn genehmigen. Kein Mitglied kann wegen seiner Reden oder Abstimmungen in den Versammlungen belangt werden. Die Repräsentanten haben allein das Recht, Staatsbeamte anzuklagen, und der Senat, sie zu richten. Der Congreß versammelt sich wenigstens ein Mal des Jahres, im December, in der Bundesstadt Washington, wo der Präsident ein eigenes Haus bewohnt, das sogenannte weiße Haus. Der Präsident, welcher das Prädicat Excellenz erhält, hat nur 25000 Dollars Besoldung, der Vicepräsident 5000; die Senatoren und Repräsentanten werden vom Staate durch Taggelder entschädigt. Der Präsident ist das Oberhaupt der Land- und Seemacht und ernennt zu den wichtigsten Aemtern; er hat ferner das Recht, jedoch nur mit Zustimmung des Senats, Verträge und Bündnisse zu schließen, und leitet alle diplomatischen Verhandlungen mit dem Auslande. Ihm zur Seite steht ein aus vier Staatssecretären gebildetes Ministerium, welches aus dem Staatssecretär (für das Auswärtige), dem Minister des Schatzes, dem des Krieges und dem der Marine besteht; dazu kommt noch der Generalpostmeister und der Generalanwalt oder Justizminister. Der Präsident kann wegen Untreue und Verrath angeklagt und bestraft werden. Die Justizverfassung ist im

---

*) Die Namen der Männer, welche von 1789—1857 auf dem Präsidentenstuhl gesessen haben, heißen: Washington (1789—97), Adams, Jefferson, Madison, Monroe, Adams, Jackson, van Buren, Harrison, Tyler, Polk, Taylor, Fillmore, Pierce, Buchanan. Nach Ablauf ihrer Präsidentschaft kehrten sie als rechtschaffene, eidgetreue Männer zu ihren Privatbeschäftigungen, oft, gleich Cincinnatus, zum Landbau zurück.

Wesentlichen die englische. — Einem höchsten Gerichtshofe und solchen Untergerichtshöfen, die der Congreß zu ernennen für gut findet, ist die richterliche Gewalt anvertraut. Unbeschränkte Preßfreiheit geht aus solcher Verfassung nothwendig hervor. Jeder freie Bürger ist berechtigt, seine Stimme zu den Wahlen zu geben, jeder fremde Ankömmling nach Verlauf von 5 Jahren. (Seit einigen Jahren arbeitet eine Partei daran, die Einwanderer 20 Jahre lang vom Stimmrecht auszuschließen — **know-nothings.**) Die Religion hat durchaus keinen Einfluß auf die bürgerlichen Rechte; wer nur erklärt, daß er an einen Gott glaubt, ist fähig, Bürger der Vereinigten Staaten zu sein; nicht das Gesetz, aber die Sitte schließt die Farbigen von allen Aemtern aus. Jeder Einwohner ist zur Vertheidigung des Vaterlandes vom **16.** bis zum **45.** Jahre verpflichtet, und daraus wird die eigentliche Kriegsmacht gebildet; Niemand darf von fremden Staaten einen Titel annehmen. Wer ein Ehren- oder ein besoldetes Amt bekleidet, darf ohne Bewilligung des Congresses von einem Könige, Fürsten oder fremden Staate einen Orden, einen Titel oder irgend ein Geschenk nicht annehmen. Der Adelstitel bleibt abgeschafft. Das Wappen der Union besteht aus so vielen weißen Sternen im blauen Felde, als es Staaten giebt, das Sternenbanner; die Flagge in ebenso vielen rothen und weißen Streifen. — Neben jener allgemeinen hat jeder einzelne Staat seine besondere Verfassung, welche aber der Raum uns nicht gestattet auszuführen. Das Demokratische herrscht in allen; gewöhnlich leiten ein Ober- und ein Unterhaus und ein auf mehr oder weniger Jahre erwählter Gouverneur die inneren Angelegenheiten jedes einzelnen Staates; selbst die Rechtspflege wird durch Gerichte gehandhabt, deren Mitglieder vom Volke und wie alle anderen Staatsbeamten meist nur auf kurze Zeit gewählt werden. Jeder Staat hat seine eigene Finanzverwaltung und besteuert sich selbst; nur allgemeine Landessteuern ordnet der Congreß an. Die Abgaben, meist indirecte Steuern, sind von vier verschiedener Art: a) allgemeine Bundessteuern, welche etwa $1\frac{1}{4}$ Dollar auf den Kopf betragen und durch die Hafenzölle gedeckt werden; b) Steuern der einzelnen Staaten, sowie c) der einzelnen Grafschaften sind meist nicht von Bedeutung; dagegen sind d) die Ortssteuern in den größeren Städten schon ansehnlich genug. Eine wichtige Finanzquelle ist der Verkauf öffentlicher Ländereien, des Congreßlandes, zum Anbau, welche noch von den Ländereien der einzelnen Staaten (**State Lands**) zu unterscheiden sind. — **1835** gab es keine Bundesschuld mehr; doch sind später wieder Anleihen nöthig geworden; so daß die Staatsschuld **1855** über **114** Millionen Dollars betrug. Die einzelnen Staaten haben außerdem auch Privatschulden. Das stehende Heer, welches sich nur durch Werbung von Freiwilligen ergänzt, weshalb seine Zahl schwankend ist, betrug **1856 12729** Mann, welche in den Forts und Blockhäusern an der Küste und an den westlichen Grenzen wie an den Seen vertheilt sind und die Rolle einer bewaffneten Polizei spielen. Eigentliche Festungen besitzt die Union nämlich nicht, obwohl alle größeren Seehäfen mit Festungswerken versehen sind. Die allge-

meine Miliz aber, deren Zahl mit der Bevölkerung zunimmt, betrug **1852** gegen **2** Millionen; sie erhält im Frieden keinen Sold und kostet keinen Heller. Die Seemacht bestand **1855** aus **10** Linienschiffen, **8** Segelfregatten, **10** Schraubendampfern u. s. w., im Ganzen aus **72** Schiffen mit **2300** Kanonen.

Die amerikanische Verfassung ist ein Product mehrerer Factoren: der Natur des angelsächsischen Stammes, der Erlebnisse der Einwanderer im Mutterlande und der Verhältnisse in dem neuen Wohnorte. Die Verfassungsurkunde decretirt als ein unveräußerliches Grundverhältniß die Gleichheit Aller in Pflichten und Rechten und die Nation selbst als die einzige Quelle aller Autorität. Damit war jede Art der Privilegien und der Vorzüge, namentlich des Adels ausgeschlossen. Jeder freie Mann war mit jedem andern Staatsbürger gleichberechtigt — kurz, die Demokratie mit dem allgemeinen Stimmrecht war das Ergebniß dieser Grundsätze, welche in dem angebornen Charakter der Angelsachsen wurzelten. Von den Einrichtungen im Mutterlande nahmen sie zwar viel herüber, wichen aber darin von ihnen ab, daß sie weder dem Besitzthum, noch dem Stande, noch der Geistlichkeit irgend ein Vorrecht einräumten. Die Habeas-Corpus-Acte, das Recht persönlicher Freiheit, die Befreiung von Einquartierung (außer durch ein Gesetz), die Vermeidung stehender Heere, der Landesverweisung und der Vermögensconfiscation wurden beibehalten, und hinzugenommen: die Preßfreiheit, das Beschwerde- und Petitionsrecht, das Vereinigungs- oder Versammlungsrecht, das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren mit dem Geschwornengericht, (Rhode-Island und Maryland haben die Todesstrafe, die in den übrigen Staaten durch den Galgen vollzogen wird, gänzlich abgeschafft *]) die absolute Freiheit der religiösen Culte, unbegrenzte Bewilligung der Staatsbedürfnisse, das Recht Waffen zu tragen (nur nicht versteckt), die Unterordnung der bewaffneten Macht unter die gewählte bürgerliche Autorität, persönliche Verantwortlichkeit aller Beamten, Rechenschaftsablegung über alle Acte im Interesse des Staates, die Wahl der Beamten ohne Unterschied der Confession durch das Volk selbst, kurz eine Summe von Einrichtungen und Bestimmungen, welche die fabelhafte, einzig in der Weltgeschichte dastehende Entwicklung des amerikanischen Freistaates erklärt. Alles ist berechnet auf die Begünstigung des dem Menschen angebornen Triebes nach schaffender, freier Thätigkeit, auf die Entwicklung individuell-persönlicher Energie. Zugleich ist das Problem der Vereinigung der Freiheit der einzelnen Staaten mit der Einheit des Ganzen in einer Weise gelöst, wie die

---

*) Nach Dr. Julius Bericht ist dieses nicht der Fall. Die Strafgesetze sind überhaupt sehr streng — eine Folge der Verhältnisse. In den meisten Staaten steht die Todesstrafe auf Landesverrath, Mord, Brandstiftung, Zweikampf (Duell). Hier und da übt der rohe Haufe auch noch das Lynch-Gesetz, die augenblickliche Hinrichtung bei Ergreifung auf frischer That.

Weltgeschichte kein zweites Beispiel aufzustellen hat. Nach menschlicher Ansicht ist daher der fernere Aufschwung der Union in jeder Art menschlicher und staatlicher Thätigkeit in der relativ-vollkommensten Weise verbürgt. Ihr Ländergebiet ist „der Welttheil der Zukunft".

In Bezug auf die Anerkennung fremder Regierungen gelten in Washington folgende Grundsätze: „Jede thatsächlich oder thatkräftig (de facto) bestehende Regierung, gleichviel welchen Ursprunges, wird anerkannt. Es genügt die Thatsache, daß eine fremde Regierung wirklich die Macht ausübt; ob sie legitim oder durch eine Revolution zu Stande gekommen ist, gilt für gleichviel."

Eintheilung und Topographie.

Die ganze Union besteht seit **1848** aus **31** Staaten (**States**) und mehreren Gebieten (**Territories**), jetzt **7** oder mehr, letztere sind unmittelbar der Centralverwaltung unterworfen. Jeder Staat ist in **Counties** (kauntihs), Districte, und **Townships** (taunschips), Stadtgebiete, eingetheilt. Wir werden nun in möglichster Kürze zuerst die Staaten der Ostküste, dann die der Südküste, die Binnenstaaten, und endlich die Gebiete betrachten. Zu bemerken ist noch, daß nach der herrschenden Sitte der Ansiedler viele Wohnplätze den Namen von Orten in Europa rc. oder von großen Männern u. A. tragen, und daß deshalb viele Namen, z. B. Alexandria, Franklin, Washington, so oft in verschiedenen Gegenden wiederkehren, was zuweilen Verwechselungen hervorrufen kann, weshalb man dann die Anfangsbuchstaben der Staaten oder dgl. hinzufügt*).

---

*) Obiger Umstand verdient eine ausführlichere Notiz. Die Namengebung nordamerikanischer Districte und Städte hat es wesentlich mit veranlaßt, daß allein im Jahre 1855 5¼ Million Briefe ihre Adressaten nicht erreichten. Viele Städte sind nach Orten der alten Welt benannt. Es giebt 12 Amsterdam, 13 Athen, 8 Alexandria, 16 Berlin, 10 Bethlehem, 6 Birmingham, 7 Boston, 14 Bristol, 18 Burlington, 12 Canton, 17 Dover, 12 Frankfurt, 19 Hannover, 18 Manchester, 18 Oxford, 10 Paris, 10 Rom, 21 Richmond, 24 Troja, 9 Wien, 25 York. — Von Ländernamen existiren: 8 Albion, 11 Canaan, 15 Cumberland, 10 Eden, 15 Goshen, 2 Palästina, 7 Peru, 4 Wales. Nach Namen berühmter Männer: 6 Bolivar, 1 Bonaparte, 1 Brutus, 6 Byron, 2 Cicero, 32 Clay, 30 Clinton, 15 Columbus, 1 Euclid, 6 Fox, 82 Franklin, 2 Hannibal, 9 Homer, 2 Kossuth, 21 Lafayette, 17 Milton, 8 Napoleon, 3 Nelson, 14 Penn, 55 Perry, 2 Romulus, 15 Scott, 2 Ulysses — 164 Washington, 26 Adams, 71 Jefferson, 12 Jackson, 13 Knox, 12 Taylor, 1 Fillmore. Nach Göttern und Heiligen: 1 Apollo, 1 Ceres, 5 St. Clair, 2 St. Joseph, 2 St. Paul, 2 St. Thomas rc. Nach Oertlichkeiten und Phantasien: 4 Amity, 4 Belvedere, 3 Blue River, 22 Concord, 15 Deerfield, 12 Eagle (Adler), 24 Faierfield, 5 Friendship (Freundschaft) rc. Nach Vornamen: 5 Alexander, 3 Frederick, 4 Amanda, 7 Augusta, 4 Aurora, 6 Elisabeth rc.

Man betrachtet die 6 Staaten Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut unter dem Namen Neu-England; — New-York, New-Jersey, Pennsylvanien und Delaware als die 4 mittleren Staaten; — Maryland, Virginien, beide Carolina, Georgien, Alabama, Mississippi, Louisiana, nebst dem District Columbia und den Staaten Florida und Texas als die 10 südlichen Staaten; — und endlich Tenessee, Kentucky, Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Arkansas, Missouri, Jowa, Wisconsin und Californien als die 11 westlichen Staaten, oder man betrachtet in etwas anderer Uebersicht die zuerst genannten 6 Staaten als Neu-England; New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware und Maryland als die mittleren atlantischen; Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgien und Florida als die süd-atlantischen; Alabama, Mississippi, Tenessee, Kentucky als die diesseitigen Süd-Mississippi-Staaten; Ohio, Indiana, Michigan, Illinois, Wisconsin als die diesseitigen Nord-Mississippi-Staaten; Jowa, Missouri, Arkansas, Louisiana als die jenseitigen Mississippi-Staaten, Californien und Neu-Mexico als die Staaten am stillen Ocean (am Pacific).

α) Staaten an der Ostküste. Vom N. beginnend treffen wir zuerst

1. Den Staat Maine (mähn), der nordöstlichste von allen. Er grenzt im N. an Canada, im O. an Neu-Braunschweig, im S. an's Meer, im W. an New-Hampshire, und enthält auf 1537 □M. über 583000 Einw.*), worunter nur noch wenige Indianer und 1350 farbige Menschen, aber keine Sklaven. Die Indianer sind die einzigen Katholiken im Lande und treiben neben Jagd und Fischerei etwas Ackerbau. Das Land steigt vom Meere bedeutend empor, ist gut bewässert, im Innern ein großer Wald, aber fruchtbar, an der sehr zerrissenen Küste weniger. Das Klima ist sehr strenge im Winter, heiß im Sommer, aber gesund. Die Küste ist äußerst fischreich. Erst 1820 ist Maine als Staat in die Union getreten; bis dahin war es ein Theil von Massachusetts. Es giebt hier wenig Städte: die bedeutendste ist Portland an der Casco-Bai; sie hat über 26800 E. und wird durch einige Forts geschützt; der Hafen ist gut, aber nicht groß. Sie war früher die Hauptstadt des Staats und der Sitz der höchsten Behörden; jetzt ist Augusta, mit über 82000 Einw. dazu erhoben.

2. Der Staat New- (nju) Hampshire, zwischen Maine im O. und Vermont im W., wo der Connectitut die Grenze macht; nördlich stößt er an Canada, südlich an Massachusetts. Auf 443 □M. leben hier an 318000 E., worunter 520 freie Neger, aber keine Indianer. Das Land ist hoch und voller Berge, worunter die weißen

---

*) Die angegebenen Volksmengen der einzelnen Staaten sind die des Jahres 1850; jetzt sind dieselben also nicht unbeträchtlich größer; es findet aber nur alle zehn Jahre eine allgemeine Zählung statt.

Berge die höchsten Gipfel der großen Kette, namentlich den Washington, 7000′ hoch, enthalten. Der bedeutendste Fluß ist der von N. nach S. strömende Merrimack; das Innere bedeckt noch Wald und viele Seen, namentlich der Winnipiscogie-See; nur die südlichen Theile sind angebaut. Der Boden ist fruchtbar, das Klima wie im vorigen. Die Küste bietet nur einen Hafen dar, und unter den Städten verdient nur eine diesen Namen: Portsmouth, mit einem sehr guten Hafen und 10000 E.; doch ist der Handel dieser Stadt und der ganzen Provinz nicht bedeutend. In der Nähe liegt Dover, mit 8000 E. Die eigentliche Hauptstadt Concord, am Merrimack, zählt 7000 E. Manchester, auch am Merrimack, hat 16000 E. New-Hampshire besteht schon seit 1679 als eigene Provinz.

3. Der Staat Vermont, zwischen New-Hampshire und New-York, Canada und Massachusetts, bildet erst seit 1791 einen eigenen Staat. Wichtig für diese Provinz ist der Champlain-See, welcher einen Theil der Westgrenze macht und die Verbindung mit Canada und New-York gewährt. Vor 80 Jahren war Vermont noch ein bloßer Wald; der Anbau hat aber große Fortschritte gemacht, obgleich der Staat, von der See getrennt, vorzüglich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen ist. Auf 481 □M. leben hier 314000 Menschen, worunter etwa 720 freie Neger (denn Sklaverei wird hier nicht geduldet) und keine Indianer. Bis jetzt sind alle Städte noch erst im Entstehen; als Hauptstadt gilt Montpellier, in der Mitte des Landes, mit gegen 6000 E. Eine höhere Lehranstalt ist zu Burlington, mit über 6000 E., am Champlain-See.

4. Der Staat Massachusetts, im N. von Vermont und New-Hampshire, im W. von New-York, im S. von Connecticut und Rhode-Island begrenzt, enthält auf etwa 353 □M. über 1 Million Einw. Dieser Staat ist der älteste der Union; schon 1643 erhielt er seine provinzielle Einrichtung, und von jeher hat er sich durch Betriebsamkeit ausgezeichnet; seine Fischerei ist die bedeutendste; er hat die meisten Fabriken und dabei die meisten Schulen, gute Landstraßen und Canäle und mehrere gut gebaute Städte. Die Küste ist äußerst zerrissen und bildet vorzüglich die große Cape Cods-Bai. Der Boden, an der Küste flach, tiefer im Lande hügelig und bergig, eignet sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau; auch wird etwas Eisen, Blei und Schwefel gewonnen. Unter den Einwohnern befinden sich an 8000 freie Neger und 700 christliche und ansässige Indianer. Aus keinem östlichen Staate ist die Auswanderung nach dem Westen so stark als aus diesem, und doch nimmt die Bevölkerung reißend zu. Der Hauptort ist Boston, auf einer Halbinsel an der Massachusetts-Bai, eine der ältesten Städte der Union, daher die älteren Stadttheile enge und krumme Straßen haben; die neueren sind besser gebaut. Sie hat mehrere schöne öffentliche Gebäude, worunter 30 Kirchen, das Staatenhaus oder Capitol, eine schöne Markthalle, eine Bibliothek, eine Sternwarte und mehrere Fabriken; einen trefflichen Hafen mit Schiffswerften, auf welchen ein Theil der amerikanischen Marine

erbaut wird; mehrere gelehrte und fromme Gesellschaften und einen sehr bedeutenden Handel. Als Merkwürdigkeit verdient angeführt zu werden, daß Boston, wo überhaupt ein angenehmer geselliger Ton herrscht, fast die einzige Stadt der Union ist, welche einen schönen öffentlichen Spaziergang besitzt. Durch einen Canal steht sie mit dem Merrimack, der aus New-Hampshire kommt, in Verbindung, und durch Brücken mit Charleston (15000 E.), wo sich eine große Strafanstalt (**Penitentiary**) befindet, in welcher Verbrecher unter dem Gesetz des strengsten Schweigens gemeinschaftlich zur Arbeit angehalten werden; und mit Cambridge (15000 E.), wo sich die älteste und berühmteste Universität (**Harvard University**) der Vereinigten Staaten mit einer Bibliothek von 50000 Bänden befindet; in der Nähe liegt ein bedeutendes Irrenhaus. Sie ist der Geburtsort Franklins und die Wiege der amerikanischen Revolution, durch den Aufruhr von 1773. 1790 zählte sie 18000, jetzt schon 140000 Einw., wovon 1/5 Deutsche. Bei Springfield, am Connecticut, mit 21000 E., ist ein Arsenal und eine große Waffenfabrik der Union. — Lowell, am Zusammenfluß des Merrimack und Concord, ist gegenwärtig eine der betriebsamsten Städte der Union, besonders in Baumwollenwaaren, wird daher das „Manchester Amerikas" genannt; 1820 zählte sie nur 100, jetzt bereits 33000 E. — Salem, mit über 19000 E. — Die Insel Nantucket, mit 9000 E., ist wegen ihres Walfischfanges bekannt, dessen Hauptsitz zu New-Bedford, mit über 12000 Einw., an der Buzzards-Bai, ist.

5. Der Staat Rhode-Island (eiland), besteht aus 3 größeren und einigen kleineren Inseln in und vor der Narraganset-Bai und einem schmalen Küstenstrich an beiden Ufern. Das Ganze umfaßt 58, nach Anderen 63 □M., ist daher der kleinste aller Staaten und liegt zwischen Massachusetts und Connecticut. Auch hier eignet sich der Boden besser für Viehzucht als für den Ackerbau; die Hauptbeschäftigung der Einwohner sind Fabriken und Handel; auf Schulen ist bis jetzt wenig gewendet. Dieser kleine Staat zählt 5 gute Häfen, 2 ansehnliche Städte und über 148000 E., worunter 3500 freie Farbige und 400 Indianer, aber keine Negersklaven. Die beiden Hauptstädte, wo die Regierung abwechselnd ihren Sitz hat, sind: Providence, auf dem festen Lande im Hintergrunde der Narraganset-Bai, mit über 41000 Einw. und einer der ältesten gelehrten Anstalten der Union, Browns Universität genannt, schon 1764 gegründet; und Newport, auf der Insel Rhode-Island, mit 15000 Einw., stark befestigtem Hafen und Seebädern.

6. Der Staat Connecticut, vom Flusse gleiches Namens durchströmt, zwischen Massachusetts, Rhode-Island, New-York und dem Meere, enthält 224 □M. mit 370000 Einw., worunter etwa 400 Indianer und an 8000 freie Farbige. Der Boden ist sehr fruchtbar, das Klima etwas milder. Ackerbau und Viehzucht sind blühend, und da das ganze Land angebaut ist, so wandern jährlich Viele nach anderen Staaten der Union aus. Die Einwohner sind fleißig, haben Fabriken und Handel und zeichnen sich durch ihre Sorgfalt für gute

Schulen aus. Der Hauptort ist Newhaven, an der Newgate-Bai, mit einem mittelmäßigen Hafen, über 20000 E. und einer berühmten Universität, **Yale College,** wobei eine medicinische Schule und ein theologisches Seminar. Die Regierung wechselt ihren Sitz hier und zu Hartford, am Connecticut, mit 18000 Einw.

Diese 6 nördlichsten Staaten, welche unter dem gemeinsamen Namen Neu-England begriffen werden, bilden ein durch ihre Lage und den eigenthümlichen, ernsten und strengen Charakter ihrer Bewohner abgeschlossenes Ganzes, welches leicht in der Folge als ein für sich bestehender Staat auftreten könnte. Unter allen Staaten der Union herrscht hier die meiste Industrie; der Handelsgeist der Bewohner artet nicht selten in niedrige Schlauheit aus; daher der Yankee, Spottname der Neu-Engländer, nicht gerade als ehrendes Beiwort eines Kaufmanns gebraucht wird *). — Die folgenden 5 Staaten können passend als die mittleren atlantischen bezeichnet werden.

7. Der Staat New-York (Neu-York). Er grenzt im NW. und N. an den Erie- und Ontario-See, den St. Lorenz und Canada, im O. an Vermont, Massachusetts und Connecticut, im S. an New-Jersey und Pennsylvanien; den Ocean berührt er nur mit seiner südöstlichen Ecke, wo an der Mündung des Hudson sich die Insel Long-Island längs der ganzen Küste von Connecticut erstreckt. Der Flächeninhalt beträgt 2171 □M., im Jahre 1855 mit 3,466000 Einw. Das Land ist sehr wasserreich: außer den großen canadischen Seen und dem St. Lorenz, die ihm zum Theil gehören, hat es viele große Binnenseen, namentlich den Champlain- und Oneida-See; ferner einen großen, ihm ganz gehörenden Fluß, den Hudson, dessen Ufer wegen ihrer Schönheit in Amerika so berühmt sind, wie die des Rheins bei uns; derselbe nimmt von W. den Mohawk auf, welcher kurz vor seiner Mündung einen schönen Fall bildet. Auch der obere Lauf des Susquehannah gehört zu diesem Staate. Durch Canäle ist der Hudson mit dem Erie-See und dem Champlain-See verbunden. Im Innern wird der Staat von den Apalachen durchzogen, zu denen die schönen Catskill-Berge am Hudson, 3500′ hoch, gehören. Das Klima ist milder an den Binnenseen, als an der Küste; diese ist nicht ganz gesund. Der Boden eignet sich vorzüglich zum Ackerbau, welcher auch hier die Hauptbeschäftigung ausmacht. Gewerbe und Fabriken haben in der neuesten Zeit außerordentlich zugenommen; noch bedeutender aber ist der Handel. Bis jetzt wird nur auf Eisen gebaut und einige Salinen benutzt. New-York ist der bevölkertste Staat, denn dort lebt allein $^1/_8$ der Unions-Bevölkerung; er zählt über 3 Millionen Einwohner, wovon $^2/_3$ englischer Abkunft, nächst diesen sind die Deutschen ($^1/_5$) die zahlreichsten; am Hudson leben noch viele Holländer, die ersten Anbauer dieser Ufer. Man zählt etwa 50000

*) Unter dem Namen Yankee's versteht man auch häufig sämmtliche Bewohner der Union, unter Yankeethum die Eigenthümlichkeit derselben, besonders ihr Streben nach materiellen Besitzthümern.

farbige, aber freie Menschen, worunter etwa 5000 Indianer vom Stamme der Irokesen, welche alle Christen, ansässig, aber völlig unabhängig sind. Die Schulen sind zahlreich und gut. Im Verhältniß zur Bevölkerung hat New-York noch wenig Städte; nur 2 sind von Bedeutung: New- (nju) York, auf der vom Hudson unweit seiner Mündung gebildeten Insel Manhattan, die größte Stadt und der wichtigste Handelsplatz der Union und der neuen Welt überhaupt. Bei ihrer Gründung durch Holländer 1633 ward sie Neu-Amsterdam, später Neu-Stockholm, genannt. Sie ist im Ganzen nett gebaut und gut gepflastert und erleuchtet; die schönste Straße, der Broadway, durchschneidet, 70' breit, die Stadt in ihrer ganzen Länge von N. nach S.; das 1812 vollendete Stadthaus, **City Hall**, ist ein wahres Prachtgebäude von Sandstein und Marmor; ebenso prächtig sind der Packhof und die Börse. Ein Riesenwerk ist der an 50 engl. Meilen lange Croton-Aquäduct, welcher die Stadt mit Trinkwasser versieht und 1842 eröffnet worden ist. Sie hat über 100 Kirchen und drei Theater, einen öffentlichen Spaziergang, Hobocken genannt, ein großes Hospital, ein Armenhaus und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, eine Universität (**Columbia College**), ein theologisches Seminar, mehrere Akademien, eine medicinische Facultät und viele Schulen; auch ist sie der Sitz der amerikanischen Bibelgesellschaft. Die Zahl der Einwohner (1700: 4300, 1790: 33000, 1820: 124000, 1840: 313000, 1855: 624000) mit **Brooklyn** beträgt über 750000, wovon der fünfte Theil Deutsche und 12000 Farbige. Ihr Hafen, von mehreren Inseln gedeckt und durch elf Forts, welche in verschiedenen Entfernungen um sie herum und zum Theil auf Inseln liegen, geschützt, ist äußerst geräumig und trefflich; auf den Schiffswerften werden, wie zu Philadelphia und Boston, die Kriegsschiffe des Staats gebaut. Das Klima ist nicht ganz gesund, und das gelbe Fieber hat hier oft geherrscht. Sehenswerth ist noch das Metropolitan-Hotel, das größte Gasthaus der Welt mit einer Fronte von 520 Fuß, das „amerikanische Museum", zugleich Theater, Menagerie, Bildergallerie, naturhistorisches Cabinet, Rüstkammer, Alles in Einem, gestiftet von Barnum, dem Ideal aller Schwindler, dem „Napoleon des Humbug" u. s. w. *). — Der Stadt gegenüber, auf Long-Is-

---

*) Nirgends in der Welt werden solche „Virtuosen des Schwindels" angetroffen, wie in Amerika: nicht bloß, wie auch anderwärts, Börsen- und Actien-Schwindler, sondern auch solche, die „im Spiel, in Auctionen („Mock-Auctionen"), diesen „Gruben des Ameisenlöwen", in der medicinischen Prellkunst, selbst in kirchlichen und religiösen Dingen, als „theologische Strömer", in Angelegenheiten des „jenseitigen Ministeriums", neuerdings in den Wundersachen der Geisterklopfer und anderen irdischen und überirdischen Dingen machen. Darüber liefert Busch in seinen „Wanderungen" die ergötzlichsten Erzählungen aus dem Leben. Keiner aber hat in jenen Dingen den Erfinder der „Philosophie des Schwindels", den großen Barnum, übertroffen, der jetzt nach der genialen Erfindung des Seeweibchens, der Washingtons-Amme und anderer Münchhausiaden in seinem Landhaus-Paradiese die Welt auslacht.

land, wo sonst nur Landhäuser waren, liegen Brooklyn und **Jersey City**. Nördlich von New-York, am rechten Ufer des Hudson liegt, der kleine Ort West-Point mit der einzigen Militär-Akademie der Union zur Bildung von Officieren. — Die Hauptstadt des Staats ist Albany am Hudson, unweit der Mündung des Mohawk, eine sehr nett gebaute Stadt, Sitz der Staatsbehörden, welche sich im Capitol versammeln, und Mittelpunkt des Binnenhandels; sie zählt jetzt wohl 50000 Einw. Von hier geht der 1825 beendigte Canal nach dem Champlain-See und der 1816 angefangene große Canal nach dem Erie. — Weiter nördlich liegt Saratoga, mit 2600 Einw., wo 1777 der General Bourgoyne sich mit 6000 Mann den Amerikanern ergeben mußte. In der Nähe befinden sich die berühmtesten Mineralquellen von Nord-Amerika. Troy, am östlichen Ufer des Hudson, mit 29000 E., treibt beträchtlichen Handel. Südlich von Albany liegt an demselben Flusse die betriebsame Stadt Pougkeepsie, mit über 10000 E. Durch die Anlegung des großen Canals aus dem Hudson nach den Seen sind in neuerer Zeit reißend schnell aufgeblüht Utika, am Mohawk, mit 20000 E.; Buffalo, am Erie-See, mit 50000 E., wo 1835 eine neue Universität errichtet; und Oswego, am Ontario, mit 5500 E. In Auburn (ahbörn) an einem See, unweit des Seneca-Flusses, mit 6000 E., ist eine große **Penitentiary** gleich der von Charlestown bei Boston. Unweit Trenton bildet der Canada, der in den Mohawk fällt, herrliche Wasserfälle. Das Dorf Salina, am Seneca, besitzt große Salinen und 11000 Einwohner. Rochester, am Genesee und Erie-Canal, welches einen ansehnlichen Handel und Industrie treibt, ist eine schnell aufblühende Stadt; 1820 zählte sie erst 1500, 1853 schon 36000 Einwohner.

8. Der Staat New-Jersey (nju dscherſi), zwischen New-York, Pennsylvanien und Delaware, bildet eigentlich eine Art Halbinsel zwischen dem Delaware, der westlichen Grenze und dem Ocean. Der Flächenraum beträgt 392 □M., worauf gegen 490000 Menschen wohnen, darunter 23000 farbige Freie und nur noch 230 Sklaven. Das Klima wird hier schon bedeutend milder; der Sommer dauert von Anfang März bis Ende October, ist aber großem Temperaturwechsel, besonders im Herbst, unterworfen, so daß man wohl im Juni und Juli noch zuweilen Reif findet; die Küstengegenden sind ungesund. Ackerbau und Viehzucht sind Hauptbeschäftigung. Auch sind hier sehr reiche Eisen- und Kupfergruben; am Seehandel nimmt der Staat aber nur geringen Antheil. Die bedeutendste Stadt ist Newark, mit über 39000 E. und verschiedenen Fabriken. Die Hauptstadt Trenton, am Delaware, hat nur 10000 E. Der beste Hafen ist Perth Amboy, an der Rariton-Bai. Ferner sind Patterson, mit 21000, und New-Brunswick, mit 10000 E., von Bedeutung.

Practica est multiplex. Selbst Wissenschaft und Kunst sind Gegenstände der Speculation. Hier, wie nirgends, wird mit der Maxime mundus vult decipi Ernst gemacht.

9. Der Staat Pennsylvanien. Er hat seinen Namen von William Penn, welchem Carl II. 1681 diese Gegenden überließ und welcher von den Indianern Land kaufte, auf dem er eine Quäkercolonie ansiedelte; später hat der Staat seine Grenzen erweitert und stößt jetzt im N. an den Erie-See und New-York, im O. an New-Jersey, im S. an Delaware, Maryland und Virginien, im W. an Ohio. Der Flächenraum beträgt 2072 □M. Das Alleghany-Gebirge durchzieht das Land in vielen waldigen Zügen; diesseits ist der Boden meist sandig, jenseits etwas felsig. Hauptströme sind: der Delaware auf der Ostgrenze und der Susquehannah, welcher fast ganz diesem Staate angehört; auch gehören die Quellflüsse des Ohio, der Alleghany und der Monongahela, hierher. Zwei wichtige Canäle verbinden den Ohio bei Pittsburg mit dem Delaware bei Philadelphia, und den Potomak bei Washington mit dem Ohio bei Pittsburg. Das Klima ist milde, die Winter veränderlich, die Sommer oft sehr heiß und nicht ganz gesund. Nur die östlichen Gegenden sind ganz angebaut: man baut viel trefflichen Weizen, Obst und Zuckerahorn. Man findet viel Eisen und Steinkohlen, etwas Kupfer, Kohlen und mehrere Salzquellen. Der Gewerbfleiß ist sehr bedeutend, und der Handel steht nur dem von New-York und Massachusetts nach. Die Einwohner, über 2⅓ Mill., bestehen fast zur Hälfte aus Deutschen und Schweizern, ⅓ sind Engländer. Fabriken aller Art, Ackerbau und Viehzucht beschäftigen die meisten. Es giebt fast keine Sklaven mehr, wohl aber 53000 farbige Freie. Der wichtigste Ort des Staats, Philadelphia, von W. Penn gegründet, liegt am Zusammenfluß des Schuylkill mit dem Delaware; sie ist an Größe die zweite, an Regelmäßigkeit und Schönheit der Gebäude und Straßen die erste Stadt der Union. Sie hat außer dem weitläufigen Staatenhause und mehreren Regierungsgebäuden eine nach dem Muster des Theseus-Tempel in Athen erbaute Bank, 165 Kirchen und Capellen, eine Universität, mehrere gelehrte Gesellschaften, eine Sternwarte, eine Münze für die ganze Union, einen botanischen Garten, verschiedene höchst bedeutende Wohlthätigkeitsanstalten, worunter eine von einem Kaufmann Girard mit 3 Millionen ausgestattete öffentliche Schule, 4 Theater und mit den Vorstädten 1850 über 500000 E. (1790 erst 42000), worunter über 80000 Deutsche, welche verschiedene Gewerbe, Schifffahrt und Handel treiben. In keiner Stadt der Union herrscht soviel Liebe für die Wissenschaften; auch finden sich hier zahlreiche Buchhandlungen und vortreffliche Landkarten sind hier erschienen. Ganz besonders bedeutend ist hier die Bierbrauerei und das Mahlen des Getreides zur Ausfuhr. Die meisten Anstalten dieser Art werden durch Dampfmaschinen betrieben. Sehr merkwürdig sind die Wasserwerke am Schuylkill, ½ Stunde oberhalb der Stadt, wodurch diese reichlich mit Wasser versehen wird. Aus 4 großen Bassins wird das Wasser nach einem schönen, mit Marmor bekleideten Gebäude in der Stadt geleitet, von wo es durch eiserne Röhren in alle Theile der Stadt geführt wird. Vor der Stadt auf einem Hügel liegt die große, sehr fest gebaute Strafanstalt (Penitentiary), worin die Ver-

brecher, jeder in einer besondern Zelle, sich selbst überlassen, verschlossen werden; Arbeit erhält jeder nur als Belohnung für gute Aufführung: man hält dies System für viel zweckmäßiger zur Besserung der Gefangenen als das oben erwähnte der gemeinsamen Arbeit. Doch sind die Ansichten darüber in Amerika fast ebenso verschieden wie in Europa, wohin das pennsylvanische Zellengefängniß-System verpflanzt worden ist. Lang fortgesetzte einsame Haft wirkt nach zahlreichen Erfahrungen verwirrend auf den Geist. — Ebenfalls vor der Stadt, am Schuylkill liegt ein schönes Marinehospital. Der Delaware trägt in der Stadt noch Linienschiffe. Der Hafen im Flusse ist sehr geräumig und hat gute Schiffswerften. Das gelbe Fieber hat zuweilen hier große Verwüstungen angerichtet. — Die zweite Stadt des Staats ist Pittsburg, im W. der Alleghany-Gebirge, am Zusammenfluß des Alleghany und des Monongahela, zweier schiffbaren Quellströme des Ohio, wodurch die Stadt mit dem Mississippi, sowie durch Canäle mit Philadelphia und mit Washington in Verbindung steht. Sie hat nicht allein bedeutenden Handel, sondern ist auch die wichtigste Fabrikstadt der Union; man hat hier eine Kanonengießerei, Maschinenbau-Anstalten, **10** Glashütten, Mühlen aller Art u. s. w. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut und zählt mit ihren Vorstädten über **130000** Einw., wovon ⅓ Deutsche. — Der Hauptort ist die kleine Stadt Harrisburg, am Susquehannah, mit **10000** E. Noch sind wichtig Reading, am Schuylkill, mit **16000** E., und Lancaster mit **12000** E.

10. Der Staat Delaware (—wehr), ein schmaler Küstenstrich am rechten Ufer des Flusses und der Bai gleiches Namens, von New-Jersey, Pennsylvanien und Maryland umgeben, welcher **98** □M. umfaßt. Das Klima ist wegen vieler Sumpfgegenden eben nicht gesund. Der Ackerbau ist bei Weitem die wichtigste Beschäftigung der Einwohner, deren Zahl **91000** beträgt, worunter wohl noch **2300** Negersklaven und **18000** freie Farbige. Die Hauptstadt Dover liegt ungesund und hat kaum **6000** Einw., bedeutender ist Wilmington, unweit des Delaware, mit etwa **14000** Einw. und vielen Fabriken und Mühlen am Flusse Brandywine.

11. Der Staat Maryland besteht fast nur aus den beiden Ufern der Chesapeak-Bai; Delaware und der Ocean begrenzen ihn im O., Pennsylvanien im N., Virginien im SW., wo der Potomak die Grenze macht: die Bai im S. Diese, eigentlich die Mündung des Susquehannah, bildet in einer Länge von **39** M. einen Wasserspiegel von **125** □M. und mehrere gute Häfen. Das Ganze enthält **658** □M. Das Klima ist schon bedeutend milde, der Sommer in den Thälern erstickend heiß, doch friert zuweilen der Potomak; die Ostküste der Bai ist wegen Sümpfe ungesund. Neben dem Ackerbau wird hier schon auf Plantagen Taback und Baumwolle gezogen. Der Handel ist sehr bedeutend. Unter den **583000** Einw., wovon mehr als der vierte Theil aus Deutschen besteht, befinden sich noch etwa **90000** Negersklaven und **74000** freie Farbige. Die bedeutendste Stadt ist Baltimore, an der Patapsco-Bai, welche in die Chesapeak-Bai,

mündet und einen zwar großen, aber nicht sehr tiefen Hafen bildet; an Volksmenge ist sie jetzt die dritte, an Handelswichtigkeit die zweite Stadt der Union. Sie ist nicht sehr regelmäßig, aber gut gebaut; die höher liegenden Theile der Stadt sind gesund, nicht so die tiefer liegenden; auf einem Hügel ist Washington ein marmornes Denkmal, eine 160′ hohe Säule mit seiner Statue, errichtet; ein anderes den 1814 bei Vertheidigung der Stadt gefallenen Kriegern. Baltimore hat an 40 Kirchen, einen katholischen Erzbischof, den einzigen in der Union, eine Universität, einige gelehrte Schulen, 3 Theater und an 170000 Einw. (1790 erst 13000), von denen ⅓ Deutsche und viele Farbige sind. In der neuesten Zeit sind viele Fabriken entstanden und der Verkehr ist besonders als Küstenhandel von Bedeutung. — Annapolis, die eigentliche Hauptstadt, ist unbedeutend, ohne Handel und Gewerbe, und hat nur etwa 4000 Einw.

Wir kommen nun zu den fünf südlichen atlantischen Staaten.

12. Der Staat Virginien, die erste englische Besitzung in Nord-Amerika und der größte unter allen Staaten des Vereins (außer den neuesten Binnenstaaten Jowa und Wisconsin), wird von Pennsylvanien und Maryland im N., vom Ocean im O., von Nord-Carolina und Tenessee im S. und von Kentucky und Ohio im W. begrenzt und enthält 3014 □M. Die Küste ist äußerst zerrissen; der östliche Theil des Landes steigt gegen das Gebirge empor, der westliche ist von mehreren parallelen Gebirgsreihen durchzogen; im Ganzen gehört Virginien zu den fruchtbarsten Provinzen. Nur die Flußmündungen, wie die des Potomak, des Rappahannoc, des James u. a. bilden Häfen. Der Ohio macht einen Theil der Westgrenze. Das Klima ist sehr milde, aber auch sehr unbeständig; bleibender Schnee ist selten; an der Küste ist die Luft ungesund. Kaum $\frac{1}{10}$ des Landes ist angebaut, der Ackerbau unbedeutend, desto wichtiger der Bau von Taback, welcher jedoch jetzt abgenommen hat, Mais, Baumwolle und etwas Reis; man findet hier schon Mandeln, Feigen und Granatäpfel. Die Pferdezucht ist bedeutend. Der Bergbau geht bis jetzt nur auf Kupfer, Eisen und Blei, Steinkohlen und Quellsalz. Vor einigen Jahren hat man an dem östlichen Fuß der Alleghany-Gebirge sehr ausgedehnte Goldsandlager entdeckt, ähnlich denen am Ural. Gewerbfleiß und Handel sind nicht von Bedeutung. Virginien versieht, seitdem der Sklavenhandel mit Afrika verboten, hauptsächlich die südlichen Staaten der Union mit Sklaven. Die Bevölkerung beträgt 1,420000, worunter aber 470000 Sklaven und 54000 farbige Freie. Deutsche giebt es, vorzüglich in den Gebirgsgegenden, an 200000. Der Virginier ist gastfrei, aber träge und dem Trunke ergeben. Hier verschwindet schon die schöne Farbe der nördlichen Amerikaner, die Gesichtsfarbe ist bleich und bräunlich. — Virginien hat wenig bedeutende Städte. Richmond, am James, die Hauptstadt des Staats, hat 30000 E. und eine große Gewehrfabrik; ihr Handel ist bei ihrer vortheilhaften Lage stark im Aufblühen. Auf einem freien Platze vor dem sogenannten Capitol oder Regierungsge-

bäude (State-house) steht eine marmorne Statue Washingtons, welcher in diesem Staate, auf dem Landsitze Bridge-Creek, geboren wurde und auf seinem Gute Mount (maunt) Vernon, am Potomak in eben dieser Provinz, 1799 starb. Die frühere Hauptstadt Williamsburg hat zwar eine gelehrte Schule, ist aber unbedeutend. Petersburg besitzt etwas über 16000 E. und aufblühende Manufacturen. Norfolk, an der Küste, hat schon jetzt 15000 Einw. und dürfte leicht die bedeutendste von allen werden. Hier ist eine Hauptstation der Marine der Vereinigten Staaten. An der Mündung des James liegt das starke Fort Monroe. Lynchburg, am James, ist einer der größten Tabacksmärkte im Lande. Nördlich davon liegt, am Fuße der blauen Berge, das Städtchen Charlotteville, wo die Universität Virginiens ihren Sitz hat. Im raschen Aufblühen befindet sich, umgeben von unerschöpflichen Kohlenlagern, die neu angelegte Fabrikstadt Wheeling (uihling) am Ohio, welche schon 16000 Einw. hat. Oberhalb Charleston befinden sich im Thale des großen Kanawha reiche Salzwerke. Unweit des kleinen Ortes Lexington, wo ein Arsenal, befindet sich zwischen den steilen Felsenufern eines Baches, des Cedar Creek, eine natürliche Felsenbrücke von etwa 150′ Höhe und 60′ Breite; die Dicke des mit Wald bewachsenen Felsenstücks, welches die beiden Ufer verbindet, beträgt etwa 50′; die Länge der Brücke, welche wirklich als solche dient, ist etwa 90′. Eine ähnliche, noch viel höhere (sie wölbt sich 339′ über einen Bach) liegt im südwestlichen Winkel dieser Provinz; beide sind im Kalkgebirge.

Zwischen Virginien und Maryland, am Potomak, liegt der Kreis Columbia, ein Quadrat von 2⅓ □M., welcher 1791 von den beiden angrenzenden Staaten der Union zur Anlegung einer gemeinsamen Bundesstadt überlassen wurde. Der nicht sonderlich fruchtbare Boden ist gartenmäßig angebaut. Die Regierung liegt in den Händen des Präsidenten der Union. Die Zahl der Einwohner beträgt 50000, worunter 3700 Sklaven und 10000 freie Farbige. Hier, unter den Augen des Congresses, ist ein Hauptsitz des Negerhandels nach dem Süden. — Die Bundesstadt Washington liegt am linken Ufer des Potomak und wird von der Tiber durchflossen. Bis jetzt besteht fast nur noch die Anlage zu einer Stadt, so daß sie wie eine Gruppe verschiedener Ortschaften aussieht; alle Straßen, von 90 bis 110′ Breite, durchschneiden sich rechtwinkelig und sind bis jetzt nur durch Buchstaben und Zahlen bezeichnet; die diagonal sie durchschneidenden, noch breiteren Avenüen sollen die Namen der 18 ältesten Staaten erhalten; da, wo die Straßen sich schneiden, sind Plätze, worauf Statuen und Denkmäler errichtet werden sollen. Washington ist der Sitz des Congresses, des Präsidenten, der höchsten Behörden, namentlich des höchsten Bundesgerichts, welches aus 7 Richtern besteht, und der fremden Gesandten. Hauptgebäude sind: das Capitol, seit 1814, wo es die Engländer zerstörten, zwar wieder hergestellt, aber 1851 wieder zum Theil abgebrannt; es steht in der Mitte der Stadt auf einem 78′ hohen Hügel und hat 362′ Front; es ist mit einer Kuppel und einer von korinthischen Säulen getragenen Colonnade

verziert; hierin finden sich die Sitzungssäle des Senats und der Repräsentanten, die Congreßbibliothek, die Trophäen des Befreiungskrieges u. s. w.; was das Grab des Propheten für die gläubigen Muhamedaner ist, ist das Capitol mit der „bewaffneten Freiheit" auf der Kuppel, für die Nord-Amerikaner &c.; das „weiße Haus", die Wohnung des Präsidenten, vier Ministerialwohnungen, das General-Postamt, 20 Kirchen, eine Sternwarte, ein Theater, ein Gefängniß, ein Zeughaus und ein Marinehospital. Zu einer gelehrten Anstalt, dem **Columbia College,** ist ebenfalls ein schönes Gebäude errichtet. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 40000, und es scheint nicht, als ob die Stadt schnell aufblühen werde. Der Aufenthalt der fremden Gesandten macht das gesellige Leben hier heiterer und angenehmer, als in den meisten anderen Städten der Union. Bedeutender für den Handel sind Georgetown im W. dicht an Washington, durch den Rock Creek davon getrennt, mit einem Fort und 8000 Einw., und Alexandria, auf dem rechten Ufer des Potomak, über welchen eine 1 englische Meile lange Brücke führt, mit 9000 Einw. Der Chesapeak- und Ohio-Canal verbindet die Hauptstadt mit dem Westen, Eisenbahnen mit dem Norden und Süden.

13. Der Staat Nord-Carolina (**North Car.**) wird im N. von Virginien, im O. vom Ocean, im S. von Süd-Carolina, im W. von Tenessee begrenzt und enthält 2063 □M. Der Küstenstrich ist flach, sandig, voller Sümpfe und höchst ungesund; hier liegen zwischen dem Pamtico- und dem Albemarle-Sunde der große Alligator-Swamp (Sumpf) und weiter nördlich bis in Virginien hinein reicht der Dismal (entsetzliche) Swamp, theils mit Bäumen, wie Cedern, Cypressen &c., theils mit Rohr und Gras bedeckt, in welchen trotz der höchst gefährlichen Luft doch schon viele Plantagen, die vorzüglich Reis bauen, angelegt worden sind. Die Küste selbst hat keinen Hafen, weil in der ganzen Ausdehnung des Staats eine Reihe sandiger Inseln oder Nehrungen, mit ziemlich seichten Einfahrten zwischen ihnen, sich zwischen dem Ocean und der Küste hinziehen und die Annäherung höchst gefährlich machen. Weiter westlich erhebt sich der Boden und wird fruchtbarer, der W. ist mit schön bewaldeten Bergen bedeckt. Das Klima ist südlich; die Sommer sehr heiß. Schnee ist selten, doch ist die Kälte zuweilen empfindlich. Im W. herrscht der Ackerbau, im O. der Plantagenbau, dessen Hauptproduct der Reis ist; im W. wird Weizen und Mais gebaut, Taback und Baumwolle überall. Die Südfrüchte gedeihen zwar, aber nicht der Weinstock im Großen. Im W. ist die Viehzucht bedeutend; die Moskiten sind überall höchst lästig, ebenso die Schlangen, zuweilen auch die Heuschrecken. Der Bergbau wurde bisher fast nur auf Eisen und Kupfer betrieben; seit einigen Jahren aber hat man in den blauen Bergen auf beiden Seiten zum Theil sehr ergiebige Goldbergwerke angelegt; auch Wasserblei ist in Menge gefunden worden. Die Zahl der Einwohner beträgt über 860000, worunter an 288000 Sklaven und 27000 freie Farbige; die Pflanzer wohnen meist isolirt. Der Staat hat keine einzige große Stadt, wenig Handel und wenig Schu-

len. Der Hauptort **Raleigh** (—li) ist noch im Werden; er ist ganz regelmäßig angelegt, mit schönen breiten Straßen und Plätzen, hat aber nur erst 3000 Einw. und doch ein Theater. Bedeutender ist **Neu-Bern**, an der Mündung der **Neuse**, mit 5000 Einw. und einigem Handel. Der beste Hafen ist **Wilmington**, nördlich vom Cape Fear an dem ebenso genannten Flusse, mit 11000 E.

14. Der Staat **Süd-Carolina** (South Car.) wird im N. von Nord-Carolina, im SO. vom Ocean, im W. von Georgia begrenzt und enthält über 1328 □M. Die Beschaffenheit des Bodens, des Anbaues und der Producte ist ganz wie im vorigen Staate; Reis und Baumwolle sind die hier bei Weitem überwiegenden Erzeugnisse, nur sind die Küstengegenden noch ungesunder und heißer. Das Gebirge macht den besten und fruchtbarsten Theil aus; auch hier ist in der neuesten Zeit viel Gold gefunden worden. Die Bevölkerung besteht aus 668000 Menschen, worunter aber 384000 Sklaven und über 8000 farbige Freie und 450 Indianer. Der Süd-Caroliner ist frei von Krämergeist, gastfrei, großmüthig, aber auch träge und sinnlich; besonders liebt er den Trunk und das Spiel. Die Schulen sind unbedeutend. Die Hauptstadt ist **Columbia**, in einer gesunden Gegend, hat aber nur 6000 Einw. Weit bedeutender ist der Hafenort **Charleston**, mit über 43000 Einw., wovon die Hälfte Sklaven; obgleich der Hafen schlecht und schwer zugänglich, so ist der Handel doch bedeutend. Es giebt hier mehrere reiche Waisenhäuser und Hospitäler, sowie auch ziemlich gute Schulen. Da der Ort, von der Seeluft gekühlt, für gesunder gilt, als die übrige Küstengegend, so kommen in der ungesunden Jahreszeit viele Familien aus dem Innern hierher, um den verderblichen Fiebern zu entgehen. Die Stadt liegt aber so niedrig, daß sie schon oft durch ungewöhnlich starke Springfluthen bedeutenden Schaden erlitten hat. **Hamburg**, eine aufblühende Stadt am Savannah, ist mit Charleston durch eine Eisenbahn verbunden.

15. Der Staat **Georgia**, zwischen beiden Carolina, Tenessee, Alabama, Florida und dem Ocean, erhielt 1733 die ersten Anbauer und ward 1763 zu einem Staate erhoben. Er enthält über 2920 □M. Die Küstengegend ist auch hier niedrig, sandig, sumpfig und sehr ungesund; die höher liegenden Gegenden sind fruchtbarer, die nördlichen Theile etwas gebirgig. Das Klima ist heiß und die Winter sehr angenehm. Es findet hier fast nur Plantagenbau statt, welcher sich vorzüglich mit Baumwolle, Reis, Indigo, Taback, Mais, Cochenille und süßen Bataten beschäftigt; Thee hat man versuchsweise mit Glück gepflanzt. Auch hier wird seit einigen Jahren viel Gold gefunden. Das Land hat fast gar keine Betriebsamkeit; selbst Wege und Brücken sind schlecht. Die Bevölkerung besteht aus 906000 Menschen, worunter bis 1832 an 15000 Indianer, **Tschirokis** oder Cherokees, waren, die ein eigenes Gebiet bewohnten, das Christenthum angenommen hatten, Ackerbau trieben, Schulen hatten und unter ihrer eigenen Verfassung lebten; da aber unglücklicher Weise die Golddistricte zu ihrem Gebiete gehörten, wurden sie mit großer Härte gezwungen,

sich jenseit des Mississippi anzusiedeln. Außerdem giebt es hier 380000 Sklaven, welche härter als in den anderen Staaten behandelt werden, und etwa 2900 freie Farbige. Die Georgier sehen sehr bleich und elend aus; das gelbe Fieber ist an der Küste zu Hause, wo daher auch kein Pflanzer wohnt; sie sind gastfrei, aber träge. Die Hauptstadt Milledgeville, am Oconee-Flusse, mit etwa 3000 Einw., ist ein immer mehr verfallender Ort. Wichtiger sind Savannah, am Flusse gleiches Namens, der Mittelpunkt des Handels der Provinz, mit über 28000 Einw., und Augusta, am Savannah, mit 8000 Einw.

16. Der Staat Florida (span. **florida**, engl. florĭdă). Eine große Halbinsel, nördlich von Alabama und Georgia begrenzt, übrigens vom Meere umflossen, und zwar im W. vom mexicanischen Meerbusen, im S. und O. von der Straße von Florida und dem atlantischen Meere. Die ersten Besitzer waren die Spanier, welche, nachdem Cabot die Halbinsel schon 1497 entdeckt, sie 1512 in Besitz nahmen, aber erst 1564 die erste Niederlassung in S. Augustine gründeten. 1763 mußten sie Florida den Engländern abtreten, erhielten es aber 1783 zurück und überließen es 1821 der Union. 1845 trat es in die Reihe der Staaten. Der Flächeninhalt beträgt über 2533 □M. Die Halbinsel ist im Ganzen flach und sandig, in der Mitte erheben sich unbedeutende Hügel; die Küsten sind sumpfig und die Ostküste wegen vieler Sandbänke und Untiefen gefährlich. Der einzige bedeutende Fluß der Halbinsel ist der St. John, welcher, der einzige dieser Art in diesen Gegenden, nach N. fließt; der Apalachicola mündet im W. der Halbinsel. Das Klima ist sehr heiß und die Luft ungesund. Nur wenige Punkte des Landes sind angebaut, das Uebrige noch völlig wüst, obgleich der Boden nicht undankbar. Fast nur Baumwolle wird ausgeführt. Die Bevölkerung beträgt aber erst 87000 Menschen, worunter 39000 Sklaven; die Indianer vom Stamme der Seminolen waren bis vor wenigen Jahren in einem blutigen Kriege mit den Weißen begriffen, welcher seine Verwüstungen auch über einen Theil von Georgien und Alabama ausdehnte und mit der Ausrottung oder Vertreibung der unglücklichen Ureinwohner geendigt hat. Die meisten Europäer leben in West-Florida, d. h. in dem Theile, welcher südlich von Alabama liegt. Auf der Halbinsel selbst, oder in Ost-Florida, liegt S. Augustine, an der Ostküste. Sie ist die älteste, schon 1564 von den Spaniern angelegte Stadt in Nord-Amerika, etwas befestigt und hat nur 3000 Einw., aber einen schlechten Hafen. In West-Florida liegt: Pensacola, eine sehr häßliche Stadt, an der geräumigen gleichnamigen Bai, mit einem schönen Hafen; sie hat zwar erst etwa 3000 Einw., ist aber im Aufblühen. Die eigentliche Hauptstadt Tallahassee, erst 1824 in einer fruchtbaren Gegend nördlich von der Apalachen-Bai angelegt, hat nur 1600 Einw.

β) Staaten an der Südküste.

17. Der Staat Alabāma, einer der jüngsten der Union, der

er erst 1819 beitreten konnte. Er wird von Florida, Georgien, Teneffee, Mississippi und dem mexicanischen Meerbusen begrenzt; letztern berührt er nur auf einer kurzen Strecke, wo aber der Alabama, der Hauptfluß des Landes, welcher sich mit dem Tombekbee vereinigt, die schöne Mobile-Bai bildet, und enthält 2391 □M. Auch hier ist die Küste niedrig, großentheils mit Rohr bedeckt, doch weniger ungesund als in Georgien; die höheren Gegenden sind sehr fruchtbar, äußerst milde und gesund. Baumwolle, Reis und Mais sind die Haupterzeugnisse; auch gute Steinkohlen, Eisen und im NO. Gold sind aufgefunden worden. Alles ist hier noch im Entstehen; die Bevölkerung nimmt aber reißend zu. Noch 1810 lebten hier nur 10000 Weiße, 1850 zählte man schon etwa 771000 Einw.; 19000 Indianer, die ein eigenes Gebiet bewohnten, sind seit 1832 für ihre Besitzungen entschädigt und jenseit des Mississippi angesiedelt worden; 342000 sind Sklaven, welche sich hier schneller als die Weißen vermehren, und nur etwa 2200 freie Farbige. Der Hauptort ist Montgomery mit 4000 Einw., Mobile, an der Bai gleiches Namens, mit etwa 20000 Einw., wo die Baumwollenausfuhr außerordentlich stark ist; der Sitz der Regierung aber ist seit 1827 Tuscaloosa, im Innern, mit 2000 Einw., wo 1828 eine Universität gegründet worden.

18. Der Staat Mississippi, zwischen Alabama, Teneffee, Arkansas, Louisiana und dem Meerbusen von Mexico, konnte erst 1817 der Union beitreten. Sein Flächeninhalt beträgt 2220 □M. Seine Beschaffenheit gleicht der des vorigen, nur sind die Gegenden am Mississippi, welcher die westliche Grenze bildet, wegen der Ueberschwemmungen die ungesundesten, die an der Grenze von Teneffee die gesundesten. Es findet auch hier nur Plantagenbau statt, und in den nördlicheren Gegenden Viehzucht. Man hat glückliche Versuche mit dem Anbau des Zuckers und Kaffees gemacht. Es leben hier etwa 606000 Menschen, worunter 309000 Sklaven und 900 freie Farbige; die Indianer, etwa 12—15000, hatten ihr eigenes Gebiet im Umfange des Staats, sind aber, wie ihre Brüder in Alabama, zur Auswanderung auf das jenseitige Ufer des Stromes veranlaßt worden. Der wichtigste Ort ist Natchez, am Mississippi, welcher hier ⅕ M. breit und 100′ tief ist; er zählt an 8000 Einw., die blos vom Handel leben. Die eigentliche Hauptstadt, Jackson, im Innern gelegen, hat erst wenig über 2500 E.

19. Der Staat Louisiana, jetzt 2298 □M. groß, von Texas im W., wo der Sabine die Grenze macht, von Arkansas im N., Mississippi im O. und dem Meerbusen im S. begrenzt, hatte ehemals eine viel größere Ausdehnung. Die Franzosen waren die ersten Besitzer von 1682 bis 1762, wo es an Spanien kam, dann wieder 1800 an Frankreich, welches es 1803 der Union verkaufte. 1812 konnte es in die Union treten. Es besteht fast nur aus einer ungeheuren, fruchtbaren, aber äußerst sumpfigen Ebene, welche der Mississippi, der sein Deltaland in vielen Armen, hier Bayous genannt, durchströmt, jährlich überschwemmt; die Luft ist daher bei der großen Hitze des Landes meist sehr ungesund. Mais, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle,

Indigo, Taback sind die Hauptgegenstände des Anbaues, welcher blos durch Sklaven betrieben wird. Gewerbfleiß fehlt beinahe gänzlich; alle Cultur ist auf die Ufer der Flüsse beschränkt, das Uebrige ist noch wüst. Man zählt über 517000 Einw., worunter an 244000 Sklaven und 17500 freie Farbige; die Indianer betragen etwa 1000 Menschen. Die alte Hauptmasse der Bewohner sind Franzosen, daher die Mehrzahl katholisch und die herrschende Sprache in der Hauptstadt das Französische ist; neuerdings sind aber aus allen Provinzen viele eingewandert. Der Zustand der Kirchen und Schulen ist außer in der Hauptstadt sehr traurig. Die Hauptstadt New-Orleans, unter 30° Br., liegt etwa 22 M. vom Meere, am östlichen Ufer des Mississippi. Sie ist schon jetzt eine der bedeutendsten Handelsstädte der Union und möchte leicht in der Folge alle übrigen übertreffen, denn ihre Lage macht sie zum Mittelpunkt des Handels des ganzen unermeßlichen Binnenlandes. Sie liegt niedrig, von Sümpfen umgeben und daher in der warmen Jahreszeit sehr ungesund; dennoch nimmt die Volksmenge reißend zu; 1810 betrug sie erst 17000, 1855 schon an 120000. Sie ist ziemlich gut gebaut, hat breite, aber nicht durchaus gepflasterte Straßen, im ältern Theile noch hölzerne Häuser, 2 Theater, 4 Banken, ist aber schmutzig und besitzt kein gutes Trinkwasser. Fast nur bei den protestantischen Kirchen finden sich Schulen. Luxus und Sittenverderbniß sind hier größer, als in irgend einer andern Stadt der Union. Der benachbarte See Pontchartrain, kaum 1 M. von der Stadt entfernt, hat einen künstlichen Landungsplatz für Dampfschiffe und Küstenfahrzeuge, welcher durch eine Eisenbahn und 2 Canäle mit der Stadt in Verbindung steht. — Von New-Orleans abwärts reicht der Anbau, besonders von Zuckerrohr, nur etwa 10 M. weit, von da bis zur Mündung ist Alles eine undurchdringliche, mit Schilf, Rohr und sumpfigen Wäldern bedeckte Wüste. Balize, welches den Fluß beherrscht, liegt mitten in den verderblichsten Sümpfen und wird von einigen Lootsen bewohnt. Unter den übrigen Ortschaften ist nur noch Natchitoches, mit 1000 E., am Red-River, bemerkenswerth.

20. Der Staat Texas *), der südwestlichste der Union, grenzt im O. an Louisiana, im N. an den Ozark-District, im W. an Neu-Mexico, wovon es der Rio Grande del Norte trennt, und im S. an den Busen von Mexico. Bis 1835 war er ein Glied des mexicanischen Staatenbundes; dann erklärten sich die Bewohner unabhängig und widerstanden mit Erfolg den wiederholten Angriffen Mexicos, so daß die Selbstständigkeit des jungen Staates bald von mehreren Mächten anerkannt wurde, während ein Strom von Einwanderern, theils Anglo-Amerikanern, theils Europäern, sich dahin zog und große Strecken colonisirte. Im Jahre 1845 ward die neue Republik, ungeachtet des Widerspruchs von Englands Seite, in die Union aufgenommen, welche

*) Die nordamerikanischen und die deutschen Bewohner sprechen, der Schreibart gemäß, Texas, die Mexicaner schreiben Tejas und sprechen Techas.

dadurch noch in einen für Mexico unglücklichen Krieg verwickelt wurde, indem dies seine Ansprüche auf die Wiederunterwerfung nicht aufgegeben hatte. Für die Union hat das Land wegen seiner Fruchtbarkeit einen hohen Werth. Die Oberfläche wird auf 10500 □M. geschätzt. Das Land zerfällt in drei Striche. An der Küste zieht sich eine schmale angeschwemmte Niederung mit Haffen, Lagunen, vorliegenden Sandbänken und Inseln hin; gute Häfen fehlen derselben. Dann folgt nach dem Innern ein sanftwelliges oder hügeliges, ausgedehntes Flachland, welches meist aus sehr fruchtbaren Prairien besteht, wo früher große Heerden von Bisons und wilden Pferden weideten, und fast nur in den Thälern der Flüsse Bäume oder auf den weiten Grasflächen inselartig zerstreute Flecken Waldes trägt. Im W. und NW. geht das Land in ein Hochland über, auf welchem sich die östlichsten Ketten der Cordilleren erheben. Unter den zahlreichen Flüssen sind der Rio Grande oder Bravo del Norte auf der Westgrenze, der Rio Colorado, der Rio de los Brazos Dios, der Rio de la Trinidad, der Sabine auf der Ost- und der Red-River (rothe Fluß) auf der Nordgrenze die ansehnlichsten. Das Klima ist mild und angenehm; aber im Winter herrschen kalte Nordwinde, welche zuweilen Schnee bringen, und in der heißen und feuchten Niederung ist die Luft ungesund. Man baut vorzüglich Mais, Baumwolle, welche den Hauptausfuhrartikel bildet, Taback, Reis, im Tieflande Zuckerrohr ꝛc. Eisen, Salz und Steinkohlen sind im Ueberfluß vorhanden. Die Bevölkerung nimmt durch die starke Einwanderung, besonders von Engländern und Deutschen, mit jedem Jahre bedeutend zu. Man schätzt sie jetzt auf 350000, meist Nordamerikaner, worunter sich etwa 60000 Farbige (Texas ist ein Sklavenstaat), 40000 Deutsche befinden, und im Innern 30000 unabhängige Indianer, die in mehrere Stämme zerfallen, unter denen die kriegerischen Comanches (sprich Comantsches) den Colonisten oft gefährlich werden; diese leben herumschweifend in Zelten oder auch in Dörfern im NW., treiben Jagd und Pferdezucht und machen ihre Streifzüge zu Pferde. Der mehrjährige Krieg mit ihnen ist 1856 durch einen Friedensschluß beendigt worden. Die Einwohner leben meist vereinzelt in Ansiedelungen und die meisten Orte haben noch kein städtisches Ansehen. Das Meiste ist hier noch im Werden; für kirchliche Einrichtungen und für den Unterricht ist in den letzten Jahren Manches geschehen. Es blühet daselbst eine evangelisch-lutherische Kirche mit Synodaleinrichtung, und Baseler Missionare verbreiten das Christenthum unter den Indianern; die größeren Orte haben Schulen, und die Errichtung verschiedenartiger Fabriken hat guten Erfolg gehabt. Landwirthschaftliche Cultur, welche mit Sklavenarbeit innig verbunden, ist die Hauptbeschäftigung. Im Innern, an der Sierra de Texas, hat ein Verein zu Mainz eine Ansiedlung Deutscher unternommen, die aber wenig Erfolg gehabt hat *). Nach allen bis jetzt gemachten Erfahrungen

*) Nach Dr. F. Römer's Angaben („Texas, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung“, Bonn 1849, S. 29) starben von den 4000 Aus-

muß man sagen, daß jeder Deutsche, der nach Texas auswandert, ein Wagniß für Gesundheit und Leben unternimmt. — Die wichtigsten, aber kleinen Städte sind: Houston, am Buffalo-Fluß, der in die Galveston-Bai mündet, mit 4000 Einw. Jetzt ist der Sitz der Regierung zu Washington, am Brazos, mit 1200 Einw. Galveston, im östlichen Theile der gleichnamigen Insel, der Haupthafen des Landes, mit 7000 Einw., welcher ohne Zweifel als erster Handelsplatz schnell aufblühen wird. Austin, die politische Hauptstadt, am Colorado, mit 3000 Einw. Unweit der Mündung des Rio Grande liegt Brownsville, eine aufblühende Handelsstadt. Neu-Braunfels, die deutsche Ansiedelung, am Flüßchen Comal, mit 2—3000 Einw. Nordwestlich davon Friedrichsburg, mit einigen Hundert Einw., und weiter nördlich die Landstrecke, die der Mainzer Texasverein ankaufte, ausgesetzt den Anfällen der wilden Comanches.

γ) Binnen-Staaten sind folgende:

21. Der Staat Arkansas wird im N. von Missouri, im O. von Tenessee und Mississippi, im S. von Louisiana, im W. von Texas und vom Ozark- und Osage-District begrenzt und enthält 2527 □M. Der Mississippi bildet die Ostgrenze; der Arkansas, der White und der S. Francis, die sich rechts in den Mississippi ergießen, durchströmen den Staat. Das Ozark-Gebirge durchzieht die nordwestlichen Gegenden und im W. ist das Land hügelig; nach dem Mississippi zu finden sich ungeheure Sümpfe, und auch die Ufer des Arkansas sind höchst ungesund. Das Klima ist sehr milde, aber großen Abwechselungen unterworfen. Merkwürdig ist der große Reichthum an Quell- und Steinsalz; ganze meilengroße Ebenen am Arkansas bedecken sich in der trockenen Jahreszeit mit einer mehrere Zoll starken Salzrinde. Bis jetzt sind nur noch sehr wenige Punkte angebaut und die Bevölkerung lebt in zerstreuten Ansiedelungen. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt über 209000, wovon 1/3 Deutsche und über 47000 Sklaven, und das erst 1819 errichtete Gebiet ist schon 1836 in die Reihe der Staaten aufgenommen worden; Indianer sind noch an 14000 vorhanden. Die ersten Ansiedler waren Franzosen. Noch sind erst die Anfänge von Städten vorhanden; der Hauptort Arkopolis oder Little Rock, am Arkansas, hat 4500 E.

22. Der Staat Tenessee (—ssi), im N. von Kentucky und

---

wanderern, welche seit dem Herbste 1845 unter dem Schutze des Mainzer Vereins nach Texas gekommen waren, in wenigen Sommermonaten des Jahres 1846 mehr als 1000, und er versichert, daß höchstens 1200 auf den Ländereien des Vereins angesiedelt sind.

Was derselbe Verfasser von den Ursachen des „Fehlschlagens" der Unternehmung angiebt (S. 31), ist, wie er selbst sagt, „kaum zu glauben und doch wahr": „Der Mainzer Verein hat Tausende von Menschen über das Weltmeer befördert, um sie in einem Landstrich anzusiedeln, den keines der Mitglieder des Vereins, keiner seiner Agenten jemals gesehen hatte, ja dem selbst nicht einmal diejenigen Personen, von welchen ihn der Verein gekauft hatte, jemals bis auf mehrere Tagereisen weit nahe gekommen waren." (!)

Virginien, im O. von Nord-Carolina, im S. von Georgia, Alabama und Mississippi, im W. von Arkansas und Missouri oder dem Mississippi begrenzt, umfaßt an 2023 □M. und ist 1796 der Union beigetreten. Die ersten festen Ansiedlungen gelangen erst 1774. Er hat seinen Namen von dem Hauptflusse, welcher wie der Cumberland dem Ohio zufließt; zwischen jenen beiden Flüssen zieht sich das Cumberland-Gebirge, der westlichste Theil des Alleghany-Systems. Das Ganze ist hügelig, im Osten etwas gebirgig, stark bewaldet und genießt eines äußerst milden, viel beständigern Klimas, als die Küstenstaaten. Unsere Getreidearten, sowie Reis, Taback, Baumwolle und Indigo, werden gebaut; auch gewinnt man Eisen, Blei, Steinkohlen und Salpeter. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt über 1,000000, worunter gegen 300000 Deutsche, etwa 240000 Sklaven und vor 1832 5000 Indianer (Cherokesen), welche ein eigenes Gebiet bewohnten. Die bedeutendsten Oerter sind: Nashville, am Cumberland, die Hauptstadt, mit 17000 Einw., einer Universität und einigen Fabriken; sie ist der Mittelpunkt des Handels in dieser Provinz. Memphis am Mississippi hat 12000 Einw. Im raschen Aufblühen ist Knoxville ('nox—), am Holston, welches schon über 5000 Einw. zählt und bedeutenden Handel hat.

23. Der Staat Missouri ist erst 1820 in die Union getreten; er führt den Namen seines Hauptstromes und wird im W. vom Osage-District, im N. von Jowa, im O. von Illinois, Kentucky und Tenessee, im S. von Arkansas begrenzt; er umfaßt 3227 □M. Durch den südlichen Theil zieht sich das Ozark-Gebirge; der nördliche ist flach und hügelig; die Niederungen an den Flüssen sind höchst fruchtbar, die Höhen im nördlichen Theile des Staats schöne, von Wäldern anmuthig unterbrochene Prairien mit sehr gutem Boden. Der Winter ist hier nur selten strenge, so daß der Mississippi zufriert, die Sommer aber sehr heiß. Fast nur die Ufer des Missouri und Mississippi sind bis jetzt angebaut. Im Gebirge wird viel Blei und Eisen gewonnen; auch besitzt der Staat reiche Kohlenlager und Steinsalz. Die Bevölkerung beträgt an 682000, worunter 87000 Sklaven und 2600 freie Farbige; die ersten Anbauer waren Franzosen. Seit 1812 haben sich viele Amerikaner und noch mehr Deutsche, welche fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, hier angesiedelt, und es sind mehrere freundliche Städte wie Franklin und Columbia am Missouri entstanden. Die ältere Stadt St. Louis, am Mississippi, unterhalb der Mündung des Missouri, ist als Mittelpunkt des Binnenverkehrs mit Mexico und durch den Handel, besonders mit Pelzwerk, im raschen Aufblühen und hat an 80000 Einwohner, zur Hälfte Deutsche. Die Gegend, obwohl höchst fruchtbar, ist ungesund und daher noch wenig angebaut. Die eigentliche Hauptstadt Jefferson, am rechten Ufer des Missouri, ist unbedeutend, 4000 E. Washington und Hermann sind ganz und gar deutsche Städte. Portland hat ein sehr gesundes Klima. — Während New-Orleans die Hauptstadt des Südens bildet, ist St. Louis die Königin des Westens und vielleicht bestimmt, dereinst die Metropole der ganzen neuen Welt zu

werden. Denn hier kreuzen sich die beiden von Osten nach Westen und von Süden nach Norden laufenden Hauptwege Nord-Amerikas. Ihr Wachsthum übertrifft auch (San Francisco etwa ausgenommen) die übrigen Städte. Im Jahre 1830 hatte sie 5850 Einw., 1850 schon nahe an 80000, also binnen 20 Jahren eine Vermehrung von mehr als 1300 Procent. Wüchse die Stadt in demselben Maße fort, so würde sie nach abermals 20 Jahren, im Jahre 1870, über 1 Million haben.

24. Der Staat Kentucky, zwischen Tenessee im S., Missouri und Illinois im W., Indiana und Ohio im N. und Virginien im O., hat seinen Namen von dem nicht sehr beträchtlichen Flusse, welcher links in den Ohio, der die Nordgrenze bildet, fällt; außer dem Tenessee und Cumberland, welche den Staat nur auf einer kurzen Strecke im untern Laufe berühren, fließen dem Ohio auf dem linken Ufer zu: der Green, der Licking und endlich der Big Sandy, welcher einen Theil der Grenze gegen Virginien macht. Kentucky umfaßt an 1900 □M. und ist 1792 der Union beigetreten. Der östliche Theil ist gebirgig und schön bewaldet; hier finden sich zwei merkwürdige Höhlen, aus denen Salpeter gezogen wird; der westliche ist nur wellenförmig, aber äußerst fruchtbar. Von jenen Höhlen ist die „Mammuth-Höhle" die größte auf der Erde. Man hat sie bis jetzt 18 engl. Meilen weit erforscht, ohne ein Ende zu finden, und man zählt in ihr bereits über 200 Verzweigungen, 50 Dome, 25 bodenlose Tiefen, 8 Wasserfälle und unzählige Ströme. Ihre Atmosphäre hält man für Lungenkranke für sehr gesund. Man hat in ihr Menschen-Mumien aus einer Zeit, die Niemand bestimmen kann, gefunden. Das Klima ist überhaupt höchst gesund und gemäßigt, denn der Winter hält höchstens 2—3 Monate an. Der Ackerbau ist sehr bedeutend; außer Getreide wird noch viel Hanf und Taback gebaut; auch mit dem Weine haben Schweizer glückliche Versuche gemacht; aber es fehlt dem Lande an leichtem Absatz seiner Producte. Die Zahl der Einwohner betrug 1820 schon 564000, jetzt über 982000, worunter etwa 10000 freie Farbige und über 210000 Sklaven. Die Städte sind alle noch im Werden. Die Hauptstadt Frankfort, am Kentucky, ist nett angelegt, hat ein Theater, ein Zuchthaus, mehrere Fabriken und Handel, zählt jedoch nur 2000 Einw. Bedeutender noch sind: Lexington, früher die Hauptstadt und eine der ältesten Städte der Union, mit 10000 E., in einer reizenden Gegend; und Louisville, oberhalb der Fälle des Ohio, mit über 45000 Einw., welche große Branntweinbrennereien, Seifensiedereien und bedeutenden Handel haben.

25. Der Staat Illinois (—neus), in der Gabel zwischen dem Mississippi, dem Ohio und dem Wabasch, vom Illinois und dem Kaskaskia durchströmt und zwischen Missouri, Iowa, Wisconsin, dem Michigan-See, Indiana und Kentucky gelegen, enthält 2637 □M. und ist seit 1818 in die Union getreten. Illinois gehört schon ganz zu dem Prairienlande und ist fast durchaus eben, hat trefflichen Boden, aber weniger Waldung. Das Klima ist im N. schon sehr streng, im S. sind die Sommer noch drückend heiß. Bis jetzt sind nur die Ge-

genden an den Flüssen angebaut, das Uebrige besteht aus Wald und Wiesen. Nur im S. gedeiht noch Baumwolle, überall aber Taback, Mais und Hanf; große Heerden von Rindern, Pferden, Schweinen und Schafen bedecken die Prairien; auch findet sich noch viel Wild. In neuester Zeit hat man im nördlichsten Theile des Staates unerschöpflich scheinende Bleigruben entdeckt; es ist dort eine Stadt Galena angelegt, in deren Gebiet schon an 10000 Menschen wohnen sollen; auch Steinkohlen finden sich in Menge und Salzquellen sind häufig. Die Volksmenge beträgt schon mehr als 85000 Einwohner, worunter über 1/3 Deutsche, 4000 freie Farbige und 8500 Indianer; 1800 gab es erst 600 Anbauer; seit 1824 hat sich besonders eine große Anzahl Deutscher hier angesiedelt; unter ihnen der aus der Geschichte Badens vom Jahre 1849 bekannte Friedrich Hecker, dem die Verleumdung nachgesagt hat, daß er Sklaven halte. Es giebt hier nur noch wenige Sklaven (330). Die alte Hauptstadt Vandalia, an der großen National-Straße, erst 1813 gegründet, hat nur 1600 E., meist Württemberger. Springfield, mit 5000 E., ist jetzt der Sitz der Regierung. Der bedeutendste Ort ist Chicago, am Michigan-See, mit 30000 E.

26. Der Staat Indiana, zwischen Michigan, Ohio, Kentucky und Illinois, ist seit 1816 der Union beigetreten und zählt etwa 1712 □M. Hauptflüsse sind der Wabasch auf der westlichen, der Ohio auf der südlichen Grenze, und im Innern der White-Fluß. Das Land ist fast nur eine niedrige Hochebene, mit geringen Hügeln, aber übermäßig feucht; das Klima ist milde, in den Niederungen nicht ganz gesund; der Boden eignet sich vortrefflich zum Ackerbau und zur Viehzucht. Im südöstlichen Winkel des Landes, am Ohio, haben sich Schweizer vom Genfer See angesiedelt, daher die Gegend Schwizerland heißt, einen Ort Vevay, jetzt mit 2000 Einw., angelegt und treiben vorzüglich Weinbau, der indeß nur ein sehr mittelmäßiges Getränk liefert. Steinkohlen und Salzquellen sind vorhanden. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt wohl gegen 990000, worunter keine Sklaven, aber 300000 Deutsche und vielleicht 5000 Indianer. Die Städte sind klein; am Wichtigsten sind Madison, am Ohio, mit 4000 Einw., und Vincennes, am Wabasch, mit 2000 Einw. Die Hauptstadt ist Indianopolis, am White, mit 8000 E. New-Harmony wurde von Georg Rapp mit 800 Deutschen, „Harmonisten", gegründet, ging nach kurzer Blüthe durch Kauf an Robert Owen über, der hier die Gütergemeinschaft einführte, aber mit seinen Plänen scheiterte.

27. Der Staat Ohio (oheio), im N. von Michigan und dem Erie-See, im O. von Pennsylvanien und Virginien, im S. von Kentucky, im W. von Indiana begrenzt, ist 1889 □M. groß und 1802 der Union beigetreten. Der Boden ist meist eben oder hügelig und äußerst fruchtbar. Die Luft ist gesund und milde. Der Hauptfluß des Landes ist der Ohio, die südliche und östliche Grenze; nächst ihm der Scioto, welcher durch einen Canal mit dem Erie-See verbunden ist, der Miami und der Muskingum, welche dem Ohio zufließen, sowie der Maumee (mahmi) und der Sanduski, welche

sich in den Erie ergießen. Eine Menge Eisenbahnen sind angelegt. Ackerbau und Viehzucht sind sehr bedeutend. Der Anbau des Landes hat seit 40 Jahren mit reißender Schnelligkeit zugenommen, so daß es jetzt schon über 1,980000 (1840: 1½ Mill.) Einw. (fast zur Hälfte Deutsche) zählt und Ohio an Bevölkerung nur New-York und Pennsylvanien nachsteht. Im nordwestlichen Theile leben noch 2000 Indianer; die Zahl der freien Farbigen beträgt 25000. Sklaverei wird hier nicht geduldet. Deutsche und Schweizer haben viel zum Anbau des Landes beigetragen; auch ist für den Volksunterricht gut gesorgt. Die wichtigste Stadt ist Cincinnati, am Ohio, die „Königin des Westens" genannt, mit etwa 120000 Einw. (Covington und Newport, Fulton und Storrs mitgerechnet, mit 150000 E.), wenigstens ⅓ Deutsche, welche den bedeutendsten Handel der Provinz treiben. Die Stadt ist erst 1799 angelegt, gut gebaut, zählte 1810 nur 2500 Menschen und hat jetzt gute Schulen, eine Sternwarte (zu Stande gebracht von einem einzigen Manne, Prof. Mitchel, ein Typus des Yankeethums, an dem man es achten lernt), 50 Kirchen, ein großes Theater und viele Fabriken, mit 200 Dampfmaschinen, besonders Eisengießereien; sehr bedeutend ist hier der Handel mit Schweinen, weshalb die Stadt scherzweise Porkopolis (Schweinestadt) genannt wird. Man zählt jetzt auf dem Ohio, dem Mississippi und ihren Nebenflüssen 200 Dampfboote, wovon viele in Cincinnati gebaut werden. Die Hauptstadt Columbus, am Scioto, hat seit 1812 schnell zugenommen und zählt 70000 Einw. Zu Athens ist eine Universität. Jamesville mit 11000 Einw., Cleveland am Erie-See, mit 17000 Einw., Steubenville am Ohio, mit 7000 Einw.

28. Der Staat Michigan (mitschigán), früher ein Theil des großen Nordwestgebietes und erst 1836 in die Union getreten, wird im W. vom Michigan-See, im N. und O. vom Huron- und Erie-See, im S. von Ohio und Indiana begrenzt und bildet also eine über 2650 □M. große Halbinsel zwischen den genannten Seen. In der Mitte erhebt sich das Land zu unbedeutenden Hügeln, welches noch größtentheils aus Prairien und Wäldern besteht. Das Klima ist das von Ober-Canada, mit bedeutend strengen Wintern, welche indeß dem Getreidebau nicht hinderlich sind. Bis jetzt sind fast nur erst die Ostküste und die fruchtbaren Flußthäler angebaut, wo sich an dem St. Clair-Fluß und -See die Stadt Detroit, mit 21000 E., Mount-Clemens, St. Clair, Monroe u. a. befinden. Die jetzige Hauptstadt ist Lansing mit 2000 Einw. Der nördlichste von Weißen besetzte Punkt ist die Insel Michillimackinack, zwischen dem Michigan- und Huron-See, wo sich ein Fort befindet und starker Pelzhandel getrieben wird. Die Bevölkerung ist in den letzten Jahren durch viele deutsche Ansiedler, noch mehr durch Auswanderungen aus den östlichen Staaten so schnell gestiegen, daß Michigan, welches vor Kurzem (1830) kaum 32000 Seelen zählte, schon über 397000, worunter 25000 freie Farbige, besitzt und in die Reihe der Staaten hat eintreten können.

29. Der Staat **Wisconsin**, früher ein Theil des Nordwest-

Districts, 1836 aber davon getrennt und zu einem eigenen Territorium erhoben, welches das Huron- und Siouxgebiet umfaßte, ward, als sein Metallreichthum schnell viele Ansiedler herbeizog, vom Congreß 1838 wieder in zwei Territorien getheilt, wovon das östliche den Namen Wisconsin behielt, das westliche, zwischen dem Mississippi und Missouri gelegen, Iowa genannt wurde. Er gehört mit dem folgenden zu den jüngsten Gliedern des Bundes, denn beide wurden erst zu Anfang des Jahres 1847 zu Staaten erklärt und in den Congreß aufgenommen. Er grenzt im S. an Illinois, im O. an Michigan und den obern See, im N. an die britischen Binnenländer und im W. an Iowa und den obern Lauf des Mississippi. Auf etwa 4414, nach Anderen auf 2540 □M. zählte er 1840 erst 31000 E., wovon 200 Farbige, und besitzt keine Sklaven; jetzt hat er schon über 300000 Einw., worunter der dritte Theil etwa aus Deutschen bestehen mag. Er ist zum Theil eine niedrige, reich bewässerte Hochebene mit fruchtbarem Boden und im W. mit Prairien. Dem Reichthum an Blei, welches in einer Region längs dem westlichen Ufer des Mississippi und im nordwestlichen Theile von Illinois vorkommt, verdankt das Land seine ersten Ansiedler. Die Hauptstadt ist Madison mit 2000 E.; die größte Stadt Milwaukie, am Michigan-See, erst 1835 gegründet, mit 20000 E., welche lebhaften Handel treiben; ihr trefflicher Hafen dürfte sie bald zu einem bedeutenden Platze machen.

30. Der Staat Iowa (eiowäh) ward erst 1838 von Wisconsin getrennt und ein eigenes Gebiet daraus gemacht; aber schon im Jahre 1847 ward er ebenfalls in die Union aufgenommen. Er wird durch den Mississippi von Wisconsin getrennt, längs dessen rechtem Ufer er sich ausbreitet. Seine Fläche beträgt etwa 8093, nach Anderen 2400 □M., worauf 1840 erst 43000 Menschen lebten, darunter 333 Farbige; jetzt hat er über 192000 E., fast zur Hälfte Deutsche. Sklaverei ist nicht geduldet. Er besteht aus einer von vielen Flüssen bewässerten Hochebene, deren Boden fruchtbar und außerordentlich metallreich und deren Klima der Gesundheit zuträglich ist. Der Mississippi bildet zu St. Anthony Wasserfälle. Von bedeutenden Städten kann hier noch nicht die Rede sein. Iowa-City, seit 1839 Hauptstadt, am Iowaflusse, 2400 E.; Dubuque am Mississippi mit 4000 E., Muskatine mit 2200 E., wo der ehemalige Indianerhäuptling, der „schwarze Habicht", begraben liegt; New-Buda, von ungarischen Flüchtlingen erbaut.

31. Californien. Unter diesem Namen begreifen wir das unermeßliche Gebiet von der Südspitze der Halbinsel Californien bis zum 42.° n. Br. und von dem großen Ocean bis zu dem Felsengebirge, welches seit 1848 freies Eigenthum der Bewohner geworden ist. Wir wollen es, der Natur des Landes gemäß, in 3 Haupttheilen betrachten: a) die eigentliche Halbinsel Californien oder Alt-Californien auch Nieder- (baja) Californien genannt; b) die Küste zwischen dem großen Ocean und der Sierra Nevada; c) das große Plateau zwischen dem Küstengebirge der Sierra-Nevada und dem Felsengebirge.

a) Alt- oder Nieder-Californien, die Halbinsel bis zum 33.° n. Br., etwa 1600 □M. groß, mit einer Zahl von 92000 E. Das Land, zwar schon 1534 entdeckt, aber erst seit 1697 von den Spaniern besetzt, ist eine der traurigsten Gegenden der Erde, von einer nicht bedeutenden baumlosen Bergkette durchzogen, ohne Flüsse, fast ohne Vegetation; nur die 40' hohe Fackeldistel gedeiht hier; die Küste ist überall sandig. Erst die Jesuiten, dann die Dominicaner und Franciscaner hatten hier sogenannte Missionen angelegt und einige tausend höchst faule und stupide Indianer zu einem etwas menschlichern Leben bekehrt. Auch diese geringen Anfänge der Cultur sind jetzt verschwunden und das Land wartet auf Einwanderer, welche gewiß nicht lange ausbleiben werden.

b) Der Küstenstrich zwischen der Sierra-Nevada und dem großen Ocean, ein von der Natur mit einem milden Klima und größtentheils fruchtbaren Boden reich ausgestattetes in raschem Aufblühen begriffenes Land. Kohlköpfe von 15 engl. Fuß Umfang, Kartoffeln à 5 Pfd., Runkelrüben von 40 Pfd., Fichten auf der Nevada von 250' Höhe. Auch hier hatten die Spanier nur einige Missionen und einige **Presidios** oder kleine Forts zum Schutz der Missionare angelegt. Der nordwestliche Theil des Landes wird von dem herrlichen Oregon oder Columbiafluß bewässert, welcher von der linken Seite noch den bedeutenden Lewis (luis) aufnimmt. An seiner Mündung hatte schon 1811 ein Deutscher von Geburt, Astor, die erste Niederlassung Astoria oder Fort George, gegründet. Weiter am Flusse hinauf liegt das viel bedeutendere Fort Vancouver, der Hauptposten für die Hudsonsbai-Compagnie. Der südliche Theil des Landes wird vom Sacramento durchströmt, der sich in die herrliche San Francisco-Bai ergießt. An diesem Flusse, sowie an allen sich in ihn ergießenden Bächen hat man seit 1847 reiche Goldlager im Sande und unter der Dammerde entdeckt. Das Thal, welches vorzugsweise die „californische Goldregion" enthält, ist gegen 100 deutsche Meilen lang. Das bis dahin sehr dünn bevölkerte Land, jetzt „Eldorado", zählt jetzt schon 500000 Einw. und man schätzt die jährliche Einwanderung auf 20 — 30000, worunter sich auch eine sehr bedeutende Zahl Chinesen befindet. Schon sind Dampfmaschinen bei den Gruben in Thätigkeit und Eisenbahnen angelegt. In den acht Jahren 1848—55 wurde Gold von mehr als 64 Millionen Pfd. St. Werth gewonnen. Man findet es theils als Goldsand, theils als Körner in Quarz eingesprengt. Die Gewinnung desselben ist sehr mühsam. — In den fünf Jahren 1851—1855 betrug die Ausbeute an Gold in Australien über 41 Millionen Pfd. St. Die Menge des in den letzten acht Jahren aus beiden Ländern auf den Markt gebrachten Goldes betrug also gegen 106 Millionen Pfd. St. oder 707 Millionen Thaler, was auf die Geldverhältnisse u. s. w. von großem Einfluß sein mußte. Im Jahre 1856 sind 20—22 Millionen Pfd. St. hinzugekommen. — Der ehemals öde aber vortreffliche Hafen von San Francisco, unter 38° n. Br., wimmelt jetzt von Schiffen aller Nationen und die Stadt hat, trotz mehrmaliger verwüstender Feuers-

brünste, schon viele steinerne Häuser, 17 Kirchen, 3 Theater, viele Wirthshäuser, aber noch unendlich mehr Spielhäuser, und wenigstens 70000 Einw. Die jetzige Hauptstadt ist St. Marysville mit 4000 Einw. Sacramento, 120 engl. Meilen von San Francisco, mit 20000 E. Von hier gehen Personenwagen nach den Goldgruben. In San José und Santa Clara, südlich von San Francisco, sind Quecksilbergruben. Im Aufblühen begriffen ist der kleine Ort Suttervilla am Sacramento, von einem Schweizer Sutter noch vor der Entdeckung der Goldgruben angelegt. Die nicht sehr zahlreichen Indianer zeigen sich den Goldgräbern noch oft feindlich.

Schon im Jahre 1839 waren am Missouri nordamerikanische Gesellschaften zur Besiedlung von Californien gebildet worden; aber erst seit 1843 zog ein großer Haufen über die Felsengebirge und die Sierra-Nevada. Zwischen ihm und den Einwohnern entstanden heftige Streitigkeiten, an welchen, seitdem 1846 zwischen Nord-Amerika und Mexico der Krieg ausgebrochen war, der in den letzten Jahren oft genannte Oberst Fremont, einer der erfahrensten und berühmtesten Reisenden, den lebhaftesten Antheil nahm. Von 62 Männern begleitet, begann er in der Nähe von Monterey auf seine Faust den Krieg, überrumpelte einige Forts und erklärte das eroberte Land für eine freie von Mexico unabhängige Republik. Im Februar 1848 trat Mexico durch den Friedensvertrag von Guadelupe Hidalgo das Land an die Nord-Amerikaner ab. Die Grenzlinie zwischen beiden Staaten bildete fortan der Rio-Grande bis zum 32.° n. Br., von da westwärts der Südgrenze Neu-Mexico's entlang bis zum Einfluß des Gila in den Colorado, auf dem die Schifffahrt für beide Theile frei ist. Seitdem befinden sich die Vereinigten Staaten im Besitz von Texas, Neu-Mexico, Utah und Ober-Californien, indem sie für alle diese Länder 15 Millionen Dollars an Mexico zahlten. — Eine eigentliche Völkerwanderung dahin begann erst 1848 mit der Entdeckung des Goldes, so daß zu Anfang 1856 schon mehr als ½ Million Menschen dort beisammen war: Mexicaner, Ansiedler aus Oregon, Einwohner der Sandwich-Inseln, Peruaner und Chilesen, Abenteurer aus allen atlantischen Staaten, Europäer fast aller Nationen, Australier, Neger, Mulatten und Mestizen — ein Gemisch von Racen und Völkerschaften, wie die Welt es bis dahin noch nicht gesehen hatte, ein Kessel, in dem sich jedes Atom nur um sich und seine Interessen bekümmerte, in dem daher alle Substanzen durch einander und gegen einander brodelten. Merkwürdig genug daher, daß sehr bald, freilich nach vielen Kämpfen und nach Anwendung der strengsten Justiz, im Allgemeinen ein geordneter Zustand hergestellt war. Der Instinct der Amerikaner führte schnell zu diesem staunenswürdigen Resultate, „sie stopften den Vulcan". Als der Congreß in Washington säumig war, gaben sie sich selbst schon 1848 eine Verfassung, indem sie in San Francisco, Sonoma und Sacramento gesetzgebende Versammlungen zusammenriefen, denen sie provisorisch die höchste Gewalt übertrugen. Dann traten 48 Bevollmächtigte in Monterey zusammen unter dem Vorsitze des Kentuckiers Semple. Eine Verfassung

wurde entworfen, welche die Sklaverei abschaffte, und der Congreß in Washington genehmigte 1850 die Aufnahme Californiens in den Bund. Seitdem schickt der neue Staat Senatoren und Repräsentanten nach Washington.

Der sociale Zustand Californiens ist natürlicher Weise noch nicht überall befriedigend; doch bessern sich die Zustände von Jahr zu Jahr. Es fehlt noch sehr an Frauen; dieselben werden daher sehr gesucht, und die französischen Unternehmer, welche 1850 ganze Schiffsladungen dorthin beförderten, machten glänzende Geschäfte, bessere als die Engländer 1620, welche die damals nach Virginien versandten Frauen à 120—150 Pfd. Taback losschlugen.

Aus den übrigen nordamerikanischen Staaten, namentlich den östlichen Küstenstaaten, reist man nach Californien entweder zu Wasser oder zu Land. Jenes entweder mit Dampfschiffen über Panama oder Nicaragua in Mittel-Amerika und von da wieder per Dampfschiff auf dem großen Ocean (der theuerste Weg, 860 engl. Meilen in 25—30 Tagen); oder mit Segelschiffen um das Cap Horn, 7000 englische Meilen in 4—5 Monaten. Zu Land von Independence in Missouri aus durch das Territorium Utah und die Mormonenstadt, 2200 engl. Meilen, oder über Santa Fe in Neu-Mexico nach San Louis am stillen Ocean, 950 engl. Meilen, aber dann noch eine Meeresfahrt von circa 600 Meilen.

Zu den Wunderdingen, die man in Californien gefunden hat, gehören die riesenhaften Kiefern. Eine derselben hatte einen Durchmesser von 31, einen Umfang von 93 Par. Fuß und die fabelhafte Höhe von 393 Fuß. Man nannte sie Washington-, auch Wellington-Baum; 10—12 Mann arbeiteten 18 Monate daran, die „Mammuthkiefer" zu fällen, die Rinde abzuziehen und wieder zusammenzusetzen, in welcher ein Ball gegeben wurde. Man zählte mindestens 4000 Jahresringe. In den Industrieausstellungen in New-York und London ist sie zu sehen gewesen.

c) Das große Plateau oder Thal zwischen dem Felsengebirge und der Sierra-Nevada war bis vor Kurzem noch ganz den einheimischen Stämmen, worunter die Schoschonen die bedeutendsten sind, überlassen. Dieses im Ganzen nicht sehr fruchtbare und baumlose Steppenland scheint bestimmt, in der nächsten Zukunft eine bedeutende Stelle unter den neuen Ansiedlungen einzunehmen. Etwa unter 40° n. Br. liegt hier der Süßwassersee Utah (jutah), an 8 Meilen lang, der sich nach Norden durch einen etwa 10 Meilen langen Fluß in den großen Salzsee, 14 Meilen lang, ergießt, dessen Wasser salziger ist als das Meerwasser und welcher weiter keinen Abfluß hat. An der Mündung dieses Flusses, in dem Territorium Utah, das als unabhängig von Californien betrachtet werden kann, ist eine im schnellen Aufblühen begriffene Stadt der Mormonen entstanden. Diese wunderlichen Sectirer, welche sich selbst die Heiligen der letzten Tage nennen, die Anhänger eines kühnen Schwärmers Joseph Smith, welcher vorgab, auf Angabe eines Engels eine Anzahl eingegrabener Steintafeln mit dem wahren Gesetze Gottes

gefunden zu haben, sind 1830 entstanden und ihre Anzahl mag sich jetzt auf 60000 belaufen*). Zuerst hielten sie sich im Staate Ohio, dann in Missouri, zuletzt in Illinois auf, wo sie zu Nauvoo einen prächtigen Tempel erbaut hatten. Ueberall verfolgt und vertrieben, wurden Smith und sein Bruder 1844 ins Gefängniß geworfen und von einem wüthenden Pöbel ermordet. Die Mormonen zogen daher 1845 über Jowa und Missouri nach dem Felsengebirge und langten endlich 1847 im Thal des großen Salzsees an, wo sie ihre letzte Niederlassung gründeten. Sie nannten den Utahsee den See von Genezareth, den Abfluß desselben den Jordan und den Salzsee das todte Meer. Die Stadt Deseret (Honigbiene) am linken Ufer des Jordan, höchst regelmäßig angelegt, soll schon über 10000 Einw. haben. Auch weiter nördlich haben sie einen Ort Brownsville angelegt. Das Thal, worin diese Städte liegen, ist von vielen Bächen bewässert, fruchtbar, aber ganz baumlos. Im Jahre 1856 war die Noth unter den Bewohnern wegen Mangels an Lebensmitteln, durch große Dürre und Heuschreckenfraß verursacht, sehr groß. Gegenwärtig wird die „Gemeinde der Heiligen" durch ein Triumvirat geleitet. Es steht sehr zu bezweifeln, daß dieser Secte eine lange Zukunft (die Vielweiberei ist gestattet) bestimmt sein sollte. In keinem Falle ist die merkwürdige Erscheinung schon als abgeschlossen zu betrachten, auch das Urtheil, ob der Stifter, Joseph Smith, blos ein Fanatiker, oder auch ein Betrüger war, noch zurückzuhalten. In jedem Falle muß die Standhaftigkeit der Mormonen, mit der sie unsägliche Leiden erduldet und scheinbar Unmögliches möglich gemacht haben, die Bewunderung der Welt erregen, und in der That ist im 19. Jahrhundert das Mormonenthum eins seiner größten Wunder. — Sie hatten ein sehr großes Gebiet in Anspruch genommen, welches der Congreß aber bedeutend beschränkt hat und welches den Namen Utah Territory führt. Der südliche Theil dieses großen Landes, welches sich bis an den Meerbusen von Californien erstreckt und von dem mächtigen Rio Colorado bewässert wird, der sich in den Meerbusen ergießt, ist noch fast ganz den Eingeborenen überlassen.

Durch den letzten Friedensschluß mit Mexico 1848 ist endlich noch die Provinz Neu-Mexico an die Union abgetreten worden. Es ist dies ein zwischen dem 30.° und 40.° n. Br. vom Rio grande del Norte in seiner ganzen Länge bewässertes Gebirgsland, von mehr als 7000 □M., welches aber nur zum kleinsten Theile angebaut ist und höchstens 120000 E. zählt, wovon die Hälfte noch freie Indianer (Indios bravos) sind. Der Hauptort ist Santa Fé mit 8000 Einwohnern.

---

*) Nach Olshausen's Angaben (Geschichte der Mormonen, Göttingen 1856) giebt es in Amerika überhaupt 68000, in Europa 39000, in Asien 1000, in Afrika 100, in Australien 2400 u. s. w., im Ganzen bis 1856 höchstens 120000 Mormonen. — Nach Busch dagegen existirten im vereinigten Königreiche Großbritannien schon 1851 bereits 30000 Heilige, von welchen 17000 nach Zion ausgewandert sind.

Alles Land westlich von Jowa, Missouri und Arkansas, bis zu den Felsengebirgen, in den früher angegebenen, ziemlich unsicheren Grenzen im N. und S., ein Raum, ziemlich ebenso groß als der soeben beschriebene angebaute Theil der Union, wird zwar von den Vereinigten Staaten als ihr politisches Eigenthum angesprochen, in der That aber wird er bis jetzt, mit äußerst geringen Ausnahmen, nur von den in vollkommener Freiheit umherziehenden, mit Jagd und Krieg, seltener nur mit etwas Feldarbeit beschäftigten Ureinwohnen, den Indianern, bewohnt, welche sich in viele unter einander stets feindselige Stämme theilen und mit den ansässigen Weißen nur insofern in Berührung kommen, als mehrere Hunderte von diesen sich als Jäger an der Grenze und auch wohl tiefer im Innern umhertreiben. Diese Weißen, gewöhnlich hier Trapper, d. h. Fallen- oder Schlingenjäger genannt, beschäftigen sich vorzüglich mit dem Fange der Biber, Bären, Wölfe und Büffel; denn die Jagd auf Rothwild wird nur zum Lebensunterhalt, weniger der Felle wegen, betrieben. Diese Trapper bestehen aus einzelnen Verbannten, Verbrechern, welche der Strafe sich durch die Flucht entzogen, Vagabunden und Mischlingen von Europäern und Indianern aller Art, kurz aus einem wahren Auswurf der anglo-amerikanischen Gesellschaft; sie treiben sich in Haufen von 10—12, oft auch von Hunderten umher und leben meist in blutigen Fehden mit den Indianern, deren Jagdgebiete sie verletzen. Die Indianer, deren Zahl sich durchaus nicht bestimmen läßt, aller Wahrscheinlichkeit nach aber mit den bereits aus den östlichen Staaten hierher versetzten Stämmen nicht über 400000 in dem ganzen ungeheuren Lande beträgt, zerfallen in sehr viele Stämme von verschiedener Sprache und leben in steten Fehden unter einander, wodurch schon viele Stämme ausgerottet worden und allen, auch ohne Hinzutreten der Weißen, der Untergang bereitet ist; einige wenige, wie die aus östlichen Gegenden hierher versetzten Cherokees, die Creeks und zum Theil die Osagen, haben sich zum Ackerbau entschlossen und bewohnen zwischen dem 35.° und 40.° n. Br. an den Grenzen der Weißen regelmäßige Dörfer. Andere, wie die weiter westlich und nördlich hausenden Pawnees (pahnis), sind tödtliche Feinde der eben genannten, leben blos von der Jagd und bedienen sich der wilden Pferde, welche zahlreich die unabsehbaren Prairien bewohnen. Weiter nördlich werden uns die ebenso wilden Kanzas, die Sioux, die Chippeways, die Winnebagoes, die jetzt erloschenen Mandans und viele andere genannt, welche durch den Pelzhandel mit den Anglo-Amerikanern in Verkehr stehen. Bis jetzt sind in diesen Gegenden nur einzelne Forts oder vielmehr Blockhäuser angelegt zum Schutz der Pelzhändler, wo die Indianer ihre Waaren gegen andere eintauschen. Das Land bis zu den Felsengebirgen besteht größtentheils aus sogenannten Prairien, d. h. mit herrlichem Graswuchs bedeckten Ebenen, welche jedoch oft von schönen Waldungen begrenzt werden; der Boden ist meist vortrefflich, von zahlreichen größeren und kleineren Flüssen bewässert, deren Ufer stets

bewaldet sind. Wild aller Art ist hier noch in Ueberfluß vorhanden und das Klima wie das der Binnenstaaten unter gleicher Breite.

Die einzelnen Territorien dieses ungeheuren Ländergebietes heißen von den großen Seen im Norden aus: Minnesota*) mit **4000** geogr. □M. und etwa **13000** (wahrscheinlich, wie auch in den übrigen Territorien, jetzt mit viel mehr) weißen Bewohnern und der Hauptstadt St. Paul am Mississippi mit **1200** E., und etwa **12000** Indianern, die mit den Weißen Pelzhandel treiben; Oregon am Columbiafluß **10000** □M. mit Portland, das **1500** E. hat, und Oregon-City, der Hauptstadt, ebenso groß (das oben genannte Astoria wird zuweilen auch hierher gerechnet), mit etwa **15000** Weißen**); Nebraska **4500** □M., östlich bis zum Missouri, ein Prairieland, mit kleinen Niederlassungen der Weißen, während die Indianer noch fast alles Land inne haben; Indian Territory, **8400** □M., südlich bis an Texas, von dem Congreß als eine Heimath für die noch östlich vom Mississippi wohnenden Indianer, etwa **100000**, festgesetzt, mit einigen Forts. Die Cherokees bilden den civilisirtesten der Indianerstämme; sie haben eine republikanische Verfassung mit zwei Kammern, Ober- und Unterhaus, besitzen auch bereits in ihrer Sprache eine Zeitung, den „cherokeesischen Phönix“; Washington, der nördliche Theil von Oregon, an der Küste des stillen Oceans, welches behufs des Baues einer Eisenbahn von der Ost- nach der Westküste der Unionsstaaten die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Von dem Indianerterritorium ist im Jahre **1851** durch eine Congreßacte das Territorium Utah, **13000** □M., und seit **1854** Kanzas oder Kansas, **6000** □M., getrennt worden. Die Bevölkerung besteht aus Weißen und seßhaft gewordenen Indianern und Nomadenstämmen. In Kansas ist wegen der Sklaverei ein verderblicher Bürgerkrieg ausgebrochen. Neu projectirt sind nach dem amerikanischen Almanach: der Nordtheil von Michigan als Gebiet „Superior“, ein Gebiet von Mexico „Arrisonia“, ein Gebiet von Neu-Mexico „Primaria“ u. s. w.

Nachtrag.

Bei der von Jahr zu Jahr steigenden Wichtigkeit der nordamerikanischen Freistaaten für Europa und die ganze Welt dürfte es nicht unangemessen sein, noch einige Betrachtungen anzustellen.

---

*) Bereits sind für die Aufnahme der Territorien Minnesota und Oregon in den Bund als souveräne Staaten Bills in den Congreß eingebracht.

**) Oregon soll jetzt überhaupt 90000 Einw. haben, Minnesota 200000, Kansas 100000. [?]

Den Nationalcharakter der Nord-Amerikaner zu schildern, ist nicht nur viel schwieriger als bei jedem andern Volke, sondern fast unmöglich. Denn wie kann man festbegrenzte, historisch gewordene nationale Grundzüge in einer Bevölkerung erwarten, welche aus Personen so vieler Nationen der Welt, aus Engländern, Schotten, Iren, Holländern, Italienern, Franzosen, Dänen, Norwegern, Schweden, Polen, Magyaren und Deutschen aller Stämme, außerdem nebenbei aus Ureinwohnern und Negern besteht? In diesem ethnographischen Panorama trifft man hier und da noch den Nationalcharakter der Eingewanderten in ziemlicher Reinheit, in Virginien noch den Gentleman aus dem Zeitalter der Elisabeth, in Philadelphia noch den Quäker aus den Tagen des William Penn, in Ost-Pennsylvanien den Pfälzer und Schwaben aus dem vorigen Jahrhundert, in Neu-England noch den Puritaner aus den Zeiten Cromwell's, in New-Jersey den ächten Holländer, in Süd-Carolina den Hugenotten und französischen Edelmann des 17. Jahrhunderts; aber trotzdem existiren bestimmte Grundzüge eines amerikanischen Nationalcharakters, der allmälig alle fremden Elemente in sich assimilirt. Der Grundstock desselben ist englisch, ein Product der angelsächsischen Race, aber flüssiger als in dem Heimathlande. Es ist der feste zur Weltherrschaft bestimmte Charakter, der Trieb nach Freiheit unter der Herrschaft des Gesetzes, freie Selbstbestimmung und Selbstherrschaft, die Demokratie. „Hilf dir selbst!“ ist sein Sprichwort. Der Anglo-Amerikaner, der ächte Yankee, haßt jede Art von Autorität*), die historische, die religiöse, die politische (die Kinder leider oft auch die väterliche), obgleich man trotzdem — als unvermittelten Widerspruch — viel Buchstabenglauben findet; aber wegen jenes Hasses ist Nord-Amerika das Land der Ketzereien, das „Paradies der Secten“. Dagegen besitzt der Amerikaner eine ungemeine Liebe zu materiellen Dingen. Der allmächtige Dollar regiert Alles. „Wie viel ist der Mann werth?“ heißt: wie viel Dollars sind in seinem Besitz? Daß ein großer Mann arm sein könne, begreift Niemand. Die Aristokratie des Reichthums ist die oberste. Die Sucht reich zu werden läßt dem Amerikaner keine Ruhe; er thut Alles in Eile.

Der Deutsche übertrifft den Engländer und Anglo-Amerikaner an Tiefe des Gemüths und Innerlichkeit, diese jenen an praktischem Geschick, Charakterfestigkeit und Unternehmungslust, die oft in Toll-

---

*) Dem Amerikaner ist nur das und nichts Anderes das Demokratische, was wirklich von dem concreten Volke gewollt wird, nicht aber das, was „nach höheren Gesichtspunkten“ ein ideales Volk wollen könnte oder wollen sollte. Die Vorstellung, daß über dem Gesammtwillen der Summe von Individuen, welche den Staat bilden, noch ein „Princip“ als höhere Autorität stehe, gilt dem Amerikaner für eine entschieden destructive, und als vor fünf Jahren der Senator Seward den Satz aussprach, die Bibel und die Vernunft seien ein noch „höheres Gesetz“ als die Verfassung, da erhob sich in allen Theilen der Union ein Schrei der Entrüstung über so „wühlerische, anarchische“ Gesinnung.

kühnheit ausartet, der nichts unmöglich scheint. Eine Eisenbahn vom Mississippi nach Californien zu bauen, dünkt ihm eine Kleinigkeit. — „Die nicht-englischen Elemente, die der Holländer, Franzosen, Deutschen ꝛc., modificiren diesen Charakter. Das deutsche Gemüth schmilzt die Härte des Engländers und erzeugt Menschen, welche die Vorzüge des Deutschen und Engländers in sich vereinigen. Wie sich vor vielen Jahrhunderten der Charakter des Engländers durch Amalgamation britisch-celtischer, angelsächsisch-germanischer, normännisch-französischer Stämme gebildet hat, so bildet sich allmälig und immer deutlicher ein amerikanischer Nationalcharakter aus. Das Land ist das Grab sämmtlicher europäischen Nationalitäten, aber das Phönixgrab, aus welchem sie verklärt und mit einem wesentlich anglo-germanischen Charakter zu neuem Leben und zu neuer Thätigkeit auferstehen werden" *).

Das gesellige Leben ist theils freier, theils gebundener als in Europa. „Ländlich — sittlich." Das häusliche Leben ist geregelt und gesittet; die dienende Classe ist viel freier als in Europa und erhält viel höhern Lohn. Bekannt ist der tiefe Respect des Amerikaners vor dem weiblichen Geschlecht. Man hat das Land daher den „Frauenhimmel" genannt. Nur Einwanderer muthen den Frauen grobe Arbeiten außerhalb des Hauses zu. Die weibliche Erziehung aber ist meist noch sehr oberflächlich. Die Durchschnittsbildung ist aber trotzdem in vielen Staaten dort größer als in Europa. Republikanische Institutionen wirken nivellirend, die Unterschiede ausgleichend. Man strebt aber nach praktischer Bildung, die freilich oft nichts Anderes ist, als „Abrichtung zum Geldmachen". Streng-kirchlichen Sinn findet man fast überall. Das tägliche Tischgebet, Morgen- oder auch Abendandachten vermißt man in wenig Familien.

Von einem so jungen Staate wie Nordamerika und von einer Bevölkerung, die hauptsächlich noch der Beschaffung der materiellen Basis des Lebens hingegeben ist, darf man keine Vertiefung in die Gelehrsamkeit erwarten, da sie naturgemäß mit der Erwerbung praktischer Kenntnisse, namentlich mit den Naturwissenschaften und der Technik beschäftigt sein wird.

Der Nord-Amerikaner sieht nicht auf Genuß, sondern auf Arbeit; die Unruhe, die Thätigkeit, die Schaffenslust ist sein Element. Die Gemüthlichkeit ist da nicht zu Hause. Volkslieder hört man nur noch in Kentucky oder bei den Hinterwäldlern. Der Kaufmann von New-York wird verdrießlich, wenn er durch Ansprache auf der Straße ein paar Minuten verliert. Wer nicht arbeiten, seine Tage in Müßiggang vergeuden will, hüte sich, dorthin auszuwandern. Nur der rastlos Thätige hat dort eine Zukunft, aber auch eine fast gesicherte. Ein Reisender schildert die Amerikaner mit den Worten: „zäh wie Gummi, unwiderstehlich wie ein Steinbohrer, in allen Sätteln gerecht." —

Trotz der vorherrschenden Richtung auf's Praktische herrscht in

---

*) Amerika ꝛc., von Dr. Ph. Schaff, Berlin 1854, S. 32.

den Städten, hin und wieder, unter einer Masse von Menschen auch auf dem Gebiete der Wissenschaften die äußerste Rührigkeit. Sie haben Interesse für alle Zweige höherer Geistesbildung und Tausende unterstützen diese Bestrebungen oft mit mehr als fürstlicher Liberalität. Die Bildungsanstalten vermehren sich von Monat zu Monat. Für die Elementarbildung wirken die Staats- oder Nationalschulen, die man in allen Staaten findet und welche Kinder aller Confessionen aufnehmen. Die meisten sorgen durch Freischulen für die Grundbildung aller Kinder. Schulzwang findet jedoch nicht statt. Tausende von Lehrerinnen betheiligen sich an der Erziehung der Kinder. In Sonntagsschulen wird denselben Unterricht in den betreffenden Katechismen ertheilt. Die höhere Bildung beginnt in den sogenannten lateinischen Schulen und Akademien und wird in den Collegien festgesetzt, welche die deutschen Universitäten zum Theil ersetzen. Eine vollständige Universität in deutschem Sinne existirt in Nord-Amerika noch nicht. Die unbeschränkte Freiheit der deutschen Studenten hält man dort für zweckwidrig und gefährlich. Die Collegienstudenten bilden sich vorzugsweise für das praktische, auch für das parlamentarische Leben. Unter ihnen trifft man auch junge Kaufleute, Landeigenthümer 2c.

In Philadelphia existirt ein Institut zur Bildung weiblicher (Medicin-) Doctoren oder Doctorinnen. Die Geistlichen werden jetzt meist in Predigerseminaren gebildet, deren jede Secte eins oder mehrere hat; einige Staaten haben bereits Schullehrerseminare errichtet. Von Staatswegen geschieht für die einzelnen Confessionen, oder, wie man sie dort nennt, Denominationen, nichts. Alles ist den einzelnen Secten überlassen. Von ihrer Thätigkeit wird die Meinung, daß absolute Freiheit der Religion — Trennung der Kirche vom Staate — der Religiösität, dem kirchlichen Sinne Schaden bringe und zum Indifferentismus verleite, widerlegt. Nirgends in der Welt herrscht so viel kirchlicher Sinn als in Nord-Amerika. Die Toleranz ist zwar dem Princip nach allgemein anerkannt; aber trotzdem herrscht in einzelnen Secten und ihren Führern (Pfaffen) nicht selten ein fanatischer Geist. Das Princip der Toleranz geht übrigens nicht von der Gleichgültigkeit gegen die Religion aus, sondern hat eine religiöse Basis. Daß die ersten Ansiedlungen von christlich-religiösen Motiven, von puritanischen „Pilgervätern" ausgingen, hat dem ganzen Leben ein kirchlich-religiöses Gepräge gegeben, dessen Wesen der protestantische, hauptsächlich der protestantisch-reformirte Geist ist. Der Romanismus hat erst in neuerer Zeit angefangen, Boden zu gewinnen. Jener Geist aber stimmt allein mit den republikanischen Ordnungen, zu dem Princip der freien Selbstbestimmung, befreit von äußerer Autorität. Der Staat selbst hat als solcher keine Confession, die Kirchen besitzen keine anderen als sittliche Mittel. Trotzdem haben die meisten Staaten strenge (man muß sagen: unvernünftig strenge) Gesetze über die Sonntagsfeier gegeben, die überall sehr streng beobachtet wird. Der Gesetzgebung der Union ist es verboten, sich in religiöse Angelegenheiten zu mischen. Der

Quäker folgt ganz frei dem Leitstern des „innern Lichtes", der strenge Methodist läßt sich von den Anhängern seines Systems zur „Angst- oder Bußbank" verurtheilen, bis das neue Leben zum „Durchbruch" kommt, und so kann jede Secte sich nach Belieben constituiren.

Der religiöse Fanatismus hat sich in der gewaltsamen Vertreibung der Mormonen, in der grausamen Ermordung des Stifters dieser Secte, gezeigt, und in den einzelnen Secten wird gegen Angehörige, selbst Geistliche, oft eine große Strenge, Ausschließung und Excommunication, geübt. Die Geistlichen wie die Lehrer sind einer sehr strengen Beurtheilung ausgesetzt, werden zum Theil auf ein oder mehrere Jahre gedungen, unterstützt, wenn sie der Partei dienen, oder vertrieben, wenn sie es nicht thun. Nord-Amerika ist — mit Ausnahme der griechischen Kirche — der Sammelplatz aller europäischen Kirchen und Secten, in welchen der Protestantismus das progressive Princip der Geschichte, das „Christenthum in Bewegung" darstellt. Zur englischen Gruppe gehören die Congregationalisten, die Presbyterianer, die Episcopalen, die Quäker, die Methodisten und Baptisten; zur deutschen Gruppe die lutherische, die reformirte und die unirte Kirche. Die holländischen Reformirten stehen den Presbyterianern am Nächsten. Alle diese Parteien gehören zum evangelisch-orthodoxen Protestantismus. Eine eigene Gruppe bilden die Anhänger des religiösen Radicalismus, die Universalisten und die Mormonen. Der Romanismus hat erst durch die Masse der Einwanderer aus Irland, die zur rohesten Classe der nordamerikanischen Bevölkerung gehören, eine gewisse Macht erlangt.

Kurz, Nord-Amerika ist das Land der freien Bewegung auch in religiöser Beziehung. Kein Mensch wird gezwungen, sein Kind taufen oder confirmiren zu lassen, kein Staatsamt ist von einem kirchlichen Bekenntniß abhängig, und kein Mensch wird gezwungen, zu irgend einem Kirchensystem einen Pfennig beizutragen (das sogenannte „Freiwilligkeitssystem" herrscht allüberall). Die Constitution verbürgt Jedem volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, und jeder religiös Bedrängte findet dort ein schützendes Asyl. Deswegen existirt nirgends mehr Interesse und Opferfreudigkeit für Glauben, Religion und Kirchlichkeit als dort. Die Freiheit ist auch der wahren Religiosität günstig. Wo sie existirt, da ist, da die Menschen verschieden sind und ewig bleiben werden, eine Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen die unausbleibliche Folge. Wer darum in der Einförmigkeit und Einheit das Heil erblickt, darf keine Freiheit gestatten. Die Trennung der Kirche vom Staate und die Selbstständigkeit jener ist keine Lossagung der Nation vom Christenthum, sondern eine Unabhängigkeitserklärung oder Emancipation der Kirche. Das christliche Bekenntniß gewinnt dadurch als Ausdruck des Volkscharakters nicht weniger, sondern mehr Gewalt über die Gemüther der Menschen. Hofgunst und Polizeiregiment sind unfähig, Aehnliches zu bewirken. In New-York giebt es nach Verhältniß der Bevölkerung viel mehr Kirchen als in Berlin. — Juden existiren auch in Nord-Amerika, sie sind

so frei wie jeder Andere; aber sie kommen dort nicht recht auf, weil der Yankee sie an Rührigkeit und Klugheit oder auch Schlauheit übertrifft.

In Europa, namentlich in Deutschland, hört man nicht selten noch die exaltirtesten Ansichten über das Leben, die Einrichtungen und den Charakter der Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten aussprechen. Die Einen erheben sie, als den Sitz, wenn nicht des jetzigen, doch des künftigen Paradieses, in den Himmel, die Anderen verdammen sie als den Wohnort der Hölle. Die politische und kirchliche Parteistellung ist eine Hauptursache dieser die Wirklichkeit verfälschenden Urtheile. Die Hauptvorwürfe, die man den Vereinigten Staaten macht, sind: die Sklaverei, der Materialismus, der Radicalismus und das Sectenwesen. Wahr ist und überall zuoberst muß anerkannt werden: die Fortdauer der Sklaverei (das Halten der Neger in den südlichen 15 Staaten) widerspricht den Grundsätzen des Christenthums, des Humanismus und des Republikanismus, sie ist ein Giftgeschwür und kann unter Umständen die Achillesferse des sonst so gesunden Organismus werden; aber man darf nicht vergessen: die Schilderungen der Frau Stowe in „Onkel Tom's Hütte" (ein Roman, der Roman einer Frau, obendrein eine Parteischrift) treffen den Zustand der Sklaven nur in einzelnen Fällen, die Partei der unbedingten Abolitionisten (principiellen Gegner des gesetzlichen Sklavenhaltens) übertreibt die Verhältnisse bis zum Extrem — Millionen von Menschen, selbst in den südlichen Staaten, verdammen die Sklaverei, sind aber der Meinung, daß die so traurige Erbschaft der Vorfahren um der Neger selbst willen nicht plötzlich, sondern nur allmälig abgeschafft werden dürfe, durch Bildung und Erziehung der Kinder vorbereitet werden müsse, daß für diesen Fortschritt auch bereits das Dasein von 16 Nicht-Sklavenstaaten (seit der Einverleibung von Californien) Bürgschaft leiste u. s. w. — Daß der Materialismus, das Rennen und Jagen nach irdischen Besitzthümern, die Anbetung des „allmächtigen Dollars" dort eine größere Bedeutung hat, als in dem alten Europa, wo jeder Quadratfuß Land bereits seinen Besitzer hat und nur in seltenen Ausnahmsfällen „großes Glück" gemacht werden kann, ist sehr natürlich und erklärlich. Will man aber auch gerecht sein, so muß man diesem Streben den Sinn für Anstalten der Humanität aller Art entgegenhalten, der in Wahrheit bei den Nord-Amerikanern in höherm Grade zu finden ist als bei irgend einer Nation der Welt. Alles, was sie in dieser Art besitzen, ist das Werk des Privatpatriotismus, der sie zu den größten Opfern willig macht. — Der Radicalismus, die principielle Neigung zu Umänderungen und Umwälzungen, hat dort ein freieres Gebiet als anderwärts, und man darf sich daher über seine Erscheinung gar nicht wundern. Der unbedingte Gebrauch der Freiheit verleitet exaltirte Köpfe und Abenteurer zum Mißbrauch derselben. Aber bis jetzt ist er den öffentlichen Freiheiten noch nicht gefährlich geworden, Dank dem tiefgewurzelten gesetzlichen Sinne der angelsächsischen Race und der Macht der öffentlichen Sitte. Die Ausschweifungen brechen sich an dem gesunden Sinne der unendlichen

Mehrzahl der Bewohner, und wo kein Despotismus, keine reactionäre Camarilla zu fürchten ist, da fehlt dem Radicalismus der Boden. Ein paar Constabler halten dort Versammlungen von vielen tausend Menschen in Ordnung, während man in europäischen Städten ganze Regimenter dazu kaum für ausreichend erklären würde.

Endlich erblicken viele Europäer in dem Sectenwesen einen Beweis des Unglaubens, der Irreligiosität und der Willkür. Wenn römische Katholiken, die an dem Dogma der „Einheit der Kirche" festhalten, so urtheilen, so hat man sich darüber nicht zu wundern; wenn aber Protestanten jene Erscheinung unbedingt beklagen, so beweisen sie dadurch, daß sie von Religionsfreiheit, von dieser „Freiheit aller Freiheiten", von der wahren Religion in dem Herzen des Menschen, die mit seiner ganzen übrigen Bildung harmonirt, kurz von ächtem Protestantismus keinen Begriff haben. Wo wirklich religiöse Freiheit gestattet ist, da ist das Zerfallen der dogmatischen Einheit, die Bildung von Religionsgesellschaften nach dem innern Drange der Menschen, kurz, was man mit schlechtem Worte das „Sectenwesen" genannt hat, eine nothwendige Folge. Wer es nicht will, darf keine Religionsfreiheit gestatten, d. h. muß auf eins der letzten und höchsten Güter des Menschen verzichten. Das „Sectenwesen" der Nord-Amerikaner ist viel mehr ein Beweis ihres Interesses und ihres Eifers für Religion und kirchliche Gemeinschaften, als das Gegentheil. Die Entwicklung einer höhern Einheit darf, wenn sie in der Natur der Dinge begründet ist, von der freien Bewegung in der Zukunft erwartet werden. Die Religion gedeiht, wie alles Andere, am Besten in der Atmosphäre der Freiheit, und die absolute Trennung der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse hat die schönsten Folgen für die Wahrheit der Religion und die Wahrhaftigkeit des Menschen gezeitigt. Die Einheit der Kirche oder der Kirchen, namentlich der protestantischen, ist, so sehr sie auch gepriesen und so oft sie noch proclamirt wird, in Wahrheit eine Chimäre. Zur Wahrheit wie zur Schönheit des Lebens auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit gehört nicht die Uniformität und Conformität, sondern die Mannigfaltigkeit der Formen und Gestalten, welche eine höhere Einheit in Geist und Gesinnung nicht ausschließt.

Zu den neuesten Klagen über die Bewohner der „Union" gehören: 1) die Klage über das Wachsthum des Hasses gegen die Fremden, der in Amerika Gebornen gegen die Einwanderer, der Nativisten gegen die Adoptivbürger, der „Know-Nothings" („Nichtwisser", indem sie versprechen, die Geheimnisse ihrer Partei, die sich die „amerikanische" nennt, nicht zu verrathen), welche die Erlangung des Bürgerrechts eines Einwanderers nicht, wie bisher, von einem 5jährigen, sondern von einem 21jährigen Aufenthalte in der Union abhängig erklärt wissen wollen. Diese Partei wird besonders von der Partei der Sklavenzüchter unterstützt, da die Einwanderer in der Regel Feinde der Sklaverei sind und gegen die Begünstigung und Fortdauer derselben stimmen. 2) Die Klage über den Fanatismus der „Temperenzler", der es dahin gebracht hat, das in Maine ent-

standene Verbot des Verkaufs von Spirituosen auszubreiten, dadurch das (republikanische) Recht der freien Selbstbestimmung zu beschränken und der Sonntagsfeier den höchsten Grad der Puritaner=Strenge zu verleihen. 3) Die Klage über die Zunahme des Fanatismus vieler Geistlichen, auch solcher, welche der protestantischen Kirche angehören, die Zunahme ihrer Herrschsucht und gleichzeitig die Zunahme ihrer Abhängigkeit von den Reichen (indem z. B. die in den südlichen Staaten wohnenden die Fortdauer der Sklaverei vertheidigen), und ihre Sucht, die confessionelle Beschränktheit zu verewigen und freiere Richtungen zu verfolgen. 4) Die Klage über die Zunahme des Zerfallens der Bewohner der Union in politische Parteien, die damit verbundene Zunahme des Bestechungssystems bei den Wahlen, und die Klage über den Mangel einer auf dem Grunde der unübertrefflichen Grundsätze der ursprünglichen Verfassung der Union stehenden, dieselben ausbildenden, jedem Zwang entgegentretenden, jede Art freier Entwicklung begünstigenden Partei. Gewiß ist es dort an der Zeit, an die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung im Sinne Washington's, Franklin's, Paine's, Jefferson's und der übrigen Väter der Republik zu erinnern und die Gedanken an ihre unsterblichen Thaten lebendig zu erhalten; gewiß ist es an der Zeit, die Nord=Amerikaner zu erinnern, daß die äußere Freiheit wesentlichst durch die innere Befreiung von Eigennutz, Habsucht, Wahn und Aberglauben, durch das Streben nach höheren Gütern, als Länderbesitz und Reichthum aller Art sind, durch Selbstbeherrschung und republikanische Tugenden geführt und gefördert wird: aber trotz aller Mängel, selbst trotz der Gefahr des Zerfallens der Union durch den Kampf der (Sklaven=) Abolitionisten mit den Vertheidigern der Sklaverei, darf man den Fortschritt für gesichert erachten, weil die Freiheit gesichert ist.

Genug. Auch in Nord=Amerika ist noch Vieles zu verbessern; Klagen mögen gerecht sein, aber die meisten Vorwürfe, die man ihm macht, sind ungerecht. Auf seinem Boden strömen Völker aller Art zusammen; was Wunder, daß sie die Tugenden und Laster ihrer Heimathländer mitbringen; was Wunder, daß ein Jünglingsland noch nicht die Resultate des Mannes= und Greisenalters aufzuweisen hat? Aber der müßte mit Blindheit geschlagen sein, der nicht einsehen wollte, daß Nord=Amerika, welches nicht blos an die beiden größten Weltoceane anstößt, sondern auch seine Arme bis nach Afrika und Asien (Liberia und Japan) hinaus erstreckt, die Tafeln seiner Geschichte, unterstützt von der Locomotive, welche den Raum verringert, und von dem Telegraphen, der die Zeit vernichtet, einst mit Großthaten bedecken werde, kurz, wie man zu sagen pflegt, ein Land der „Zukunft" ist und sein werde. In richtigem Vorgefühl, daß ihnen unter den Staaten Amerikas in der Weltgeschichte die Hauptrolle zufallen wird, nennen sich die Bewohner des nordamerikanischen Freistaates schlechthin „Amerikaner". Providentiell scheint ihnen die Aufgabe zu werden, die Cultur Europas über den ungeheuren Welttheil auszubreiten

und dieselbe über den großen Ocean hinüber nach den östlichen Staaten Asiens zu tragen. Gut Heil!

Die Bemerkung dürfte hier nicht am unrechten Orte stehen, daß, wer in vorstehend Gesagtem Widersprüche zu finden meint, zu bedenken hat, daß Nord-Amerika selbst das Land der noch unvermittelten und unversöhnten Widersprüche ist.

B. Mittel-Amerika.

Wir begreifen darunter Mexico, Guatemala und Westindien.

IV. Mexico.

(Mexico oder Mejico.)*)

Erst 1517 und 1518 machten die Spanier von Cuba aus die ersten Versuche gegen dieses Land, welche indeß von den tapferen Bewohnern der Küste Yucatan zurückgewiesen wurden. Dem Hernando Cortez, 1485 geboren, war es vorbehalten, mit einer geringen Macht von 11 kleinen Schiffen, die er in Cuba ausrüstete und welche 508 Fußsoldaten und 16 Reiter mit 14 kleinen Geschützen trugen, ein mächtiges Reich mit der Krone Spanien zu vereinigen. Die Einwohner von Mexico hatten seit 1160, wo ein aus dem Norden kommender Stamm, die Azteken, und früher noch, um die Mitte des 7. Jahrhunderts n. Chr., die Tolteken, ebenfalls von N. her eingewandert, sich unter ihnen niedergelassen und die Herrschaft an sich gerissen hatte, bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht. Letzteren werden vorzugsweise die zahlreichen Trümmer von Städten, Tempeln, Palästen ꝛc. zugeschrieben; sie besaßen eine Hieroglyphenschrift und hatten ein Sonnenjahr. Die Fürsten der Azteken, besonders die von Tenochtitlan oder Mexico, welche sich die meisten toltekischen und aztekischen Staaten unterworfen hatten, herrschten unumschränkt, drückten aber das Volk, welches noch seine angestammten Kaziken oder Oberhäupter hatte, so gewaltig, daß mehrere dieser unterjochten Oberhäupter den Einbruch der Spanier als eine günstige Gelegenheit ergriffen, das Joch abzuwerfen, und den Spaniern ihre Eroberung nicht wenig erleichterten. Cortez landete 1519 in dem Hafen, welcher

---

*) Spr. Méchico. In allen spanischen Wörtern und Namen werden x und j wie unser ch, ch wie tsch, ll wie lj, das z wie ein scharfes s, ñ zwischen zwei Vocalen wie nj gesprochen.

jetzt S. Juan de Ulloa heißt, und zeigte seinen unerschütterlichen Muth gleich anfangs dadurch, daß er seine Schiffe vernichten ließ, um seinen Gefährten nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod zu lassen. Nach einem Siege über die tapferen Bewohner von Tlascala, welche die treuesten Bundesgenossen der Spanier wurden, rückte er in Mexico selbst ein, wo er mit Ehrfurcht aufgenommen wurde, aber bald darauf den unglücklichen Kaiser Montezuma, der ihn besucht, als Gefangenen zurückbehielt. Ein kleines spanisches Heer, welches der Statthalter von Cuba gegen Cortez, den er des Verraths beschuldigte, ausgesendet, trat, von ihm gewonnen, unter seine Fahnen. Dennoch mußte er, in Mexico vom Volke mit Wuth angegriffen, welches selbst den zum Frieden ermahnenden Montezuma mit Steinwürfen tödtlich verwundete, diese Stadt **1520** mit Verlust von mehr als **450** Spaniern verlassen. Noch im nämlichen Jahre aber rückte er nach mehreren Siegen vor Mexico, welches erst nach einer **75**tägigen Belagerung am **21.** August erobert ward. Der letzte Kaiser Guatimozin ward, um seine verborgenen Schätze von ihm zu erfahren, unwürdigt gefoltert und gehangen. Das ganze Reich fiel nun nach und nach in die Gewalt der Spanier, und die unglücklichen Mexicaner traf Jahrhunderte lang ein hartes Loos. Das Land ward mit seinen Bewohnern an die Gefährten des Eroberers, an Klöster und andere Begünstigte vertheilt und die Einwohner als Leibeigene behandelt. Es ward unter dem Namen eines Vice-Königreichs Neu-Spanien von Vicekönigen beherrscht, welche in den letzteren Zeiten alle **5** Jahre wechselten. Erst mit dem **18.** Jahrhundert ward das Loos der Eingebornen verbessert; die **Encomiendas,** oder die Vertheilung der Grundstücke sammt den Bewohnern, wurden aufgehoben, und die Zahl der Indianer, welche von **8** Millionen nach der Eroberung bis auf weniger als **2** Millionen herabgekommen waren, hat seitdem wieder angefangen sich zu heben. Indeß hatte sich aber auch die Zahl der freien Farbigen und der Kreolen, d. h. der in Amerika von europäischen Eltern Gebornen, gegen die der Chapetones (spr. tschap.), d. h. in Europa gebornen Spanier, außerordentlich vermehrt, und jene ertrugen es schon längst mit Erbitterung, daß alle Aemter und Würden nur den National-Spaniern zu Theil wurden. Schon **1810** brachen die ersten Unruhen aus, welche indeß noch gedämpft wurden. Unwiderstehlich aber war die Bewegung von **1821**, wo der Vicekönig selbst gezwungen wurde, die Unabhängigkeit des Reiches anzuerkennen. Bald darauf schwang sich der General Iturbide als Kaiser auf den Thron, konnte sich aber nur bis **1823** erhalten, wo er genöthigt ward, abzudanken, und mit dem Versprechen, in Italien zu leben, eine anständige Pension erhielt. Ein Versuch **1824**, den Thron wieder zu erobern, endete mit seinem Tode; er ward unmittelbar nach seiner Landung erkannt, ergriffen und erschossen. Seitdem hat Mexico eine der nordamerikanischen ähnliche Verfassung angenommen. Die vereinigten mexicanischen Staaten, **29** an der Zahl, nebst einigen Territorien oder Gebieten, haben jeder eine unabhängige Einrichtung,

werden aber durch den Congreß verbunden, welcher aus einem Senate und einer Deputirtenkammer besteht. An der Spitze des Ganzen steht ein auf 4 Jahre gewählter Präsident. 1834 warf der Präsident Santa Anna die bestehende Verfassung über den Haufen, setzte eine einzige untheilbare Republik an ihre Stelle, verwandelte die bisherigen souveränen Staaten in Departamientos, machte sich selbst zum obersten Chef der Regierung des Landes und herrschte als Dictator, was Texas und später (1841) Yucatan veranlaßte, sich loszureißen. Vergebliche Versuche wurden gemacht, diese wieder zu unterwerfen. Die Einverleibung von Texas in die nordamerikanische Union ward selbst Veranlassung zu einem Kriege, welcher mit der Abtretung von Texas, Californien und Neu-Mexico endigte. Im Jahre 1838 hatten unterdessen Zwistigkeiten mit Frankreich zu einem kurzen Kriege geführt. Dazu kommen die unaufhörlichen Kämpfe der Föderalisten (Demokraten) mit den Centralisten oder der gegenwärtig herrschenden aristokratisch-kirchlichen Partei, so daß bis jetzt fast beständige Bürgerkriege den Staat in hohem Grade zerrüttet und in den traurigsten Verfall gebracht haben.

Mexico, denn so, und nicht mehr Neu-Spanien, nennt die jetzige Regierung das Land, wird begrenzt: im N. von den Vereinigten Freistaaten; im W. und S. vom großen Ocean, welcher hier den Meerbusen von Californien oder das rothe Meer (Mar Bermejo) bildet; im SO. von Guatemala, und im O. von dem mexicanischen Meerbusen, dessen südlichster Theil den Meerbusen von Vera-Cruz und die große Campeche-Bai bildet, und von den Vereinigten Staaten (Texas). Es umfaßt mit den von freien Indianern bewohnten wüsten Gegenden im N. 33500 (nach Anderen 40000) □M. Das Gebiet des mexicanischen Staates erstreckt sich, nach Abtretung der soeben erwähnten Provinzen, noch immer vom 15.° bis zum 32.° n. Br. Doch fehlt noch viel, daß die nördlichen Gegenden ganz von Weißen besetzt wären, vielmehr hausen noch in einem bedeutenden Theile derselben, namentlich in Sonora, vollkommen freie Indianerstämme. Die Küste am mexicanischen Meerbusen ist fast überall mit Lagunen und davor liegenden Sanddünen besetzt, welche die Annäherung großer Schiffe hindern; überhaupt will man eine starke Versandung dieser Küste und eine Abnahme des Meeres bemerken. Auch die Westküste hat nur wenig gute Häfen. Mexico besitzt weder viele noch große Flüsse; die ansehnlichsten entspringen auf dem Plateau von Neu-Mexico, der Rio del Norte ist jetzt nur noch Grenzfluß gegen Texas und der Rio Colorado del Occidente, der sich in den Golf von Californien ergießt, liegt jetzt schon außerhalb des Gebiets. Außer diesen uns schon bekannten Gewässern hat Mexico mehrere bedeutende Binnenseen, wovon der Chapála (tschapala), 57 □M. groß, im Staate Xalisco der größte, die kleineren im Thale von Mexico die bekanntesten sind; viele größere, aber fast gänzlich unbekannte, salzhaltige, finden sich in dem noch wenig besuchten nördlichsten Theile des Landes. Das Innere von Mexico bildet ein sehr hohes Plateau, die Hochebene von Anahuak, von 6000′ bis über 8000′ mit geringen

Unterbrechungen; auf demselben erheben sich, besonders in der Gegend der Stadt Mexico, bedeutende Schneeberge, welche Vulcane sind und wovon einige über 16000′ Höhe erreichen; ihre Ausbrüche sind selten, der letzte fand 1759 statt, wo ein Berg, der Vulcan von Jorullo, 3700′ hoch, entstand. Im nördlichen Theile nehmen die Cordilleren wieder mehr Kettengestalt an; zwischen ihnen liegen die hohen Plateauflächen von Durango und Sonora. Die Abfälle der Hochebene nach den Küsten sind nach beiden Seiten anfänglich sehr milde, so daß die ganze Ebene der Anlage von Straßen kein Hinderniß bietet; dann aber fallen sie in mehreren sehr steilen Terrassen nach der Küstenebene herab, wodurch das Land von dieser aus schwer zugänglich wird und die Anlage von fahrbaren Straßen große Schwierigkeiten fände; beide Küsten sind zum Theil sandig, sumpfig und sehr ungesund. Die Hochebene hat nur Wald an den Hügeln und Bergen, übrigens ist sie fast baumlos, an vielen Stellen dürr, mit geringer Vegetation; nur die Thäler und die Abhänge nach den Küsten bieten die trefflichste Vegetation dar. Hierauf gründet sich auch die alte Eintheilung des Bodens in **tierras calientes** (heiße Länder), an den Küsten, bis 8—900′ über dem Meere; **t. templadas** (gemäßigte), an den Abhängen, bis 4—5000′ Höhe, und **t. frias** (kalte), auf der Hochebene, welche in der That ein für ihre Lage strenges Klima hat; über den 30. Grad hinaus hat man im Winter schon wirkliche Kälte. In der Stadt Mexico fällt das Thermometer fast nie auf den Gefrierpunkt, und die Hitze steigt nicht leicht über 24°. Die Regenzeit dauert daselbst von der Mitte Mai bis Ende September; die übrigen Monate sind überaus heiter, aber die große Verdünnung der Atmosphäre in solcher Höhe (über 7000′) bringt häufige Brustübel hervor. Die nördlichen Hochländer leiden an großer Trockenheit. Orkane an den Küsten und Erdbeben sind sehr gewöhnliche Erscheinungen.

Producte.

Das Plateau von Anahuac hat im Allgemeinen außerordentlich fruchtbaren Boden; nördlicher trifft man dagegen viele öde Gegenden, zum Theil periodisch trockene Savannen und im Ganzen wenig anbaufähiges Land. — Aus der sehr großen Zahl von Producten aller Art, woran Mexico reich ist, wählen wir nur diejenigen, welche diesem Lande vorzugsweise eigenthümlich sind. Dahin gehören an Thieren, außer einer Menge Affenarten, Beutelthieren, der Tapir, das Faulthier, mehrere Gürtelthiere, Alligatoren oder Krokodile, Schildkröten, Schlangen, mehrere schöne leuchtende Käfer, vorzüglich aber die Cochenille, **Coccus cacti**, eine Art von Schildläusen, welche am Besten auf dem Nopal, **Cactus Opuntia**, aber auch auf anderen Cactus-Arten gedeiht. Die Pflege dieses Insects, welches die bekannte schöne rothe Farbe liefert, wird mit großer Sorgfalt betrieben; man streut den sogenannten Samen auf die Pflanzen und hält drei Ernten alle Jahre; die abgenommenen Thiere werden in heißem

Wasser oder in der Sonne getödtet. Im Staate Oaxaca wird diese Cultur am Meisten betrieben. Der Meerbusen von Californien liefert Perlen. — Unter den aus Europa eingeführten Thieren nimmt das Pferd den ersten Rang ein. Die mexicanischen Pferde sind ausgezeichnet an Kraft, Dauer, Gelehrigkeit; man bedient sich ihrer fast nur zum Reiten, statt der Zugpferde werden meistens Maulthiere gebraucht. — Die Terrassengestalt in dieser Zone bewirkt, daß in diesem Lande sowohl nordische Culturgewächse als tropische Nahrungspflanzen gezogen werden, und Landbau ist eine der wichtigsten Beschäftigungen der Einwohner. An Pflanzen ist die Vanille, eine Schlingpflanze, deren Schoten das bekannnte Gewürz abgeben, in Mexico einheimisch; die beste wird an den östlichen Abhängen der Gebirge gezogen; sie findet sich aber auch wildwachsend. Ferner der Cacao, dessen Anbau jetzt vernachlässigt wird, aber schon zu den Zeiten der Azteken bekannt war, welche ein der Chocolade ähnliches Getränk daraus bereiteten; auch ist dieser Name mexicanischen Ursprungs. An Medicinalpflanzen bringt Mexico die Sassaparille und Jalappe hervor. Die Wälder liefern mehrere edle Holzarten, namentlich das Mahagoni- und das Campeche-Holz. Vor der Ankunft der Europäer bauten die Mexicaner schon den Mais und die Kartoffeln. Ebenso kannten die Mexicaner schon den Anbau der Banane oder des Pisang und des Manioc, einer Wurzel, deren mehlartige Substanz, nachdem ihr giftiger Saft durch Auswaschen fortgeschafft worden, ein treffliches Nahrungsmittel giebt. Aus dem Safte einer Aloe (Agăve americana) oder Maguey bereiteten sie ein noch jetzt unter ihnen übliches berauschendes Getränk, Pulque genannt. Ehe die Pflanze zur Blüthe kommt, was gewöhnlich erst im 10. Jahre geschieht, schneidet man das Herz 1—2′ tief heraus. In dieser Vertiefung sammelt sich der Saft so reichlich, daß er alle Tage zwei- bis dreimal herausgeschöpft werden muß; dies geschieht während 2 bis 3 Monate, so daß eine starke Pflanze 2—3000 preußische Maß Saft giebt. Anfänglich ist dieser Saft süß, geräth aber schnell in Gährung und wird dann weniger lieblich, aber sehr berauschend. Von Wichtigkeit ist auch die Cultur des Indigo. Jetzt sind alle unsere Getreide- und Obstarten eingeführt, ebenso Zucker, Baumwolle, Taback, Flachs, Hanf, ja selbst der Oelbaum und der Weinstock, welche unter der spanischen Herrschaft nicht gepflanzt werden durften. Der Anbau des Kaffees hat sehr zugenommen. — Kein Land der Welt ist so reich an Silber als Mexico. Man zählte vor der Revolution an 3000 Gruben, und doch sind die Gebirge in einem großen Theile des Landes nur erst sehr unvollständig erforscht; die meisten Bergwerke sind in den Provinzen Guanaxuato, Zacatecas, Queretaro und Mexico. Neuerdings haben englische, amerikanische und deutsche Bergwerksgesellschaften den Bergbau auf mehreren Punkten von der Regierung in Pacht genommen, und neue außerordentlich reiche Silber- und Goldadern sind in den Sierra Madre, im N. von Zacatecas, entdeckt worden, wo sich in einer bisher unbewohnten Gegend schon mehrere tausend Menschen angesiedelt haben. Auch an unedlen Metallen ist Mexico reich; sie wurden

aber bisher fast gänzlich vernachlässigt, so daß man selbst das Eisen, obwohl es sich unendlich häufig und schön im Lande findet, aus Spanien bezog. Man schlägt trotz des gesunkenen Zustandes des Landes, die jährliche Production noch immer auf 4000 köln. Mark Gold und 2 Millionen Mark Silber an.

Einwohner.

Die Gesammtzahl aller Bewohner Mexicos möchte wohl auf 7—8 Millionen steigen. Hierunter befinden sich etwa 1½ Million Weiße, theils Chapetones oder Gachupines (gatschu—), d. h. geborne Spanier *), jetzt höchstens 10000, theils Kreolen, der wohlhabendste Theil der Bevölkerung, wovon vor der Revolution die ersteren allein zu Aemtern gelangen konnten, obgleich sie kaum $^1/_{70}$ der weißen Bevölkerung ausmachten; Farbige giebt es etwa 2½ Million; größtentheils Mestizen, d. h. Abkömmlinge von Weißen und Indianern; die Mulatten, d. h. Abkömmlinge von Weißen und Negern, sind weniger zahlreich. Außerdem unterscheidet man noch alle Abstufungen der Färbung, je nachdem mehr oder weniger europäisches Blut in einem Menschen ist, und dieser Umstand bestimmte sonst die Rangordnung. Obwohl nun diese Unterschiede jetzt gesetzlich aufgehoben sind, so ist doch die Frage, ob alle eingewurzelten Vorurtheile damit aufgehoben sein mögen. Die Weißen waren bisher fast die alleinigen Besitzer aller Reichthümer und des Grundes und Bodens. Die Zahl der ansässigen und christlichen Indianer, **Indios fideles,** beträgt etwa 4½ Million; körperlich unterscheiden sie sich wenig von ihren Brüdern in Nord-Amerika. Sie wurden bisher als Unmündige behandelt, ohne doch eigentlich Leibeigene zu sein, und ihr Loos war in der letzten Zeit erträglich. Unter ihnen giebt es noch Abkömmlinge ihrer ehemaligen Fürstenfamilien, welche noch immer Kaziken genannt und gesetzlich als Edle betrachtet wurden; sie waren gewöhnlich die Häupter der Indianer-Dörfer und unterdrückten ihre Brüder mehr als die weißen Beamten. Obgleich alle ansässigen Indianer Spanisch verstehen, so haben sie doch meist ihre alten Muttersprachen, deren es sehr viele giebt, beibehalten. Ihr Christenthum beschränkt sich fast einzig auf einen knechtischen Ceremoniendienst. Im ganzen Norden des Landes leben noch an 2- oder 300000 Indianer in ihrem ursprünglichen wilden Zustande; sie werden **Indios bravos** (wilde oder tapfere) genannt, sind heidnisch und erbitterte Feinde der Weißen, mit welchen sie in einem ewigen Kriege stehen. Die Zahl der Neger ist gering in Mexico; sie sind alle gesetzlich frei, da die Verfassung keine Sklaverei duldet. Die allgemeine Sprache des Landes ist die spanische, da nur Spanier bisher sich in den spanischen

*) Die Chapetones wurden zwar 1829 aus der Republik verbannt; doch ist dieser Beschluß nicht vollständig ausgeführt worden.

Colonien niederlassen durften. Die Geistlichkeit in Mexico war sehr reich und zahlreich, und nirgends vielleicht waren die Kirchen prächtiger geschmückt und die Kirchenfeste glänzender. Noch ist die katholische Religion die allein herrschende, aber die Zahl der Klöster und Geistlichen hat schon bedeutend abgenommen. Für den öffentlichen Unterricht ist noch höchst unvollkommen gesorgt.

Verfassung.

Bis 1821 wurde Neu-Spanien von einem Vicekönig regiert, dem ein Rathscollegium zur Seite stand, und das Reich war in 12 Intendanturen und 3 Provinzen abgetheilt. Letztere waren: Neu-Mexico, Alt- und Neu-Californien; die Intendanturen hießen: Mexico, Puebla, Oaxaca, Guadalaxara, Guanaxuato, Valladolid, Zacatecas, Merida, Vera Cruz, San Luis de Potosi, Sonora und Neu-Biscaya. Seit 1823 ist eine andere Eintheilung und Verfassung entstanden, welche im Wesentlichen nach dem Muster der nordamerikanischen gebildet ist. Das Ganze besteht aus 29 unabhängigen, zu einer politischen Einheit verbundenen Staaten. Diese Staaten, welche später in Departamientos (Provinzen) umgewandelt wurden, sind theils die alten Intendanturen, theils haben sie sich neu gebildet oder wenigstens andere Namen, gewöhnlich die alten indianischen, angenommen. Sie heißen jetzt: 1) Mexico, welcher Staat auch den Föderaldistrict der Bundesstadt Mexico umschließt und allein über $1/5$ der Gesammtbevölkerung enthält, 2) Queretaro (kere—), 3) Guanaxuato (—chuato), 4) Mechoacan (—tschoakan), 5) Xalisco (chalisko), 6) Sonora, 7) Cinaloa, 8) Chihuahua (tschi—), 9) Durango, 10) Cohahuila, 11) Tamaulipas, 12) Nuevo (Neu-) Leon, 13) Zacatecas, 14) San Luis Potosi, 15) Vera Cruz, 16) Tabasco, 17) Chiapas (tschiapas), 18) Oaxaca (oachaka), 19) Puebla de los Angelos, 20) Aguascalientes, 21) Guerrero, 22) Yucatan, 23) Tehuantepec, 24) Sierra Gorda, 25) Isla del Carmen, 26) Unter-Californien, 27) der kleine Föderaldistrict. Dazu kommen noch die zwei Gebiete: 28) Tlascala, im Staate Puebla, 29) Colima, im Staate Xalisco. Das Ganze oder die Republik Mexico ist aber noch zu neu, die Grenzen, ja selbst der Bestand dieser Staaten bei den gegenwärtig noch schwebenden politischen Verhältnissen zu unsicher, als daß wir sie topographisch im Einzelnen betrachten könnten. Aus allen diesen Staaten werden nach ähnlichen Grundsätzen wie in Nord-Amerika Abgeordnete (von 70000 ein Deputirter, außerdem werden 60 von den Beamten, Geistlichen 2c. gewählt) gesendet, welche theils zu einem Hause der Repräsentanten, theils zu einem Senate zusammentreten; beide mit einander bilden den Congreß oder die gesetzgebende Macht; an der Spitze steht ein auf 4 Jahre erwählter Präsident. Die katholische Religion ist bis jetzt zwar als die einzige Staatsreligion anerkannt; doch ist den Protestanten freie Ausübung des Gottesdienstes

gestattet. Die Gewerbe stehen noch ganz in der Kindheit. Von der Beschaffenheit der Land- und Seemacht (letztere ist ganz ohne Bedeutung) läßt sich noch wenig Zuverlässiges sagen; beide aber, sowie auch der Zustand der Finanzen, müssen wohl in traurigem Zustande sein, da politische Umwälzungen bis jetzt fast nicht aufgehört haben, der Handel *) fast ganz darnieder liegt, Landstraßen fast gar nicht vorhanden sind, die Bergwerke nur kaum erst anfangen, sich wieder zu erholen, und der junge Staat, besonders durch die Kriege in der neuesten Zeit geschwächt, schon von einer Schuldenlast von vielleicht gegen **100** Millionen Thaler gedrückt wird. Bei diesem Zustande der Dinge müssen wir uns begnügen, die wichtigsten Städte anzugeben, vorläufig aber noch bemerken, daß fast aller Anbau und bei Weitem der größte Theil der Bevölkerung auf die Gegenden zwischen **17°** und **25°** n. Br. zusammengedrängt sind.

Topographie.

Fast in gleicher Entfernung von beiden Meeren und den beiden Haupthäfen des Landes, **51** M. von Vera Cruz und **36** M. von Acapulco, liegt die Hauptstadt Mexico, unter **19° 26′**, **7000′** hoch über dem Meere, in einem schönen, **85** □M. großen Thale, das Thal von Mexico oder Tenochtitlan genannt, welches von einigen der höchsten Schneeberge und Vulcane dieser Gegend, dem Popocatepetl und dem Iztaccihuatl, umgeben und von vier Seen bewässert wird. Diese Seen sind: der Tezcuco im NO. der Stadt, mit untrinkbarem, salzigem Wasser; er hat sehr an Umfang abgenommen und hält nur noch **4** □M.; der Xochimilco (chotschi—), nur durch einen Damm vom See Chalco (tschal—) getrennt, beide südöstlich von der Stadt; der San Christoval und der Zumpango im Norden. Alle diese Seen ergossen sich ehemals zur Regenzeit in den Tezcuco, welcher dann austrat und die Stadt, welche kaum **4′** über dem Wasserspiegel des Sees liegt, bedrohte. Seit **1609** hat man durch einen riesenhaften unterirdischen Canal, welchen man später in einen offenen Graben verwandelte, dem nördlichsten See, dem von Zumpango, einen Abfluß in das Thal von Tula und somit in's atlantische Meer verschafft, ohne sich doch gegen die Ueberschwemmungen des Tezcuco zu sichern. Das alte Tenochtitlan, die Residenz der Azteken, welche Cortez **1521** zerstörte, lag zwar genau auf derselben Stelle, wo jetzt Mexico steht, hatte aber einen weit größern Umfang; auch bespülte der Tezcuco ihre Mauern, welcher sich jetzt $^1/_8$ M. davon zurückgezogen hat, so daß Mexico, sonst eine Art Insel, jetzt ganz auf dem festen Lande liegt; noch sieht man mehrere der alten Dämme, welche sie gegen Ueberschwemmungen schützten und jetzt zu Landstraßen die-

---

*) $^9/_{10}$ der gesammten Ausfuhr bestehen trotz des Productenreichthums allein in edlen Metallen.

nen, und viele Ruinen zeigen den großen Umfang der alten Stadt. Wegen des lockern Bodens sind alle Gebäude auf Pfählen gebaut. Mexico ist bis jetzt die größte und schönste Stadt in Mittel-Amerika und kann sich an Regelmäßigkeit und Pracht mit den größten europäischen Städten messen. Sie bildet ein großes, regelmäßiges, von einer Mauer umgebenes Viereck und wird von mehreren die Seen verbindenden Canälen durchschnitten. Zwei Wasserleitungen führen ihr gutes Quellwasser zu. Ihre Straßen sind gerade, breit, gut gepflastert und erleuchtet, die Häuser wegen der Erdbeben niedrig. Mehrere schöne Plätze sind mit Springbrunnen verziert, der Plaza mayor mit der Statue Carls **IV.** ist der bedeutendste, und die ganze Stadt ist mit angenehmen Spaziergängen umgeben; unter diesen ist der beliebteste die **Alameda** im **W.** der Stadt, ein großer, von Alleen durchschnittener, mit Springbrunnen und Blumenbeeten geschmückter Raum, in welchem sich täglich die schöne Welt von Mexico zu Pferde und zu Wagen, fast nie zu Fuß, zu gewissen Stunden umhertreibt. Unter den Gebäuden zeichnet sich der große Palast des ehemaligen Vicekönigs, jetzt **Palacio nacional** und Sitz des Präsidenten, des höchsten Gerichtshofes und mehrerer Behörden, des Erzbischofs, die Münze, das alte Inquisitionsgebäude und die gothische Kathedrale aus, welche an silbernen und goldenen Statuen und Verzierungen wohl alle Kirchen der Welt übertrifft. Außerdem hat Mexico eine Universität mit einer öffentlichen Bibliothek, eine Kunstakademie, ein Gymnasium, Schulen für Indianer, ein an mexicanischen Alterthümern reiches Nationalmuseum, eine Bergschule, viele Kirchen, ehemals über **100**, jetzt etwa **33** Klöster und **13** Hospitäler; aber leider Vieles jetzt im höchsten Verfall. Die Zahl der Einwohner beträgt wahrscheinlich über **170000.** Unter den Stadtbewohnern befinden sich aber wohl **20000** vollkommen eigenthumslose, wahre Lazaroni, hier **Leperos** genannt. Man findet hier alle Gewerbe und Künste wie in Europa, ein Theater, sogar die Stiergefechte sind hierher verpflanzt und werden ebenso leidenschaftlich wie in Spanien betrieben. Mexico ist der Mittelpunkt des Handels für das ganze Land, wozu es durch seine Lage im Mittelpunkt und zwischen den beiden Haupthäfen des Landes auch vorzüglich geeignet ist; man rechnet täglich **30—40000** beladene Maulthiere, welche kommen und abgehen, da der Landtransport wegen der steilen Abhänge nach den Küsten vorzüglich auf diese Weise geschieht. Einen besondern Reiz verleihen der Gegend um Mexico die Chinampas (tschin—) oder sogenannten schwimmenden Gärten auf den Seen. Sie bestehen aus Flößen, worauf Erde gebracht worden, und sind meist mit den schönsten Blumen und den feinsten Gemüsen bepflanzt und wurden sonst vom Winde bald hier-, bald dorthin getrieben. — Bei dem Dorfe S. Bartolomeo findet man noch Reste zweier Pyramiden aus den Zeiten der Azteken, die größte ist **171'** hoch; sie sind in 4 Terrassen getheilt und eine Treppe führt hinauf. Besser erhalten, von polirten Porphyrquadern erbaut und mit Sculpturen bedeckt, ist eine andere Pyramide bei Papantla, in der Gegend von Vera Cruz. Diese und andere ähnliche waren **Teocalli's**

oder Gotteshäuser, deren Structur beweist, daß ihre Erbauer die Sonne verehrten, daß die Spitzen der Pyramiden mit Tempeln bedeckt waren und daß die Priester das Innere der Pyramiden bewohnten. An der Stelle jener Tempel stehen jetzt hier und da katholische Kirchen. — Die Berge von Tezcuco, östlich von Mexico, enthalten zahlreiche Reste alter Gebäude und Städte. Westlich von der Hauptstadt liegt in der Nähe des danach benannten hohen Vulcans Toluco, mit 12000 Einw.

Acapulco, am großen Ocean, mit dem einzigen guten Hafen auf dieser Seite. Die Stadt ist klein, befestigt und hat nur etwa 3000 Einwohner, da die Hitze hier unmäßig und die Luft äußerst ungesund ist. Von hier ging jährlich ein Schiff nach den Philippinen und Ostindien, und dessen Rückkehr bevölkerte den Ort auf kurze Zeit mit Kaufleuten.

Vera Cruz (kruß), Hauptort des gleichnamigen Staates, unter 19° 12′ Br., am mexicanischen Meerbusen, und zwar der einzige Hafen auf dieser Seite, der noch obenein nur eine Rhede und so schlecht ist, daß nur im Sommer und auch dann nicht ohne Gefahr größere Schiffe sich nahen dürfen. Die Stadt liegt an einer dürren ungesunden Sandküste, welche hier überall etwa 3 bis 6 M. breit, voller Sümpfe und wenig bewohnt ist; nur im November, December und Januar ist der Aufenthalt gefahrlos. Dennoch, da sie die einzige Stadt ist, die mit Europa handelt, hatte sie vor der Revolution über 18000 Einw., welche Zahl aber jetzt auf die Hälfte gesunken sein soll. Dicht vor ihr liegt auf einer Insel die Festuug S. Juan de Ulloa, in welcher sich die Spanier bis 1825 behaupteten; 1838 ward sie von den Franzosen, 1844 von den Truppen der Vereinigten Freistaaten erobert. Vera Cruz liegt nahe bei der Stelle, wo Cortez 1519 zuerst landete. Nordwestlich davon und noch über 4000′ hoch liegt die ansehnliche und gesundere Stadt Xalapa, mit 15000 E., von welcher die Jalappen-Wurzel ihren Namen hat. Hier ist der Hauptstapelplatz für die Ausfuhr und eine sehr besuchte Messe wird abgehalten. Nördlich von Vera Cruz liegt der jetzt rasch aufblühende Handelsort Tampico, vielleicht schon mit 10000 Einw. und einer ziemlich guten, jetzt stark besuchten Rhede. Fast alle europäischen Waaren gehen über diese beiden Häfen in's Innere des Landes. An der Mündung des Tampico-Flusses liegen eigentlich drei Orte gleiches Namens, Tampico de Tamaulipas, auf dem linken Ufer, jetzt die bedeutendste; Pueblo viejo de Tampico, am rechten Ufer, und ½ M. weiter südlich das fast ganz verlassene Tampico el alto. — Südwestlich von Vera Cruz liegt Orizaba, mit 16000 Einw., welche viel Taback bauen. — Bei Tabasco, am Golf von Vera Cruz, lieferte Cortez die erste Schlacht. — Nördlich von Tampico liegt die Hauptstadt des Staates Tamaulipas, Vittoria oder Nuevo-Santardór, mit 12000 E., und nahe der Mündung des Rio Bravo auf der Grenze mit Texas Matamoros, mit 10000 Einw.

Andere bedeutende Oerter im Innern sind:

Puebla, gewöhnlich mit dem Zusatz de los Angelos (der Engel), auf der Straße von Mexico nach Vera Cruz, Hauptort des gleichnamigen Staates, 6750′ hoch, eine gut gebaute, reiche Stadt mit 72000 Einw., welche außer dem Handel sich viel mit Gewerben abgeben. Die alte Stadt Tlascala, zur Zeit der Eroberung eine Art Republik, die den aztekischen Königen feindlich gegenüberstand und sich zuerst den Spaniern befreundete, ist so sehr von ihrer ehemaligen Größe (100000 Einw.) herabgekommen, daß sie kaum noch 4000 E. zählt, welche aber das Vorrecht haben, ihre eigenen indianischen Magistratspersonen zu wählen. — Oaxaca, in einem reizenden Klima und von schönen Gärten umgeben, ist der Hauptort für den Cochenille- und Chocoladen-Handel und hat über 25000 Einw. Beim Dorfe Mitla, von 2000 Indianern bewohnt, etwa 6 Meilen von Oaxaca, liegen mächtige Ruinen von 3 bis 4 Palästen oder Tempeln und einem Teocalli der Azteken; die Wände sind von schönen Quadern und mit herrlichen Mosaiken verziert. Der Ort scheint ein Hauptpunkt für den alten mexicanischen Götzendienst gewesen zu sein. Jetzt ist eine schöne Kirche mitten in den Ruinen, zum Theil mit den Steinen derselben, erbaut. In demselben Staate Oaxaca liegt nahe an der Küste des großen Oceans Tehuantepec, mit 14000 E. und einem schlechten Hafen. — Morelia, sonst Valladolid, Hauptort des Staates Mechoacan, auf dem westlichen Theile des Plateaus, mit etwa 25000 Einw. und einer schönen Wasserleitung. — Guadalaxāra, Hauptort des Staates Xalisco, eine schön gebaute Stadt mit großen Plätzen und etwa 56000 Einw.; in der Gegend befinden sich viele Silbergruben. Westlich davon liegt S. Blas, einer der besten Häfen Mexicos am stillen Ocean. Südlich Colima, Hauptort des gleichnamigen Gebiets, nahe dem Vulcan Colima, mit 31000 E. — Guanaxuato, im Staate gleiches Namens, mit einem Gymnasium, die reichste Bergwerksstadt in Mexico, in deren Nähe sich sehr wichtige Silbergruben befinden; auch wird etwas Gold, Blei und Kupfer gewonnen; die Stadt hat über 30000, mit den Vorstädten und wenn man die Bergleute mitrechnet, wohl über 48000 E. — Querétaro, Hauptort des gleichnamigen Staates, in einem reichen Thale auf der Hochebene; sie hat 29000 E., eine sehr reiche Kirche, bedeutende Leder-, Tuch- und Baumwollenfabriken und wichtige Bergwerke in der Nähe. Zimapan, mit 9000 E., ist wegen seiner Silbergruben berühmt. — San Luis Pótosi, im Staate gleiches Namens, am östlichen Abhange des Plateaus in einer so reichen Bergwerksgegend, daß man dem Orte den Zunamen Potosi (von der gleichnamigen Stadt in Peru) gab; doch sind die Gruben schon sehr erschöpft und liefern jetzt viel weniger als die von Guanaxuato. Die Stadt hat 40000 E. und ein Gymnasium. — Zacatecas, Hauptstadt eines Staates, welcher zwar wegen der großen Höhe des Bodens und des Mangels an Bewässerung zu den unfruchtbarsten gehört, dagegen aber die reichsten Silbergruben viel-

leicht von ganz Amerika enthält. Die Stadt liegt in einem schmalen Thale, über 6500′ hoch, und hat an 25000 Einw. Südlich davon Aguas-Calientes, mit 35000 E. und heißen Mineralquellen. — In dem nördlichsten Theile der großen Bergebene liegen: Durango, Hauptort eines Staates; über 6000′ hoch, ist er von Weideländern umgeben und hat an 23000 E. Eine Plage des Orts sind die unbeschreiblich zahlreichen und sehr giftigen Scorpione. — Leona Vicario oder Saltillo, die Hauptstadt von Cochatuila, zählt 20000 Einw. — Monterey, die Hauptstadt im Staate Neu-Leon, an einem Arm des Tigre-Flusses mit 13000 Einw.; in der Umgegend finden sich sehr reiche Bergwerke. Chihuahua, Hauptstadt eines Staates, liegt in einem reichen Bergwerksreviere östlich von der Sierra Verde und hat reizende Spaziergänge und 14000 Einw.

Der Staat Chiapas (tsch—), welcher früher zu Guatemala gehörte und sich 1825 der mexicanischen Union angeschlossen hat, vielleicht jetzt aber mit Yucatan verbunden ist, enthält 906 □M. und 144000 Einw. In demselben entdeckte man 1787, unweit dem Indianerdorfe S. Domingo de Palenque, mitten in Wäldern die sehr bedeutenden Ueberbleibsel einer Stadt, Culiacan oder Palenque, die merkwürdigsten in der neuen Welt, welche mehrere Meilen Ausdehnung längs eines Bergzuges gehabt zu haben scheint. Noch stehen weitläufige Mauern von Tempeln, Palästen, Ruinen von Thürmen, Befestigungen, Pyramiden, Grabmälern, Brücken, Wasserleitungen, und was das Merkwürdigste ist, die Wände sind zum Theil mit halb erhabenen Arbeiten, Abbildungen von Menschen einer ganz andern Race als die jetzigen Indianer, und mit wahren Hieroglyphen bedeckt, welche oft eine überraschende Aehnlichkeit mit ägyptischen Kunstwerken zeigen. Alles scheint zu beweisen, daß diese Trümmer einem schon lange vor der Ankunft der Spanier untergegangenen Volke, das bedeutende Fortschritte in Architektur, Sculptur und Malerei gemacht, angehören.

Endlich gehört noch zu Mexico die Gruppe der Revilla Gigedo-Inseln in Austral-Ocean, unter 19° n. Br. Sie bestehen aus 3 Eilanden, welche fast nur nackte Felsen und nur wegen des Robbenschlags wichtig sind.

V. Die Republik Yucatan.

Dieser Staat, welcher die Halbinsel zwischen den Golfen von Campeche und Honduras einnimmt und unter der Herrschaft der Spanier die östlichste Provinz des Vicekönigreichs Neu-Spanien bildete, gehörte eine kurze Zeit dem mexicanischen Staatenbunde an, erklärte sich aber in Folge beständiger Zwistigkeiten mit der Centralregierung im Jahre 1841 für unabhängig. Ihm soll sich der Staat Chiapas angeschlossen haben. Yucatán grenzt gegen W. an Tabasco, gegen S. an Guatemala und die britische Colonie Balize, wo der Rio Hondo die Grenze bildet. Sein Gebiet beträgt 2500 □M., worauf ½ Million Einwohner, fast ausschließlich Indianer und nur 20000 Kreolen, leben mögen. Die Indianer sind größtentheils zum Christenthum bekehrt, besonders durch die Bemühungen des Las Casas, Bischofs zu Chiapas († 1566), und haben von jeher ihren Sinn für Unabhängigkeit bewiesen. Fast nur die westliche Küste, an der Campeche-Bai, welche auf der Grenze die große Laguna de Terminos bildet, ist angebaut. Die Gestade sind zum Theil sumpfig, von Sandbänken, Riffen und kleinen Eilanden umzogen. Das Innere erfüllt die nach N. an Höhe abnehmende Sierra de Yucatan. Die Bewässerung besteht nur in kurzen Küstenflüssen; der Boden ist im östlichen Theile sehr fruchtbar, und das Land liefert wenig Metalle, dagegen viel Honig, Wachs, und in den mächtigen Wäldern, welche fast die ganze Ostküste von dem nördlichsten Vorgebirge Cap Catoche (—tsche), unter 21½° Br., bis Guatemala bedecken, findet sich der Mahagoni- und der Campeche-Baum, mit deren Holz ein ansehnlicher Handel getrieben wird. Die Hauptstadt und der Sitz des Präsidenten, Merida, wenige Meilen von der NW.-Spitze der Halbinsel, ist regelmäßig gebaut, hat eine schöne Kathedrale und etwa 40000 E.; ihr Hafen Sizal ist nur eine seichte Rhede. Südlich und westlich davon finden sich in den dichten Wäldern zahlreiche alte Ruinen, ähnlich denen zu Palenque. An der Westküste liegt San Francisco de Campeche, ein kleiner befestigter Hafen, welcher bedeutenden Handel mit Wachs und Campecheholz treibt; südlich davon liegen die ansehnlichsten Campecheholzschlägereien des Staates.

Längs des Golfs von Honduras, welcher rings von hohen Gebirgen umgeben ist, von 16—18° n. Br., zieht sich, etwa 200 □M. groß, ganz von Riffen eingefaßt, die britische Colonie Honduras oder Balize (span. Belize) hin. Diesen District haben die Engländer wegen der oben genannten kostbaren Hölzer und des trefflichen Schiffbauholzes schon seit dem 17. Jahrhundert in Besitz genommen. Die Ansiedler, etwa 12000, meist freie Neger und nur 300 Weiße, sind fast ausschließlich mit dem Fällen und Verschiffen des Holzes beschäftigt. Die einzige Stadt, Balize, an der Mündung des in vielen Kataraken vom Hochlande herabstürzenden gleichnamigen Flusses, hat einen guten Hafen und kaum 2000 Einw.

VI. Die Staaten von Central-Amerika.

Dieser Staatenbund umfaßt den langen Isthmus, welcher Nord- und Süd-Amerika verbindet; doch hatten die östlichen Provinzen Veragua und Panamà, welche den eigentlichen schmalen Isthmus bilden, sich eine Zeit lang an Neu-Granada angeschlossen, bis sie sich 1842 wieder mit Costa Rica verbunden, so daß nun das Gebiet von Central- oder Centro-Amerika von 8° bis 17½° n. Br. und von 59½° bis 76½° w. Lg. reicht. Es grenzt im N. und O. an Yucatan und das Meer der Antillen, welches hier den großen Busen von Honduras bildet; im W. und S. an den großen Ocean und Neu-Granada, und umfaßt 9240 □M. Diese Gegenden wurden schon 1502 von Columbus entdeckt. Auch hier herrschte eine der mexicanischen ähnliche Civilisation, von welcher noch in Bauwerken sichtbare Spuren vorhanden sind. Nach der Eroberung Mexicos sandte Cortez ein kleines Heer von Spaniern und Mexicanern 1523 hierher, welches das Land bis 1548 mit geringem Widerstande in Besitz nahm; nur die tapferen Indianer von Honduras, die Moskos und die Poyais, behielten ihre Freiheit und haben sie bis auf den heutigen Tag behauptet. Das Ganze bildete eine eigene Administration unter einem General-Capitän, löste sich erst 1821 ohne Blutvergießen vom Mutterlande und nahm 1823 den Namen Vereinigte Staaten von Mittel- oder Central-Amerika an. Aber auch hier wie in Mexico führten die Zerwürfnisse zwischen Aristokraten und Demokraten vielfach Verwirrungen herbei, deren Folge zeitweise Trennungen einzelner Staaten waren, bis 1839 sogar sich die Union förmlich in die 5 Republiken Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica auflöste, die jedoch in gewissem Grade durch ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß zwischen den 4 erst genannten wieder hergestellt wurde (1842), eine Conföderation, von der gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden zu sein scheint. Jeder Staat ist völlig selbstständig und unabhängig. Mit Costa Rica verbanden sich die Provinzen Veragua und Panamà auf dem Isthmus zu einem unabhängigen Staat, der den Titel Isthmus von Panama annahm.

Das Innere des Landes bildet im Allgemeinen eine Hochebene von 3—4000′, die Fortsetzung der Andes, worauf sich wieder verschiedene Berggruppen erheben, um so höher, je weiter man nach N. geht, besonders in der Nähe der Westküste, wo die höchsten Gipfel liegen und wohl mehr als 12000′ erreichen; nach O. senden sie niedrige Landrücken. Auf dem etwa 6 M. breiten Isthmus von Panama steigt der Scheitelpunkt zwischen beiden Oceanen nur etwa 600′ über dem Meeresspiegel auf. Eine größere Tiefebene breitet sich längs der Mosquito-Küste aus. Die Küsten sind mehr ausgezackt, bilden Halbinseln, so im S. Veragua, im N. die Mosquito-Küste mit dem

Cap Gracias a Dios, und besitzen viel bessere Häfen als Mexico. Guatemala hat viele Vulcane, vorzüglich in der Gegend des Nicaragua-Sees, und leidet sehr an Erdbeben. Die Hochebene ist sehr fruchtbar und auch die Küsten sind es bei Weitem mehr als in Mexico. Das Land ist außer auf den höheren Bergebenen gut bewässert, und unzählige Flüsse, wenn auch von kurzem Laufe, fallen beiden Meeren zu. Der größte Landsee ist der von Nicaragua, 300 □M. groß, von herrlichen, 5—11000′ hohen Vulcanen umgeben; in dem See finden sich zahlreiche Inseln. Er steht im NW. mit dem See von Leon oder Managua in Verbindung und ergießt seine Gewässer ins caraibische Meer durch den bedeutenden Fluß S. Juan. Westlich ist der See nur durch einen aber zum Theil bergigen Landstrich von 3 M. Breite vom stillen Ocean getrennt, und hier könnte mit Hülfe des kleinen nach Westen fließenden Flusses Perdido vielleicht am Besten die unendlich wichtige Verbindung beider Oceane bewerkstelligt werden, durch welche nicht nur der Weg von Europa nach Asien bedeutend abgekürzt, sondern auch die gefährliche Fahrt um Süd-Amerikas Südspitze vermieden würde *). — Das Klima auf der Hochebene ist gemäßigt und angenehm, und selbst an den Küsten, obgleich sehr heiß, doch nicht so ungesund wie die mexicanischen Küsten. Man kennt hier nur zwei Jahreszeiten, die Regenzeit, vorzüglich im October, von Stürmen, Ungewittern und Erdbeben begleitet, und die trockene, vom November bis Mai, wo aber an der Küste starker Nachtthau fällt, während die Hochebene als dürre, verbrannte Wüste erscheint. Die Nächte sind von unbeschreiblicher Schönheit. — Die Producte sind ganz dieselben, wie die von Mexico, überhaupt die der Tropenländer. Auf der Hochebene findet Ackerbau, auf den Abhän-

---

*) Eine Verbindung des großen Oceans mit dem atlantischen durch einen Canal ist an folgenden Stellen in Vorschlag gebracht worden: 1) zwischen Tehuantepec und dem Rio Goasacoalco; 2) die oben erwähnte auf der Landenge von Nicaragua durch Verbindung des Sees und des Rio S. Juan mit dem großen Ocean; 3) auf der Landenge von Panama durch Verbindung der Südsee mit dem Rio Chagres oder etwas östlich davon; 4) südlich vom Golf von Darien an mehreren Stellen, wie durch die Verbindung des Atrato mit dem S. Juan. — Die beiden zuerst genannten Projecte, um Wasserstraßen zu erhalten, scheinen sich am Meisten zu empfehlen. Man berechnet die Kosten für jede derselben zu 150 Mill. Franken. Durch ihre Ausführung wäre mit der Eisenbahn bei Panama eine dreifache Verbindung zwischen dem Atlantic und Pacific hergestellt und damit das dreihundertjährige Problem gelöst. — Folgende Entfernungen haben vielleicht für manchen Leser ein Interesse:

Isthmus von Tehuantepec	49½	deutsche	Meilen.
Eisenbahn von Honduras	40	=	=
Die Canalprojecte in Nicaragua:			
nach der Bai von Sulinas	33	=	=
= S. Juan del Sur	36	=	=
= Tamarinda	62½	=	=
= Realejo	69½	=	=
= dem Golf von Fonseca	63½	=	=
Panama-Eisenbahn	12⅜	=	=

gen und an den Küsten Plantagenbau statt; vorzüglich wird Indigo, Cacao, Baumwolle, Zucker (namentlich Panela, eine braune Art, die vorzüglich zur Destillation gebraucht wird) und Taback gebaut, und der hiesige Indigo gilt für den besten in Amerika. Ferner liefert das Land viel Balsam und Cochenille. Auch die Viehzucht ist bedeutend, und die Wälder liefern auch hier viel Campecheholz und den Mahagonibaum, welcher schnell wächst, oft 100′ hoch wird, aber sich immer nur vereinzelt oder doch in geringer Zahl vereinigt in den Wäldern findet. Gold und Silber finden sich zwar, doch nicht in so großer Menge, wie in Mexico.

Die Einwohnerzahl mag 2 (nach Anderen nur 1½) Millionen betragen, worunter gegen 500000 Weiße, gegen 700000 Indianer und ¾ Millionen Mischlinge; Neger sind kaum 10000 vorhanden. Die Indianer dieser Gegenden zeichnen sich durch Sanftheit, manche Fertigkeiten und Gutmüthigkeit aus. Ihr Verhältniß war vor der Revolution wie in Mexico, und es scheint nicht, als ob die neue Verfassung sie den Uebrigen völlig gleichgestellt habe. Nach den neuesten Nachrichten besteht Central-Amerika aus folgenden 5 Staaten: Guatemala mit 3060 □M. und etwa 1 Mill. Einw., meist Indianer; San Salvadór mit 308 □M. und 400000 Einw., zur Hälfte Farbige; Nicarágua mit 1677 □M. und 360000 Einw., nach der Farbe gleich getheilt; Costa-Rica mit 746 □M. und 200000 Einw. (Veragua und Panamà dazu gerechnet etwa 2000 □M. und 370000 E.), und Honduras mit 929 □M. und 360000 Einw., größtentheils Farbige. Die Verfassung der Staaten gleicht der der Vereinigten Staaten oder Mexicos; an der Spitze eines jeden steht ein Präsident. Die Sklaverei ist völlig aufgehoben. Auch hier ist die katholische Religion zwar die herrschende, aber das Gesetz duldet auch andere Religionsparteien. Nur die freien Indianer (etwa 300000) in Honduras sind noch Heiden. Der Handel war bisher ziemlich unbedeutend, da alle Producte des Landes über Mexico zur Ausfuhr gebracht werden mußten und es gänzlich an guten Landstraßen fehlte. Uebrigens ist er fast ausschließlich in den Händen der Engländer.

Der Staat Guatemala, der bedeutendste in Central-Amerika, zeichnet sich durch die höhere Bildung und Unterricht des Volks vor den übrigen aus. Die Ansiedlungen der Europäer werden begünstigt, so daß sich in den letzten Jahren Engländer in Vera Paz niedergelassen haben und am Honduras-Golf der District S. Thomas am Rio Montagua, 73 □M., an eine belgische Gesellschaft käuflich abgetreten worden ist. Die wichtigsten Städte sind: Guatemala la Nueva (die neue), unter 14⅔° Br., sonst die Hauptstadt der Union, 3 M. vom stillen Ocean, in einem schönen Thale am Flusse Vacas. Sie ist erst 1774 erbaut, aber regelmäßig und schön. Der große Marktplatz in der Mitte ist mit einem Springbrunnen verziert und von schönen Gebäuden, namentlich der Kathedrale, dem erzbischöflichen Palast u. m. a., umgeben. Die Straßen sind alle regelmäßig und breit, aber die Häuser nur einstöckig, weil die Stadt häufigen Erdbeben ausgesetzt ist; noch 1830 erlitt sie bedeutenden

Schaden. Sie hat eine Universität, die aber freilich nicht viel bedeutet. Die Einwohner, 60000, treiben mancherlei Künste und Gewerbe, vorzüglich verfertigen sie treffliche Fayence und feine Mousseline. Obgleich kein Hafen vorhanden und der Fluß nicht schiffbar, so treibt Guatemala doch sehr bedeutenden Handel mit Mexico und Vera Cruz. — Das alte Guatemala (la Vieja) liegt 5 M. weiter nach dem Innern; sie war einst eine schöne, volkreiche Stadt, litt aber Jahrhunderte lang durch Ueberschwemmungen und Erdbeben, bis endlich das Erdbeben von 1773, welches 5 Monate anhielt und den größten Theil der Stadt vernichtete, die Einwohner bestimmte, den Ort zu verlassen. Jetzt wohnen in den Trümmern etwa 2000 Indianer und andere Farbige. In der Nähe liegt, 1700′ hoch, ein anderes Alt-Guatemala (la Antigua), mit 18000 Einw. In der Nähe liegt der durch seine Wasserergüsse berühmte Volcano d'Agua, über 11600′ hoch. Die im Jahre 1848 vom Oberst Mendez entdeckten großartigen Ruinen der Stadt Tikal sind Ueberreste einer untergegangenen Cultur.

Der Staat San Salvadór ist der kleinste, aber am Dichtesten bevölkert, hat die meiste Industrie und den bedeutendsten Handel. Der Engländer Squier schätzt seine Oberfläche auf 9600 englische □M. mit 394000 Seelen. Ein Theil der Küste am stillen Ocean führt den Namen Balsam-Küste, weil die Wälder, welche hier das Hochland dicht bedecken, eine Menge des köstlichsten Balsams liefern, auch wird hier viel Indigo gebaut und etwas Eisen gewonnen. Die Hauptstadt San Salvador, eine Zeit lang die Bundeshauptstadt, ist regelmäßig gebaut, treibt wichtigen Handel und zählt 40000 (nach Anderen nur 20000) E. Sie wurde 1839 durch ein Erdbeben fast ganz zerstört; südlich davon liegt der gleichnamige Vulcan.

Der Staat Nicaragua berührt beide Weltmeere und hat im W. die Baien von Fonseca, an welcher sich der noch thätige Vulcan Cosiguina erhebt, und von Papagayo. Der Ausbruch des Cosi- oder Coseguina im Jahre 1835 übertraf an Furchtbarkeit noch den des Vesuvs, welcher Herculanum und Pompeji verschüttete. — Er ist nur schwach bevölkert; doch gehören die Indianer zu den betriebsamsten in Mittel-Amerika, und besonders werden Baumwollenweberei und Schiffbau getrieben. Die Küsten zeichnen sich durch glühende Hitze aus. Die Hauptstadt Leon, westlich vom See Managua, zählt etwa 25000 (nach Anderen 50000) Einw. und besitzt eine sogenannte Universität. Am nordwestlichen Ufer des Nicaragua-Sees, am Fuße des Vulcans Mombacha, liegt Granáda, mit 14000 Einw. Ebenfalls am Westufer dieses Sees, der davon seinen Namen hat, liegt Nicaragua, mit 10000 E., welche wegen ihrer künstlichen Flechtwerke berühmt sind. Nach neueren Reisebeschreibungen hat Nicaragua die prachtvollsten Landstriche, wahre Hesperidengärten, die freilich, wegen der Verwüstungen durch Vulcane, oft wunderbar schnell, wie z. B. in der Landschaft Nindiri, mit schauerlichen Wildnissen und Einöden abwechseln.

Der Staat Costa-Rica oder die Republik Isthmus von

Panama hat sehr zerrissene Küsten und eine Menge tief einschneidender Buchten, so im W. die Golfe von Nicoya, von Panamá, wo im Archipelago de las Perlas berühmte Perlfischerei getrieben wird; im O. auf der Grenze mit Neu-Granada den Golf von Darien. Die Gestade sind felsig oder sandig und besonders ungesund am Antillen-Meere. Der Haupttheil des Landes ist ein Tafelland mit hohen Gipfeln, dem Chiriqui-Pik, 10500′ hoch, dem Blanco-Pik, 11000′ hoch, dem Irazu, 12000′ hoch, von dessen Gipfel man beide Oceane erschaut. Der Handel hat in neuerer Zeit sehr zugenommen. Die Hauptstadt San José ist schön gebaut und zählt 30000 Einw. Der ehemalige Hauptort Cartago, 17 M. von der Südsee, ist fast ebenso groß und hat 20000 Einw. Beide liegen auf der höchsten Stufe des Hochlandes, die sich etwa 4500′ über dem Ocean erhebt. — Die beiden sonst zu Guatemala gehörigen Provinzen Veragua und Panamá, welche unter dem Namen Ystmo eine Zeit lang sich an Neu-Granada angeschlossen, dann aber wieder mit Costa-Rica verbunden haben, nehmen den schmalsten Theil des großen Isthmus von Panama oder Darien ein. In der neuesten Zeit hat sich der Isthmus von Panama von Neu-Granada factisch getrennt und hat eine selbstständige Regierung eingesetzt (1855). Der Boden ist zwar fruchtbar, allein die Luft, für Fremde wenigstens, höchst ungesund. Die günstige Lage zum Handel, wo zwei Weltmeere sich fast berühren, hat großartige Unternehmungen hervorgerufen. Eine Eisenbahn von Aspinwall nach Panama ist fertig. (Die Erbauung eines mit großen Schiffen befahrbaren Canals durch den Isthmus von Panama ist bis jetzt Project geblieben. Man hat dafür verschiedene Linien in Vorschlag gebracht; die günstigste, wahrscheinlich einzig mögliche, scheint die zwischen Panama und Colon oder Chagres zu sein.) Dadurch ist auch die Anlage zweier wichtigen Handelsplätze herbeigeführt worden. Es sind dies: Puerto Velo oder P. Bello, am Antillen-Meere, mit einem, wie der Name sagt, trefflichen Hafen, aber so ungesund, daß man ihn das Grab der Europäer nennt und die Bevölkerung kaum 1000 Seelen beträgt. Wichtiger ist Panamá, am stillen Meere, ohne eigentlichen Hafen, in einer ebenfalls ungesunden Gegend. Sie hat zwar einige prächtige Gebäude, ist aber im Ganzen weit schlechter gebaut, als sonst die spanischen Städte zu sein pflegen, ist befestigt und zählt vielleicht 15000 Einw. Zur Zeit der spanischen Herrschaft war sie ein höchst wichtiger Handelsplatz; doch ist der Handel in beiden Städten jetzt tief gesunken.

Endlich haben wir noch den Staat Honduras, welcher sich an dem gleichnamigen Golf des caribischen Meeres ausbreitet, aber nicht wie die vorgenannten bis an's Gestade der Südsee reicht, zu betrachten. Das innere Hochland fällt zur Küste in Terrassen ab, doch erheben sich noch dicht an der Nordküste Berge von 6500 bis 7000′ Höhe. Der größte Theil des Landes, welches ein heißfeuchtes Klima besitzt, ist von dichten Wäldern bedeckt, welche einen unerschöpflichen Reichthum an Hölzern darbieten; auch wird fleißig Bergbau

auf Gold, Silber ꝛc. getrieben. Die Hauptstadt Comayagua soll 18000 Einw. haben, welche meist vom Bergbau leben. An der Nordküste liegt der bequeme von drei Forts vertheidigte Hafen Truxillo; doch ist die Gegend in hohem Grade ungesund; westlich davon liegt der kleine, aber wichtige Hafen Omoa. Im Innern, nahe der Grenze von Guatemala, finden sich beim Dorfe Copan, am Flusse gleiches Namens, die sehr ausgedehnten Ruinen einer Indianerstadt, worunter sich ein Tempel und 4 noch stehende Obelisken auszeichnen. Der Tempel ist 250 Ellen lang und 200 breit; die Obelisken nur 10—11′ hoch, aber mit menschlichen Figuren in Basreliefs und mit Hieroglyphen bedeckt; viele andere Obelisken sind umgestürzt. Diese Stadt wurde erst 1530 von den Spaniern erobert und zerstört und nachher ganz vergessen, so daß sie erst jetzt wieder entdeckt worden ist.

Die Nordostküste, welche einen mächtigen Vorsprung bildet, ist größtentheils in den Händen der **Indios bravos** oder unabhängigen Indianer. Ihr Gebiet bildet ein Dreieck von Cap Honduras, über C. Gracias a Dios bis zur Mündung des Blewfield-Flusses. Das Ganze ist ein großer Wald, von schönen Flüssen durchschnitten, der Boden äußerst fruchtbar und das Klima mild und gesund. Die edelsten Holzarten, Campeche-, Mahagoni-, Cedern-, Eisenholz u. a., finden sich im Ueberfluß. Die Ostküste ist ein einförmiges, flaches, waldiges Tiefland, voll Lagunen und mit Inseln besäet. Ein Indianerstamm, die Meskitos oder Moskitos genannt (nicht aber die Insecten dieses Namens, welche gerade hier selten sind), haben diesem Lande den Namen Moskito- oder Mosquito-Küste gegeben. Die Schildkrötenfischerei bei den Inseln ist sehr bedeutend. Die Bewohner sind ganz unabhängige, meist friedfertige Indianer von verschiedenen Stämmen, wie die Moskos oder Moskitos, Poyais und Taukas, wozu noch die Sambos kommen, Mischlinge von Negern und Indianern. Sie stehen auf einer viel höhern Stufe der Cultur als alle übrigen Indianer, haben Ackerbau und Viehzucht, sind jedoch noch Heiden. Sie waren immer höchst gefährliche Nachbarn der Spanier; mit den Engländern hingegen vertragen sie sich sehr gut. Dieser halbcivilisirte Staat, welcher unter eigenen Häuptlingen steht, scheint nach englischem Beispiel eingerichtet und ist von Großbritannien in Schutz genommen und als ein unabhängiges Reich anerkannt worden, obwohl die englische Colonie von Honduras auf die Verwaltung dieser Stämme großen Einfluß ausübt und ihr Gebiet nach Süden hin längs der Küste zu erweitern strebt. Hier ist neuerlich auch eine kleine selbstständige Colonie von Preußen, Blewfield, entstanden. — Hübner giebt die Größe des Landes zu 2347 □M. und die Einwohnerzahl zu 200000 an. Die Engländer sind seit 1841 im Besitz der im mexicanischen Busen liegenden Bai-Inseln und bestehen auf der Anerkennung ihres Protectorats des Mosquito-Gebietes. — Von besonderer Wichtigkeit kann die kleine Repulik Greytown an der Mündung des San Juan werden, weil die von da ausgehende Einsenkung sich wohl am Ersten zur Anlegung des interoceanischen Canals eignet.

Die Unruhe in den Ländern Central-Amerikas ist erklärlich durch die Menge fremder Einwanderer aus aller Herren Ländern, durch ihre Vermischung mit den früheren Bewohnern und durch die Einwirkung Nord-Amerikas und Englands, welche an der Art der Gestaltung dieser Länder das höchste Interesse haben, und über die Auslegung des im Jahre 1850 abgeschlossenen Clayton-Bulwer-Vertrages in Streit gerathen sind. In demselben wurde festgesetzt, daß keine der beiden Mächte über den anzulegenden Canal ein ausschließliches Recht haben, keinen Theil von Central-Amerika (einschließlich der Mosquito-Küste) einnehmen und daß beide in Betreff der Schifffahrt und des Handels gleiche Rechte haben sollten. Dieser Vertrag ist zu einer neuen Pandorabüchse des Haders geworden. Denn ein Blick auf die Lage derselben zwischen Nord- und Süd-Amerika, wie zwischen den beiden größten Oceanen, fast in der Mitte zwischen West-Europa und Ost-Asien überzeugt von der Gewißheit, daß diesen Ländern und ihren Bewohnern die verheißungsvollste Zukunft beschieden sein wird. Auf den Ausgang der in den letzten Jahren dort stattfindenden Kämpfe zwischen Nicaragua und Costa-Rica blickten die mächtigsten Seenationen mit der höchsten Spannung. Die demokratische Partei in jenem Lande wurde von Walker, 1824 in Nashville in Tenessee geboren, unterstützt. Seine Gegner bezeichneten ihn mit seinen Schaaren als „Flibustier" (Freibeuter), seine Anhänger erblickten in ihm den „Washington für Central-Amerika". 1857 ist das Unternehmen des kühnen Abenteurers gänzlich gescheitert.

Der deutsche Reisende Dr. Scherzer hat ein sehr belehrendes interessantes Werk über die mittel-amerikanischen Freistaaten Nicaragua, Honduras und San Salvador herausgegeben, in welchem er die anziehende Frage der Auswanderung nach diesen schönen Landstrichen umständlich und vorurtheilsfrei behandelt. Er sagt: „In den Hochebenen Central-Amerikas hat der Ansiedler weder die entnervende Hitze eines nord-amerikanischen Sommers, noch die furchtbare Kälte eines nordischen Winters zu ertragen. In einem Klima von immerwährender Frühlingsmilde, auf einem Boden, der nie gedüngt zu werden braucht und gleichwohl zwei bis drei Jahresernten giebt, kann er sich das ganze Jahr hindurch ungestört einer landwirthschaftlichen Thätigkeit hingeben, ohne darum irgend einen schädlichen Einfluß auf seine Gesundheit zu besorgen. Auf den Plateaux von Costa-Rica, Honduras und Guatemala, in einer Höhe von 3—5000 Fuß über der Meeresfläche, giebt es culturbare Strecken von unermeßlicher Ausdehnung und Fruchtbarkeit, wo Millionen Ansiedler Raum und reichlich lohnende Beschäftigung finden." Nach seiner Ueberzeugung wird auch nach dem gescheiterten Raubzuge Walker's dort bald die Ordnung wieder hergestellt sein und das Sternenbanner Nord-Amerikas die Freiheit schützen.

VII. Westindien.

Unter diesem Namen versteht man die zwischen Florida und den Mündungen des Orinoco im atlantischen Ocean liegenden Inseln, welche zusammen einen Flächenraum von nahe 4700 □M. bilden. Sie erhielten diesen Namen, weil Columbus bei seiner ersten Reise nur einen nähern Weg nach Ostindien suchte, und in diesen Inseln welche er zuerst entdeckte, anfänglich die äußersten Gegenden jenes gesuchten Landes gefunden zu haben glaubte. Die Aehnlichkeit des Klimas und der Producte rechtfertigt übrigens die Benennung. Der große Archipel der westindischen Inseln erstreckt sich vom 42. bis zum 67. Grade w. Lg. und vom 10. bis 27. Grade n. Br.; er liegt also, mit geringer Ausnahme, ganz innerhalb der Wendekreise und trennt den mexicanischen Meerbusen vom atlantischen Meere. Im engern Sinne jedoch nennt man nur den Golf den mexicanischen Meerbusen, welcher westlich von Florida, Cuba und Yucatan eingeschlossen wird; den Theil des Meeres hingegen, welcher südlich von den Inseln Cuba, Jamaica rc., zwischen ihnen und dem festen Lande von Süd-Amerika liegt, nennt man das Meer der Antillen oder das caribische Meer. Diese Inseln, mit Ausnahme von Tabago und Trinidad, welche dem festen Lande von Süd-Amerika nahe liegen und ganz dessen Charakter haben, sind alle gebirgig, zum Theil vulcanisch, obgleich nur wenige ihrer Vulcane noch in Thätigkeit sind. Sie waren zur Zeit der Entdeckung alle mit den schönsten Wäldern bewachsen, welche man jetzt nur noch auf den größeren findet, und diese sind daher auch bei Weitem die fruchtbarsten und wasserreichsten; die kleineren hingegen, deren Wälder man unbesonnener Weise ausgerottet hat, leiden an Dürre und besitzen zum Theil weder Quellen noch Bäche; auch ist ihr Boden meist nur noch wenig ergiebig. Die größeren Inseln haben bedeutende Gebirgszüge; doch erreicht wohl kein Gipfel die Höhe von 8000′, denn der höchste Punkt der blauen Berge auf Jamaica hat kaum 7700′ Höhe und gilt für den Scheitelpunkt des Archipels; einige dieser Inseln, vorzüglich die Lukayischen, scheinen, wie viele im stillen Ocean, Korallenfelsen ihre Entstehung zu verdanken. Auffallend ist die außerordentliche Klarheit und Durchsichtigkeit des Meeres in der Nähe dieser Inseln, wo man bei 10 bis 12′ Wassertiefe deutlich jede Pflanze und jedes Thier auf dem Grunde unterscheidet, und das Schiff, worauf man sich befindet, in der Luft zu schweben scheint. — Das Klima Westindiens ist fast auf allen Inseln gleich; nur die verschiedene Höhe über der Meeresfläche bewirkt eine bedeutende Verschiedenheit der Temperatur; im Allgemeinen wechselt diese letztere auch im Laufe des Jahres nur wenig. Im Ganzen genommen ist freilich die Hitze bedeutend, doch nirgends so sengend und unerträglich, wie in Afrika; der beinahe neun Monate herrschende Ostwind, welcher sich um 8—9 Uhr Morgens

erhebt und bis gegen Abend anhält, gewährt eine angenehme Erfrischung, und auf den größeren und gebirgigen Inseln weht auch des Nachts ein kühler Wind von den Bergen nach dem Meere; die kleineren Inseln haben diesen Landwind nicht. Die Morgen und Abende sind entzückend schön, aber keine Dämmerung trennt hier den Tag von der Nacht. Die Nächte sind wegen des außerordentlichen Glanzes der Gestirne bezaubernd, aber für den Fremdling gefährlich. Man kennt hier nur zwei Jahreszeiten, die trockene und die nasse; jene wird der Sommer, diese der Winter genannt, obgleich eben kein großer Unterschied der Temperatur stattfindet, ja beim Eintritt der Regenzeit die Hitze gerade am Drückendsten ist. Die Gleichmäßigkeit der Temperatur ist so groß, daß man in langen Zeiträumen auf den Antillen an der Küste sehr selten als Minimum der Temperatur 13° (selbst zu Havaña nicht unter 5°), und gewöhnlich als Maximum nicht über 24°, ausnahmsweise höchstens 28° R. beobachtet hat; dies sind also die Grenzen, innerhalb welcher sich das Thermometer hier bewegt. Genau genommen giebt es, besonders auf den südlicheren Inseln, zwei Regenzeiten, so oft nämlich die Sonne im Zenith der Inseln steht, welches zweimal im Jahre, nach der Frühlings- und vor der Herbst-Tag- und Nachtgleiche, geschieht; jedoch sind die Regen unendlich häufiger und stärker in der letztern. Wie gewaltig die Regenmasse ist, welche hier im Jahre aus der Atmosphäre fällt, ergiebt sich aus folgenden Zahlen: Zu Havaña beträgt dieselbe 86″, und davon fallen am Meisten im Juni (23⅔″) und im September und October (jeder gegen 10½″); auf St. Domingo 101″; auf Guadeloupe zu Basse-Terre 119″, zu Matouba 274″; auf St. Vincent 78″; auf Barbadoes nur 60″. Doch sind diese Größen nicht in allen Jahren gleich, und besonders wirkt auch die örtliche Lage gegen die Gebirge ꝛc. darauf ein, wie die beiden Angaben für Guadeloupe so auffallend darthun. Die erste Regenzeit hat nur wenig anhaltende Regenschauer, worauf heitere und trockene Monate folgen. Im September aber beginnen die gewaltigen, oft mehrere Tage anhaltenden Regengüsse, welche sündfluthartig das flache Land unter Wasser setzen; dann hört der Ostwind auf, West- und Südwinde treten an seine Stelle, und nicht selten erheben sich in den Monaten August, September und October jene furchtbaren Orkane, hier auch T o r n a d o s, Wirbelwinde, genannt, welche mit einer in Europa ganz unbekannten Heftigkeit schnell hinter einander aus allen Weltgegenden wüthen, so daß sie nicht allein die ältesten Bäume entwurzeln, sondern schon mehr als ein Mal ganze Städte fast spurlos vertilgt und bedeutende Schiffe aus dem Meere auf's Land geworfen haben. Zuweilen wird das Unglück noch durch gleichzeitig eintretende Erdbeben vermehrt. In dieser Regenzeit ist die Feuchtigkeit der Atmosphäre so groß, daß alles geschlachtete Fleisch, alle Vorräthe von Speisen schnell in Fäulniß übergehen, alle Metalle rosten und selbst die besten Uhren davon angegriffen werden. Dies ist auch die für den aus Europa kommenden Fremdling gefährlichste Jahreszeit; Neger und Eingeborne überstehen sie leichter. Ueberhaupt aber ist das Klima nicht eigentlich ungesund; leichte Haut-

übel befallen allerdings den Neuangekommenen; hat er aber diese überstanden, hütet er sich im Anfang vor allzu großer Erhitzung und Erkältung, vor dem Genuß hitziger Getränke und Unmäßigkeit jeder Art, so ist es gar nicht selten, daß auch Europäer hier sich bald an das Klima gewöhnen und ein hohes Alter erreichen. Am Meisten leiden die eben Angekommenen von den hier so häufigen Moskiten und von den Tschiken (**Pulex penetrans**), einem kleinen flohartigen Insecte, welches in die Hände und Füße, vorzüglich gern unter die Nägel eindringt und daselbst seine Eier legt; werden diese nicht bald herausgeschnitten, so entstehen sehr schmerzhafte, zuweilen sogar gefährliche Geschwüre.

Westindien ist außerordentlich reich an den mannigfaltigsten, theils einheimischen, theils dahin verpflanzten Producten; zu diesen letzteren gehören alle unsere zahmen Thiere, wovon keins vor der Entdeckung vorhanden war, und viele unserer eßbaren oder sonst nützlichen Gewächse. Einheimisch sind verschiedene Affenarten, worunter besonders die heulenden durch ihr Geschrei widrig sind; mehrere Arten Armadille und Beutelthiere, Fischottern und Faulthiere; unter den Fledermäusen vorzüglich eine große Art (**Molossus spectrum**), welche bei Nacht den Thieren das Blut aussaugt; viele schön gefiederte Vögel, der scharlachrothe Flamingo, viel Papageien, Tauben, der niedliche Colibri und die Spottdrossel, ein Vogel, welcher den Gesang anderer Vögel täuschend nachahmt. In den Gewässern leben der Kaiman oder Alligator, das amerikanische Krokodil, viele Schildkröten, worunter auch die vorzüglich eßbare Riesenschildkröte, welche häufig nach Europa versendet wird; viele Arten Fische, welche sich durch schöne Farben und Glanz ihrer Schuppen auszeichnen; darunter aber auch einige, deren Genuß tödtlich sein soll. Auf dem Lande finden sich viele Arten unschädlicher Eidechsen, worunter auch der 5—6′ lange, häßliche, aber doch eßbare Leguan (Kammeidechse, **Iguana**), welcher, wie das Chamäleon, die Farbe der Haut oft wechselt; mehrere Arten Schlangen, doch nicht besonders giftige; viele Käfer, worunter mehrere leuchtende; viele große Spinnen, Scorpione, unzählige Landkrabben, welche in Erdlöchern hausen, aber im April und Mai dem Meeresufer zuwandern, wo sie ihre Eier legen und dann in ihre Löcher zurückkehren; sie werden gesucht und gegessen. Zu den Landplagen hingegen gehören verschiedene Arten von Mücken oder Moskiten, viele Arten Ameisen, welche Plantagen und Häuser verwüsten, und die erst aus Europa dahin gebrachten, aber hier äußerst zahlreichen und lästigen Ratten. Zu den einheimischen Gewächsen gehören: viele schöne Waldbäume, der Brasilien-, Campeche-, Mahagoni- und Eisenholzbaum; viele Palmenarten, worunter auch die Kokospalme, der Manglebaum, dessen herabhängende Zweige Wurzeln schlagen; die **Agäve americana**, das bekannte große, stachlige, der Aloë ähnliche Gewächs, welches man zu Hecken pflanzt. An genießbaren einheimischen Pflanzen sind vorhanden: die süßen Bataten, die Ananas, die Pisang, mehrere Feigenarten, die Yamswurzel, der Maniok oder die Cassavawurzel, der Mais. Alle europäischen Südfrüchte gedeihen

hier vortrefflich. Als Handelspflanzen werden vorzüglich angebaut: Ingwer, Taback, Kaffee (über 120 Millionen Pfund jährlich), Baumwolle, Indigo, Cacao, **Myrtus Pimenta**, ein Baum, dessen unreife Früchte das sogenannte englische Gewürz liefern; der Zucker ist ein Hauptgegenstand des Anbaues und Handels. Die Wichtigkeit des letztern, da das jährliche Erzeugniß auf 9 Millionen Centner berechnet wird, erfordert, daß wir einen Augenblick dabei verweilen. Der Zucker wird aus dem Safte einer unserm Schilfrohr sehr ähnlichen Pflanze, dem Zuckerrohr, gewonnen. Man legt Schnittlinge dieses Rohrs, von etwa 15 Zoll Länge, in Löcher, welche man reihenweise in einen wohl zubereiteten, und von allem Unkraut gereinigten Boden gemacht hat. Nach 8 bis 14 Tagen zeigen sich die jungen Triebe, brauchen aber 14—18 Monate, um zur vollkommenen Reife zu gelangen, wo sie dann gewöhnlich eine Höhe von 12′, zuweilen von 20′ erreichen. Sie treiben wie unser Schilfrohr einen Blüthenbüschel an ihrer Spitze; dieser wird zuerst abgeschnitten und dient allen Hausthieren zum Futter, das Rohr selbst wird dann wo möglich mit einem Schnitte abgeschnitten, von den Blättern gereinigt und bündelweise zur Mühle gebracht. Diese, vom Wasser, sonst häufiger von Pferden oder Ochsen, jetzt oft durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt, besteht aus drei starken eisernen, senkrecht stehenden Walzen, zwischen welchen das Rohr zweimal ausgepreßt wird. Das ausgepreßte Rohr ist fast das einzige Feuerungsmaterial bei der Siedung des Zuckers. Der Saft wird unterhalb der Walzen aufgefangen und sogleich in große Kessel zum ersten Sieden und Abschäumen gebracht, wobei man etwas gestoßenen Kalk zusetzt, um die Flüssigkeit zu läutern. Nachdem sie in anderen Gefäßen noch 2—3mal gesotten und gereinigt worden, kommt sie in Fässer mit durchlöchertem Boden, worin ein Theil der Flüssigkeit krystallisirt und die Muscovade oder den Rohzucker giebt, der flüssigere, schlechtere, die Melasse, abläuft, woraus durch Destillation der Rum gewonnen wird. Eine wohl angelegte Zuckerplantage braucht erst nach 20 Jahren wieder neu gepflanzt zu werden; allein der Ertrag ist doch nicht so bedeutend, als man glauben sollte, denn theils ist das Zuckerrohr zahlreichen Feinden, wozu vorzüglich Ratten und Ameisen gehören, ausgesetzt; theils fordert der Anbau viele Hände und die Arbeit in der Ernte und in der Mühle ist höchst anstrengend und selbst lebensgefährlich; theils endlich erfordert eine solche Anlage große Gebäude und Maschinen, und ist, da das Zuckerrohr leicht Feuer fängt, häufigen Gefahren ausgesetzt. Seit den letzten 30 Jahren hat man angefangen, statt des bisher gewöhnlichen Zuckerrohrs das viel saftreichere und ergiebigere von Tahiti anzupflanzen.

Der Metallreichthum Westindiens ist jetzt nur unbedeutend. Nur auf den größeren Inseln findet man noch etwas Gold in den Flüssen. Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen sind zwar vorhanden, doch nicht in solcher Menge, um einen bedeutenden Bergbau zu begründen. Salz wird viel, theils aus dem Meere, theils aus Salzseen gewonnen.

Einwohner.

Die Zahl derselben auf allen Inseln mag nahe an 3½ Million betragen, was die stärkste Bevölkerung ist, welche Amerika auf irgend einem Punkte aufzuweisen hat; vorzüglich ist sie auf den kleineren Inseln zusammengedrängt, wo die Volksdichtigkeit der der volkreichsten Gegenden der Erde gleichkommt. Von den Ureinwohnern dieser Inseln ist fast keine Spur mehr vorhanden. Zur Zeit der Entdeckung waren die größeren und die nördlichen Inseln von einem gutmüthigen friedfertigen Indianervolke bewohnt, welches unter seinen Kaziken schon einige Anfänge der Civilisation zeigte. Der unbegreifliche Fanatismus und die Habsucht der Spanier wütheten aber unter diesen Unglücklichen, theils durch absichtliche Vertilgung, theils durch die schweren Arbeiten des Bergbaues und des Landbaues so furchtbar, daß z. B. von den 1½ Millionen Einwohnern, welche Haiti bei der Entdeckung haben mochte, nach 15 Jahren nur noch 60000 vorhanden waren. Dieser ganze Volksstamm ist jetzt schon längst von der Erde verschwunden. Kriegerischer und roher waren die Urbewohner der südlichen und östlichen Inseln, vermuthlich von den Küsten Süd-Amerikas eingewandert, welche die Spanier weder nach blutigen Kämpfen zu unterjochen noch auszurotten vermochten. Sie wurden Cariben, fälschlich Caraïben, auch wohl Kannibalen genannt und waren Anthropophagen. Die zunehmende Menge der Europäer hat sie indeß immer mehr zurückgedrängt, so daß bis 1796 nur noch einige wenige auf der Insel St. Vincent lebten, welche auf die Honduras-Küste versetzt wurden. Man theilte sie in rothe und schwarze. Die rothen waren die ursprünglichen, die schwarzen später aus einer Verbindung der Cariben mit Negern entstanden. — Die jetzigen Bewohner Westindiens bestehen aus Weißen und Farbigen. Die Weißen sind theils geborene Europäer, vorzüglich Spanier (über ½ Million), Engländer und Franzosen, theils Eingeborene Westindiens oder Kreolen; beide sind hier das herrschende Volk, obgleich ihre Zahl zusammen wohl nicht über ¾ Millionen beträgt. Die zahlreichste Classe von Einwohnern machen die Neger (über 2 Millionen) aus, theils in Afrika geboren, theils auf den Inseln erzeugt, und dann auch wohl Kreolen-Neger genannt. Der größte Theil von ihnen schmachtete noch vor Kurzem in Sklaverei und diente dazu, die Plantagen ihrer Gebieter zu bauen oder häusliche Dienste zu verrichten. Seit 1517, wo man anfing, Sklaven aus Afrika kommen zu lassen, um die immer mehr abnehmende Zahl der Indianer zu ersetzen, rechnet man, daß über 40 Millionen dieser Unglücklichen ihrem Vaterlande sind entrissen worden. Ihr Schicksal, verschieden nach dem Charakter und den Launen ihrer Gebieter, war im Ganzen am Erträglichsten bei den Spaniern und Franzosen, härter bei den Engländern und Niederländern, aber unter allen Umständen höchst traurig, was auch einzelne eigennützige oder verblendete Vertheidiger des Sklavenhandels sagen mö-

gen, nicht im Geringsten mit dem Loose auch des ärmsten Tagelöhners in Europa zu vergleichen, der doch frei ist, in christlicher Ehe leben kann, von Niemandem mit Gewalt zur Arbeit getrieben wird, sein Recht vor Gericht suchen und finden kann und die Früchte seines Fleißes selbst genießt. Der Sklav hier kann kein gültiges Zeugniß vor Gericht ablegen, ist den grausamsten Strafen und Mißhandlungen ausgesetzt, und selbst die Ermordung eines Sklaven wurde früher wenigstens kaum als ein Verbrechen betrachtet. Die Kinder der Sklavin, wer auch der Vater sein möge, erben den Stand der Mutter. Wenig oder nichts war bis auf die neueste Zeit geschehen, um wenigstens den Sklavenkindern eine menschliche Erziehung zu geben; in den englischen Besitzungen sah man sogar die Bemühungen der mährischen Brüder und anderer Missionare höchst ungern, welche die Neger zu bekehren suchten; in den französischen und spanischen Colonien dagegen wurden wenigstens alle Kinder getauft und die Sklaven einigermaßen mit dem Christenthum bekannt gemacht. In neuerer Zeit, besonders seitdem die Einfuhr neuer Sklaven verboten, hat sich Vieles zu ihren Gunsten gebessert. Seit 1834 ist, wenigstens in den englischen Besitzungen (seit 1847 auch in den dänischen und 1848 in den französischen), die Sklaverei der Neger gesetzlich abgeschafft, und die ehemaligen Besitzer derselben sind mit großen Summen, an 20 Millionen Pfd. Sterling, von der Regierung entschädigt worden. Auf einigen Inseln sind die Sklaven sogleich ganz in Freiheit gesetzt worden; in anderen Colonien ist ihnen eine Frist von 4—6 Jahren gesetzt, während welcher sie als Lehrlinge behandelt werden, nur zu mäßigen Arbeiten angehalten und nach Verlauf dieser Frist völlig frei werden sollen. Nach diesem Gesetz sind in den Städten die Negersklaven vom 1. August 1838, auf dem Lande vom 1. August 1840 an frei. Alle nach der Bekanntmachung dieses Gesetzes (1833) gebornen Sklavenkinder sind ebenfalls frei. Die Zahl der Sklaven verhielt sich in einigen, vorzüglich in den englischen Besitzungen zu den Weißen fast wie 10 zu 1; es gab Plantagen-Besitzer, welche 5—600 Sklaven hatten. In allen Colonien giebt es auch eine Anzahl freier Neger, welche die Freiheit entweder geschenkt erhalten oder von ihren kleinen Ersparnissen erkauft haben und von Handwerken und kleinem Handel leben. Die Zahl aller freien Neger beträgt jetzt an 1½ Million; etwa ¾ Millionen leben noch im Stande der Sklaverei. Ihren Herren entlaufene Sklaven, welche dann in unzugänglichen Gebirgen und Wäldern ihre Zuflucht nehmen, werden Maronen-Neger genannt und waren schon oft, vorzüglich auf Jamaica, höchst gefährliche Feinde ihrer ehemaligen Herren. Endlich lebt jetzt auf Haiti eine ganz freie farbige Bevölkerung, Neger und Mulatten, welche das Joch der Europäer abgeworfen und einen regelmäßigen Staat gebildet hat. Die übrigen Farbigen, hier wie überall Mulatten, Terzerons u. s. w. genannt, theils Freie, theils Sklaven, machen einen sehr bedeutenden Theil der Bevölkerung aus und könnten leicht, bei ihrer Zahl, ihrem Muthe und ihrer natürlichen Verbindung mit den Negern, mit der Zeit allen europäischen Colonien in Westindien ge-

fährlich werden. — Die Bevölkerung Westindiens ist theils in einigen bedeutenden Seestädten zusammengedrängt, theils über die Oberfläche der Inseln zerstreut, so daß jede Plantage mit dem oft sehr zierlichen Wohnhause des Pflanzers und den umherliegenden Wirthschaftsgebäuden und Negerhütten, meist alle von Obstbäumen beschattet, einen schönen und malerischen Anblick gewähren. Dörfer hingegen im europäischen Sinne giebt es hier nicht.

Die gewöhnlichste Eintheilung dieser Inseln, welche auch wir annehmen, ist folgende: 1) Die Bahama- oder Lukayischen Inseln, 2) die großen Antillen, 3) die kleinen Antillen.

1) Die Bahama- oder Lukayischen Inseln. Sie bilden eine zahlreiche, von NW. nach SO., zwischen 27° und 21° n. Br. sich erstreckende Gruppe von Inseln, welche alle durch ihre lange und schmale, oft gekrümmte Form sich auszeichnen. Der neue Bahama-Canal scheidet sie von Florida, der alte von Cuba. Sie waren der erste Theil Amerikas, welchen Columbus entdeckte, indem er am 11. October 1492 eine von ihnen, wahrscheinlich (!) Guanahani, jetzt St. Salvador, betrat. Nachdem die Spanier sie erobert und verwüstet, gaben sie ihren Besitz auf, verhinderten aber doch die Engländer, welche zweimal versuchten, sich hier niederzulassen, festen Fuß zu fassen, bis endlich, nachdem diese Inseln lange ein gefährlicher Zufluchtsort der unter dem Namen **Boucaniers** bekannten Seeräuber gewesen, sie 1717 von England in Besitz genommen worden sind. Die Zahl dieser Inseln beläuft sich auf 500, wovon aber viele nur unbewohnte Felsen sind. Der Flächeninhalt aller beträgt an 241 □M.; die größte, Groß-Bahama (im N.), hat etwa 27 □M., ist aber nicht bewohnt. Sie weichen in ihrer physischen Beschaffenheit gänzlich von den Antillen ab, und scheinen, wie viele der niedrigen Inseln Australiens, blos aus Korallengebäuden entstanden; wie diese sind sie flach, erheben sich nur wenig über die Oberfläche des Meeres und sind meist von ausgedehnten Riffen umgeben, außerhalb welcher das Meer unergründlich tief ist; im W. und N. breiten sich die große und die kleine Bahama-Bank aus. Ihre Oberfläche ist nur von wenig Dammerde bedeckt, Bäche und Quellen haben sie gar nicht, daher die Einwohner theils sich der Cisternen bedienen, theils auch tiefe, in den Felsen gehauene Brunnen haben, in welchen das Wasser sich gut erhält. Da sie die nördlichsten der westindischen Inseln sind, so ist ihr Klima viel gemäßigter und gesunder, als das der Antillen; dennoch haben sie fast alle westindischen Producte, unter welchen die Baumwolle hier am Besten gedeiht, deren Production jedoch sehr abgenommen. Nächstdem wird viel Seesalz aus den Salzseen gewonnen, welche mit dem Meere in Verbindung stehen; auch Fremde, vorzüglich von den Bermuden, kommen in der heißen Jahreszeit, um an diesem Geschäfte Theil zu nehmen. Ferner ist die Fischerei und der Schildkrötenfang beträchtlich. Es giebt hier drei Arten Schildkröten, welche alle drei gegessen werden, wovon aber die größte, **Chelonia Mydas** oder die grüne, gewöhnlich versendet, die

Ch. imbricata und die **Ch.** oder **Testudo Caretta** aber vorzüglich wegen ihrer Schalen gefangen wird. Das Fleisch dieser Thiere ist nicht allein höchst schmackhaft und nährend, sondern auch ein vortreffliches Mittel gegen den Scorbut. — Die Bahama-Inseln sind größtentheils unbewohnt, und die überhaupt schwache Bevölkerung, gegen **19000**, worunter an **14000** freie Farbige und Neger und keine Sklaven, ist fast zur Hälfte auf der Insel Providence zusammengedrängt. Diese etwa 8 □M. große Insel, zwischen Eleuthera im O., welche viele Ananas erzeugt, und Andres im W., obgleich wenig fruchtbar und nur in der Nähe der Hauptstadt angebaut, enthält **8000** Einw., welche meistens in der Stadt Nassau, dem Sitz des britischen Gouverneurs und der Regierungsbehörden und dem wichtigsten Handelsplatze der Bahama-Inseln, wohnen.

2) Die großen Antillen; man versteht darunter die vier großen Inseln Cuba, Haiti, Portorico und Jamaica.

a) Cuba, die größte und westlichste der Antillen, erstreckt sich über **150** Meilen von W. nach O. und in ihrer größten Breite **24** bis **30** Meilen von N. nach S. Sie liegt am Eingange des mexicanischen Meerbusens zwischen Florida und Yucatan, sowie zwischen den Bahama-Inseln und Jamaica, wird durch den Windward-Canal von Haiti getrennt, und enthält **1966** □M. Columbus entdeckte sie **1492**; **1508** ward sie zum ersten Mal umschifft, und schon **1511** waren die Spanier, wie noch jetzt, Herren der Insel, deren ursprüngliche Bevölkerung bis **1560** ganz verschwand und nur spärlich durch Spanier und Neger wieder ersetzt worden ist, so daß dies treffliche Land, fast so groß als England, **1,450000** Einw. zählt, worunter sich etwa **700000** Weiße, über **200000** freie Farbige und etwa **500000** Negersklaven befinden. Das Innere der Insel ist wenig bekannt und besteht aus einer von W. nach O. streichenden, niedrigen Gebirgskette, deren Höhe nicht ganz **2000′** erreicht und welche Zweige nach allen Seiten aussendet; es ist meist herrlich bewaldet; an der SO.-Küste sollen sich jedoch in der Sierra de Cobre (d. h. Kupfergebirge) einzelne Berge bis über **8000′** erheben. Die Küsten sind flach und den Ueberschwemmungen ausgesetzt; sie bieten eine große Menge tiefer und trefflicher Busen und Häfen dar, obwohl zahlreiche Untiefen und Riffe den Zugang erschweren. Eine große Zahl, wenn auch nicht schiffbarer, Flüsse und Bäche strömen nach allen Richtungen in's Meer. Das Klima, obgleich heiß, ist milder und angenehmer als auf den übrigen Antillen, und man hat wohl schon zuweilen Eis in den Gebirgswaldungen gefunden. Das Land hat einen Ueberfluß der schönsten Producte. Die Schätze des Mineralreichs werden jetzt wenig genutzt, doch wird viel Kupfer gewonnen und Goldsand in den Flüssen gesammelt; aber große Heerden verwilderten Rindviehs und Schweine treiben sich in den Wäldern umher, daher Ochsenhäute einen bedeutenden Gegenstand der Ausfuhr bilden; auch die Bienenzucht ist sehr beträchtlich. Der Anbau, welcher früher gegen die Größe und hohe Fruchtbarkeit der Insel sehr unbedeutend war, geht vorzüglich auf Zucker, Kaffee und Taback. Außerdem werden Baumwolle,

Cacao, Indigo und Lebensmittel gewonnen. In den letzten funfzig Jahren haben die Bevölkerung, der Anbau, vorzüglich des Zuckers, der Handel und damit die Einkünfte der Krone so bedeutend zugenommen, daß diese spanische Besitzung eine der reichsten europäischen Colonien geworden und vielleicht in Kurzem dem Mutterlande den Verlust seiner übrigen amerikanischen Besitzungen vollkommen ersetzen wird. Leider wird aber auch der Neger-Schleichhandel so eifrig betrieben, daß jährlich an 30000 Sklaven eingeführt werden. Cuba bildet ein eigenes Generalcapitanat und wird in 3 Districte getheilt. Ihre wichtigsten Städte sind:

Havaña (S. Cristoval de la Havañá), unter 23° 8′ Br., am nördlichsten Punkte der Insel. Sie liegt in einer schönen Ebene, ist selbst stark befestigt und von mehreren auf Hügeln liegenden Forts umgeben, wovon zwei, Morro und de la Punta, den Hafen schützen. Sie wurde 1519 angelegt, aber erst 1762 befestigt. Mit den Vorstädten zusammen soll sie über 160000 Einw. zählen und ist also die bevölkertste Stadt Westindiens. Ihre geraden, aber schmalen Straßen sind schlecht gepflastert, die Häuser alle von Stein, aber niedrig; es giebt hier schöne öffentliche Spaziergänge. Unter den Kirchen zeichnet sich die Kathedrale aus, in welcher eine einfache Pyramide die Gebeine des Columbus deckt, welche während des Revolutionskrieges von St. Domingo 1795 hierher geflüchtet worden sind. Ferner sind das prächtige Zollhaus, das Theater, der Circus für Stiergefechte, das Seearsenal ꝛc. bemerkenswerthe Gebäude. Der Hafen ist einer der besten in Amerika, äußerst geräumig, trefflich, auch gegen Feinde, geschützt und mit bedeutenden Schiffswerften umgeben. Havaña ist der Sitz des spanischen Generalcapitäns, hat eine Universität, einen botanischen Garten, eine Navigationsschule, ein geistliches Seminar und bedeutende Cigarren- und Chocoladenfabriken. Dampfschiffe verbinden diesen Platz mit den übrigen Küstenstädten, und Eisenbahnen, die ersten in den spanischen Besitzungen, zur Verbindung mit der Südküste sind seit 1838 zum Theil schon dem Verkehr eröffnet. — St. Jago de Cuba, an der Südküste, die ehemalige Hauptstadt, an einer geräumigen, durch Castelle geschützten Bai. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, wie des zweiten Gouverneurs und zählte in früheren Zeiten gegen 30000 Einw., deren Zahl aber etwas gesunken ist, da sich aller Verkehr nach Havaña gezogen hat. — Seitdem der Handel mit allen Nationen frei geworden, sind noch mehrere, früher ganz unbedeutende Städte aufgeblüht, wie: Trinidad, an der Seeküste, mit 13000 E. und einem trefflichen Hafen. Guanavácoa, an derselben Bai von Havaña. Oestlicher S. Carlos de Matanzas, an der Nordküste, mit einem großen schönen Hafen und 26000 Einw., nächst Havaña jetzt der wichtigste Handelsplatz der Insel. Der Hafen Baracoa, nahe der Südostspitze (Maysi). Im Innern: Puerto Principe, eine schlecht gebaute Stadt, mit 34000 E., die besonders den innern Verkehr treiben. Espiritu Santo, fast in der Mitte der Insel, mit 10000 Einw., S. Salvador de Bayamo, im südöstlichsten Theile der

Insel. — Die Küsten von Cuba sind von einer unzähligen Menge kleiner Inseln und Felsenriffe umgeben, wovon die südliche Gruppe der Garten der Königin, die nördliche der des Königs genannt wird; die größte unter jenen Inseln ist die felsige Isla de Pinos (d. h. Fichten-Insel), östlich von Cap San Antonio, mit schönen Wäldern und einer kleinen Colonie.

b) Jamaica, südlich von Cuba, der Größe nach die dritte der großen Antillen, aber die wichtigste Besitzung der Engländer in Westindien. Jamaica ward von Columbus 1494 entdeckt und blieb bis 1655 im Besitz der Spanier, denen sie von den Engländern entrissen wurde. Sie ist 278 □M. groß, sehr gebirgig, so daß die von W. nach O. ziehenden sogenannten blauen Berge sich bis gegen 7700′ erheben, aber von vielen Flüssen und Bächen bewässert, am Küstenrande und in allen Thälern trefflich angebaut und in den Bergen mit den schönsten Waldungen bedeckt. Die Küste ist reich an trefflichen Häfen und Rheden. Das Klima ist sehr heiß, nur in den Bergen gemäßigter; überall sind die Nächte feucht und kühl und daher dem Europäer höchst gefährlich. Der Boden ist nur mittelmäßig fruchtbar und bedarf vieler Arbeit und Düngung. Die Producte sind dieselben, wie auf den übrigen Inseln. Zucker, Rum, Kaffee und Piment oder englisch Gewürz sind die Hauptgegenstände des Anbaues; auch die Viehzucht ist sehr bedeutend. Man zählt über 400000 Einw., worunter aber nur 37000 Weiße und 310000 ehemalige Negersklaven. Diese große Zahl und die früher wenigstens harte Behandlung derselben veranlaßte viele, sich in die Gebirge zu flüchten, wo sie unter dem Namen Maronen-Neger theils ganze Dorfschaften anlegten, theils einen wüthenden Krieg gegen die Weißen führten. Nach manchem Kampf und manchem Frieden ist es erst in den neueren Zeiten gelungen, sie zu unterwerfen, und die meisten sind als freie Leute nach Sierra-Leone versetzt worden. Die Verfassung der Insel ist wie die der meisten englischen Besitzungen in Amerika: dem Gouverneur, welcher die Stelle des Königs vertritt, steht ein Staatsrath oder Oberhaus mit 12 Mitgliedern, welche die Regierung ernennt, und eine Assembly oder Unterhaus von 45 gewählten Repräsentanten zur Seite. Die Insel wird in 3 Grafschaften getheilt. Die Hauptstadt St. Jago de la Vega oder Spanish Town (spänisch taun), unter 18° Br., in geringer Entfernung von der Südküste, in einem Thale am Fuß des Ligany-Gebirges und am Flusse Cobre, ist der Sitz des Gouverneurs und aller Behörden; sie ist 1520 angelegt, alt und finster, hat aber einige schöne Gebäude, namentlich der Gouvernementspalast, doch nur 5000 Einw. und wenig Handel. Weit wichtiger ist Kingston, östlich von der vorigen, an der nämlichen Küste und an der Bai von Port Royal, eine neuere, regelmäßig und schön gebaute Stadt, mit einem sehr geräumigen, aber nicht ganz sichern, durch zwei Forts geschützten Hafen und 40000 Einwohnern. Sie ist jetzt der Hauptsitz des Handels. Früher war es die alte Hauptstadt Port Royal, auf einer Landzunge an derselben Bai, in geringer Entfernung von Kingston, mit einem guten,

stark befestigten Hafen, Schiffswerften und an **15000** Einw.; sie hat sehr durch Erdbeben, Feuer und Orkane gelitten. — Nordwestlich von Jamaica liegt die kleine Gruppe der **3** Cayman-Inseln, welche viel Schildkröten liefern.

c) Haiti, im O. von Cuba und Jamaica, die zweite an Größe unter den großen Antillen, **1368** □M., und durch ihre neueren Schicksale die merkwürdigste. Diese schöne Insel ward **1492** von Columbus entdeckt; er nannte sie ursprünglich **Española** oder **Hispaniola,** Klein-Spanien; später ward sie, von der Hauptstadt, S. Domingo (**Dominicus**) genannt; jetzt führt sie wieder ihren alten indianischen Namen. Die Spanier, nachdem sie die ursprünglichen Bewohner, an **1** Million, gänzlich ausgerottet, blieben im ungestörten, aber höchst vernachlässigten Besitz des Ganzen bis **1625** oder **1630**, wo sich eine Menge Freibeuter, meist Franzosen, **Flibustiers,** auch von ihrem frühern Geschäft, das Fleisch des erlegten wild gewordenen Rindviehes auf dieser Insel einzupökeln und zu räuchern, **Boucaniers** genannt, auf der im N. von Haiti belegenen kleinen Insel Tortuga niederließen, von hier aus einen wüthenden Seeräuberkrieg, vorzüglich gegen die Spanier führten und sich eines Theils der nördlichsten Küste von Haiti bemächtigten. Seit **1697** nahmen sich die Franzosen dieser ursprünglich französischen Niederlassung an und erhielten von Spanien die Abtretung des ganzen westlichen Theils der Insel, welcher durch ihre Betriebsamkeit bald so blühend ward, daß er **11500** Plantagen und über **500000** Einwohner enthielt, während der östliche spanische Antheil kaum **125000** Einwohner hatte. Die unbesonnenen Decrete der französischen Republik **1794** führten während der Revolution einen blutigen Aufstand der Mulatten und Neger herbei, welcher dem größten Theile der Weißen das Leben kostete. Drei Anführer der Neger zeichneten sich vorzüglich aus: der ebenso tapfere als edle Toussaint Louverture, welcher **1801** der Insel eine Verfassung zu geben suchte, Dessalines und Christophe. Napoleon als Consul sandte **1802** seinen Schwager Leclerc mit **25000** seiner besten Truppen zur Wiedereroberung der Insel. Der größte Theil derselben ward von Krankheiten hinweggerafft, doch bewirkten Uneinigkeiten unter den Negern, daß die Oberhäupter sich unterwarfen. Als aber der eines bessern Schicksals würdige Toussaint unter nichtigen Vorwänden war nach Frankreich gebracht worden, wo er im Gefängniß starb, brach der Krieg wieder aus, und der schwache Rest der Franzosen war **1803** noch froh, sich an die Engländer ergeben zu können. Dessalines warf sich nun zum Kaiser auf (**1801**), ward aber wegen seiner Grausamkeit zwei Jahre nachher ermordet, und es entstanden zwei Staaten auf der Westhälfte. Im N. bildete sich ein Neger-Königreich unter Christophe, welcher den Namen Henri annahm, sich einen Hofstaat nach europäischer Art bildete, Gelehrte und Künstler aus Europa verschrieb und manches Löbliche versuchte, aber **1820** bei einem Aufstande seiner eigenen Truppen, den seine Unklugheit und Grausamkeit veranlaßt, sich erschoß. Im S. hatte sich unter dem Mulatten Péthion eine Republik ge-

bildet, an welche sich nach Heinrichs Fall auch der nördliche Staat und 1821 sogar der bisher spanisch gewesene östliche Theil der Insel anschloß, so daß nun das Ganze einen republikanischen Staat bildete, an dessen Spitze der Nachfolger Péthions, der General Boyer, dessen Einsichten und Mäßigkeit lange Zeit gerühmt worden, als Präsident trat. In Folge der schweren Verpflichtungen gegen Frankreich, welches eine große Entschädigungssumme für seinen Antheil an der Insel forderte, und der inneren Parteiungen ward er 1843 durch einen Bürgerkrieg zur Abdankung genöthigt. — Seit 1852 herrscht ein Neger Soulouque, welcher unter dem Namen Faustin den Kaisertitel angenommen hat; er hat mehrere, bis jetzt vergebliche Versuche gemacht, sich auch den östlichen Theil der Insel, welcher eine Republik bildet, zu unterwerfen. Die Mulatten, als die Gebildeteren, sind im Besitz der meisten Aemter; die Neger, welche etwa $^9/_{10}$ der Gesammtbevölkerung betragen mögen, sind Handwerker, Bauern und Soldaten. Im Ganzen scheint der Zustand der Einwohner glücklich; sie zeigen Fleiß und Betriebsamkeit, haben eine große Menge Schulen und fangen schon an, mit ihren Producten Handel zu treiben. Durch die neuesten Kämpfe ist jedoch der Staat wieder in große Zerrüttung gesetzt worden, und es hat jetzt wohl den Anschein, als ob die Farbigen in der Civilisation Rückschritte gemacht und als ob die auf sie gesetzten Hoffnungen sich nicht rechtfertigen wollten. — Der größte Theil, im westlichen Gebiet der Insel, spricht ein Gemisch von Französisch mit verschiedenen afrikanischen Dialekten; im O. ist ein auf ähnliche Weise verderbtes Spanisch Volkssprache geworden. Die gewöhnliche Sprache ist die französische; auch haben sie ihr Gesetzbuch nach dem Code Napoléon eingerichtet und die Formen der französischen Justiz angenommen. Die Staatsreligion ist die katholische; doch wird jede andere geduldet. Der Staat unterhält 45000 Mann regelmäßiger Truppen; aber im Nothfall würde jeder Neger zu den Waffen greifen. Die Seemacht ist unbedeutend. Die Zahl aller Einwohner mag nicht ganz 1 Million betragen, wovon nur etwa 120000 auf den östlichen Theil kommen.

Haiti ist ein schönes, von vielen bewaldeten Gebirgen bedecktes Land, welche mit herrlichen Thälern und Ebenen abwechseln; es wird von unzähligen Flüssen und Bächen reichlich bewässert. Das Hauptgebirge, in der Mitte der Insel, der Cibao, steigt bis 6000′ an, und die Küste ist vom Meere stark eingeschnitten. Das Klima ist heiß, aber bei gehöriger Vorsicht nicht eben ungesund. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und die Producte die gewöhnlichen der Antillen, vorzüglich Kaffee, Zucker, Baumwolle, Taback und Rindvieh. Der Anbau war früher bei Weitem blühender; die großen Ebenen, wie die Vega Real im N., einst mit Plantagen bedeckt, sind jetzt verödet, und nur die Gebirgsgegenden werden von vielen kleinen Eigenthümern besser benutzt als ehemals. Die Gebirge sollen nach neueren Beobachtungen Metalle aller Art, edle und unedle, enthalten; aber der bald nach der Entdeckung eifrig betriebene Bergbau ist jetzt ganz vernachlässigt. Die Hauptorte sind:

Cap Haiti, vormals Cap Henri und früher **C. Français**, unter 19¾° Br. an der Nordküste, erst Hauptstadt des französischen Antheils, dann des Neger-Königreichs, jetzt nur die zweite Stadt des Reichs. Sie liegt am Fuße eines Berges in einer reizenden Ebene und einer gesunden Gegend, ist wohlgebaut, hat einen guten Hafen, schöne Plätze und Straßen, mehrere bedeutende Paläste und Kirchen. Der König Heinrich wollte eine Universität anlegen. Obgleich der Handel noch bedeutend, hat die Stadt doch nur 10000 Einw. In der Nähe liegt auf einem fast unzugänglichen Felsen die vom König Heinrich angelegte Festung und dicht dabei das schöne, jetzt aber geplünderte und verödete königliche Lustschloß Sanssouci. — Die jetzige Hauptstadt und der erste Handelsplatz des Staates, wo der Sitz des Kaisers und der Behörden, ist Port au Prince, unter 18½° Br., im Hintergrunde eines tiefen Meerbusens an der Westküste, in einer sumpfigen, ungesunden Gegend. Sie hat einen schönen Hafen, ist im schnellen Aufblühen begriffen und zählt etwa 25000 Einw., worunter viele Europäer, welche sich des Handels wegen hier niederlassen. — S. Domingo, an dem östlichen Theile der Südküste, auf einer felsigen Anhöhe, an der Mündung des schiffbaren Ozama. Sie ist die älteste Stadt Amerikas und wurde 1494 von Bartolomeo Colon, dem Bruder des Entdeckers, gegründet. Früher war sie die Hauptstadt des spanischen Antheils und Sitz eines Erzbischofs. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und hat einige sehr schöne Gebäude, worunter vorzüglich die Kathedrale und das Zeughaus; der Hafen ist nur klein, aber durch Batterien geschützt. Die Zahl der Einwohner soll 20000 betragen. — Auf der schmalen Landzunge, in welche die Küste gegen W. ausläuft, liegt am südlichen Ufer in ungesunder Gegend die kleine Hafenstadt Les Cayes, mit etwa 6000 Einwohnern.

d) Portorico (Puerto rico), die kleinste und östlichste von den großen Antillen, im O. von Haiti. Sie ward 1493 entdeckt und ist stets im Besitz der Spanier geblieben. Auch sie hat ein hohes, schön bewaldetes Gebirge, welches von W. nach O. läuft, viele Flüsse und Bäche, einen sehr fruchtbaren Boden und das gesundeste Klima der Antillen. Der Anbau war bisher sehr vernachlässigt und beschäftigte sich vorzugsweise mit Kaffee und Taback, weniger mit Zucker und Baumwolle, hat aber ungemein zugenommen; auch die Viehzucht ist bedeutend, besonders an Rindvieh und Pferden, welche man halbwild umherlaufen läßt. Die Bevölkerung beträgt auf nahe 185 □M. etwa 400000 Menschen, worunter die Mehrzahl Kreolen spanischer Abkunft, und vielleicht nur 60000 Sklaven, welche hier, wo es viel kleine Gutsbesitzer giebt, besser behandelt werden, als in den großen Plantagen anderer Inseln. Die Negerbevölkerung ist äußerst träge, ohne alle Bildung, und die Häuser, wenigstens auf dem Lande, im erbärmlichsten Zustande; aber weil die Mehrzahl der Weißen (Xivaros genannt) selbst Ackerbau treibt und weil neuerlich viel Europäer eingewandert sind, hat die Colonie bedeutende Fortschritte an Wohlhabenheit gemacht und gehört zu den wichtigsten Besitzungen de

spanischen Krone, welche sie lange Zeit als Verbannungsort von Verbrechern benutzte. Die Hauptstadt und der Sitz des spanischen Generalcapitäns, S. Juan, unter 18½° Br., liegt an der Nordküste, auf einem kleinen, durch eine Brücke mit der Insel verbundenen Eilande und ist sehr stark befestigt. Sie hat 30000 E., einigen Handel, aber weder Gewerbe noch Schulen.

3) Die kleinen Antillen. Man versteht unter diesem Namen die ganze Inselreihe, welche von Portorico in einem nach O. convex gekrümmten Bogen bis an das feste Land von Süd-Amerika (den Golf von Paria) und an der Nordküste desselben sich ausbreitet; zuweilen theilt man sie in verschiedene Gruppen, wo denn die nördlichen die virginischen Inseln, die mittleren die caribischen Inseln und die vor der Küste des Festlandes liegenden die Inseln unter dem Winde (engl. Leewards Isles) genannt werden, sowie die ersteren auch wohl die Inseln im Winde oder über dem Winde (engl. Windward Isles) heißen, weil sie dem Ostwinde der heißen Zone am Meisten ausgesetzt sind.

Die virginischen oder Jungfern-Inseln, zusammen etwa 40, im O. von Portorico, gehören zum Theil, wie Passage und Culebra, den Spaniern, und diese sind schwach bevölkert, theils den Engländern, theils den Dänen. — Britisch sind: Virgin-Gorda oder Spanish-Town, mit wenig fruchtbarem, felsigem Boden. Tórtola, gut angebaut, mit der vorigen etwa 8 □M. groß, auf denen über 8000 Menschen leben. Anegada, ein ganz niedriges Eiland, welches wegen Wassermangel fast unbewohnt ist. Sie sind wegen des Schleichhandels wichtig. — Den Dänen gehören: a) St. Croix (Sta. Cruz), die südlichste der virginischen Inseln und die wichtigste dänische Besitzung in Westindien. Nachdem sich Holländer, Spanier, Engländer und Franzosen um ihren Besitz gestritten und sie doch wieder verlassen, ward sie 1733 von Frankreich an die dänisch-westindische Compagnie verkauft. Sie ist ziemlich eben, aber sehr fruchtbar und höchst trefflich angebaut. Sie mag auf 4½ □M. 32000 Einw. enthalten, worunter zwar 27000 ehemalige Sklaven; diese wurden jedoch hier im Christenthum unterrichtet und überhaupt menschlicher als in anderen Colonien behandelt. An der Nordostseite der Insel liegt Christianstadt, der Sitz des Gouverneurs, mit einem guten befestigten Freihafen und 5000 betriebsamen Einwohnern; sie hat ganz das nette Ansehen einer wohlhabenden europäischen Stadt. b) St. Thomas, seit 1671. Sie liegt im N. von St. Croix, ist bergig, aber waldlos und daher wenig fruchtbar, bennoch durch den Handel und mehr noch durch Schleichhandel reich geworden. Sie zählt auf 1⅓ □M. etwa 7000 Einw., meist Neger. Die gleichnamige Hauptstadt hat einen guten, großen Freihafen und etwa 3000 Einw. c) Die zwischen den beiden vorigen liegende kleine Insel St. Johann (St. Jan), etwas mehr als 1 □M. groß, mit etwa 5000 Einw. Auf allen diesen dänischen Inseln befinden sich blühende Herrnhuter Missionsanstalten.

Von den eigentlichen kleinen Antillen können wir nur, vom N. beginnend, die wichtigeren erwähnen.

St. Martin, theils den Holländern, theils (im N.) den Franzosen gehörig, ist eine Gebirgsinsel und hat nur 4000 E.

St. Eustache oder Eustatius, ½ □M. groß, eine holländische Besitzung, die aber sehr von ihrem alten Wohlstande herabgekommen ist; sie treibt starken Schmuggelhandel. Diese Insel ist ein runder Kegelberg mit einem Krater, der seines Gleichen unter allen Vulcanen der Antillen in Bezug auf Größe und Regelmäßigkeit nicht wiederfindet und deshalb von den Engländern auch die Punschbowle genannt wird.

Anguilla und Barbuda, britische Inseln, 5 □M. groß, haben ziemlich fruchtbaren Boden und etwa 5000 E.

St. Barthélemy, zwischen St. Martin und Barbuda, die einzige Besitzung der Schweden (seit 1784) in diesen Gegenden. Sie ist beinahe 1 □M. groß, nicht sonderlich fruchtbar, so daß nur treffliche Baumwolle und etwas Zucker erzeugt wird, und hat etwa 2000 (nach Anderen 18000) E., wovon die meisten im Hauptorte Gustavia, mit dem Freihafen Carenage, wohnen.

St. Christoph, Christopher oder St. Kitts, unter 17⅓° Br., gehört seit 1623 den Engländern und ist deren älteste Besitzung in Westindien. Sie ist etwa 3½ □M. groß, im N. sehr bergig und vulcanisch (der Vulcan Mount Misery erreicht an 3500′), aber gut angebaut und vorzüglich reich an Zucker. Von den 25000 Einw. sind 24000 ehemalige Sklaven. Der Hauptort Basseterre, mit 6000 Einw., ist durch ein Erdbeben 1843 fast ganz zerstört worden.

Etwas südlich davon liegt die ebenfalls den Briten gehörige kleine Insel Nevis, 1½ □M. groß, welche aus einem 2500′ hohen, ausgebrannten Vulcankegel besteht. Sie hat über 11000 E., worunter nur 700 Weiße. Oestlich davon liegt

Antigua oder Antigoa, 5 □M. groß. Sie ist von den Engländern seit 1674 angebaut und vorzüglich reich an Zucker. Mangel an Trinkwasser und häufige Dürre vermindern den Werth der sonst trefflich angebauten Insel. Sie zählt über 36000 Einw., worunter etwa 2000 Weiße, die Uebrigen freie Farbige und Neger. Die Hauptstadt, St. Johns-Town, ist der Sitz eines Gouverneurs, hat einen guten, wohl vertheidigten Hafen, ist regelmäßig gebaut und zählt an 16000 Einw.; auch sie litt von dem Erdbeben 1843 *).

---

*) Von Antigua erzählt der Franzose Victor Schölcher eine Thatsache, die auch hier angedeutet zu werden verdient.

Nach dem am 28. August 1833 in England beschlossenen Gesetze sollten sämmtliche Sklaven in den (19) englischen Colonien am 1. August 1834 die Freiheit erhalten (wofür die Eigenthümer bekanntlich mit 20 Millionen Pfund Sterling entschädigt wurden — denkwürdigen Andenkens!), doch verpflichtet sein, theils noch 4, theils 6 Jahre bei ihren bisherigen Herren für Lohn zu

Montserrat, fast 3 □M. groß, mit beinahe 8000 Einw., worunter nur wenige hundert Weiße, gehört ebenfalls den Engländern und ist besonders wegen der malerischen Schönheiten seiner Landschaften bemerkenswerth.

Guadeloupe, eine der größten der kleinen Antillen, an 25 □M. groß, zwischen 16° und 16½° Br., ward 1493 entdeckt, aber vernachlässigt, bis 1635 die Franzosen sich hier niederließen, denen die Ureinwohner nach und nach weichen mußten. Sie ist die größte und wichtigste französische Besitzung in Westindien. Ein schmaler, oft kaum 90′ breiter Seearm, der Salzfluß genannt, trennt die Insel in zwei Theile, wovon der weniger fruchtbare, aber größere, nordöstliche Grande Terre heißt, der kleinere das eigentliche Guadeloupe oder Basse Terre ausmacht. Das Letztere bietet eine reizende Abwechselung von Bergen, Thälern und Ebenen dar; der höchste Punkt der Insel im S. ist die Souffrière, ein ruhender, 5100′ hoher Vulcan, welcher zwar Rauch von sich giebt und viel Dampf beim Erdbeben 1843 auswarf, aber noch keine Eruption gehabt hat; viele Quellen und Bäche erfrischen das Land. Grande Terre ist flacher, weniger angenehm, ohne Bäche und in vielen Gegenden sumpfig und ungesund. Zucker und Kaffee sind die Haupterzeugnisse. Die Zahl der Einwohner beträgt hier über 130000, worunter etwa 40000 Freie. Der Hauptort Basse Terre, mit nahe 9000 E., ist lebhaft, hübsch gebaut und hat bedeutenden Handel, obgleich nur eine Rhede. Der beste und befestigte Hafen der Insel ist Pointe-à-Pitre in Grande Terre, eine der schönsten Städte der Antillen; sie liegt am Eingange des Salzflusses, in einer ungesunden Gegend, hatte aber doch an 16000 E., als das heftige Erdbeben am 8. Februar 1843 sie fast ganz zerstörte; jetzt etwa 12000 E. — Mehrere kleinere in der Nähe von Guadeloupe liegende Inseln gehören ebenfalls den Franzosen, vorzüglich: a) Desiderade, Deseada, d. h. die ersehnte, weil sie auf Columbus zweiter Reise 1493 die erste Entdeckung war; 1 □M. groß. b) Marie galante, 4 □M. groß, eine der reizendsten und fruchtbarsten, aber auch ungesundesten und den Orkanen am Meisten ausgesetzten dieser Inselreihe. Zucker, sehr geschätzter Kaffee und Baumwolle sind die Haupterzeugnisse. Die Zahl der Einwohner beträgt 14000, worunter 10000 Sklaven. c) Les Saintes, 1 □M. groß, mit gegen

---

arbeiten, um sie allmälig an den Gebrauch der Freiheit zu gewöhnen. Diese Maßregel hielten die weißen Herren (2000) auf Antigua nicht für zweckmäßig; sie beschlossen daher, die Neger (34000) am 1. August 1834 ganz frei zu lassen. Es geschah, und was zeigte sich? — Empörung, Mord, Brand, Rache? Nichts davon, wie man verschiedentlich vorausgesagt hatte, — keine Unruhen, keine Ausschweifungen, keine That der Rache. Noch 7 Monate vorher, am Weihnachtsfeste, hatte man es, wie alljährlich, für nothwendig erachtet, die Dragoner mit scharfen Patronen zu versehen — nichts der Art war ferner noch nöthig. — Für welche Meinung spricht diese Thatsache? —

1300 Einw.; sie bestehen aus 3 kleinen Inseln, die einen sehr guten Ankerplatz einschließen und vorzüglich guten Kaffee produciren.

Dominica oder Dominique, unter 15½° n. Br., 14 □M. groß, ward von Columbus 1493 entdeckt und 1759 von den Engländern in Besitz genommen. Sie ist sehr gebirgig, vulcanisch, erhebt sich steil und zerrissen bis zu 5000′ und hat viele heiße und schwefelhaltige, aber auch viele schöne frische Quellen und Bäche; das Klima ist gesund und der Boden sehr fruchtbar. Der Kaffee dieser Insel gehört zu den besten Sorten. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 20000, worunter wenig über 800 Weiße. Der Hauptort ist Roseau, welches mit Charlottetown zusammen nur eine Stadt ausmacht, gut befestigt ist und 5000 Einw. hat.

Martinique, zwischen 14¼—15° Br., an 28 □M. groß, ist seit 1635 in den Händen der Franzosen. Die ganze Insel ist vulcanischen Ursprungs und wird oft von Erdbeben heimgesucht; ihre Berge sind äußerst steil und wild, der vulcanische Montagne Pelée erhebt sich über 4150′; ihre Küsten sind tief eingeschnitten und zerrissen; aber der Boden ist fruchtbar und von vielen Bächen bewässert. Das Klima ist ungesund. Die Hauptproducte sind Kaffee, der für eine der besten Sorten Westindiens gilt, Zucker und Cacao; ebenso ist der Taback des Districts Macuba sehr geschätzt. Die Zahl der Einwohner beträgt über 120000, worunter 76000 Sklaven und nur 9100 Weiße. St. Pierre, an der Westküste, obgleich ohne Hafen, aber mit einer herrlichen Rhede, ist die wichtigste, durch Handel blühende Stadt und hat 25000 Einw. Der beste Hafen ist das stark befestigte Fort Royal, mit 12000 Einw., ebenfalls an der Westküste, wo auch der Gouverneur residirt; aber die Gegend ist ungesund.

Santa Lucia, unter 14° Br., 19 □M. groß. Nachdem sie mehrmals bald den Franzosen, bald den Engländern gehört, ist sie seit 1814 den letzteren verblieben. Auch diese Insel ist sehr gebirgig, trägt einen noch thätigen Vulcan, ist fruchtbar aber ungesund. Sie zählt über 18000 E. (darunter nur 900 Weiße), welche meist französischer Abkunft sind. Der Hauptort Port Castries oder Carenage hat einen sehr guten und großen Hafen und 5000 Einw.

Barbados oder Barbadoes, zwischen 13—13⅓° Br., 8 □M. groß, liegt in ziemlicher Entfernung östlich von der Reihe der kleinen Antillen. Die Engländer besetzten sie 1624. Diese Insel hat nur mäßige Höhen, denn der höchste Punkt, der Mount Hilloughby, erreicht nicht 1100′; sie besitzt mehrere Höhlen, wenig Wald und wenig Quellen, und ist oft den furchtbarsten Orkanen ausgesetzt; dagegen gilt das Klima für gesund. Ein Korallenriff umgürtet die Nord- und Ostküste. Eine merkwürdige Erscheinung ist das aus den Felsen unter der Dammerde häufig sich absondernde Erdpech und das Vorkommen zahlreicher bituminöser Quellen. Sie ist unter allen westindischen Inseln am Vollständigsten und Besten angebaut; Zuckerrohr wird in 500 Plantagen gebaut und ist der Hauptartikel. Sie ist ungemein dicht bevölkert, denn die Zahl der

Einwohner beträgt über 120000, worunter etwa 17000 Weiße, hat aber dennoch gegen frühere Zeiten bedeutend abgenommen. Die Hauptstadt Bridgetown, mit nahe 20000 Einw., liegt im SW. an der trefflichen Carlisle-Bai, ist gut, einer englischen Landstadt ähnlich, gebaut und im Besitz eines sehr bedeutenden Handels, da alle nach Westindien gehenden Schiffe hier zuerst anlegen; auch ist sie durch mehrere Forts geschützt. Ein furchtbarer Orkan zerstörte 1785 die Stadt so gänzlich, daß man kaum die Spur der Gebäude erkannte, und veränderte wesentlich die Oberfläche der Insel; nicht viel weniger verderblich war der von 1831.

St. Vincent, unter 13¼° Br., 6 □M. groß, eine der schönsten unter den kleinen Antillen. Die ersten Europäer ließen sich 1719 hier nieder; eine Zeit lang war die Insel zwischen Frankreich und England streitig, bis sie 1763 den Engländern abgetreten ward. Sie ist gebirgig und erhebt sich im Morne-Garou über 4700′. Einer ihrer Vulcane (la Souffrière) hatte 1812 nach langer Ruhe einen sehr heftigen Ausbruch, so daß die Asche bis über Dominica und Barbados geworfen wurde. Dabei ist sie gut bewässert und in den Thälern sehr fruchtbar, vorzüglich an Zucker; das Klima ist an den Küsten heiß, sehr feucht und ungesund. Die Zahl der Einwohner mag 27000 betragen, worunter nur 1300 Weiße. Kingston, die Hauptstadt, hat nur eine Rhede und 7000 E.; der beste Hafen ist Tyrells-Bai. Die letzten schwarzen Cariben wurden erst 1797 von dieser Insel vertrieben.

Die Granadillen (Grenadillen) oder Granadinen, zwischen 12° und 13° Br., sind eine Reihe kleiner, meist sehr dürrer und wenig fruchtbarer, dabei niedriger Inseln, denen es fast überall an Trinkwasser fehlt. Sie scheinen zum Theil aus Korallenfelsen gebildet, wurden auch lange Zeit nur des Kalks wegen, den man hier abholte, besucht, bis sie 1763 von den Engländern in Besitz genommen wurden. Seitdem haben sich nach und nach auf einigen an 2000 Menschen hier angesiedelt, welche vorzüglich Baumwolle bauen, da der Zucker nicht gut gedeiht.

Granada oder Grenada, unter 12° Br., südlich von der vorigen Gruppe, mit den vorigen 13 □M. groß. Die Franzosen ließen sich 1650 hier nieder und vertilgten die Cariben; 1762 aber mußten sie den Engländern weichen. Die Insel ist gebirgig, reich an schönen Landschaften, gut bewässert und fruchtbar; heiße Quellen und Schwefel sind häufig; das Klima der Küste, die sich im N. ganz schroff erhebt, ist sehr ungesund. Zucker, Kaffee und Cacao sind die Hauptgegenstände des Anbaues, welcher hier sehr blühend ist. Die Zahl der Einwohner mag etwa 27000 betragen, worunter sich nur 800 Weiße befinden. Die Hauptstadt Georgetown, ehemals Fort Royal, mit 10000 E., liegt an der Westküste auf einem sehr unebenen Boden, hat aber einen trefflichen Hafen, welcher stark befestigt ist.

Tabago, unter 11¼° n. Br., 10 □M. groß. Diese Insel, zuerst 1632 von den Holländern besetzt, welche von den Spaniern

vertrieben wurden, ist seitdem sehr oft aus den Händen der Franzosen in die der Engländer gekommen, welche sie endlich 1814 zum bleibenden Besitz erhalten haben. Sie weicht sehr von der Beschaffenheit der übrigen westindischen Inseln ab, denn sie hat statt der schroffen vulcanischen Gebirge nur angenehme Hügel und höchst fruchtbare Ebenen; das Klima ist gesund und die Insel den Orkanen wenig ausgesetzt. Der Anbau ist zwar gut, hat sich aber erst über einen kleinen Theil der Insel ausgebreitet; Zucker und Baumwolle sind die Haupterzeugnisse. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 15000, worunter kaum 300 Weiße. Der Hauptort ist Scarborough, an der südöstlichen Küste, mit 2500 Einw.

Trinidad, zwischen 10° und 11° Br., die südlichste und größte der kleinen Antillen, 100 □M. groß, liegt in geringer Entfernung den westlichen Mündungsarmen des Orinoco gegenüber und wird vom festen Lande durch den Meerbusen von Paria, auch der traurige Meerbusen genannt, getrennt, der nördlich durch die Boca de Dragos (Drachenschlund), südlich durch den Canal di Serpente mit dem Ocean in Verbindung steht. Sie hat ganz die Beschaffenheit des benachbarten festen Landes von Süd-Amerika. Drei Bergketten durchziehen dieselbe, als Fortsetzungen des Küstengebirges von Venezuela, von W. nach O., und zwischen ihnen breiten sich Ebenen aus. Das Innere ist mit dichten Waldungen erfüllt, welche vorzügliches Schiffbauholz liefern; auch finden sich sumpfige Gegenden. Unter allen diesen Inseln ist sie am Besten bewässert und hat sogar mehrere schiffbare Flüsse. Merkwürdig ist sie durch die Menge des Erdpechs, welches sich bald flüssig, bald verhärtet im südwestlichen Theile der Insel, vorzüglich in einer großen Lagune findet, und welches zum Kalfatern der Schiffe mit großem Nutzen gebraucht wird. An der Südwestspitze finden sich ferner eine Menge von Schlammvulcanen. Das Klima ist heiß, aber nicht gerade ungesund, und Orkane sind äußerst selten. Trinidad ward zwar von Columbus 1498 entdeckt und 1535 von den Spaniern in Besitz genommen, aber bis 1783 so gänzlich vernachlässigt, daß sie die Insel nur der Jagd und des Fisch- und Schildkrötenfangs wegen besuchten. Später hat der Anbau zugenommen, vorzüglich seitdem sie 1797 von den Engländern erobert ward; indeß ist auch jetzt nur erst ein sehr geringer Theil, vorzüglich an der Westseite dieser äußerst fruchtbaren Insel, wirklich angebaut. Zucker, Kaffee, Cacao, Indigo, Baumwolle, Taback, sowie auch Zimmt, Muskatennüsse und Gewürznägel gedeihen überaus gut. Die Zahl der Einwohner ist verhältnißmäßig noch sehr gering, denn sie beläuft sich nur auf 45000, wovon 4000 Weiße. Im Innern sollen sich noch geringe Reste der alten caribischen Bevölkerung erhalten haben. Der Hauptort Puerto de España, jetzt Spanish-Town, am Golf von Paria auf der Westküste, ist gut befestigt, hat einen trefflichen sichern Hafen und 7000 E., liegt aber in einer sumpfigen Gegend.

Von den an der Nordküste des Festlandes von Süd-Amerika gelegenen und von Manchen zu den kleinen Antillen gerechneten In-

seln oder den Inseln unter dem Winde können wir, da die meisten jetzt zu den Staaten des festen Landes gehören, nur die seit 1634 den Holländern gehörende Insel Curaçao anführen. Sie liegt wenige Meilen von der Küste Venezuelas, unter 12° n. Br. und 51½° w. Lg. Ihr Flächeninhalt beträgt 8 □M. Der Boden besteht fast nur aus dürrem, mit einer dünnen Lage Erdreich bedecktem Felsen, welchem indeß der niederländische Fleiß bedeutende Ernten an Zucker, Taback, Baumwolle, Cacao u. s. w. abzugewinnen weiß; doch ist das Hauptproduct Salz. Es giebt nur eine Quelle und einen kleinen Bach, und sehr oft leidet die Insel an gänzlichem Wassermangel. Ihre Hauptwichtigkeit bestand früher in dem sehr bedeutenden Schleichhandel, welcher von hier aus mit dem noch spanischen Süd-Amerika getrieben wurde; jetzt ist sie in Verfall gekommen. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 15000 belaufen, worunter 9000 Neger und viele Juden. Die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs, Willemstad, an der Südküste, mit einem ausgezeichnet schönen und sichern Hafen, ist zwar nicht groß, aber eine der am Besten gebauten Städte Westindiens. Einige kleinere umherliegende, den Holländern gehörige Inseln, wie Aruba oder Oruba, wo man seit 1824 Gold in ziemlich großen Stücken entdeckt hat, Buen Ayre und die Aves-Gruppe, sind schwach oder gar nicht bewohnt und dienen blos einigen Heerden zum Aufenthalt.

C. Süd-Amerika.

Süd-Amerika läßt sich jetzt, wo die spanische Herrschaft, welche sich hier einst über einen Raum von 160000—180000 □M. erstreckte, gänzlich aufgehoben ist, am Bequemsten in folgenden Abtheilungen betrachten.

VIII. Die drei colombischen Republiken.

Unter diesem Namen umfassen wir die ehemaligen spanischen Provinzen Neu-Granada, Caracas, Neu-Andalusien und Quito, welche den nördlichsten Theil von Süd-Amerika einnahmen, bei ihrer Befreiung zuerst eine Republik Colombia bildeten, seit 1831 in die 3, jedoch politisch durch einen Freundschafts- und Allianzvertrag verbundenen Freistaaten: Neu-Granada, Venezuela und Ecuadór zerfallen sind. Bei der Unmöglichkeit, jetzt schon die genaueren Verhältnisse eines jeden dieser neuen Staaten anzugeben, wollen wir sie hier zunächst noch als eine Einheit unter dem Namen Columbien betrachten. Columbien, zwischen 12¾° n. und 4½° s. Br. und von 42° bis gegen 64° w. Lg., wird begrenzt im N. von Centro-Amerika, dem caribischen und atlantischen Meere, im O. von Britisch-Guyana, im S. von Brasilien und Peru, im W. von der Südsee. Bei der

Unsicherheit der Grenzen läßt sich der Flächeninhalt nur ungefähr auf 50000 □M. annehmen, worauf, nach einer noch viel unsichereren Schätzung, 3—4 Millionen Einw. leben. Die ersten Entdecker der Küsten nannten das Land Tierra firma (d. i. festes Land), ein Name, welcher auch später noch häufig von der Nordküste Süd-Amerikas gebraucht wurde. Nachdem aber das Land von den Spaniern erobert und im 17. Jahrhundert an Bevölkerung bedeutend zugenommen, ward es in drei große Provinzen: das Vicekönigreich Neu-Granada, welches den ganzen westlichen Theil umfaßte, die Generalhauptmannschaft Caracas oder Venezuela im Osten, und die von Quito, welche aber zu Peru gerechnet wurde, im Süden, getheilt. Drei Jahrhunderte lang blieben diese Länder im ruhigen Besitz der Spanier, einige unbedeutende Aufstände abgerechnet, bis die Gefangennehmung Ferdinands VII. 1808 durch Napoleon die jetzige Revolution hervorrief. Die erste Bewegung war für den König und gegen die Emissarien der französischen Regierung, denn das Volk dachte noch nicht entfernt an eine Losreißung vom Mutterlande; bald aber fühlten die Amerikaner, besonders durch verkehrte Maßregeln der Statthalter aufgeregt, ihre Kraft und Wichtigkeit, und wollten ebenso wenig von den spanischen Cortes als vom König Joseph Befehle annehmen. 1809 und 1810 brachen in Caracas, in Bogota und bald in allen Provinzen Aufstände aus, welche ganz offen den Zweck ankündigten, sich von jeder europäischen Herrschaft zu befreien; schon im Jahre 1811 erklärte sich Venezuela für unabhängig. Aber noch erlangten die Spanier bald wieder das Uebergewicht, und als sie sich wieder festgesetzt hatten, begann eine schreckliche Reaction gegen die „Patrioten“. Dies entzündete neue Aufstände. Die aus Spanien 1814 gesandten Truppen glaubten, durch ihr Erscheinen und die bloße Gewalt ihrer Waffen die alte Ordnung wieder herstellen zu können, fanden aber auf allen Punkten heftigen Widerstand und litten außerordentlich von dem ungewohnten Klima. Bolivar dagegen, aus Caracas gebürtig, aber in Spanien gebildet, verwendete mit rastloser Thätigkeit sein ganzes bedeutendes Vermögen und seine Talente für die Sache der Freiheit. Abwechselnd bald Sieger, bald besiegt, aber immer unermüdlich und furchtbar, kämpfte er seit 1812 gegen die besten spanischen Generale, entriß ihnen Caracas und Neu-Granada mehr als ein Mal, ward 1817 vom Congreß von Venezuela zum Präsidenten ernannt und zwang, nun besonders von England und auch von Nord-Amerika unterstützt, den talentvollsten, aber durch übergroße Härte die Gemüther von sich abwendenden spanischen General Morillo 1820 zu einem Waffenstillstande, worauf dieser, der durch Krankheiten und Gefechte sein ganzes Heer eingebüßt hatte, nach Europa zurückkehrte. Der Ueberrest der Spanier unter General La Torre ward ebenfalls von Bolivar den 24. Juni 1821 bei Calabozo geschlagen, und noch vor Ablauf dieses Jahres hatten die Spanier keinen Soldaten mehr im Umfange der neuen Republik. Zwei Jahre später, 1823, traten auch die früher zu Guatemala gehörigen Provinzen Veragua und Panamá, sowie auch Quito, in den gemeinsamen Bund. Allein die durch den Dictator

Bolivar, welcher 1823 und 1824 die Befreiung Nieder- und Ober-Perus vollendete und den Titel eines Befreiers (Libertador) erhielt, gegründete Central-Verwaltung dieser weitläufigen Länder mißfiel mehreren Provinzen; sie wünschten einen Föderativstaat zu bilden wie Nord-Amerika; Venezuela trennte sich 1829, worauf der zum lebenslänglichen Präsidenten ernannte Bolivar 1830 sein Amt niederlegte und im December des nämlichen Jahres starb. Ein Jahr darauf (im November) löste sich die Republik Columbien in die drei Freistaaten Neu-Granada, oder die nordwestlichen Gegenden, Venezuela, die nordöstlichen, und Ecuadór, die südlichen, der alten spanischen Eintheilung gemäß, auf; doch wollen sie, besonders in Beziehung auf die künftigen Verhältnisse zu Spanien, eine politische Union bilden. Sie tragen die gemachte Schuld gemeinsam nach einem bestimmten Verhältniß und haben sich zu gegenseitigem zollfreien Handelsverkehr verpflichtet. Venezuela entwickelte sich seitdem ruhiger und geordneter, als die beiden anderen Republiken, wo lange Bürgerkriege und fortwährende Umwälzungen herrschten, so daß sich von Neu-Granada selbst die nordwestliche Provinz (Isthmo) 1840 wieder ablöste, um sich mit Costa-Rica zu vereinigen (sie soll später jedoch wieder zurückgetreten sein). Im Allgemeinen wurde die politische Verfassung in jedem dieser Staaten nach dem Muster der nordamerikanischen eingerichtet: an die Spitze der vollziehenden Gewalt ist ein Präsident gestellt, dem ein Congreß von zwei Kammern zur Seite steht. Sklaverei ward gänzlich abgeschafft. Venezuelas finanzielle Lage erscheint gegenwärtig günstiger, seine politischen Verhältnisse gesicherter, seine Entwickelung weiter vorgeschritten, als die der meisten anderen spanischen Republiken in Süd-Amerika. Ecuador hat selbst 1841 mit Spanien einen förmlichen Friedens- und Freundschaftsvertrag geschlossen.

Allgemeine Beschaffenheit des Landes.

Columbia bietet die wunderbarsten Contraste der Höhen und Tiefen, der Hitze und Kälte und der Vegetation dar. Im W. breitet sich das Gebirgsland der Cordilleren aus, über dessen Bildung schon früher das Hauptsächlichste mitgetheilt ist. Im südwestlichen Theile, vorzüglich unter 1—2° südlich vom Aequator, erreicht die Kette der Anden in diesen Ländern ihre größte Höhe; der eigentliche Bergrücken erhebt sich hier 8—9000′ über das Meer, ist aber zu beiden Seiten von ungleich höheren Schneegipfeln eingeschlossen, so daß dieses Plateau nur als ein tiefes Thal erscheint, in welchem Städte und Bevölkerung sich zusammengedrängt haben. Die umgebenden Berge sind der Chimborazo über 20100′, der Tunguragua, an 15200′, der Antisana an 18000′, der Cotopari 17700′, der Cayambe-Urcu, unter dem Aequator, über 18000′, der Pichincha 14950′ hoch. Etwa unter 2° n. Br. theilt sich die Hauptmasse der Anden in drei nördlich laufende Ketten. Der die Landenge von Darien oder Pa-

namá durchziehende Höhenzug verdient, an der schmalsten Stelle derselben nur 600′ hoch, nicht mehr den Namen eines Gebirges. Desto bedeutender sind die Ketten, welche die tiefen Thäler des Cauca- und des Magdalenen-Flusses von einander und von den östlichen Ebenen trennen; sie erreichen in ihren höchsten Gipfeln etwa 17000′. Zwischen dem See von Maracaibo und dem Golf von Darien steigt ganz isolirt mitten aus der Ebene die Sierra Nevada de Santa Marta, vielleicht über 18000′ hoch, auf. Das Küstengebirge von Venezuela endlich, eine Fortsetzung der östlichen Andeskette von Cundinamarca, welches der Küste des caribischen Meeres folgt, besteht aus mehreren unterbrochenen Parallelketten und erreicht im Scheitelpunkte, der Silla de Caracas, nur 8100′ Höhe. Zwischen den Ebenen des untern Orinoco und denen des Rio Negro und Marañon breitet sich endlich das Gebirgssystem von Parime, eine Gruppe von Bergketten aus, welche durch Ebenen von einander getrennt werden. Der südliche und östliche Theil des Landes hingegen, welcher sich dem Orinoco und dem Marañon zuneigt, besteht größtentheils aus unendlichen Ebenen. Ebenso verschieden ist natürlich auch das Klima. Die höchsten Bergebenen, **Páramos**, haben einen stets bewölkten, feuchten und kalten Himmel. Andere, minder hohe Plateaux sind zwar freundlicher, aber dennoch baumlos, und die Temperatur steigt selten über 15°; dennoch liegen hier sehr bedeutende Städte. In den Thälern und am Fuße der Gebirge herrscht tropische ungesunde Luft, und die **Llanos** oder Steppen, welche sich östlich nach dem Orinoco und Marañon hinziehen, sind brennend heiß, die eine Hälfte des Jahres wahre Wüsten, die andere mit der schönsten Vegetation bedeckt. Ueberall findet hier nur der Unterschied der trockenen und nassen Jahreszeit statt, so daß einige Gegenden ewig Herbstluft, andere ewigen Frühling oder heißen Sommer haben, und diese Unterschiede grenzen oft so nahe an einander, daß man in e i n e m Tage aus einem Lande des Schnees und Nebels in die Region des Zuckers und Indigos hinabsteigen kann. Ungesund sind eigentlich nur die tiefsten Thäler und einige Küstenpunkte. Das Land wird nach allen Richtungen von beträchtlichen, schiffbaren Flüssen durchschnitten. Die wichtigsten sind: der Orinoco; er bildet jetzt eine Strecke weit die Grenze zwischen Venezuela und Neu-Granada; der Magdalenen-Fluß mit dem Rio Cauca, ganz in Neu-Granada; der Atrato, welcher in den Golf von Darien mündet; und endlich der Marañon, welcher nur auf einer langen Strecke die südliche Grenze von Ecuadór gegen Peru bildet, und dessen linke Nebenflüsse im westlichen Theile seines Laufes durch die Tiefebenen strömen. — Die Producte der Pflanzenwelt sind außerordentlich mannigfaltig, denn sie richten sich genau nach der größern oder geringern Erhebung des Bodens über die Meeresfläche, so daß Columbien die Erzeugnisse aller Klimate auf seinen verschiedenen Punkten vereinigt. Ein Hauptreichthum des Landes besteht in den edlen Metallen, Gold, Platin und Silber. Das Gold findet sich vorzüglich auf dem westlichen Abhange der Anden, namentlich in der Cordillere von Quindiu und im ganzen Cauca-Thale; unter der spa-

nischen Herrschaft durften die reichen Silbergruben nicht bearbeitet werden, um denen von Mexico keinen Abbruch zu thun. Ueberhaupt ist der Bergbau, wie jeder Anbau, noch in der Kindheit; auch die Industrie befriedigt bei Weitem nicht das Bedürfniß; und die überaus steilen Gebirge, die überall noch schlechten Wege, besonders in den westlichen Gebirgsgegenden, wo selbst Maulthiere an vielen Stellen nur mit großer Gefahr die Anden übersteigen können, ferner der Mangel an Brücken hemmen die innere Verbindung der Provinzen. Der auswärtige Handel war bisher gänzlich in den Händen der Europäer, vorzüglich der Engländer.

Einwohner.

Die Einwohner Columbiens, deren Zahl ohne die wilden Indianer auf 3½ Million geschätzt wird, bestehen, wie fast in allen Theilen von Amerika, aus einem Gemisch von Europäern, Indianern, Negern. In den nördlichen Gegenden, besonders an den Küsten, sind die Indianer fast ganz verschwunden, und man findet fast nur Weiße, Neger und Mulatten. In den Gebirgsgegenden haben sich Europäer und Indianer häufig gemischt, und die Mestizen sind hier sehr zahlreich. In den Llanos und in den Wildnissen zwischen dem Orinoco und Marañon leben theils noch ganz unabhängige Indianer-Stämme, **Indios bravos** oder **salvages** (wilde), theils **Zambos** oder Mischlinge von Indianern und Negern; sie sind ein kräftiges, muthiges und gewandtes Volk. Die Indianer hingegen, welche unter spanischer Herrschaft und zum Christenthum bekehrt in den Gebirgen in regelmäßigen Dörfern leben, **Indios reducidos, racionales, civilisados,** sind unkriegerisch und schwach. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß hier die Bewohner der Ebenen, fast den Beduinen vergleichbar, freiheitliebend und tapfer, die Gebirgsbewohner dagegen sanft und friedlich sind. Neger sind nur in den Küstengegenden häufig; aber die Sklaverei ist gesetzlich aufgehoben. Der vorherrschende Charakter der gebildeten Classe der Einwohner ist Trägheit und Stolz; man beschuldigt sie des Geizes und der Spielsucht.

Die drei neuen Staaten, aus welchen Columbien besteht und deren Grenzen noch nicht genau angegeben werden können, sind folgende:

1. Neu-Granada.

Neu-Granada begreift den nordwestlichsten Theil von Columbia, das Gebiet des Rio Cauca (ka—uka) und Magdalena, und erstreckt sich östlich bis an den Orinoco. Ohne Panama nimmt es über **18000** □M. ein, auf denen **2—2½** Millionen Menschen leben, wovon ⅖ Weiße und nahe ⅗ Mischlinge sind. Neu-Granada ist eins der metallreichsten Länder; die Goldwäschereien in den westlichen An-

den, vorzüglich im District von Choco, sind sehr bedeutend, und die jährliche Ausbeute beträgt jetzt etwa 18000 Mark Gold; Platin findet sich ebenfalls nur dort, nicht östlicher. Der eigentliche Bergbau ist ganz vernachlässigt, vorzüglich auch deshalb, weil die metallreichen Gegenden fast unzugänglich sind und die Theuerung der Lebensmittel darin sehr groß ist. Auch findet man schöne Smaragden, kleine Diamanten und Quecksilber. Der Bau auf Blei und Kupfer wird ganz verabsäumt. Die Indianer machen nur noch einen kleinen Theil der Bevölkerung aus, wovon die Moskos im südlichen Theile schon zur Zeit der Eroberung einen gewissen Grad der Civilisation erreicht hatten; in den nördlicheren Gebirgen hingegen, an den Ufern des Rio Cauca und Magdalena, hausen noch völlig wilde und räuberische Stämme. Die wichtigsten Städte sind:

Bogotá oder Santa Fé de Bogota, die Hauptstadt und der Sitz des Congresses, unter 4° 36′ n. Br., auf einer 50 M. langen, 20 M. breiten, von Bergen umschlossenen Hochebene, welche über 8000′ über dem Meere liegt und daher ein rauhes, feuchtes Klima hat. Gewöhnlich steigt das Thermometer nicht über 15°, sinkt aber oft auf die Hälfte, doch nicht bis auf den Gefrierpunkt; dabei ist der Himmel fast immer bewölkt, und 6 Monate lang, April und Mai, September, October, November und December, regnet es anhaltend. Nur Apfelbäume, Weiden, Eichen, Ulmen sieht man hier; desto trefflicher gedeihen unsere Getreidearten. Die Stadt ist 1538 angelegt, hat sich schnell gehoben und zählt jetzt etwa 50000 Einw. Sie hat wenig große Gebäude, da man der Erdbeben wegen nur niedrige Häuser baut; selbst die Kirchen sind unansehnlich, im Innern aber überschwenglich reich an goldenen und silbernen Statuen und Verzierungen; selbst der Palast des ehemaligen Vicekönigs, jetzt des Präsidenten, ist unbedeutend. Es giebt hier viele reiche Klöster, eine Universität und mehrere andere öffentliche Unterrichtsanstalten oder Collegien, eine große Münze und ein Theater. Die Bäche, welche die Straßen durchfließen, und Springbrunnen auf mehreren Plätzen dienen der Stadt zur Zierde. Der Fluß Bogotá, welcher alle Bäche des Thals aufnimmt und der Magdalena zufließt, stürzt sich, 2 M. von der Stadt, 60′ breit, mit einem Fall von 530′ über senkrechte Felsen in eine Kluft hinab. Bei den Indianern geht die Sage, er habe sonst das ganze Thal überschwemmt; ein götterähnliches Wesen, welches sie Bochika nennen und als ihren Gesetzgeber verehren, habe ihm diesen Ausgang durch die Felsen eröffnet und so das Thal bewohnbar gemacht. Das ist der berühmte Wasserfall von Tequendama. Nördlich von der Stadt liegt der berühmte, etwa 1 M. lange See Guatavita, in welchen, der Sage nach, bei der Ankunft der Spanier unermeßliche Schätze versenkt worden sein sollen und dessen Ableitung man daher schon mehrmals und noch in der neuesten Zeit, wiewohl vergeblich, versucht hat. — Tunja, etwas nördlich von Bogota, 8800′ über dem Meere, soll 16000 Einw. haben, welche besonders Weberei treiben. — Honda, am Magdalenen-, und Medellin, am Cauca-Fluß, sind kleine, aber für den Verkehr wich-

tige Plätze. — In einer äußerst goldreichen Gegend in der Nähe des Cauca liegt Antioquia, 1550′ hoch, eine wohlhabende Bergstadt mit 18000 (4000?) Einw. — Andere größere Städte des Innern sind: Mompox (—poch) oder Sta. Cruz de Mompox, an der Magdalena, nahe der Mündung des R. Cauca, mit 10000 Einw. Ihre Lage ist zwar sehr glücklich für den Handel, aber das Klima überaus heiß und ungesund. — Ocaña, weiter südlich, im O. des Magdalenen-Flusses, mit 8000 Einw., galt eine Zeit lang für die Hauptstadt der neuen Republik Neu-Granada. — Noch südlicher Pamplona, gegen 7000′ hoch, eine Bergbau treibende Stadt mit 9000 Einw. Mariquita, im Magdalena-Thal, besitzt reiche Gold- und Silbergruben. Popayán, unter 2½° Br., im obern Cauca-Thal, 5500′ hoch, am Fuße des Vulcans Puracé, in einer reizenden Gegend. Sie hat im Befreiungskriege außerordentlich gelitten, ist aber noch immer durch die nahegelegenen Goldbergwerke und durch den Handel bedeutend; sie zählt an 8000 (25000) Einw. — Neiva, am obern Magdalenen-Fluß, aber doch nur 1600′ über dem Meere, mit 5000 E. — An der nördlichen Küste liegen:

Cartagena, auf einer sandigen Halbinsel, die durch 2 Erdzungen mit dem Festlande zusammenhängt, mit einem der schönsten Häfen in Süd-Amerika und 23000 Einw. Sie ist stark befestigt, hat aber in der Belagerung 1816 durch die Spanier sehr gelitten. Dem Mangel an Quellwasser wird durch Cisternen abgeholfen. Das Klima ist sehr heiß und ungesund; deshalb sind alle Häuser äußerst weitläufig und mit Säulengängen umgeben, welche zwar den Zimmern das Licht rauben, aber sie auch kühl erhalten. Wohlhabende Einwohner verlassen im Sommer den Ort und ziehen nach dem 6 M. entfernten, auf einem Hügel liegenden Dorfe Turbaco, in dessen Nähe sich viele kleine, etwa 20—25′ hohe Schlamm- und Gasvulcane befinden, welche unaufhörlich in Thätigkeit sind. — Santa Marta, mit einem sichern, gut vertheidigten Hafen und 7000 Einw. — Hacha, eine kleine Stadt, aber wegen der Perlfischerei in der Nähe berühmt.

Die unter dem Namen Isthmo vereinigten Provinzen Veragua und Panama sind bereits oben aufgeführt worden.

---

2. Venezuela.

Venezuela, im O. des vorigen Staates, nimmt einen Raum von etwas über 18400 □M. ein, worauf etwa 1,356000 Menschen leben, unter denen 300000 Weiße, 220000 Indianer (davon ¼ unabhängig), das Uebrige Mischlinge und (über 60000) Neger sind. Es wird durch ein Gebirge, welches von W. nach O. streicht, in eine

nördliche und eine südliche Hälfte getheilt. Letztere, die größere, besteht aus weitläufigen, brennend heißen Ebenen, welche größtentheils nur zu Viehweiden benutzt werden, da sie einen Theil des Jahres von den vielen sie durchziehenden Flüssen überschwemmt werden. Der nördliche Theil genießt auf den Höhen einer schönen und gesunden Temperatur; an den Küsten ist aber die Luft äußerst heiß, denn das Thermometer sinkt sehr selten unter 18° R., und hin und wieder ungesund. Am Traurigsten, Unfruchtbarsten und Ungesundesten sind besonders die östlichen Ufer des 30 M. langen und 18 M. breiten Sees von Maracaibo (an 400 □M. groß), welcher mit dem Meere, dem Golf von Venezuela, zusammenhängt und Ebbe und Fluth zeigt. Kein Bergbau, ausgenommen auf Kupfer, findet hier statt, obgleich man ehemals auch Gold gefunden; ebenso ist die sonst bedeutende Perlenfischerei in der Nähe der Insel Margarita (Perle) ganz aufgegeben. An der Küste des Meeres wird viel schönes Salz bereitet. Die Hauptproducte bestehen in Cacao, Indigo, Baumwolle und Taback. Die unermeßlichen Wälder des Gebirges, welche Farbhölzer, Chinabäume, Bauholz und edle Holzarten im Ueberfluß enthalten, sind noch wenig benutzt. Die Republik wird in 13 Provinzen getheilt, welche zusammen 26 Senatoren und 46 Repräsentanten zum Congreß schicken. Ihre bedeutendsten Städte sind:

Carácas, 1567 gegründet, unter 10° 31′ Br., in einem schön bewässerten Thale, 5 St. vom Meere; sie liegt hoch genug (2750′), um eines milden Klimas zu genießen. Vor dem fürchterlichen Erdbeben von 1812, welches die ganze Provinz verwüstete und über 12000 Menschen das Leben raubte, hatte Caracas schöne Gebäude und 50000 Einw., jetzt vielleicht nur 44000. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs und einer sogenannten Universität. 1842 wurde hier die Asche Bolivars, welcher hier geboren, feierlich beigesetzt und seinem Andenken ein Triumphbogen errichtet. Ihr Hafen, der wichtigste des Staates, La Guaira (gu-a-ira), wohin aber ein beschwerlicher Bergpaß führt, hat sehr heiße, ungesunde Luft und zählt 8000 Einw. — Puerto Cabello, ein gut befestigter Hafen, westlich von Caracas, aber in einer ungesunden Gegend, hat 8000 Einw. — Valencia, im S. der vorigen, unweit des schönen Sees von Tacarigua, hat eine gesunde Lage und 16000 Einw. — Westlich davon Barquisimeto, mit 12000 Einw. — Coro oder Venezuela, wonach der Staat benannt wird, liegt in einer sandigen, unfruchtbaren Gegend; sie war die alte Hauptstadt der Provinz, hat aber nur noch 4000 Einw. — Maracaibo, am westlichen Ufer des Canals, welcher den gleichnamigen See mit dem Meere verbindet, in einer dürren, unfruchtbaren Gegend, mit einem schlechten Hafen und an 25000 Einw., welche theils vom Seewesen, theils von der Viehzucht leben. — Varinas, 1576 gegründet, im Innern, im S. des Sees von Maracaibo, mit 4000 E., ist seines Tabacks wegen berühmt. — Trurillo, mit 4000, und Mérida, mit 6000 E. — Cumaná, 1520 gegründet, die östlichste Stadt des Staates mit einem vortreff-

lichen Hafen, in einer sandigen, heißen, aber nicht ungesunden Gegend am Meere, mit 8000 E.; sie ist häufig Erdbeben sehr unterworfen. — Westlich davon der Handelsplatz Barcelona, mit einem Hafen und etwa 16000 Einw. — Zu diesem Staate gehören auch mehrere von den Inseln unter dem Winde an der Nordküste; darunter ist die größte die unfruchtbare, aber gesunde Insel Margarita, 16 □M. groß, bei welcher jetzt ein starker Fischfang betrieben wird; sie hat etwa 15000 Einw.

Der südliche Theil von Venezuela, bis an die Grenzen von Brasilien, besteht theils aus dem Gebirgssystem der Parima, theils aus jenen ungeheuren Llanos oder Ebenen, welche zusammen ⅔ des ganzen Gebiets der Republik bedecken, einen Theil des Jahres wahren Wüsten gleichen, in der Regenzeit aber sich mit der schönsten Vegetation bedecken und zum Theil durch das Austreten der zahlreichen Flüsse überschwemmt werden. Die Ufer des Orinoco bestehen meistens aus undurchdringlichen Wäldern, welche die Plage der Moskitos, hier ärger als irgendwo sonst auf Erden, fast ganz unbewohnbar macht. Man hat indeß bemerkt, daß da, wo am obern Laufe des Orinoco das Wasser einiger Flüsse im Kleinen hellgelb, in Masse aber kaffeebraun erscheint, die Plage der Moskiten geringer und die Luft kühler und gesunder ist; man nennt dies die Gegend der schwarzen Wasser. Das Land ist nur sehr schwach bewohnt und enthält vielleicht höchstens 60000 Einw., wovon etwa 20000 durch Missionen unterworfen und zu einem ansässigen Leben gebracht worden sind. Bei Weitem größer ist die Zahl der freien Indianer, wovon einige, wie die Otomaken, nur von Fischen, Eidechsen und wilden Pflanzen leben, dabei aber nicht blos aus Mangel, sondern aus Vorliebe eine graugelbe Thonerde essen, welche sie in Kugeln formen und am Feuer etwas rösten. In den nördlicheren Gegenden finden sich auch noch Ueberreste der Cariben, welche einst an der Küste und auf den Antillen furchtbar waren; sie gehören zu den kräftigsten Bewohnern Amerikas und sind gleichsam im Handel die Bucharen der neuen Welt. Von der ehemaligen Anwesenheit eines gebildetern Volkes in den Gegenden zwischen dem Rio Negro und Orinoco zeugen hieroglyphische Schriftzüge, riesenhafte, in Granit- und Syenit-Felsen ausgehauene Gestalten von Krokodilen, Tigern und Bildnisse von Sonne und Mond, während jetzt diese Gegenden fast ganz menschenleer sind. Die Herrschaft der Weißen beschränkt sich in diesem Lande auf einige Punkte am Orinoco und dessen Nebenflüssen, wo Missionen sich angesiedelt haben; die wenigen weißen Bewohner benutzen das Land als Viehweide und führen eine große Zahl Rinder, Pferde und Maulesel aus. Auf einigen von den Inseln, welche der Orinoco an seiner Mündung gebildet, haben sich Engländer festgesetzt, um Holz für ihre Marine zu schlagen. — Die einzigen Städte im Innern sind: Angostura oder S. Thomas de Angostura, am rechten Ufer des Orinoco, 90 Stunden vom Meere. Sie zählt etwas über 10000 E., welche sich theils mit der Viehzucht, theils mit dem Tabacksbau beschäftigen. Weiter unterhalb liegt Guyana, mit 4000

Einw. S. Fernando de Apuré, am gleichnamigen Flusse, mit etwa 6000 E. Diese ganze, vom Orinoco, Brasilien und englischen Guyana begrenzte Gegend wurde sonst das spanische Guyana genannt.

---

3. Ecuador.

Ecuadór*) oder Quito (kito), der südwestliche Staat des vormaligen Columbiens, welcher vor der Ankunft der Spanier einen Theil des großen Reichs von Peru oder der Inkas ausmachte. Er enthält etwa 13500 □M. und eine Bevölkerung von 665000 Seelen; davon gehören allein über die Hälfte zu den Indianern und $^2/_5$ sind Mischlinge, so daß es hier nur eine geringe Zahl von Weißen (4 Procent) und einige Tausend Neger giebt. Er wird von S. nach N. von den Anden durchzogen, welche hier ihre größte Höhe erreichen und steil nach dem Meere abfallen. Im O. derselben breiten sich unendliche waldreiche Ebenen nach dem Marañon zu aus, in welchen die Weißen nur wenige geringe Ansiedlungen besitzen und welche noch ganz den freien Indianern, z. B. den Maïnas, überlassen sind. Die Hochebenen der Anden, 8—10000′ hoch, werden zu beiden Seiten von den höchsten Gipfeln der Anden, dem Chimborazo, den Vulcanen Cotopari, Pichincha, Carguairazo u. a. überragt, so daß das Plateau selbst als ein tiefes Thal erscheint, in welchem sich die Bevölkerung des Landes vorzüglich zusammengedrängt hat. Schauerliche Päße, senkrechte tiefe Schluchten zerspalten die Anden und führen nicht ohne Gefahren aus einem Hochthale in's andere. Der Metallreichthum dieses Staates, wo sich Gold, Quecksilber u. s. w. finden, wird weniger benutzt als in Mexico, weil die meisten Gänge sich in einer Höhe finden, wo die Kälte und der Mangel an Wald den Bergbau sehr erschweren. Eins der vorzüglichsten Producte in den gemäßigten Regionen der Anden ist die China- oder Fieberrinde, welche von mehreren Arten der Chinchona (tschintschona) gewonnen wird; diese bilden in den gemäßigten Regionen der Anden, vorzüglich in einer Höhe von 5—9000′ über dem Meere, große Wälder. Die wichtigsten Städte sind:

Quito, am Fuße des Pichincha, und in größerer Entfernung von dem Corazon und dem Vulcan Antisana umgeben, eine der ehemaligen Hauptstädte der alten peruanischen Monarchie. Sie ist eine der am Höchsten gelegenen Städte der Welt, 8500′ über dem Meere, aber unter 0° 14′ s. Br., und genießt daher einer beständigen milden Frühlingstemperatur. Furchtbare Erdbeben haben öfter das ganze Thal von Quito umgewälzt und 1797 40000 Menschen das

---

*) D. h. Aequator.

Leben geraubt, seitdem auch fast nicht aufgehört. Diese Erschütterungen sind vorzüglich dem Cotopari zuzuschreiben, welcher 1738, 1744, 1768, 1797 und 1803 fürchterliche Ausbrüche hatte. Dennoch gehören die 70000 Einw. von Quito zu den fröhlichsten und vergnügungssüchtigsten Menschen. Die Straßen der Stadt sind so uneben, daß sie nicht befahren werden können. Von der Terrasse des Regierungspalastes erblickt man 11 kolossale Schneeberge. Quito gehört zu den schönsten Städten in Amerika; sie besitzt zwar meist einstöckige Häuser, aber doch viele ausgezeichnete Gebäude, deren Säulen, Statuen, Gemälde zum Theil von Indianern unter Aufsicht spanischer Künstler angefertigt worden; namentlich sind das Franciscaner-Kloster, das ehemalige Jesuitencollegium prachtvolle Bauten; auch die Universität und die öffentliche Bibliothek verdienen erwähnt zu werden. Handel und selbst Fabriken (besonders berühmte Confitüren) sind bedeutend. — Bei Tacunga liegen die Ruinen eines Inca-Palastes. — Nördlich von Quito liegen S. Miguel de Ibarra, mit 12000 Einw., und Otavalo, Städte, welche Wollen- und Baumwollenweberei treiben. — Südlicher: Loxa, mit 10000 Einw., liegt 6400′ über dem Meere; in der Gegend wird die beste Chinarinde gesammelt. — Riobamba Nueva, in der Nähe des Chimborazo, 8850′ hoch, mit 20000 Einw., ging 1797 fast ganz zu Grunde und ist 2½ St. von seiner frühern Stelle wieder aufgebaut worden. Südlich vom Gebirgsknoten von Assuay, der mit 14550′ Höhe fast in die Region des ewigen Schnees reicht, und 8100′ hoch liegt die freundliche Stadt Cuenca, mit 24000 Einw. und einer Universität. — Guayaquil, am gleichnamigen Meerbusen der Südsee, in welchem die Insel Puna liegt, und an der Mündung eines gleichnamigen Flusses, welcher die Stadt in 2 Theile theilt und über den eine lange Brücke führt. Sie ist theils wegen der herrlichen Vegetation der Umgegend, theils wegen der für den Schiffbau wichtigen Wälder in ihrer Nähe, theils wegen ihres Handels mit Chile, Peru, Mexico und dem Innern bekannt und wichtig. Sie zählt an 24000 Einw., ist befestigt und jetzt einer der besten und besuchtesten Häfen am stillen Ocean.

Endlich gehört noch zu Columbien die Gruppe der Gallopagos oder Schildkröten-Inseln, im großen Ocean, welche unter dem Aequator etwa 110 M. von der Küste liegt. Es sind etwa zwanzig Inseln, vulcanischen Ursprungs, und daher ist ihr erster Anblick wild und abschreckend. Ungeheure Krater starren hier aus der See empor, oft steil neben unergründlichen Tiefen aufsteigend; die Inseln sind mit Lava überfluthet, und unzählige Fumarolen liegen überall zerstreut. Lange Zeit blieben sie unbewohnt; nur amerikanische Walfischjäger legten hier an, um sich mit den hier überaus zahlreichen Schildkröten (darunter die merkwürdige Riesenschildkröte) zu versehen. Endlich hat die Regierung von Ecuador 1832 Besitz davon genommen, und schon leben auf der Charles-Insel mehrere Hundert Colonisten, welche das sehr fruchtbare Innere anbauen und Verkehr mit den Walfischfängern treiben. Sie haben ihre Ansiedlung

Floriana genannt. Das Klima ist höchst gemäßigt und gesund, die Insel ist vortrefflich bewässert. Die größte Insel, Albemarle, ist noch unbewohnt.

IX. Peru.

Das Reich Perú, welches die Spanier fanden, als sie 1525 zuerst diese Gegenden betraten, war von viel größerer Ausdehnung als das heutige Peru; es umfaßte noch die ganze Provinz Quito im N. und bedeutende Theile von dem Staate La Plata im S. Das heutige Peru erstreckt sich am stillen Ocean von $3^1/_2{}^0$ bis 22° s. Br. und östlich bis zum 51.° w. Lg., und umfaßt gegen 24000 □M., worauf gegenwärtig aber höchstens, ohne die unabhängigen Indianer, deren Zahl gänzlich unbekannt ist und gewiß nicht 400000 übersteigt, 1,750000 Menschen leben; von dieser Bevölkerung mögen über ⅛ Weiße, ⅗ Indianer, ¼ Mischlinge sein. Es grenzt im N. an Ecuador, im O. an Brasilien und Bolivia, im S. an Bolivia und im W. an den großen Ocean. Das Ganze ist von der Natur in drei sehr verschiedene Bezirke getheilt. Das mächtige Gebirge der Anden, welches hier von SO. nach NW. in einer Entfernung von 10—20 Meilen vom Ocean in zwei parallelen Hauptketten hinzieht, zwischen denen sich bis zu 12000′ hohe Plateaux ausbreiten, bildet den mittlern Theil, Ober-Peru oder die Sierra (Gebirge) genannt; nur die Thäler sind fruchtbar und angebaut, das Klima sehr gemäßigt und gesund, die Gebirge ausgezeichnet reich an edlen Metallen. Der Küstenstrich, Unter-Peru, Valles (Thäler) genannt, besteht aus einer überaus öden, sandigen und hügligen Fläche, die sich vom Gebirge nach dem Meere neigt; wo indeß Bäche diese Gegend durchschneiden, da zeigt sich die schönste Vegetation, und nur solche Punkte der Küste sind bewohnbar. Diese traurige Sandwüste hört im N. erst unweit des Meerbusens von Guayaquil und im S. erst unter 30° s. Br. bei Coquimbo in Chile auf. Die Hitze ist hier bedeutend, die Luft hin und wieder ungesund, und obwohl der Himmel während der kühleren Monate immer bewölkt ist, so fällt doch nie Regen in diesem Küstenstriche. Ganz verschieden sind die Gegenden im O. des Gebirges, vom Marañon, Huallága, Ucayale und anderen großen Flüssen, welche hier oder im Gebirge ihren Ursprung nehmen, durchströmt; es sind unermeßliche gras- und waldreiche Hochebenen, Pampas. Dieses Land ist mit Wäldern und Morästen bedeckt, es regnet häufig, und Schlangen und Moskiten sind überaus zahlreich. Diese ganze östliche Gegend wird auch wohl wegen eines östlich vom Ucayale von SO. nach NW. sich ziehenden niedrigen, üppig bewaldeten Gebirgszuges Montaña real (d. h. Königsgebirge) genannt, und ist außerordentlich fruchtbar, wenngleich bis jetzt nur auf wenigen Punkten angebaut. Die Verbindung dieser drei verschiedenen Landstriche ist

bis jetzt noch sehr beschwerlich, da es fast durchaus an Landstraßen und Brücken fehlt und alle Waaren auf dem Rücken von Maulthieren fortgeschafft werden müssen. — Peru ist wegen seines Metallreichthums zum Sprichwort geworden; indeß liegen gerade die reichsten Bergwerke jetzt nicht mehr innerhalb seiner Grenzen, sondern gehören zu Bolivia. Das Gold findet sich zwar häufig, aber doch meist in kalten, unzugänglichen und fast unbewohnbaren Gegenden; fast alle Flüsse und Bäche des Landes führen Goldsand. Der Betrieb des Silbers ist weit bedeutender, denn davon werden jährlich über 600000 Mark, an Gold nur 800 Mark erzeugt. Die Smaragdgruben, welche zur Zeit der Inkas bearbeitet wurden, sind jetzt nicht mehr bekannt. Die übrigen Producte des Landes sind die überall im tropischen Süd-Amerika vorkommenden. Als Peru eigenthümlich kann man nur die beste Sorte von Chinarinde nennen, welche vorzüglich in den Wäldern der Montaña real wächst, und die überaus feine Wolle des Schafkameels oder Vicuña, welches die hohen und kalten Regionen der Anden bewohnt, aber durch zu häufige Jagd schon fast ausgerottet ist. Das Llama, bereits vor der Ankunft der Spanier als Lastthier benutzt — es trägt aber höchstens einen Centner —, hat hier sein rechtes Vaterland. Die Bergwerke abgerechnet, war bisher jeder andere Anbau noch so sehr in der Kindheit, daß das reiche und zum Theil überschwenglich fruchtbare Land Lebensmittel aus Chile und fast alle Waaren aus Spanien bezog. — Die Einwohner der Sierra und der Küste sind spanische Creolen, Mestizen, Indianer, Mulatten u. s. w. Die unterworfenen Indianer sind ein schwaches, finsteres, mißtrauisches, unreinliches und dem Trunke höchst ergebenes Volk. Im Ganzen wurden sie milde und als Unmündige behandelt und zahlten keine andere Abgabe, als eine mäßige Kopfsteuer; das Drückendste für sie war die sogenannte Mita oder der gezwungene Dienst in den Bergwerken, zu welchem alle Männer vom 18. bis zum 50. Jahre verpflichtet waren; sie wurden in 4 Classen getheilt und alle 6 Monáte ein Siebentel ausgehoben und an die oft weit entfernten Gruben vertheilt. Die Sprache dieser eigentlichen Peruaner, Quichua (kitschua) genannt, welche auch von den Indianern in Bolivia nebst der Chimu-Sprache geredet wird, ist so milde und angenehm, daß sie sogar von den meisten Spaniern im Lande gesprochen wird. Die größtentheils noch ganz unabhängigen Indianer der östlichen Gegenden sind ein ganz anderes Geschlecht; sie zeichnen sich durch eine hellere Farbe, größere Gestalt und kriegerischen Sinn aus. Die Carapuchos, am Ucayale seßhaft, sollen sogar Anthropophagen sein. Krieg, Jagd und Fischfang sind fast ihre einzigen Beschäftigungen; die Lanze und vergiftete Pfeile sind ihre Waffen; doch bedienen sie sich der letzteren nur zur Jagd. Sie leben unter ihren eigenen Kaziken in viele Stämme getheilt, wovon jeder eine eigene Sprache redet. Ihre Zahl hat sich, vorzüglich durch die Verwüstung, welche die Blattern angerichtet, sehr vermindert. Im Ganzen hat die Bevölkerung des Landes gegen frühere Zeiten sehr abgenommen: im 16. Jahrhundert zählte man noch an 4 Millionen,

jetzt nicht viel über 1½ Million, woran nicht etwa üble Behandlung von Seiten der Spanier schuld gewesen, welche vielmehr unter allen Europäern die Ueberwundenen und die Sklaven am Mildesten behandelt haben, sondern vorzüglich die Blattern und andere epidemische Krankheiten, wie auch die übermäßige Neigung der Indianer zum Trunke. Viele Trümmer von Städten und Dörfern, von Kunststraßen und Canälen zeigen allerdings, daß die Peruaner vor der Ankunft der Spanier ein einigermaßen gebildetes Volk gewesen; jedoch darf man den übertriebenen Schilderungen von dem Reichthum und der Pracht der peruanischen Herrscher oder Inkas, wie von dem gesitteten Zustande des Landes nicht allzuviel Glauben beimessen. Es ist gewiß, daß die Geschichte von Peru nicht über 2 bis 3 Jahrhunderte vor Ankunft der Spanier hinaufreicht, in welcher Zeit 12 Inkas sollen geherrscht haben. Früher befand sich das Land in einem Zustande völliger Wildheit, die Einwohner lebten ohne gesellschaftliches Band unter den Schrecken eines blutigen Götzendienstes. Da erschien, man weiß nicht woher, noch genau wann, nach der Sage von der Sierra ausgesandt, ein götterähnlicher Mann, Manko, auch Manko Kapak genannt, mit seiner Schwester Oello, die zugleich sein Weib war, in der Gegend des Titicaca-Sees und lehrte die rohen Wilden den Ackerbau und einige Handwerke. Er scheint auch der Stifter der Regierung der Inkas gewesen zu sein, welche im Ganzen manche Aehnlichkeit mit dem väterlichen Despotismus der Chinesen gehabt zu haben scheint. Es wurden Städte gegründet, Tempel der Sonne erbaut, Landstraßen über die Gebirge, z. B. von Quito bis Cuzco, über 500 St. lang, geführt, Magazine errichtet, Canäle gegraben; aber dies Alles müssen doch nur leichtgebaute, hinfällige Werke gewesen sein, da sich im dortigen schönen Klima nur so wenige Spuren davon erhalten haben, und das Volk seufzte unter dem Drucke eines fürchterlichen Despotismus. Ein geregelter, mächtiger Staat, welcher nach theokratischen Grundsätzen regiert wurde, in dem nur eine Sprache, eine Religion herrschte, dehnte sich zur Zeit der Ankunft der Spanier im 16. Jahrhundert von Pasto bis in die Mitte von Chile und Tucuman aus. Um so trauriger war es allerdings, daß ein Pizarro und Almagro gerade mit den wildesten Horden spanischer Abenteurer 1525 zur Unterjochung dieses Landes erschienen; aber die spätere spanische Regierung des Landes trifft viel eher jeder andere Vorwurf, als der der Grausamkeit gegen die Eingebornen. Auch hat sich das königliche Ansehen unter allen amerikanischen Provinzen in Peru am Längsten erhalten. Schon seit 1810 waren Buenos-Ayres und Chile im Aufstande und zum Theil unabhängig, als 1820 der Befreier von Chile, der General San Martin, geboren zu Buenos-Ayres 1772, mit 5000 Mann, unterstützt von einer kleinen chilesischen Flottille unter dem Engländer Cochrane, nach Peru kam, und nach einigen kleinen siegreichen Gefechten am 12. Juli 1821 in Lima einrückte, wo die allgemeine Stimmung sich noch beinahe gar nicht für die Unabhängigkeit ausgesprochen hatte. Im Mai des folgenden Jahres ward ein Congreß versammelt, in dessen Hände

San Martin, aller Bitten ungeachtet, seine Gewalt niederlegte, um sich in sein Vaterland zurück zu begeben. Die königlichen Generale Canterac und la Serna rückten darauf 1823 wieder auf kurze Zeit in Lima ein, und die Sache der Freiheit hätte vielleicht hier den königlichen Waffen noch lange unterliegen müssen, wenn nicht der Befreier Columbiens, Bolivar, dem Lande zu Hülfe gekommen wäre. Dennoch war der Kampf heftig und lange unentschieden, bis endlich der General Sucre, Unterbefehlshaber Bolivars, am 9. December 1824 bei Ayacucho (oder, wie andere Nachrichten melden, Guamanguilla) einen vollständigen Sieg über die königlichen Truppen erfocht, welche hierauf sämmtlich sich zu Gefangenen ergeben und nach Spanien abführen lassen mußten. 1825 kehrte Bolivar als Dictator nach Columbien zurück, Unruhen brachen aus und ein Kampf mit Columbien endigte damit, daß die Peruaner 1829 den Hafen Guayaquil räumen mußten. Seitdem herrschten hier fast beständige Bürgerkriege und eine traurige Anarchie, wie, Buenos-Ayres ausgenommen, in keinem andern der südamerikanischen Freistaaten. 1836 trennten sich die 4 südlichen Provinzen: Cuzco, Ayacucho, Puno und Arequipa von den nördlichen oder Nord-Peru und erklärten sich auf dem Congreß zu Sicuani für einen eigenen unabhängigen Staat, Süd-Peru, der sich unter den Schutz des Präsidenten der Republik Bolivia, General Santa Cruz, stellte und dadurch eine kurze Zeit über innerer Ruhe und Wohlfahrt theilhaftig wurde. Dieser stiftete eine peru-bolivianische Conföderation zwischen den drei Republiken. Da entstand ein Krieg mit Chile, welches diese Verbindung nicht ohne Mißtrauen angesehen; General Santa Cruz wurde geschlagen, 1839, und Bolivia trennte sich wieder ab. Aber seitdem sind Aufstände an der Tagesordnung, und der Staat ist noch nicht einmal zur äußerlichen Ruhe, geschweige denn zum Gedeihen gekommen. Wir haben deshalb oben auch Süd-Peru noch mit Nord-Peru, ihren natürlichen Verhältnissen gemäß, zusammengefaßt und werden nur bei der Aufzählung der Städte beide Staaten von einander trennen. — Die Regierung ist jetzt in den Händen eines Congresses, welcher aus Senatoren und Volksrepräsentanten besteht, an dessen Spitze ein Präsident die vollziehende Macht ausübt. Alle Sklaverei ist abgeschafft. Nord-Peru besteht aus drei, Süd-Peru aus vier Departamientos, welche wieder in Provinzen getheilt werden, ohne die weitläufigen, von freien Indianern bewohnten Gegenden oder Pampas. Die wichtigsten Städte sind:

In Nord-Peru. Die Hauptstadt Lima, unter 12° 3′ s. Br., 600′ hoch, in einer Ebene am Flusse Rimac, 3 St. vom Meere, und von einer sehr dicken Mauer eingeschlossen, bietet aus der Entfernung wegen ihrer vielen Thürme einen prächtigen Anblick dar. Auch hat sie in der That schöne, rechtwinklig sich schneidende, meist von kleinen Canälen bewässerte Straßen, nette, wenngleich nur niedrige Häuser und sehr viele Kirchen und Klöster. Diese, wie alle größeren Gebäude, sind nur unten massiv, oberhalb aber von Holz gebaut, weil der Ort häufigen Erdbeben ausgesetzt ist; die Dächer

sind flach, da es hier fast nie regnet. An dem Handelsplatze, der mit einem Springbrunnen verziert ist, steht der Palast des ehemaligen Vicekönigs und die schöne und überaus reiche Hauptkirche, von Pizarro gegründet, dessen Ueberreste darin beigesetzt sind, nebst dem erzbischöflichen Palast. Unter den Klöstern ist das der Franciscaner das geschmackvollste. Lima ist der Sitz eines Erzbischofs, einer Universität, mehrerer hohen Schulen, und hat mehrere Fabriken, besonders in Silberarbeiten, ein Theater und eine ehemals wenigstens höchst wichtige Münze. Auch die jenseit des Flusses liegende Vorstadt S. Lazaro hat eine schöne Kirche. Auf dem ehemaligen Inquisitions-Platze, jetzt **Plaza de la Independencia**, liegt das verödete Gebäude der Inquisition und das Sitzungshaus des Congresses. Der Spaziergang, **Alameda**, am Flusse und ein anderer jenseit der Vorstadt sind mit Springbrunnen verziert. Ein Hauptvergnügen der Einwohner sind die Stiergefechte, welche aber hier mit einer empörenden Grausamkeit gehalten werden. Die Zahl der Einwohner mag an 70000 betragen, früher 80- bis 90000, welche aus einem bunten Gemisch aller Racen bestehen und sich fast nur mit dem Handel beschäftigen. Im Jahre 1747 zerstörte ein Erdbeben drei Viertel der Stadt; auch hat sie 1828 wieder sehr davon gelitten. Ihr Hafen, Callao (kaljao), ist sicher, liegt aber in einer durchaus pflanzenlosen Wüste und wurde 1749 gänzlich zerstört; von 3000 Einwohnern entkam nur ein einziger; doch ist er seitdem wieder hergestellt, besteht aber nur aus Rohrhütten, wenigen festen Gebäuden und drei großen Forts. Von Lima führt eine schöne, mit Alleen besetzte, 3 St. lange Kunststraße dahin. — Oestlich davon liegt auf dem Hochland Tarma, mit 10000 Einw. — Huanuco, am obern Huallaga, 6300′ hoch, in einem sehr fruchtbaren Thale, mit herrlichem Klima. — Pasco, in einer sehr rauhen Gegend, 14280′ über dem Meere, aber in der Nähe der reichen Silbergruben von Lauricocha (—tscha), mit 12000 Einw. Caxamarca (kacha—), auf einem trockenen, 8800′ hohen Plateau, mit 7000 Einw. und Ueberbleibseln eines Palastes der Inkas. 1½ M. davon befinden sich warme Quellen, welche Bäder der Inkas genannt werden. — An der Seeküste liegen, außer dem schon erwähnten Callao, im Norden Piura, mit 9000 Einw., die älteste, von den Spaniern 1531 erbaute Stadt, durch Maulthierzucht berühmt. Truxillo, eine schöne Stadt, ½ St. vom Meere, in einer fruchtbaren Gegend, mit 14000 Einw. In ihrer Nähe befinden sich noch Trümmer altperuanischer Gebäude und Wasserleitungen. — Die östlichen Gegenden oder die Provinz Maïnas, zwischen dem Ucayale und Huallaga, auch wohl Pampas del Sacramento genannt, sind im Gebirge reich an Steinsalz und werden in den ebeneren Gegenden fast nur von unabhängigen Indianerstämmen (vielleicht nur wenige tausend Seelen), wie den Mayorunas, den grausamen Caschibos u. a., bewohnt. Früher, im 17. Jahrhundert, hatten sich zahlreiche Missionen hier angesiedelt; sie scheinen aber später, besonders seit der Revolution, aufgegeben oder zerstört worden zu sein. Das außerordentlich feuchte Klima, die undurchdringlichen

Wälder und die vielen darin hausenden Insecten würden auch jeden Anbau sehr beschwerlich machen.

In Süd-Peru. Die alte Hauptstadt des peruanischen Reiches, Cuzco, liegt auf einem Plateau in der Sierra, an einem der Nebenflüsse des Apurimac; sie ist fast ebenso groß als Lima, zählt aber nur **45000** Einw., hat noch eine Universität und mehrere Ueberbleibsel der alten Zeit, eine von den Peruanern aus unregelmäßigen, aber sehr großen Steinen erbaute Veste, einige Mauern des alten prachtvollen und reichen Sonnentempels, welche jetzt ein Dominicaner-Kloster einschließen, sowie die Wohnung der Sonnenjungfrauen jetzt ein Nonnenkloster ist. Von den Indianern wird sie noch jetzt als eine heilige Stadt angesehen. Die schönsten Gebäude sind die Hauptkirche und das St. Augustiner-Kloster. Die Einwohner zeigen viel Betriebsamkeit, verfertigen mancherlei Schnitzwerk in Holz und Elfenbein und verstehen gut Zeuge zu malen und zu sticken. Von Cuzco führte nach Quito die **700** St. lange Incas- oder große Heerstraße, meist aus Quadersteinen gebaut, welche den altrömischen an die Seite gestellt werden darf. — Außerdem enthält die Sierra noch mehrere bedeutende Städte, als: Guamanga (**Huamanga**), an der Straße von Lima nach Cuzco, mit **26000** Einw., welche bedeutenden Handel treiben; das Klima ist ziemlich kalt. Bei dem Orte Ayacucho ward **1824** die letzte Macht der Spanier vernichtet und Peru befreit. Guanca Velica (**Huanca V.**), **15** M. von Guamanga, in einem Spalt der Anden erbaut, ist durch seine Quecksilbergruben berühmt, welche aber **12900′** über dem Meere liegen. — An der Küste liegen: Arequipa (—kipa), **16** M. vom Meere, in einer schönen, aber den Erdbeben ausgesetzten Gegend, in der Nähe des berühmten gleichnamigen Vulcans; sie ist schön gebaut und zählt etwa **30000** betriebsame Einw. Arica, im südlichsten Theile des Landes, hat einen ziemlich guten Hafen, aber eine ungesunde Luft und nur noch wenige hundert Einwohner. Die Gegend ist fruchtbar an Oel und Wein; auch hat sie bedeutende Silber- und Kupfergruben. Ein Erdbeben im September **1833** hat den kleinen Ort, bis auf wenige Hütten, zerstört. Aus dem kleinen Hafenort Iquique wird viel Guano (Vogeldünger), der sich in der ganzen Gegend in großer Masse findet, ausgeführt. Besonders reich an Guano sind die Chincha-Inseln, auf welchen das Klima fast stets regenlos und warm ist. Die Füllung desselben in Säcke auf und an den bis gegen **200′** hohen Bergen — eine wegen des Dunstes der Harnsäure und des Stickstoffgehaltes sehr schmutzige und unangenehme Arbeit — pflegt durch Sklaven aus China besorgt zu werden, die nicht immer auf die ehrlichste Weise hierher transportirt werden. — Puno, mit **15000** E., am Titicaca-See, **12000′** hoch.

X. Bolivia.

Bolivia, das Anfangs zu Ehren des Generals Bolivar hieß, dann aber von ihm Bolivia getauft wurde, ist der neueste unter den aus den spanischen Provinzen gebildeten Freistaaten und erstreckt sich zwischen Süd-Peru, Brasilien, Chile, La Plata und Paraguay, von 9½° bis 25⅔° s. Br. und von der Südsee bis 40½° w. Lg. Das Ganze umfaßt 22400 □M., einschließlich der wilden Indianerstämme mit 3,326000 Einw., worunter 1,650000 Weiße. Die Mehrzahl der Indianer ist zum Christenthum bekehrt. — Vor der Ankunft der Spanier machten diese Gegenden einen Theil des peruanischen Reichs der Inkas aus. Von den Spaniern wurden sie unter dem Namen Charcas (tsch—) oder Ober-Peru zum Vicekönigreich La Plata gerechnet. Der Kampf um die Unabhängigkeit war hier blutiger und hartnäckiger als in den meisten anderen Provinzen, und erst, nachdem die spanische Macht bei Ayacucho 1824 gänzlich gebrochen, beschlossen die Einwohner, einen eigenen Staat zu bilden, den sie dem Sieger zu Ehren Bolivar, später Bolivia nannten. Da aber auch hier bald Unzufriedenheit entstand, die von dem Befreier entworfene Verfassung nicht angenommen wurde, und er selbst seiner Würde als Protector entsetzt wurde, so trat General Santa Cruz 1829 als Präsident an die Spitze des Staats und trug viel zur Beruhigung desselben bei. Leider mischte sich derselbe in die Wirren Perus und faßte den Plan zu einer Conföderation beider Staaten. Seine Eroberung Perus 1836 erweckte nicht nur Parteikämpfe in dem gänzlich demoralisirten Nieder-Peru, welche eine Spaltung dieses Landes zur Folge hatten, sondern erregte auch die Eifersucht Chiles, und ein unseliger Kampf mit diesem Staate endigte erst 1839 mit seiner gänzlichen Niederlage. Seitdem scheint ein geordneterer Zustand sich Bahn gebrochen zu haben und es fehlt nicht darin an guten Einrichtungen. — Die jetzige Verfassung ist wenig bekannt; doch wird auch hier die Regierung von einem auf Lebenszeit gewählten Präsidenten und einem Congreß besorgt. — Bolivia ist das höchste Gebirgsland in Amerika. Die Anden bilden hier vorzüglich zwei parallele Reihen mit verbindenden Querketten und Seitenzweigen, zwischen denen in Hochthälern von mehr als 12000′ Höhe, wo noch Hafer, Gerste und Kartoffeln gebaut werden, fast die ganze Bevölkerung zusammengedrängt ist. Die östliche Kette enthält die höchsten Gipfel, den Nevado de Sorata, 23700′, und den N. de Illimani, 22400′; südlicher zieht sich die metallreiche bolivianische Kette, in Mittel 15000′ hoch, fort. Auch die westliche Kette erhebt sich ansehnlich und erreicht im Vulcan von Gualatieri vielleicht 20500′ Höhe. Der unbedeutende Küstenstrich im W. ist fast nur eine wahre Sandwüste, **Atacama**, welche aber nicht die große Ausdehnung hat, die man ihr früher gab. Oestlich sendet die Cordillere zahlreiche Seiten- und Querketten aus, und an diese lehnen sich feuchte, waldige, ungesunde und

fast ganz den Indianern überlassene Ebenen, bis in Brasilien hinein, die Pampas von Moros und Chiquitos. Drei Flußsysteme bewässern das Land reichlich: 1) der das höchste Plateau durchströmende Desaguadéro, der nördlich aus dem Titicaca-See abfließt und sich nach einem Laufe durch ein großes Längenthal in Salzboden verliert; 2) die kolossalen Nebenflüsse des Marañon, worunter der Purus, auf der Grenze mit Peru, der Beni, ein Nebenfluß des Rio Grande (de la Plata), später Mámoré und zuletzt in Brasilien Madeira genannt, die bedeutendsten sind; 3) der Pilcomayo, welcher östlich fließend sich in den Paragua ergießt. Das Klima und die Producte sind die nämlichen wie in Peru. Auch hier ist der Metallreichthum außerordentlich bedeutend und der Bergbau steigt bis zu einer Höhe von 16000′. Man rechnet, daß jetzt die jährliche Ausbeute über 5000 Mark Gold und 300000 Mark Silber beträgt. Die Industrie und der Handel sind nicht bedeutend; das Land ist überhaupt für den Verkehr mit fremden Völkern sehr ungünstig gelegen. Das Ganze wird in 6 Departamientos getheilt, wovon indeß das Dep. Santa Cruz de la Sierra fast ganz von freien Indianern bewohnt wird. Die wichtigsten Städte sind:

Chuquisaca (tschukisáka), früher Charcas oder La Plata, die jetzige Hauptstadt, Sitz des Congresses und der Regierung, liegt über 8000′ hoch, am Cochimayo (kotschi—), welcher dem Pilcomayo zufließt. Sie hat eine Universität, eine Bergschule und über 19000 Einw. Das Klima ist überaus angenehm und gesund. — Potosí, durch den Reichthum der benachbarten Silbergruben des 15050′ hohen Cerro de Potosí berühmt, aber jetzt sehr herabgekommen. Sie liegt in einer unfruchtbaren Gegend nicht fern von den Quellen des Pilcomayo, über 13000′ hoch, ist also wohl die am höchsten gelegene Stadt der Erde; die Gruben reichen noch 2000′ höher; das Klima ist daher rauh, obwohl gesund. Sie hat mehrere prachtvolle Gebäude, aber erst jetzt eine Schule bekommen und zählt nur noch 14000 E., früher ungleich mehr, denn zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo hier Ueppigkeit und Luxus im höchsten Grade herrschten, soll sie 160000 E. besessen haben. Bei Oruro, 11700′ über dem Meere, finden sich ebenfalls Silbergruben. — La Paz (pahs), auf einer prächtigen Bergebene, über 11000′ hoch, in der Nähe des südöstlich gelegenen Illimani, mit 42000 Einw. Fast alle benachbarten Bäche führen Goldsand. — Tiahuanacu, nahe dem Ufer des Titicaca-Sees, ist wegen alter Ruinen berühmt. Die Insel Titicaca, welche dem zum Theil zu Süd-Peru gehörigen See den Namen gegeben hat, ist in der Geschichte Perus als der Ort berühmt, wo Manko Kapak den göttlichen Ruf empfing; sie wurde von den Peruanern für heilig gehalten und daselbst ein Sonnentempel erbaut, der mit Goldplatten bedeckt war; reiche Geschenke an Gold, Silber und Edelsteinen flossen aus allen Theilen des Reichs hier zusammen, aber diese Schätze sollen der Sage nach bei der Ankunft der Spanier in den See versenkt worden sein. — Oropesa, an 8000′ hoch, in einer reizenden Gegend; sie hat

viele Baumwollenfabriken und 30000 Einw. In ihrer Nähe liegt die Stadt Cochabamba (kotscha—), in einer fruchtbaren, gut angebauten Gegend, mit 30000 Einw., welche sich, selbst die Frauen, durch ihre Unerschrockenheit im Freiheitskampfe höchst rühmlich ausgezeichnet haben. — Im Süden Tarija, in einer sehr fruchtbaren Gegend, mit 2000 Einw. — Die große Wüste von Atacama, welche Chile von Peru trennt und sich an der Südsee hinzieht, scheint lange Zeit der Lieblingsbegräbnißplatz der alten Peruaner gewesen zu sein; ihr sandiger, salzhaltiger Boden und das trockne Klima haben bewirkt, daß hier die Reste ganzer Generationen einer frühern Vorzeit noch wohlerhalten angetroffen werden. An dieser öden, felsigen Küste liegt der einzige und nur kleine Hafen Cobija (—cha), jetzt La Mar, welcher seit 1829 zum Freihafen erklärt worden ist. — Das große Departement Santa Cruz de la Sierra, welches größtentheils Wildniß ist, wird fast ganz von noch freien Indianern bewohnt, welche vorzüglich Pferdezucht und Ackerbau treiben und sehr feine Baumwollenzeuge zu arbeiten verstehen; daselbst hausen u. a. die Chiquitos, treffliche Reiter und Krieger. Dazu gehört die Provinz Moros, die mit undurchdringlichen Wäldern erfüllt ist. In diesem Departement blühten sonst zahlreiche Jesuitenmissionen; jetzt kennt man nur eine Stadt Santa Cruz de la Sierra, mit 5—9000 Einw.

XI. Chile.

Die jetzige Republik Chile (tschile), ehemals eine spanische Generalcapitanerie, erstreckt sich als langer Küstenstrich, dessen Breite nur 20 bis 40 M., an der Küste des stillen Oceans vom 24. bis zum 42. Grade s. Br., und wird im N. von Bolivia, im O., wo der Kamm der Anden die Grenze macht, vom Staate La Plata, im S. und SO. von Patagonien, im W. vom großen Ocean begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 6630 □M., worauf 1,440000 Eingeborne und 20000 Fremde leben. Die Beschaffenheit des Landes hat in vieler Hinsicht Aehnlichkeit mit Peru; auch hier zieht sich der höchste Rücken der Anden von S. nach N. in einer mittlern Entfernung von 20 M. vom Meere; auch hier sind viele Vulcane, die Erdbeben äußerst häufig, und der nördliche Theil der Küste ist von ebenso sandiger und öder Beschaffenheit wie in Peru. In den südlichen Theilen, bis über den bedeutenden Fluß Biobio unweit Concepcion hinaus, ist die Küste auf den niedrigen Bergen herrlich bewaldet; nördlicher bis Valparaiso nimmt der Pflanzenwuchs ab, nur spärliches Gras und Gesträuche bedecken die Hügel des Ufers; auch weiter nördlich finden sich weite Sandflächen und nur da Fruchtbarkeit, wo ein Bach sich ins Meer ergießt; hier versiegen auch die meisten kurzen Küstenflüsse im Sommer gänzlich. Der Kamm der Cordillere, welcher sich im Mittel hier über 10000′ erheben mag, wird noch von Gipfeln be=

deutend überragt, die zum Theil vulcanisch sind, wie der Descabezado, der Vulcan von Antuco, welcher wegen seiner sehr spitzen Form merkwürdig ist, und vor allen der Aconcagua, im O. von Valparaiso, welcher nahe 22000′ erreicht und somit den Chimborazo noch weit hinter sich läßt. Zahlreiche Querthäler, aber nur von unbedeutenden Flüssen bewässert, unter denen nur der Valdivia schiffbar ist, durchsetzen die westlichen Abfälle und Vorberge der Hauptkette. Die Pässe über die Anden sind überaus schwierig, einen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, und an fahrbare Straßen ist bis jetzt noch nicht zu denken. Die besuchteste Straße, von Mendoza nach Santiago, ist selbst im Sommer wahrhaft furchtbar, nur für Maulthiere gangbar; die Cumbre oder der höchste Punkt des Uspallata-Passes ist 12000′ hoch. Nach den Aussagen der Indianer sollen aber südlich von Chile viel bequemere Pässe vorhanden sein. Die Küste ist meist steil und felsig und hat einige gute Häfen; sie ist noch besonders merkwürdig durch die wiederholten Senkungen und Hebungen, welche die vulcanische Thätigkeit des Erdinnern bewirkt hat. Weiter im Innern, auf den niederen Vorbergen der Anden, herrscht große Fruchtbarkeit. Das Klima ist in Folge der Lage zwischen der schneebedeckten Andescordillere und dem Ocean sehr milde, höchst reizend und gesund; übermäßige Hitze wie Kälte sind unbekannt, Schnee fällt nie in den Küstengegenden; der Sommer ist wolkenlos, aber keineswegs heiß. Daher gedeihen hier außer den europäischen Getreidearten, besonders Weizen, Wein und Oel, Obst und Südfrüchte. Unsere Hausthiere, vorzüglich Pferde und Rindvieh, sind außerordentlich zahlreich, und daher gehören Häute, Hörner und Talg zu den wichtigsten Handelsproducten des Landes. Das südliche Chile kann einst die Kornkammer für die ganze Westküste Amerikas und für die australischen Inseln werden; seit mehr als 200 Jahren versorgte es schon Peru mit Getreide; jetzt führt es bereits Mehl nach Brasilien, Californien, Neuholland und Manila aus. Das Mineralreich liefert zwar Gold (etwa 4500 Mark) und Silber (bis 160000 Mark im Jahre), aber in sehr veränderlicher Menge und meist in den kältesten, unzugänglichsten Gegenden; vorzüglich aber gewinnt man Kupfer in den nördlichen Theilen des Landes (der Provinz Coquimbo), wovon sonst wohl an 380000 (jetzt wenig über halb soviel) Centner ausgebeutet wurden. Jetzt, wo der freie Handel die Betriebsamkeit weckt, wird der Bergbau ohne Zweifel auch bald viel lebhafter betrieben werden. Die Industrie ist noch nicht wichtig: grobes Wollentuch, Ponchos (eine Art Mäntel), irdene und kupferne Waaren sind die wichtigsten Fabrikate. — Die Einwohner zeichnen sich durch eine hellere Farbe, kräftigen Bau und einen fröhlichen, gastfreundschaftlichen Sinn aus. Von allen ehemals spanischen Ländern von Amerika ist Chile bei Weitem das gesundeste und hat den großen Vorzug, außer im Süden, wo ein Theil der Indianer in Missionen lebt, und im Lande der Araucaner, nur eine geringe farbige Bevölkerung zu besitzen. Die Kenntniß der Musik ist allgemein verbreitet, die Guitarre Lieblingsinstrument und der Tanz sehr anmuthig und mannigfaltig. —

In früherer Zeit hatten sich den nördlichen Theil des Landes die peruanischen Inkas unterworfen, welche jedoch vergebliche Versuche, auch den Süden zu erobern, machten. Unter allen ehemals spanischen Provinzen Amerikas hat Chile mit zuerst das Bedürfniß der Unabhängigkeit gefühlt und schon 1810 die alten Bande, welche allen Handel und alle Betriebsamkeit lähmten, die Eingeborenen von allen Aemtern ausschlossen und selbst den Schulunterricht auf alle Weise beschränkten, gebrochen. Innere Uneinigkeit machte es indeß den Spaniern 1814 möglich, von Peru aus ihre Macht auf einige Zeit wieder zu begründen. Allein das benachbarte freie Buenos-Ayres konnte die im Innern wachsende Macht der Spanier nicht in seiner Nähe dulden: 1817 erschien der General San Martin an der Spitze von 4000 Mann aus Buenos-Ayres in Chile, nachdem er mit außerordentlicher Kühnheit die für unzugänglich gehaltenen Pässe der Anden überschritten, und siegte am 12. Februar 1817 bei Chacabuco über die Spanier. Ein neues, 5000 Mann starkes Heer, welches der Vicekönig von Peru sandte, schien eine Zeit lang den Sieg zweifelhaft zu machen, bis es von San Martin am 5. April 1818 in den Ebenen von Maypu gänzlich vernichtet ward. San Martin nahm die ihm angebotene Präsidentenstelle von Chile nicht an, sondern empfahl dazu seinen Freund, den General O'Higgins, einen geborenen Chilesen von irländischem Geschlechte. Es ward nun mit Eifer an der Ausrüstung eines Heeres und einer Flotte, welche Lord Cochrane führte, gearbeitet; so groß war aber die Erschöpfung des Landes, daß erst 1820 5000 Mann eingeschifft werden konnten, deren Erfolge wir schon bei Peru gesehen haben, wo auch die späteren Kämpfe (1837—39) mit Bolivia bereits erwähnt worden sind; 1826 endlich wurde auch die Insel Chiloe, wo sich noch die letzten Spanier behauptet hatten, erobert. Seit jener Zeit besteht eine Verfassung gleich der der früher erwähnten Freistaaten, und die bürgerlichen Unruhen, welche auch hier ausbrachen, haben schneller als in allen anderen spanischen Colonien ihr Ende erreicht und bald ward eine geordnete Regierung eingesetzt. Nirgend in Süd-Amerika hat europäische Sitte und Bildung sich so schnell verbreitet als hier, und Chile möchte, bei seinen vielen natürlichen Hülfsquellen, leicht in Kurzem das gebildetste, mächtigste und reichste Land unter den ehemals spanischen Provinzen werden. Die Cultur des Bodens hat sich schon sehr bedeutend gehoben und in einer so kurzen Zeit hat sich Chile bereits unter allen Ländern des spanischen Amerika, die am stillen Ocean gelegen, zu dem lebhaftesten Handelsverkehr emporgeschwungen. Es fehlt schon nicht mehr an Eisenbahnen und Telegraphen. Die herrschende Religion ist die katholische, aber die Zahl der Geistlichen verhältnißmäßig gering.

Der südlichste Theil von Chile, vom Flusse Biobio bis zum Meerbusen El Ancud, wird zwar auf den Karten als ein Gebiet dieses Landes bezeichnet, ist aber in der That vollkommen unabhängig. Hier hat eine kleine indianische Völkerschaft, die Araucaner, **Araucos**, zwischen 37¼° und 39½° s. Br., zu allen Zeiten, selbst gegen die Incas, ihre Freiheit behauptet. Der Kampf mit den Spaniern

im 16. Jahrhundert war lang und blutig, und ist unter Anderm von einem Theilnehmer dieses Krieges, D. Alonso de Ercilla, in einem Heldengedichte, Araucana, besungen worden, führte aber zu keiner bleibenden Unterwerfung. Seitdem haben die Araucaner, bald im Kriege, bald in Freundschaft mit den Spaniern ihre Freiheit erhalten. Ihre sogenannte Bildung aber ist sehr übertrieben worden; sie sind wahre Wilde, bei denen sich nicht einmal die rohesten Versuche zu einer Schriftsprache und kaum die ersten Spuren einer geordneten Regierung finden. Sie spalten sich in die Küsten-Indianer und die Indianer der Ebenen oder Molu-tsche (d. i. Kriegervolk), am Fuß der Anden, welche besonders für verrätherisch und räuberisch gelten. Sie bauen sich zwar feste Häuser, treiben vorzüglich Ackerbau und Viehzucht, aber sie unterscheiden sich dadurch doch nur auffallend von den nomadisirenden Nachbarstämmen; und wenn auch empfänglich für Geistesbildung, verachten sie doch ebenso wie alle amerikanischen Völkerschaften den Zwang der Civilisation. Sonderbar genug war es, daß noch 1821 und 1822 die Araucaner, von einem wilden Abenteurer Benavides aufgeregt, für die Spanier gegen die Chilesen fochten. Südlicher leben die Boroanos und Cuncos, friedliche, gutmüthige Zweige desselben Völkerstammes. Furchtbarer haben sich in neuerer Zeit die Pehuen-tschen (vergl. La Plata), ein nomadisirender Zweig der Araucaner, zugleich Hirten und Räuber, gemacht. Ihr Name bezeichnet eigentlich Leute, die in den Araucarien-Wäldern, im höchsten Gebirge leben. Die herrliche chilenische Araucaria (ein Stellvertreter unserer nordischen Fichten), bei den Indianern Pehuen genannt, wächst auf der Cordillere Süd-Chiles, erreicht eine Höhe von 70′ bis 100′ und trägt an der Spitze der nur am höchsten Gipfel befindlichen und eine viereckige Pyramide bildenden Zweige Früchte von der Größe eines Menschenkopfes, welche 200 bis 300 eßbare Nüsse enthalten. Der Baum wächst vorzüglich zwischen dem 36. und 46.° s. Br. und liebt einen steinigen Boden.

Chile wird jetzt in 8 (jetzt in 15?) Provinzen getheilt. Mit Ausnahme der Hauptstadt liegen fast alle Städte unweit des Meeres. Im Norden beginnend, finden wir folgende:

Copiapò, mit einem guten Hafen; die Stadt selbst aber liegt wohl 8 M. vom Ufer in einer kahlen Gegend voller Sandhügel, und ist 1819 durch ein fürchterliches Erdbeben fast ganz zusammengestürzt. In ihrer Nähe sind 1832 reiche Silbergruben entdeckt worden; auch giebt es hier vorzüglich reiche Kupferminen. — La Serena, in der Provinz Coquimbo, 2 St. vom Meere, mit einem guten Hafen und 11800 Einw., in einer reizenden Ebene; die Gegend ist sehr reich an Kupfer. — Valparaiso, mit etwa 52000 Einw., an einer halbkreisförmigen, von dürren, steilen Bergen eingeschlossenen Bai, so daß die Stadt auf einen schmalen Raum zwischen dem Meere und den Felsen beschränkt und zum Theil in die Schluchten der Berge hinein gebaut ist; sie ist stark befestigt, und der Hafen der Hauptstadt einer der besuchtesten und besten an dieser Küste. Hier ist der Mittelpunkt des auswärtigen Handels des Landes, und in der Regel legen die

um das Cap Hoorn segelnden europäischen Schiffe hier an. Auch hier sind große Schiffswerfte errichtet. Dennoch ist der Hafen den im Winter heftigen Nordstürmen ausgesetzt, und die Gegend, im Widerspruch mit dem Namen der Stadt, weithin ohne allen Pflanzenwuchs und ohne Wasser. — Die Hauptstadt selbst und Sitz der Regierung, Santiago, unter 33° 25′ s. Br., liegt 18 M. vom Meere, am Fuße der Anden auf einem 1700′ hohen Plateau, am Flusse Maypocho (—potscho), welcher ein schönes, fruchtbares Thal bewässert. Es ist eine freundliche, reinliche, sehr regelmäßig gebaute Stadt, deren Häuser indeß der Erdbeben wegen nur niedrig und mit flachen Dächern versehen sind. Die schönsten Gebäude sind der Dom, der Regierungspalast und die Münze; mitten in der Stadt liegt das Castell St. Lucia. Am Flusse zieht sich ein ½ M. langer Damm hin. Sie mag an 70000 Einw. zählen, welche sich durch Fröhlichkeit, Gastfreundschaft und feine Sitten auszeichnen. Außer einer sogenannten Universität hat die Stadt mehrere neu eingerichtete Schulen, die zu den besten in Süd-Amerika gehören; doch steht es um den Jugendunterricht im Lande überhaupt noch traurig genug. In der Umgebung finden sich viele schöne Landsitze, und eine schöne Landstraße führt von hier nach Valparaiso. — Nördlich davon liegt im Innern S. Felipe, mit 8000 Einw. und Kupfergruben, eine der wohlhabendsten Städte im Innern. — Concepcion, die alte Stadt dieses Namens, lag hart am Meere, ward aber 1751 bei einem Erdbeben zerstört und von den Wellen weggespült; die heutige, daher auch Neu-Concepcion genannt, die Hauptstadt der fruchtbarsten Provinz von ganz Chile, liegt 1 St. vom Meere und etwas nördlich vom Flusse Biobio. Diese bisher bedeutende und befestigte Stadt von 16000 Einw., die in den neuesten Kriegen mit den Spaniern und den Araucanern schon sehr gelitten hatte, ist 1835 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört worden. Dasselbe Schicksal traf den an ihrem Hafen liegenden, elenden kleinen Ort Talcahuana, mit einem zerstörten Fort. Dieser vortreffliche Hafen, in einer höchst fruchtbaren Gegend, wird ohne Zweifel einst höchst wichtig werden. Valdivia, mit 1000 E. und einem 3½ M. entfernten trefflichen Hafen, dem südlichsten von Chile, im Lande der Araucos, ist gut befestigt und von schönen Wäldern umgeben. Unter der Herrschaft der Spanier wurden hierher Verbrecher aus Peru und Chile verbannt und zu öffentlichen Arbeiten gebraucht.

Die bedeutendsten zu Chile gehörenden Inseln sind:

Die 300 □M. große und fruchtbare, aber sehr schwach bevölkerte Insel Chiloë, im S. des Landes der Araucaner, in dem Golf von Guayatecas, mit etwa 45000 Einw., welche in großer Armuth und vorzüglich von Holzhandel und Viehzucht leben. Die Insel ist gebirgig und gut bewässert. Sie besitzt einen trefflichen befestigten Hafen, San Carlos, an der Nordküste, mit 2000 Einw. Die Hauptstadt ist Castro, an der klippenreichen Ostküste. Das Klima ist gesund, aber kalt und regnerisch. Getreide und Flachs gedeihen

sehr gut, und ihre herrlichen Wälder enthalten viel wilde Schweine. Weiter südlich liegt der Archipel der fast unbewohnten Chonos- (tschonos-) Inseln, deren natürliche Beschaffenheit ganz ähnlich der der südpatagonischen Inselkette ist.

Die Juan-Fernandez-Inseln, unter $33\frac{2}{3}^{0}$ s. Br., wovon die größere, 80 M. vom festen Lande, eigentlich diesen Namen führt; sie ist fruchtbar, erhebt sich gegen 3000′ und genießt eines herrlichen Klimas, war aber bis 1767 unbewohnt und nur durch die Abenteuer des hier 1704 ausgesetzten widerspenstigen Matrosen Alexander Selkirk bekannt, welcher die Veranlassung zum weltberühmten Buche Robinson Crusoe geworden ist. Seitdem ist hier ein kleines spanisches Fort erbaut. Jene größere Insel wird auch wohl Mas-a-tierra (mehr dem Lande zu) genannt, sowie die westlicher liegende kleinere und noch etwas höhere Mas-a-fuero (weiter hinaus), welche zwar schöne Wälder und Wasser, aber keine Einwohner hat; sie wird demnach zuweilen von Seefahrern besucht.

XII. Guyana.

Guyana, Guiana oder auch wohl Guayana nennt man im Allgemeinen den Theil der NO.-Küste von Süd-Amerika, welcher sich zwischen den Mündungen des Orinoco und des Marañon ausdehnt. In dieser weitesten Bedeutung giebt es daher ein spanisches oder columbisches (jetzt zu Venezuela gehöriges) Guyana, der nördlichste Theil, und ein portugiesisches oder brasilisches Guyana, der südlichste Theil des Ganzen, welcher jedoch fast nur am Ufer des Marañon bewohnt ist. Hier aber verstehen wir nur darunter den mittleren, von Engländern, Holländern und Franzosen besetzten Theil, welcher sich von der Mündung des Oyapok, unter 4°, bis etwa zum Cap Barima, unter $8\frac{1}{2}^{0}$ n. Br., erstreckt, und im N. vom atlantischen Meere, im W. von Venezuela und Brasilien, im S. und O. von Brasilien mit noch ziemlich unbestimmten Grenzen umgeben wird. Das Ganze umfaßt 4856 □M. Die Küste ist hier fast überall ein flaches, fruchtbares, aufgeschwemmtes Land, so daß das Meer weite Strecken des Ufers bedeckt und es den Schiffern schwer wird, sich dem Lande zu nähern und aus dem Anblick des Landes zu unterscheiden, an welcher der verschiedenen benachbarten Flußmündungen sie sich befinden, um so mehr, als der Theil des Ufers, welcher vom Meere überfluthet wird, überall mit Wurzel- oder Mangle-Bäumen (**Rhizophora Mangle**) überwachsen ist, welche, da ihre herabhängenden Zweige Wurzeln schlagen, sich in kurzer Zeit unglaublich ausbreiten, aber auch eben so schnell absterben, wenn etwa die Flüsse oder das Meer den Boden, worauf sie stehen, mit Sand überdecken oder durch irgend einen Umstand der Zutritt des Meerwassers abgehalten wird. Auf diesen vom Meerwasser über-

schwemmten Küstengürtel folgt die Region der Savannen oder unebenen, etwas höher liegenden Flächen, auf welchen wiederum das hier in ungeheuren Massen herabstürzende Regenwasser unzählige mit dichten Binsen bewachsene Sümpfe bildet; weiter nach Innen, wohin aber bis jetzt nur wenige Europäer gekommen, erhebt sich das Land zu dicht bewaldeten Bergketten, welche als niedrige Fortsetzungen des großen Gebirgssystems von Parima gegen Osten anzusehen sind. So die Sierra Pacaraima, welche durch die Sierra Canucu in Verbindung steht mit der Sierra Acarai — östlicher Serrania de Tumucuraque genannt —, der südlichsten Kette jenes Systems, die fast unter dem Aequator und auf der Südgrenze gelegen; diese ist der Quellsitz der größten Ströme des Landes und die Wasserscheide mit dem Becken des Marañon, mag aber nicht 4000′ übersteigen. Zwischen diesen Ketten, welche von den Flüssen in herrlichen, großartigen Katarakten durchbrochen werden, breiten sich wieder niedrige Hochebenen aus, mit Savannen oder Urwaldung bedeckt. Es regnet hier fast 8 Monate im Jahre häufig und heftig, daher auch im Ganzen genommen das Klima der niedrigen, sumpfigen Küstenstriche zu den ungesundesten auf der Erde gehört. Es giebt hier zwei Regen- und zwei trockene Zeiten im Jahre: die große trockene Zeit dauert von Ende August bis Ende November, die kurze von Ende Januar bis Mitte April, wobei mit westlichen Winden der Regen in Strömen herabfällt*). Der nicht überschwemmte oder durch Dämme gegen Ueberschwemmungen gesicherte und durch Canäle entwässerte Boden ist äußerst fruchtbar und hat alle Producte Westindiens. Der Anbau liefert Kaffee, Baumwolle, Zucker, Cacao, Taback, Indigo und andere tropische Erzeugnisse. Die Wälder sind reich an kolossalen Bäumen und ausgezeichneten Formen der Palmen-Familie, und liefern verschiedene Holzarten und Farbehölzer. Der Cacaobaum, welcher häufig wild wächst im Innern, dient hier unzähligen Ratten und wilden Schweinen zur Nahrung. — Die Flüsse: der Oyapok, der Maroni, der Surinam, der Corentyn, der Berbice, der Demerary (bei den Engländern Demerara) und der Essequebo (engl. Essequibo), haben alle eine breite, aber seichte Mündung, dagegen in ihrem obern Laufe viele und prächtige Wasserfälle. Das Innere dieses Landes ist, außer an den Hauptströmen, den Europäern noch so gut als unbekannt und wird von vielen Stämmen freier Indianer bewohnt, welche sich bisher hartnäckig jeder Belehrung und Civilisation widersetzt haben; darunter sind die zahlreichsten, meist zu der großen Familie der Cariben gehörigen Stämme die Waraus und Arawaaks an der Küste, die Caribisi oder Galibis, die Makusis im Innern, die halbnomadischen Oyampus im O. u. a. Einige bedienen sich mit tödt-

*) Zu Cayenne beobachtete man einmal in Verlauf von 10 Stunden eine Regenmenge von 10¼ Zoll, d. i. halb soviel, als bei uns im ganzen Jahre fällt.

lichen Substanzen, die aus einer Strychnosart u. a. bereitet werden, vergifteter Pfeile. Früher hatten die Spanier, jetzt die Engländer, unter ihnen Missionen angelegt. — Guyana ist jetzt zwischen den Engländern, Niederländern und Franzosen getheilt; doch ist nur der Küstenstrich colonisirt. Die ersten Ansiedelungen hier (1580) gingen von den Holländern aus. — Guyana ist Jahrhunderte lang und bis auf unsere Tage der Sitz mancher fabelhaften Traditionen gewesen. Dahin wurde das Wunderland El Dorado (d. h. das goldene) der Eingebornen gelegt, welches eine so große Rolle in der Entdeckungsgeschichte Amerikas gespielt und vergeblich aufgesucht worden, nachdem Orellana, der Begleiter Pizarros und Entdecker des Amazonen-Stroms, und spätere Reisende dasselbe ausführlich geschildert und mit allen Reizen ausgeschmückt hatten. Aber die neuesten Forschungen haben diese Fabel, wie die Sage von einem Staate der Amazonen — eine Tradition, welche wohl aus dem kriegerischen Charakter der Frauen mancher Indianerstämme entsprungen zu sein scheint — in das Reich der Dichtung verwiesen. Auch die große Laguna Parime, jener fabelreiche See im Innern, der so vielen Strömen den Ursprung geben sollte, ist nichts weiter als ein kleiner See, Amucu (unter $3^2/_3{}^0$ n. Br. gelegen), der zur Zeit der Ueberschwemmungen weit über seine Ufer tritt.

1. Englisch-Guyana.

Es umfaßt den westlichen Theil von Guyana oder die ehemals niederländischen Colonien Demerary, Essequebo und Berbice, welche 1803 von England in Besitz genommen und ihm 1814 förmlich abgetreten worden. Der Flächenraum des gegenwärtig von England in Anspruch genommenen Gebiets mag 1222 □M. betragen; davon ist aber nur der zehnte Theil colonisirt. Es leben darauf 145000 Menschen, worunter nur 7000 Weiße, dagegen an 85000 seit 1838 freie Negersklaven. Die hier mündenden Flüsse sind: von W. nach O. der Essequebo, ein sehr bedeutender Strom, mit den linken Nebenflüssen Rupununi und Cuyuni, und sehr breiter Mündung; der unweit des vorigen in's Meer fallende, aber viel kleinere Demerary; der Berbice, der Corentyn, auf der Grenze gegen Surinam. Seitdem die Sklaverei abgeschafft ist, bildet Zucker das Hauptproduct der Colonie; die Kaffeeplantagen haben sich vermindert und die Baumwollencultur ist fast ganz eingegangen. Die Einwohner bestehen theils aus Niederländern, theils aus französischen Protestanten und sehr vielen Negern, welche sich hier wie 12 zu 1 zur weißen Bevölkerung verhalten, aber schon immer sehr gut behandelt wurden, vorzüglich aus Furcht, daß sie zu den im Innern eine Art Republik bildenden Maronen-Negern fliehen möchten, welche aus entlaufenen Sklaven entstanden und jetzt, nachdem man vergeblich versucht, sie in ihren unzugänglichen Sümpfen und Wäldern zu unterjochen, in

friedlichen Verhältnissen mit ihren ehemaligen Herren stehen und von ihnen jährlich eine Art Tribut, Geschenke an Kleidung und Waffen erhalten. Die Zahl dieser freien Neger wird auf 10000 angeschlagen und sie bewohnen viele Dorfschaften. Das Land steht unter einem Gouverneur und wird jetzt in drei Grafschaften Essequibo, Demerary und Berbice getheilt. Dort bemerken wir: Stabroek (—bruk), jetzt Georgetown, am rechten Ufer des Demerary, der Sitz des Gouverneurs und die wichtigste Stadt von Englisch-Guyana, mit 25000 Einw. (darunter 16000 Farbige und Neger) und einem sehr bedeutenden Handel. Sie ist ganz holländisch gebaut und hat breite Straßen, die von Canälen durchschnitten werden. Die Häuser sind aus Holz gebaut und haben jedes einen Garten. Wegen Mangels an süßem Wasser hat man Cisternen, seit Kurzem aber auch viele artesische Brunnen angelegt. — Im Osten liegen Neu-Amsterdam, jetzt auch Berbice genannt, am Berbice, mit 5000 Einw., und das verlassene Fort Nassau.

2. Niederländisch-Guyana oder Surinam.

Es ist der mittlere Theil von Guyana, umfaßt 1812 □M. und wird begrenzt: westlich vom englischen Antheil, wo der Corentyn, östlich vom französischen, wo der Maroni die Grenze macht. Der Hauptfluß zwischen beiden ist der Surinam. Nirgend vielleicht hat sich der niederländische Fleiß glänzender erwiesen als hier, wo durch Dämme und Canäle ein flaches, den Ueberschwemmungen ausgesetztes, höchst ungesundes Land zu einer der fruchtbarsten und am Herrlichsten angebauten Gegenden umgeschaffen worden ist. Die Bevölkerung der Colonie, ohne die das Innere einnehmenden unabhängigen Indianer- und Maronen-Neger, beträgt etwa 80000 Seelen, worunter aber nur 13000 Weiße und freie Farbige, meist Holländer, Franzosen und Juden; die Uebrigen sind Negersklaven. Auch hier giebt es im Innern eine unabhängige Colonie von freien oder Maronen-Negern. An der Spitze der Verwaltung steht ein General-Gouverneur. Der größte Theil der Plantagen ist Eigenthum der Stadt Amsterdam. — Die befestigte Hauptstadt Paramaribo, die einzige in der Colonie, an dem hier sehr breiten Surinam, ist in holländischem Geschmack gebaut und gewährt einen herrlichen Anblick. Die sehr breiten Straßen sind mit zwei, oft vier Reihen Orangen- und Limonienbäumen besetzt, und zwischen diesen Alleen und den Häusern liegen noch kleine Gärten, so daß die Stadt einem unermeßlichen Garten gleicht und einen sehr großen Raum einnimmt. Die Häuser selbst sind zierlich und vortrefflich eingerichtet. Fast alle Weiße der Colonie wohnen hier, so daß ihre Zahl über 3000 (darunter an 1200 deutsche und portugiesische Juden), die ganze Einwohnerzahl aber, wovon über die Hälfte Sklaven sind, über 24000 beträgt. Die Umgegend, obwohl trefflich angebaut und mit Land-

häusern geziert, ist flach und einförmig. Die Forts Neu-Amsterdam und Zeelandia, in welchen der Gouverneur und die Regierung ihren Sitz haben, liegen unterhalb der Stadt und vertheidigen den Zugang zu derselben auf dem Surinam und Commewyne.

3. Französisch-Guyana oder Cayenne.

Es liegt zwischen den Flüssen Maroni und Oyapok, welcher nach dem Vertrag von 1817 die Grenze gegen Brasilien bildet; andere Flüsse sind der Sinnamary und der ziemlich bedeutende Apruak. Die ganze Colonie (1822 □M. groß) hat sich von jeher in einem traurigen, vernachlässigten Zustande befunden, obgleich der Boden, das Klima und die Producte (vorzüglich Baumwolle) denen von Surinam gleich sind. Nur ein äußerst geringer Theil des sehr fruchtbaren Landes ist wirklich angebaut, der größte Theil der Küste steht unter Wasser. Die Bevölkerung besteht aus 40000 Seelen, worunter nur etwa 12000 Weiße und 14000 Negersklaven. Die Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs Cayenne, mit einer Rhede, liegt auf einer mit Wäldern und Sümpfen bedeckten Insel, vor der Mündung des gleichnamigen Flusses, und die Festungswerke, womit sie umgeben ist, machen den schlecht und ganz aus Holz gebauten Ort noch ungesunder, indem sie den freien Durchzug der Luft verhindern. Die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 3000, und die Ungesundheit der Lage machte es vollkommen geschickt zu der Bestimmung, welche es mehrere Male in der Revolution erhielt, und jetzt 1852 unter dem neuen Kaiserreiche wieder erhalten hat, das Grab der hierher aus Frankreich Verwiesenen zu sein.

XIII. Brasilien.

Brasilien, vor Kurzem noch eine Colonie der Portugiesen, jetzt ein unabhängiges Reich, das größte in der neuen Welt, umfaßt beinahe die Hälfte von Süd-Amerika und erstreckt sich vom 17.° bis 55.° w. Lg. und von 4⅓° n. Br. bis zu 33° s. Br. Es wird begrenzt: im N. von Neu-Granada, Venezuela und den Guyanas, im W. von Ecuador, Peru, Bolivia, Paraguay und La Plata, im S. von Uruguay; auf der ganzen Ostseite wird es vom atlantischen Ocean bespült, an welchem es einen Küstenstrich von 950 M. besitzt, und diese Küste enthält außer vielen Flußmündungen mehrere der herrlichsten und tiefsten Baien, wie die von Rio Janeiro und von Bahia. Die wichtigsten Vorgebirge sind das Cap Orange, östlich vom Oyapok, der nördlichste Punkt der Küste; Cap St. Roque, Olinda und Cap Frio. Die Grenzen im N. und W., wo sie in

unbewohnten Regionen hinlaufen, sind nichts weniger als genau zu bestimmen, und man kann daher den Flächeninhalt des Ganzen nur annäherungsweise auf 148000 □M. angeben (ungefähr so groß wie Neu-Holland), wovon aber vielleicht noch nicht 3000 wirklich angebaut sind. Zwei Drittel dieses Gebiets, also mehr als halb Europa, sind noch freies Land oder Urwaldung und zum Theil des Anbaues fähig, etwa $1/6$ kommt auf Seen, Flüsse, Sümpfe, uncultivirbare Strecken. Ebensowenig läßt sich die Volksmenge mit einiger Genauigkeit bestimmen, da einerseits das Innere des Landes noch fast gänzlich unbekannt ist und von vielen Indianerstämmen durchzogen wird, andererseits aber durch die neuesten Ereignisse die Zahl der Europäer in Brasilien bedeutend zugenommen hat. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts rechnete man höchstens $2\frac{1}{2}$ Million Einwohner, jetzt werden 5—6, von Einigen sogar 7—8 Millionen mit Einschluß der Indianerhorden angenommen. Fast nur die Küsten und einige des Bergbaues wegen besuchte und bewohnte Gegenden im Innern sind einigermaßen bekannt; der unendlich größere Theil des Landes ist noch nie von unterrichteten Reisenden besucht worden. Bis vor wenigen Jahren war der Eintritt in das Land jedem Fremden auf's Strengste untersagt, und selbst die neueren Reisenden bedurften einer ausdrücklichen Erlaubniß der Regierung, die inneren Provinzen, vorzüglich die metallreichen, zu besuchen. Es ist daher ganz unmöglich, ein nur einigermaßen ähnliches Bild von der physischen Beschaffenheit des Landes, von seinen Gebirgen, ihrem Zusammenhange, ihrer Verzweigung und ihrer Höhe zu geben; selbst der Lauf vieler der größten Ströme möchte bei genauerer Untersuchung wenig mit unsern Karten zusammenstimmen. Das Wichtigste, was wir darüber wissen, ist etwa Folgendes: Der Hauptstrom des Landes, der unermeßliche Marañon oder Maranhon (dieses ist die portugiesische, jenes die spanische Form, beide werden Maranjón gesprochen), oder der Rio das Amazonas, fließt hier im nördlichen Theile des Landes in unendlichen Ebenen, welche wenig bekannt, mit Urwäldern bedeckt und häufig überschwemmt sind. Er erhält in Brasilien seine wichtigsten Zuflüsse von S. her, so den Yavari, welcher zum Theil die Grenze gegen Peru macht und an dessen Mündung er nur noch 630′ über dem Meere liegt; den Purus, den höchst ansehnlichen Rio da Madeira oder Cayary, den Topajos, Xingú und Tocantins, welcher links den Araguaya aufnimmt. Von N. her empfängt er den Japura, den fast schwarzen Rio Negro mit dem R. Branco. Unterhalb der Mündung des Madeira, der selbst 2500 Schritt breit ist, beträgt seine Breite schon $2/3$, und wo Inseln sind, oft $1\frac{1}{2}$ M., aber dicht bei der Mündung des R. das Trombetas (von N. her) bildet der Amazonas die berühmte Enge von Obydos (Pauris), wo der ungeheure Stromkoloß zum zweiten Male bis auf 2130 Schritt eingeengt wird; bis hierher, etwa 90 M. weiter aufwärts, dringt noch der Einfluß der Fluth, während Schoner und Briggs bis zum R. Negro aufwärts fahren können. An seiner Mündung sind S. Joannes und Caviana die bedeutendsten

Inseln in dem ungeheuren Delta. Dem La Plata strömen zu: der Paraguay und der Paranà, anfangs Rio Grande genannt; beide mit vielen Nebenflüssen. Ins atlantische Meer ergießen sich: der Parnahyba; der S. Francisco, dessen Quellen denen des Parana ganz nahe liegen; der Rio Grande de Belmonte; der R. Doce; der Parahyba; der S. Pedro und viele andere, wovon zwar keiner die Größe der Binnenflüsse erreicht, aber mancher doch unserm Rheine gleichkommt. Unter den Seen sind die Lagune Xarayes, welche der Paraguay durchströmt, und der Strandsee Patos, mit schmaler Nehrung, die bedeutendsten. — Die Küste selbst ist meistens niedrig und höchst fruchtbar, zum Theil sandig; aber in geringer Entfernung vom Meere erhebt sie sich zu einem waldigen Gebirge, welches indeß wohl nur selten die Höhe von 3—4000′ erreicht. Der Raum vom Meeresufer bis zur Höhe dieses die Küste begleitenden Gebirges ist die oft 30—40 M. breite Region der Urwälder, welche Brasilien so sehr auszeichnen und die Bewunderung aller Reisenden erregen. Nichts in Europa und selbst in den übrigen Welttheilen kommt der Vegetation dieser tropischen Wälder gleich, welche auch, und zwar in ihrer größten Ausdehnung, sich in der nördlichen Tiefebene von der Mündung des Marañon bis auf die Vorberge der Anden mit geringen Unterbrechungen fortziehen. Die Höhe der Bäume, die große Mannigfaltigkeit derselben, denn nur selten stehen viele von einerlei Art neben einander, die unglaubliche Gedrängtheit der Stämme neben einander, die mächtigen Schlingpflanzen, welche sich bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume erheben und die Stämme verbinden; der Duft der Blüthen, die unzähligen buntgefiederten Vögel, vorzüglich Papageien, die sie mit ihrem Geschrei erfüllen; die Zahl der Affen, der Schlangen und Amphibien, welche in diesen Wäldern hausen; das undurchdringliche Dunkel, welches selbst beim hellsten Tageslicht in diesen Wäldern herrscht: alles dieses setzt den Europäer in Staunen und Bewunderung, während freilich aber auch die heiße und von vielen Regen feuchte Luft, viele gefährliche und schädliche Thiere und Insecten, welche darin hausen, der Mangel an Nahrungsmitteln und das Zusammentreffen mit den noch in diesen Wäldern zerstreuten, völlig unabhängigen Indianern die Reise durch diese Gegenden ebenso mühsam als gefährlich machen. Uebersteigt man dieses erstes Hinderniß und dringt tiefer ins Land, so verändert sich der Anblick desselben gar sehr. Auf die undurchdringlichen Urwälder folgt das innere, 1—2000′ hohe Tafelland, auf dem sich zahlreiche, aber niedrige Bergzüge erheben, deren Richtung vorherrschend von N. nach S. läuft und deren höchste Punkte noch weit unter der Schneegrenze zurückbleiben. Mehrere Querketten verbinden jene Parallelketten, deren Lage bewirkt, daß selbst viele der Küste nahe entspringende Flüsse erst nach langem Laufe das Meer erreichen. Das innere Hochland, welches durch weite Ebenen von den Cordilleren getrennt ist und also keine Vorstufe dieses Gebirgssystems bildet, hat einen ganz verschiedenen Charakter von der Küstenregion. Es ist statt der Urwälder und Hochwaldung theils

mit einzelnen lichten Gehölzen bedeckt, theils besteht es aus sogenannten Campos, weiten hügligen Bergebenen, die mit dürren Gräsern, hier und da mit niedrigen Gebüschen und einer viel spärlichern Vegetation bedeckt sind. Diese gehen in einzelnen Gegenden in höchst trockne, ganz sandige Flächen, mit einer äußerst armseligen Pflanzendecke, besonders in der trockenen Zeit, bekleidet, über, wie namentlich die Campos Parecis im nordwestlichen Theile von Matto Grosso, und die dünne Bevölkerung dieser Striche vermag daselbst nur von Viehzucht ihren Unterhalt zu gewinnen. Eigentliche, völlig unfruchtbare Wüsten, wie in Afrika, giebt es jedoch nicht. Das Klima ist dagegen auf diesen Bergebenen, welche sich zwischen den Bergketten ausbreiten, viel gemäßigter und gesunder als an der Küste und in den Wäldern, und selbst in den höchsten Gegenden (in Minas Geraës) gehören leichte Nachtfröste zu den Seltenheiten. Der ganze nördliche Theil Brasiliens, welchen der Marañon durchströmt, bildet eine unendliche, sehr sanft geneigte, selbst an der Westgrenze kaum 650′ sich erhebende, mit Urwäldern größtentheils bedeckte Fläche, welche in der Regenzeit auf weiten Strecken von den austretenden Strömen unter Wasser gesetzt wird und woselbst fast ausschließlich freie Indianer wohnen, indem die Europäer sich nur an den Flüssen, welche hier die einzigen Verbindungsstraßen bilden, spärlich angesiedelt haben. An der ganzen Küste entlang sind außer den größeren Städten nur ganz kleine Ortschaften, Aldeas oder Dörfer, und meist nur einzelne Ansiedelungen, Fazendas, zu finden. Nur einen oder zwei Wege hat man bis jetzt mit unsäglicher Mühe durch die Urwälder gehauen; aber da sie äußerst beschwerlich und selten benutzt werden, so sind sie durch umstürzende Baumstämme und die allmählig wieder aufstrebende Vegetation, deren Ueppigkeit und Lebenskraft dem Ansiedler überhaupt oft das größte Hinderniß ist, in Kurzem immer wieder unbrauchbar geworden. Doch findet man an den Flüssen entlang bis tief in die Urwälder hinein einzelne Fazendas, wo man die Bäume umgehauen und verbrannt und in die Asche Maniokwurzeln und andere Pflanzen gesäet hat; diese kleinen Anbaue sind aber wegen der Nachbarschaft der Wilden oft ein unsicherer Besitz und ein gefährlicher Aufenthalt.

Das Klima eines so großen Landes ist natürlich nach der Lage jeder Provinz verschieden, obwohl die Lage des größten Theils innerhalb der heißen Zone die Unterschiede bedeutend mildert. Fast überall unterscheidet man nur zwei Jahreszeiten, die trockne und die nasse, deren Eintrittszeiten wie überall nach der Breite verschieden sind. Am Herrlichsten erscheint das äquatoriale Klima im Tieflande des Marañon. Im Allgemeinen ist die Küste heiß und feucht, aber durch den Passat gemildert; hier fällt der meiste Regen (zu Rio Janeiro, schon an der Grenze der heißen Zone, noch 50—60 Zoll, größtentheils in den wärmeren Monaten); doch ist sie eben, außer in Sumpfgegenden, nicht ungesund und besonders frei von der furchtbaren Geißel des gelben Fiebers. Die sogenannte Südküste, d. h. vom Cap Frio südlich, ist gemäßigter und angenehmer, so daß der Europäer vorzüglich in der Provinz S. Paulo sein vaterländisches

Klima wiederfindet; dasselbe gilt von den meisten inneren Gegenden, soweit sie bekannt sind, nur daß hier, wo die Wälder seltener und lichter, auch der Regen seltener ist und oft mehrere Jahre hinter einander eine verderbliche Dürre herrscht, welche den Verlust der Heerden und Ernten zur Folge hat; dies gilt auch namentlich von der Provinz Ceara.

Brasilien könnte auf seinem höchst mannigfaltigen und im Allgemeinen fruchtbaren, hin wieder sogar außerordentlich fruchtbaren Boden alle Producte Europas und der meisten übrigen Welttheile in Fülle hervorbringen und eine sehr große Bevölkerung reichlich ernähren; bis jetzt aber ist nur noch unendlich wenig zum Anbau dieses trefflichen Landes geschehen, denn es reicht selbst nicht einmal der in den milden Provinzen des Südens erzeugte Weizen für den Brodbedarf der Städte und höheren Classen im Lande aus. Zucker, Kaffee, Taback, Baumwolle, etwas Reis, Cacao und Vanille, welche herrlich gedeihen, sind fast die einzigen Gegenstände des für die Ausfuhr berechneten Anbaues, und die meisten Pflanzer begnügen sich auf ihren Fazendas mit den gröbsten und einfachsten Nahrungsmitteln; ebenso roh und erbärmlich sind ihre Häuser selbst beschaffen und eingerichtet, nur in den größeren Städten herrscht europäischer Luxus. Der Reichthum der Urwälder wird nur noch wenig benutzt, und von den vielen trefflichen Holzarten ist das Brasilienholz fast das einzige, welches einen Handelsgegenstand abgiebt. Dieses eine schöne rothe Farbe gebende Holz von Caesalpinien-Arten war das erste, was die Aufmerksamkeit der Entdecker auf sich zog, und da sie es nach seiner Farbe braza (Gluth) nannten, so erhielt das ganze Land davon seinen Namen. An Arzneipflanzen werden ausgeführt: Ipecacuanha, Jalappe, Chinarinde, Sassaparille u. a.; ferner Balsame und Harze. Fast nur die Küstengegenden sind angebaut, im Innern nur die für den Bergbau wichtigen Gegenden. — Brasilien fehlen die kolossalen Thierformen der alten Welt, aber dafür ist es mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Formen und Schönheit der Farben ausgestattet. Außer Affen giebt es Tapire, Faulthiere, Gürtelthiere, mit wohlschmeckendem Fleische, Agutis, Vielfraße, Unzen; ferner zahlreiche Papageien, Tukans, prächtige rosenrothe Löffelreiher, amerikanische Strauße; Kaimans, Schildkröten, Schlangen, darunter viele giftige; eine Menge Schmetterlinge und Käfer mit der schönsten Farbenpracht, und mancherlei lästige und gefährliche Insecten. Die Viehzucht, besonders des Rindviehes und der Pferde, ist zwar im Innern höchst bedeutend; allein theils kommt jährlich viel Vieh um, wenn Dürre eintritt, theils fehlt es an Salz zum Verbrauch des Rindviehes und zum Einsalzen des Fleisches, obgleich Brasilien an seiner Küste unendlich mehr Salz gewinnen könnte als es bedarf; theils endlich sind noch fast gar keine Heerstraßen vorhanden. Alles, was aus dem Innern nach den Häfen gebracht werden soll, wird auf Maulthieren verführt, denn Fuhrwerk ist auf solchen Wegen nicht zu brauchen; eine solche Karavane von Maulthieren heißt hier eine Tropa. Die stärkste Ausfuhr von Häuten, Hörnern, Talg und an der Luft ge-

trocknetem Fleisch, welches nach Westindien geht, haben die südlichen Provinzen, Pernambuco und Ceará. — Unter den Producten Brasiliens nehmen die Edelsteine und Metalle den ersten Rang ein. Sie waren bisher der einzige Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Regierung, und aller Anbau, aller Handel wurde vernachlässigt und beschränkt, um sich im alleinigen Besitz dieser Schätze zu erhalten, die, bei der äußerst rohen und fehlerhaften Behandlung, doch nur einen verhältnißmäßig unbedeutenden Gewinn abwarfen. Brasilien ist nächst Ostindien das einzige bekannte Land, in welchem Edelsteine, vorzüglich Diamanten, in einiger Menge gefunden werden. Auch hier, wie in Ostindien, findet man sie zuweilen unter der Dammerde in einem eisenhaltigen Letten, häufiger aber im Sande der Bäche und Flüsse. Um sie zu gewinnen, wird der Bach gewöhnlich abgeleitet; aus dem zurückbleibenden Bette werden erst die gröberen Steine und Geschiebe fortgeschafft und dann der tiefer liegende Grand in hölzernen Mulden geschöpft und sorgfältig mit den Händen durchsucht. Diese Arbeit wird fast nur von Negern verrichtet; derjenige, welcher so glücklich ist, einen Stein von mehr als 17 Karat zu finden, erhält seine Freiheit. Der Hauptfundort der Diamanten ist das unwirthbare Gebirge Serra do Frio in Minas Geraës und vorzüglich die Gegend von Tejuco; nächstdem die Gegend Cuyabà in Matto Grosso. In neuester Zeit hat man auch Diamanten in festem Gestein (dem sogenannten Itacolumit, einem weißen Quarz mit Glimmer- und Talkschüppchen) etwas nördlich von Tejuco in der Serra do Grao-Mayór (16—17° s. Br.) entdeckt und aus dem mit Pulver gesprengten Felsen Diamanten gewonnen; doch ist diese Arbeit, als nicht hinlänglich ergiebig, jetzt wieder aufgegeben, während die Gewinnung aus dem Sande des zerstörten Gebirges noch immer sehr schwunghaft betrieben wird. Lange Zeit hatte man nur nach Gold gesucht und die Diamanten als unnütze Krystalle weggeworfen; als man aber ihren Werth erkannte, wurden dann so viele auf einmal nach Europa geschickt, daß sie plötzlich im Werthe fielen. Um dies zu verhindern, wurden nun alle gefundenen Diamanten nach Lissabon gesendet, wo der König sich die schönsten aussuchte und nur immer eine gewisse Quantität in den Handel brachte. — Das Gold ist ein zweites Hauptproduct Brasiliens, aber auch dies wird bis jetzt nicht eigentlich bergmännisch gewonnen. Man suchte es bisher nur in den Wänden einiger Thäler, wo Quarzadern, in welchen es vorkommt, zu Tage ausgehen, oder in der thonigen Oberfläche der Erde, wo Regengüsse diese zerrissen haben, und fast am Meisten in den Bächen und Flüssen. Es erscheint hier überall als Goldstaub, in kleinen Blättchen, seltener krystallisirt oder in knolligen Stücken; theils überläßt man es dem Regen, die Erde in den Bergschluchten wegzuführen, wo dann ausgespannte Ochsenhäute in ihren Haaren den Goldstaub auffangen; theils wäscht man das Gold aus dem Sande der Flüsse ganz auf dieselbe Weise, wie man die Diamanten gewinnt; und so ist es noch in den goldreichsten Gegenden, bei Villa rica in Minas Geraës. Die jährliche Goldausbeute ist

jetzt sehr gesunken und beträgt nur noch 1500 Mark. Außer den Diamanten und dem Golde findet man auch noch auf ähnliche Weise Topase, Chrysoberylle, Granaten, Amethyste und andere Edelsteine. Fast alle Metalle, auch Silber, sind vorhanden; aber nur Eisen wird bis jetzt noch in einiger Menge ausgebeutet. — Von Vegetabilien hat man hier alle Producte der ähnlichen Länder Amerikas, und hatte sogar, außer der Cultur des Paraguay-Thees in den südlichen Provinzen, ziemlich gelungene Versuche in der Nähe der Hauptstadt mit China-Thee-Pflanzungen gemacht, welche von Chinesen, die man deshalb hat kommen lassen, besorgt wurden. — Von Industrie ist in Brasilien noch weniger die Rede als im spanischen Amerika, wiewohl auch darin einige Fortschritte gemacht sind*); selbst die gewöhnlichsten Handwerke werden nicht überall getrieben, weil die Bedürfnisse des Volks sehr gering sind und man die meisten Fabrikate leicht vom Auslande beziehen kann. Der innere Handel ist zwar durch die vielen schiffbaren Flüsse erleichtert, wird aber durch den Mangel an Fahrstraßen sehr erschwert, und kann nur durch Maulthierzüge auf den schlechten Wegen betrieben werden; aber selbst die Verbindung der Seestädte unter sich findet in den an der Küste herrschenden moussonähnlichen Winden kein geringes Hinderniß. — Für die geistige Bildung des Volks, worin Brasilien, selbst in seinen Geistlichen, auf einer weit niederen Stufe als das spanische Amerika steht, ist noch sehr wenig geschehen, und die Schulen befinden sich im traurigsten Zustande.

Die Einwohner Brasiliens, deren Zahl nach den Angaben vom Jahre 1851 6,073000, wahrscheinlich aber mit den wilden Indianern etwa 7 bis 8 Millionen beträgt, nämlich über 3 Millionen Sklaven, $1^3/_4$ Millionen Freie und an 2 Millionen meist völlig unabhängige Ureinwohner, bestehen, wie in ganz Amerika, aus Weißen und Farbigen. Die Weißen, 1 Million, sind entweder geborne Portugiesen, deren Zahl aber nur gering, oder, jetzt wenigstens, einige tausend Europäer aus anderen Ländern, welche sich des Handels oder des Anbaues wegen, vorzüglich Schweizer, hier niedergelassen haben, oder portugiesische Kreolen, d. h. eingeborene Abkömmlinge von eingewanderten Portugiesen, welche die Mehrzahl der weißen Einwohner ausmachen und sich jetzt Brasileiros nennen. Die Farbigen sind theils Neger, deren Zahl die vorherrschende Bevölkerung bildet, da aller Anbau und aller Bergbau durch sie allein besorgt wird, und die daher auch noch immer dem Gesetze zum Trotz heimlich eingeführt werden (jährlich 40—50000); theils Ureinwohner oder Indianer (2 Millionen), theils Mischlinge aller dieser Racen, 1 Million, darunter 600000 Freie, größtentheils Mestizen, doch auch (freigelassene) Mulatten oder, wie sie hier heißen, Pardos; und 400000 Sklaven, theils Pardos, theils Caribocos (gleichbedeutend mit Zambos oder Chinos). Die Mischlinge führen nämlich hier zum Theil Namen,

*) So benutzt man in den Zuckerfabriken bereits über 150 Dampfmaschinen.

welche nur in Brasilien üblich sind: so heißen die Mischlinge des Weißen mit einer Indianerin Mamalucos, die des Negers mit einer Indianerin aber Cafusos und Caribocos; letztere zeichnen sich durch ein langes und dichtes, hoch emporstehendes Haar aus. Von den Indianern sind nur diejenigen, welche sich noch an der Küste und in der Nähe der Bergwerksdistricte und anderer großen Städte aufhalten, zum kleinern Theil getauft, von sanfteren Sitten und zu einigem Ackerbau angelehrt worden; hin und wieder haben sie kleine Aldeen oder Dörfer gebildet; solche heißen Indios mansos oder zahme, und ihrer mögen über 350000 sein. Die bei Weitem größere Zahl aber lebt noch völlig unabhängig, vorzüglich in den unzugänglichen Urwäldern, deren Dickicht ihre Hütten versteckt, meist an den Ufern des Marañon, wo sie in vielleicht weit über hundert, aber zum Theil schon aussterbenden kleinen Stämmen meist nur von der Jagd, dem Fischfange, von Honig und Früchten des Waldes, seltener von etwas selbst gepflanzter Maniokwurzel (Cassava) leben. Man bezeichnet sie mit dem allgemeinen Namen Indios tapuyos oder gentios. Obgleich sie im Ganzen friedlich gesinnt sind, so fallen doch, zumal die Portugiesen oft förmliche Jagden angestellt, um die Wilden als Sklaven fortzuführen, häufig genug Räubereien und Mordthaten vor, so daß es an vielen Punkten der Küste, vorzüglich aber in den Wäldern, nicht rathsam ist, anders als wohlbewaffnet und in gehöriger Zahl zu reisen. Die Waffen dieser Indianer bestehen meist aus schön gearbeiteten Bogen und sehr langen Pfeilen, womit sie sehr weit und sehr sicher schießen. Messer haben sie erst durch den Handel erhalten. Mehrere dieser Stämme verzehren noch jetzt das Fleisch ihrer getödteten Feinde; früher mögen sie es wohl alle gethan haben. Auch unter sich leben sie häufig in blutigen Fehden. Kleinere Zwistigkeiten werden durch eine Art von Zweikampf abgemacht, wobei sie sich mit langen Stangen schlagen, während die Weiber der Kämpfenden sich ebenfalls mit Nägeln und Zähnen bekriegen. Alle diese Wilden sind meistens von kleiner, aber gedrungener Statur; Hände und Füße sind schwächer als bei dem Europäer, das Haar ist durchaus lang, stark, schwarz und schlicht, der Bart ist bei den meisten Stämmen nur schwach. Alle sind höchst träge, gefräßig wie die Thiere, haben keinen andern Gedanken, als wie sie sich Lebensmittel verschaffen können, sind treffliche gewandte Jäger und können, wenn es Noth thut, lange hungern. Fast alle Versuche, sowohl an der Küste als im Innern, sie durch Missionare zu civilisiren, haben nur einen äußerst dürftigen Erfolg gehabt. Die Stämme an der Küste sind uns in der neuesten Zeit am Besten bekannt geworden; es sind vorzüglich die der Puris, in der Nähe des Parahyba, der Patachos, der Kamakans oder Momojos und der Botocuden, früher Aimores genannt, vorzüglich in den Urwäldern längs des R. Doce und Belmonte. Letztere sind die zahlreichsten, die am Besten und Kräftigsten gebauten, aber auch die wildesten von allen. Sie sind noch fast alle Anthropophagen und zeichnen sich vor allen übrigen Stämmen durch die entstellende Zierde der Unterlippe nnd der Ohrlappen aus. Diese werden näm-

lich schon in der frühern Jugend durchbohrt und nach und nach immer größere Pflöcke eines leichten Holzes in die Löcher gezwängt, so daß einige in der Unterlippe Pflöcke von 4½ Zoll Durchmesser tragen, wodurch die unteren Vorderzähne meist ganz verdrängt werden und ausfallen. Von diesen Pflöcken (**botoque**) haben sie auch ihren Namen erhalten. — Unter den zahlreichen umherschweifenden Stämmen des Innern machen wir nur namhaft: verschiedene Zweige der Tupis oder Tupinambas, welche einst hier die verbreitetste und mächtigste Völkerfamilie, aber durch Einfluß der Europäer Nationalität und Sprache verloren hat oder in vielen Zweigen ausgestorben ist; dahin gehören die Guaranis, im südlichen Theile, zwischen dem Parana und der Ostküste; die nördlichen Tupis, deren Reste in Para, auf beiden Ufern des Amazonas, leben; die mittleren Tupis, am obern Tapajos, welche unter diesen allein noch völlig unabhängig geblieben. Ferner wohnen im Westen am Marañon die Omaguas; zwischen dem Xingu und Tapajos die Mundrucus, ein kriegerischer, wilder und zahlreicher Stamm, der mächtigste in Para; die kriegerischen und zum Theil christlichen Manáos, deren Zahl noch immer beträchtlich am Rio Negro; die Bororos, am obern Paraguay; die Guanas, jetzt meist Ackerbauer, im südlichen Theile von Mattogrosso, wo auch und längs beider Ufer des Paraguay die Guaycurus leben, treffliche Reiter und Viehzüchter, deren Häupter eine Art von aristokratischer Conföderation bilden, u. v. a. — Europäer finden sich, mit Ausnahme einiger wenigen zerstreuten Niederlassungen an den großen Strömen des Innern, nicht in der größern westlichen Hälfte des Landes, welche im O. vom Araguay und untern Tocantis, im S. etwa vom 17. Breitengrade begrenzt wird und 75000 □M. umfassen mag.

Die im Lande herrschende Sprache ist die portugiesische; dieselbe ist im Innern, bei den Indios mansos, durch Beimengung vieler indianischen Wörter verändert worden und heißt bei ihnen **lingua geral** (allgemeine Sprache). Die Religion ist die römisch-katholische; aber Kirche und Gesittung des Volkes werden sich schwerlich so bald aus dem tiefen Verfall, in den sie gerathen, wieder emporschwingen.

Geschichte.

Bis 1808 seufzte Brasilien unter einem Joche, wie kaum irgend eine andre europäische Colonie in Amerika. Don Pedro Alvarez Cabral, zufällig vom Sturm verschlagen, hatte 1500 die Küste von Brasilien in der Gegend des heutigen Porto seguro entdeckt, und der viel versprechende Anblick des schönen Landes, wie das bald entdeckte schöne Farbeholz, lockten nach und nach Colonisten, vorzüglich aus den Azoren und aus anderen portugiesischen Besitzungen, herbei, obwohl Portugal nur Verbrecher, von der Inquisition Verurtheilte und Juden dahinschickte. Nachdem die europäische Bevölkerung etwas zugenommen, ward 1549 Bahia zur Hauptstadt und blieb es bis 1773. Jesuiten bemühten sich, die Eingeborenen zu civilisiren, hielten sie jedoch

in beständiger Unmündigkeit. Je mehr man aber den Reichthum des Landes, vorzüglich an Gold und Edelsteinen, entdeckte, um so mehr bemühte sich die Eifersucht der Portugiesen, nicht allein jeden Fremden von dem Handel mit Brasilien auszuschließen, sondern auch die Colonie durchaus abhängig von Portugal zu machen. Der Anbau des Oels und Weins ward den Colonisten verboten, und sie durften kein Salz an ihren Küsten gewinnen, damit sie diese unentbehrlichen Artikel aus dem Mutterlande zögen, wo dieselben noch obenein für eine bedeutende Summe einer privilegirten Handelsgesellschaft verpachtet waren. Die einheimische Wolle und Baumwolle durfte der Brasilianer nicht verarbeiten; Portugal übernahm es, das Land mit Zeugen zu versehen, die es doch nicht einmal selbst fabricirte, sondern erst von den Engländern erhandeln mußte. Der brasilianische, sehr vorzügliche Taback mußte roh nach Lissabon gebracht werden, von wo er verarbeitet den Brasilianern zu hohem Preise wieder verkauft wurde. Kein Schiffbau wurde in dem waldreichen Lande geduldet, sowie keine Fabriken; selbst der Walfischfang wurde nur auf königliche Rechnung betrieben. Alle Aemter wurden nur mit europäischen Portugiesen besetzt, und die portugiesischen Truppen, schlecht gekleidet und schlecht genährt, erlaubten sich jede Art von Zügellosigkeit gegen die unglücklichen Brasilianer. In diesem Zustande, worin sich mehr oder weniger nach einem ähnlichen Systeme auch die spanischen Besitzungen in Amerika befanden, schmachtete Brasilien bis **1808**, wo der König von Portugal João **VI.** mit seiner Familie und vielen Tausend Portugiesen, von den Franzosen vertrieben, nach Brasilien kam. Die Anwesenheit des Königs, welche bis **1821** dauerte, brachte mehrere nothwendige und heilsame Veränderungen hervor; die Häfen wurden allen Nationen geöffnet, wissenschaftliche Anstalten in's Leben gerufen, die Verwaltung verbessert, die meisten Handelsbeschränkungen mußten von selbst wegfallen, da Portugal sich in Feindes Händen befand, und **1815** ward Brasilien zu einem Königreiche erhoben. Die seit **1810** in allen spanisch-amerikanischen Ländern ausgebrochene Revolution konnte indessen nicht ganz ohne Einfluß auf die Stimmung der Gemüther in Brasilien bleiben. Als **1820** auch in Portugal eine Revolution ausbrach und die versammelten Cortes dem Könige die neue Constitution zur Sanction vorlegten, nahm er sie zwar an, verließ aber **1821** Brasilien mit einem Gefolge von mehr als **4000** Menschen und kehrte nach Lissabon zurück. Seinen ältesten Sohn, den Prinzen Dom Pedro, ließ er als Regenten, unter sehr schwierigen Verhältnissen, zurück. Es zeigte sich bald, daß die Cortes in Portugal keine andere Absicht hatten, als Brasilien wieder in die ehemalige Abhängigkeit zurückzuführen; sie wollten den Prinzen zurückrufen. Hiergegen lehnte sich die öffentliche Stimme in Brasilien mächtig auf, besonders die Einwohner von S. Paolo gaben nicht undeutlich zu erkennen, daß sie, wenn der Prinz sie verließe, sich für unabhängig erklären würden. Unter diesen Umständen beschloß der Prinz zu bleiben, was mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde, und die Stadt Fernambuco nöthigte sogar die in ihr befindlichen portugiesischen Truppen, sich ein-

zuschiffen. Am 1. Januar 1822 erregten die portugiesischen Truppen in Rio Janeiro einen Aufstand, welcher zur Absicht hatte, den Prinzen zu zwingen, sich den Cortes zu unterwerfen; allein sie wurden durch die brasilianischen Milizen genöthigt, die Stadt zu verlassen, und am 16. Februar nach Europa geschafft. Nur Bahia hatte noch eine portugiesische Besatzung. Einem portugiesischen Geschwader, welches sich vor Rio Janeiro zeigte, wurde das Landen verwehrt. Immer lauter sprach sich der Unwille der Brasilianer gegen die Portugiesen und ihre Liebe zum Prinz-Regenten aus, besonders als dieser auf den allgemeinen Wunsch eine Zusammenberufung der Abgeordneten aller Provinzen versprach, um die Grundzüge der Verfassung zu entwerfen. Schon am 1. August 1822 erklärte der Prinz den Brasilianern seinen Entschluß, eine Generalversammlung (man vermied das verhaßt gewordene Wort Cortes) zu berufen, und die Unabhängigkeits-Erklärung Brasiliens erfolgte im October. Am 12. desselben Monats ward endlich der Prinz, an seinem Geburtstage, auf den Vorschlag des Senats von Rio Janeiro zum erblichen Kaiser von Brasilien ausgerufen, während am 19. September die Cortes in Lissabon alles in Brasilien bisher Geschehene für ungesetzlich erklärten und den Prinzen zurückriefen. Am 3. Mai 1823 trat die erste Generalversammlung Brasiliens in Rio Janeiro zusammen. Bahia war indeß noch in den Händen der Portugiesen, und der General Madeira erlaubte seinen Truppen die schändlichsten Ausschweifungen gegen die unglücklichen Einwohner, bis er endlich, zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, sich am 2. Juli genöthigt sah, die Stadt zu räumen, um sich wo möglich auf Schiffen zu retten; der brasilianische Admiral Cochrane erreichte jedoch die Flotte und brachte 30 Schiffe mit 1200 Mann als Gefangene ein. Indeß gab es in Brasilien noch lebhafte Gährungen, und der gefährliche Geist, welcher sich in der Generalversammlung zu äußern anfing, nöthigte den Kaiser, sie am 12. November 1823 mit Gewalt aufzulösen. Noch am 11. December 1823 erschien ein neuer, vom Kaiser ausgehender Constitutions-Entwurf, in welchem die Minister verantwortlich erklärt, die gesetzgebende Gewalt in die Hände zweier Kammern, die der auf je 4 Jahre gewählten Deputirten und die der auf Lebenszeit gewählten Senatoren, unter Leitung und Sanction des Kaisers gelegt ward; beide zusammen machten die Generalversammlung aus, welche sich immer auf 4 Jahre vereinigen sollte. (Seit 1834 ist die Verfassung dahin abgeändert, daß, wie in Nord-Amerika, außerdem in jeder Provinz eine Provinzialversammlung eingesetzt ist.) Die dadurch hergestellte Ruhe war indeß nur von kurzer Dauer, obwohl Portugal das Kaiserthum schon 1825 anerkannte. Es gab eine mächtige republikanisch gesinnte Partei im Lande, welche überall Unzufriedenheit anregte. Der ebenso thörichte, als unglücklich geführte Krieg mit La Plata, welcher das ungeheure Reich noch vergrößern sollte, aber nur zum Abfall der Provinz Montevideo und zur Errichtung des neuen Freistaats Uruguay (1828) führte; die Bemühungen des Kaisers, seiner Tochter Donna Maria die Herrschaft in Portugal zu verschaffen, und die Maßregel, daß er

die Versammlung der Landesdeputirten 1829 auflöste, erbitterten die Gemüther so sehr, daß endlich selbst die Truppen abfielen und der wohlwollende und energische Kaiser sich am 7. April 1831 entschloß, zu Gunsten seines Sohnes, eines Kindes von 6 Jahren, der Regierung zu entsagen und sich nach Europa einzuschiffen. Seitdem wurde das Land von einer Regentschaft im Namen Dom Pedros II., jenes Kindes, aber unter häufigen politischen Unruhen und oft blutigen Aufständen in allen Theilen des Landes, welche jedoch schnell gedämpft wurden, verwaltet. Schon im Jahre 1840 ward der junge Kaiser von den Kammern für mündig erklärt, aber es erscheint noch zweifelhaft, ob diese einzige Monarchie der Neuen Welt sich wird auf die Dauer halten können, da Elemente genug vorhanden sind, um beständig Parteikämpfe rege zu erhalten, deren Ausgang leicht eine endliche Auflösung des großen Staates in eine Menge kleiner Republiken zur Folge haben könnte. — So reich das Land trotz der außerordentlich schlechten Colonialregierung ehemals gewesen, so befinden sich doch die Finanzen gegenwärtig in der größten Unordnung, die Schulden vermehren sich in Folge der inneren und äußeren Kriege, ungünstiger Handelsverträge und Anleihen ꝛc. noch alljährlich, so daß dieselben sich bereits auf nahe 100 Millionen Thaler belaufen mögen. Das stehende Heer zählt etwa 16000 Soldaten, die Stärke der gesammten Nationalgarde kann auf etwas über 200000 Mann gebracht werden. Die active Kriegsflotte besteht jetzt aus 1 Linienschiff, 3 Fregatten, 6 Corvetten und kleineren Fahrzeugen; die brasilianische Dampfmarine zählt 10 Schiffe, zusammen an 37 Fahrzeuge.

Eintheilung und Topographie.

Im Jahre 1815 wurde Brasilien in folgende 10 große Provinzen oder Gouvernements getheilt: 1) Parà, 2) Maranhão, 3) Pernambuco, 4) Bahia, 5) Rio Janeiro, 6) S. Paolo, 7) Minas Geraes, 8) Goyaz, 9) Matto Grosso, 10) Rio Grande. Nach dem Constitutions-Entwurfe von 1823 aber wurden einige der großen Provinzen in mehrere kleine getheilt, so daß Brasilien jetzt folgende 20 Provinzen enthält, deren Unterabtheilungen Comarcas (Bezirke) heißen, die wieder in Freguezias (Kirchspiele) zerfallen: 1) Parà, 2) Santa Catharina, 3) Maranhão, 4) Piauhy, 5) Cearà, 6) Rio Grande do Norte, 7) Parahyba, 8) Pernambuco, 9) Alagoas, 10) Sergipe, 11) Bahia, 12) Espiritu Santo, 13) Rio Janeiro, 14) San Paola, 15) Rio Grande do Sul, 16) Minas Geraes, 17) Goyaz, 18) Matto Grosso, 19) Amazonas, 20) Parana; drei davon liegen ganz im Innern. Da aber mehrere dieser Provinzen bei einer sehr großen Ausdehnung nur äußerst schwach bevölkert sind, wie z. B. die große Provinz Para und der Norden von Matto Grosso, welche in dieser Hinsicht mit den Einöden Sibiriens und des nordöstlichen europäischen Rußlands zu vergleichen sind, so wollen wir der Kürze

wegen beide Eintheilungen mit einander zu verbinden suchen. Fast alle bedeutenden Städte sind Seeplätze.

1) Parà, mit 2) Rio Negro, die nördlichsten Provinzen, das große Tiefland des Maranhão, wovon Rio Negro den westlichen Theil ausmacht. Beide zusammen begreifen den brasilianischen Antheil des ehemaligen Guyana und haben etwa 54000 □M., aber höchstens 140000 civilisirte Einwohner und 100000 Indios bravos, deren Zahl jedoch immer mehr abnimmt. Außer den Hauptstädten giebt es hier nur einige von den Jesuiten gegründete Missionsdörfer von bekehrten Indianern; die unermeßlichen Ebenen sind größtentheils von unermeßlichen Urwäldern bedeckt und werden von gänzlich unabhängigen Indianern durchzogen. Tief im Innern, am Rio Negro, liegen: die ehemalige Hauptstadt Barcellos, mit nur noch 20 Häusern, und die jetzige Barra do Rio Negro, jetzt Manoas genannt, nahe bei der Mündung dieses Flusses in den Maranhão. Die wichtigste Stadt aber ist: Parà oder vielmehr Cidade de Nossa Senhora de Belem, unter 1½° s. Br., 14 M. von der hier an 2 M. breiten Mündung des Rio Para, eine neue und schön gebaute Stadt mit bedeutendem Handel und früher 30000 Einw. Diese reiche Stadt ward zu Anfang 1836 von den Indianern überfallen, geplündert und fast ein Jahr lang behauptet und zählt wohl jetzt nicht über 20000 Einw. An der Mündung des Tocantins liegt Villa Viçosa oder Cameta, ein Hafenplatz mit 10000 Einw.; an der Mündung des Topajos der wichtige Flußhafen Santarem. Bei Obydos wird trefflicher Cacao gebaut.

3) Maranhão, mit 4) Piauhy, südöstlich von den Mündungen des Maranhão, zusammen etwa 11000 □M. groß, mit 350000 Einw. Auf einer Insel in einem schönen Meerbusen, worein mehrere Flüsse münden, unter 2½° s. Br., liegt die befestigte Hauptstadt S. Luis do Maranhão, mit einem guten Hafen und 35000 E., darunter viele Engländer und Nord-Amerikaner, welche sich in der neuern Zeit durch Handel bereichert haben. — Auf den Bergebenen von Piauhy liegt an einem rechten Nebenfluß des Paranahyba die Hauptstadt Oeyras, mit 1700 Einw.; viel wichtiger aber ist der Hafen Parnaiba, mit 15000 Einw.

5) Pernambuco oder Fernambuco, mit 6) Ceará, 7) Rio Grande do Norte, 8) Parahyba (Parayba), und 9) Alagoas, zusammen 7300 □M., mit mehr als 1½ Million Einwohner. Diese Provinzen, mit die reichsten von Brasilien, erzeugen vorzüglich Vanille, Cacao, Zucker, Reis, Taback, Baumwolle, fast die beste, die es giebt, und das nach einer Provinz benannte Fernambuc- oder Brasilienholz. Die Bewohner von Pernambuco waren von jeher ein unruhiges Volk, das durch die große Zahl von Sklaven auf niederer Stufe der Gesittung gehalten worden. — In Ceará liegt die Hauptstadt gleiches Namens, mit einem Hafen und über 20000 Einw., und Aracati, mit vielleicht 25000 Einw. — In Rio grande: die Hauptstadt Natal, mit einem Hafen und 18000 Einw. — In Parahyba: die Hauptstadt gleiches Namens, mit einem festen Ha-

fen und 15000 Einw. — In Alagoas: Porto Calvo, mit 6000 Einw., Schiffswerften und Holzhandel; Alagoas, die Hauptstadt mit 14000 Einw., treibt lebhaften Handel. — Die Hauptstadt von Pernambuco und eine der größten Städte des Reichs ist Pernambuco, unter 8° 3′ s. Br., 1530 von Pereira gegründet. Sie besteht eigentlich aus 4 Städten. Drei davon, Recifé, die eigentliche Hauptstadt, mit S. Antonio, auf einer Insel, und Boa Vista, auf dem festen Lande, unter sich durch zum Theil prachtvolle Brücken verbunden, liegen an einem Meerbusen; nördlich 1 St. davon liegt das ältere verfallene Olinda (die schöne), mit 7000 Einw.; zusammen haben sie über 75000 Einw. Die Rhede wird besonders durch das Fort S. Jorge geschützt. Der Handel dieser Stadt, besonders nach Afrika und Ostindien gerichtet, hat bedeutend zugenommen, und es giebt hier auch viele reiche englische und holländische Kaufleute.

10) Bahia, mit 11) Sergipe, und 12) Espiritu Santo, zusammen 7000 □M., mit über 1 Million Einwohner. Die Einwohner von Bahia zeichnen sich durch Gleichgültigkeit gegen geistige Bildung, aber durch industrielle Fortschritte aus; hier ist auch der Hauptsitz des Tabacksbaues. Hier liegt an dem östlichen Vorgebirge einer sich nach S. öffnenden herrlichen Bai, welche 6 M. breit und 5 M. lang ist und einen der schönsten Häfen Amerikas bildet, unter 12° 58′ s. Br. und 20° 51′ w. Lg., die zweite Stadt Brasiliens, Bahia, eigentlich **S. Salvador da Bahia de todos os Santos** (S. Salvador an der Allerheiligen-Bai), bis 1771 Hauptstadt und Sitz des Vicekönigs von Brasilien und eines Erzbischofs. Sie erhebt sich amphitheatralisch an schönen Bergen; die untere Stadt wird vorzüglich von Kaufleuten bewohnt und ist ganz dem Handel gewidmet. Die obere, an den Bergen liegende Stadt ist die größte und schönste; sie hat 36 Kirchen, worunter die Kathedrale für die schönste in Brasilien gilt, viele Klöster, eine Citadelle, einen Palast des Gouverneurs, eine Bibliothek, ein Gymnasium und ein Theater. Im Allgemeinen ist die Stadt zwar gut, aber unregelmäßig gebaut und die Straßen sind ungepflastert. Die Schiffswerfte sind, wegen der Nähe trefflicher Wälder, bedeutend. Mehrere Forts schützen den Eingang zur Bai, welcher durch die Insel Itaparica in zwei Straßen getheilt wird Die Zahl der Einwohner wird jetzt über 180000 betragen; sie beschäftigen sich auch mit Zuckersiederei, Tabacksfabrikation, Baumwollenweberei und Walfischfang. — Im NO. von der Bai liegt Villa nova da Caroeira, welches bedeutenden Binnenhandel treibt und 16000 Einw. zählt. Die Umgegend heißt Reconcavo und ist durch hohe Fruchtbarkeit und dichte Bevölkerung merkwürdig. Kleinere Häfen an dieser Küste sind: Sergipe (vollständig: Sergipe del Rey), mit 20000 Einw.; Victoria, die Hauptstadt von Espiritu Santo, auf einer Insel in der Heil.-Geist-Bai, mit 12000 Einw., und Porto Seguro, mit etwa 2500 Einw., welche fast nur vom Fischfange und Holzhandel leben; hier war es, wo Cabral zuerst landete. Südöstlich davon liegen die Abrolhos, eine Gruppe von Klippen und Sandbänken.

13) Rio de Janeiro, mit 660 □M. und nahe 1 Million Einwohnern, jetzt die wichtigste und angebauteste Provinz des Reichs. Die Hauptstadt der Provinz und ganz Brasiliens, eigentlich **S. Sebastião do Rio de Janeiro,** gewöhnlich aber Rio Janeiro oder blos Rio genannt, liegt, unter 22° 55′ s. Br. und 25° 36′ w. Lg., auf einer nach O. vorspringenden Landzunge, an der westlichen Seite einer der herrlichsten, nach S. geöffneten Baien von großem Umfange. Der Eingang zur Bai und zum Hafen, der zu den bestgelegenen auf der Erde gehört, liegt zwischen 2—700′ hohen Granithügeln; die Bai selbst ist mit mehreren reizenden Inseln besäet und rund umher von herrlichen Gebirgen umgeben. Im Hintergrunde westlich von der Stadt erhebt sich der bewaldete Corcovado, mit einem Telegraphen, der selbst nur ein Vorhügel der 3000′ hohen **Serra del Estrelha** ist; nördlich von der Stadt liegt das höhere Gebirge **Serra dos Orgãos** (Orgelgebirge), mit steilen Spitzen. Der älteste Theil der Stadt liegt auf dem nördlichen Rande der Erdzunge, auf mehreren Hügeln, wo sich einige der schönsten Gebäude, das ehemalige Jesuiter-Collegium, jetzt Caserne, der bischöfliche Palast und eine Citadelle, erheben. In neuerer Zeit hat sich die Stadt westlich und südlich immer mehr bis in einige Thäler des Corcovado ausgebreitet, auf dessen südlichster Spitze die Kirche **Nossa Senhora da Gloria** prangt. Aus dem Hafen tritt man unmittelbar auf den Hauptplatz der Stadt, den Palastplatz, an welchem der nicht ausgezeichnete kaiserliche Palast, ehemals der des General-Gouverneurs, und andere große Gebäude liegen. Auf diesem Platze befindet sich die reichlich versehene Hauptfontaine, welche ihr Wasser aus dem Corcovado durch einen herrlichen, auf zwei Reihen fester Bogen ruhenden Aquäduct erhält, den der Gouverneur Vasconcellos 1740 erbaute, und es aus den Seiten eines Obelisken ergießt. Andere öffentliche Plätze sind der mit Bäumen bepflanzte St. Annenplatz, jetzt **Campo da Honra,** Ehrenplatz, weil hier die Revolution von 1831 ausbrach, genannt, und der Constitutionsplatz. Ein reizender Ort ist der am Meere liegende, von den schönsten Bäumen beschattete öffentliche Spaziergang, **Passeio publico,** mit einem botanischen Garten. Die Stadt selbst ist größtentheils regelmäßig gebaut: die Häuser sind nicht hoch, in der Regel nur zwei Stock, aber massiv, und haben erst in der neuern Zeit Glasfenster und Balkone statt der sonst üblichen häßlichen Fenstergitter erhalten. Zu den besten Gebäuden gehören das Zollhaus, das Zeughaus, die Bank und das Theater. Die Straßen sind gut gepflastert und gerade, aber meist eng, nicht erleuchtet und sehr schmutzig. Rio Janeiro hat jetzt schon mehrere Schulen und seit Kurzem auch eine Universität; ferner eine Akademie der Künste, ein Museum, eine Sternwarte und ein großes Hospital; auch besitzt es eine Bibliothek von 70000 Bänden, eine 1820 erbaute Börse und ein Opernhaus. Schon sind mehrere Fabriken entstanden und der Handel ist höchst bedeutend. Die zahlreichen Kirchen sind nicht eben schön, aber im Innern sehr reich; ausgezeichnet ist der neue Dom. Seit 1845 besitzen die Protestanten eine eigene Kirche. Vor 1808 zählte man hier nicht mehr als 50000

Einw., 1817 schon 110000, und jetzt über 200000, worunter aber nur 60000 Brasilianer, 46000 Fremde und 85000 Sklaven. Es giebt hier viele Juweliere und Diamantschleifer; ferner Zucker-, Baumwollen- und Segeltuchfabriken und große Siedereien von Walfischthran. Rio Janeiro bildet den Hauptstapelplatz für Süd-Amerika und einen Ruhepunkt für viele Seefahrer; es laufen hier jährlich etwa 800 Schiffe ein, wovon $\frac{1}{3}$ amerikanische und englische sind. Es ist der Mittelpunkt des Handels, welcher besonders von englischen, deutschen und französischen Kaufleuten betrieben wird. — Für die Sicherheit der Stadt und des Hafens ist überflüssig gesorgt. Zwei Forts, **Sta. Cruz** und **Praia vermelha** (—lia), letzteres am Fuß eines steilen Granitkegels, des sogenannten Zuckerhuts, bestreichen den Eingang der Bai; die eine der Stadt gegenüber liegende Insel **Ilha das Cobras** (Schlangeninsel) ist stark befestigt und sonst noch an mehreren Punkten Batterien angelegt. Die Fluth, welche hier eine Höhe von 13—15′ erreicht, bedeckt nicht selten manche niedrige Gegenden dicht bei der Stadt, was dazu beiträgt, die Luft etwas ungesund zu machen. Bis jetzt führt nur eine einzige gepflasterte Straße von Rio in das Innere; es ist die nach Villa rica in Minas geräes. — Die Umgegend ist überaus reizend, angebaut und mit vielen Landhäusern bedeckt. Nahe bei der Stadt liegt das kaiserliche Lustschloß Boa Vista. Eine Stunde südsüdwestlich von der alten Stadt, jetzt aber schon beinahe die letzten Häuser der Vorstädte berührend, liegt das kaiserliche Lustschloß S. Christovão, mit einer Schweizerei und Gestüt, und in der nämlichen Richtung, aber 5 M. von Rio, ein anderes Lustschloß Santa Cruz, in einer noch ganz wilden Gegend. Eine neue Sommerresidenz Petropolis ist auf der Hochebene von Estrelha angelegt. In der Nähe der Stadt befindet sich noch ein Indianerdorf, S. Lorenzo, dessen Einwohner viele Töpferwaare verfertigen.

14) S. Paulo, mit 8050 □M. und über 600000 Einwohnern. Das Klima dieser Provinz, welche großentheils schon außerhalb der Wendekreise liegt, ist überaus anmuthig und gesund. Das Land mit seinen schönen Wiesen und Ebenen eignet sich vorzüglich für die Viehzucht, und das Vieh läuft auf den Campos in großen Heerden wild umher; bedeutend ist auch die Zucht von Mauleseln. Kaffee, Zucker und Baumwolle gedeihen nicht mehr gut; dagegen wird viel Mais gebaut, doch sagt der Boden dem Weinstock und Oelbaum nicht recht zu. Der Matè- oder Paraguay-Thee wird hier und weiter südlich schon überall getrunken. Die Jesuiten haben die ersten Ansiedlungen in diesen Gegenden gegründet. Die Paulisten (so nennt man die Einwohner) zeichnen sich vor allen Brasilianern durch Kühnheit, Thätigkeit und Unternehmungsgeist aus; in früheren Zeiten fürchtete man sie als Räuber. Ihnen verdankt man die Entdeckung der meisten Bergwerke in den inneren Provinzen, wohin sie schon früh mit Verachtung aller Beschwerden und Gefahren vorgedrungen waren. Sie sind auch die ersten gewesen, welche Dom Pedro aufforderten, in Brasilien zu bleiben und die Unabhängigkeit des Reichs zu erklä-

ren. Die Hauptstadt S. Paulo, fast unter dem südlichen Wendekreise gelegen, erhebt sich an der Westseite der Serra do Mar auf einer Anhöhe und ist von schön bewässerten Wiesen und Ebenen umgeben. Die Straßen sind breit, hell und reinlich; aber die Häuser bestehen größtentheils noch aus Flechtwerk mit dazwischen gestampfter Erde und nur wenige sind massiv; überhaupt herrscht hier noch wenig Luxus. Die Stadt hat einige Gewerbe und Handel; eine Gewehrfabrik ist vor einigen Jahren angelegt. Das Eisen kommt aus den 20 St. von der Stadt entfernten, überaus reichen Werken von Ypanema. Die Zahl der Einwohner wird jetzt auf mehr als 20000 (nach Anderen 40000) angegeben. Als Hafen von S. Paulo wird der Ort Santos betrachtet, mit 7000 Einw., der aber 13 M. von der Stadt und durch ein sehr steiles, über 3000′ hohes Gebirge davon getrennt ist, über welches jedoch jetzt eine schöne Kunststraße führt. — Zu dieser Provinz gehört noch die zwischen 27° und 28° s. Br. liegende, schöne Insel Santa Catalina (Catharina), durch einen schmalen Seearm vom Lande getrennt; sie erfreut sich einer schönen Vegetation und eines reizenden Klimas. Der Hauptort ist Nossa Senhora do Desterro, oder blos Desterro genannt, an dem Meeresarm, welcher die Insel vom festen Lande trennt. Sie hat einen trefflichen, befestigten Hafen und 10000 sehr betriebsame Einwohner.

15) Rio grande do Sul, auch S. Pedro genannt, die südlichste, noch schwach bevölkerte Provinz Brasiliens, sie zählt auf nahe an 4050 □M. etwa 200000 Menschen. Hier wohnt ein rauhes, den berüchtigten Gauchos der Pampas ähnliches Volk, welches hauptsächlich von Viehzucht lebt. Der Boden ist nur mittelmäßig fruchtbar in den höher liegenden Ebenen, sandig an der Küste, aber höchst fruchtbar in den Thälern. Das Klima ist milde, gesund und eignet sich ganz für europäischen Anbau. Es werden viel Fleisch, Häute, Leder, Seife, sowie Pferde und Maulthiere ausgeführt. Erst seit 1807 ist diese Gegend in die Reihe der Provinzen aufgenommen worden. Die wichtigsten Oerter sind: Porto Alegro oder Portalegre, am Jacuy, mit 15000 Einw., in dessen Nähe nördlich, am schiffbaren Rio dos Sinos, blühende deutsche Colonien mit 8000 Seelen und dem Hauptorte S. Leopoldo. — Villa do Rio Pardo, eine hübsche, handeltreibende Stadt am Jacuy, mit 6000 Einw. — S. Pedro do Rio Grande, an der Mündung des großen Patos-Sees, mit einem immer mehr versandenden Hafen und etwa 3000 Einw. — Die neu gegründete Stadt S. Francisco de Paula, zwischen dem Patos- und Mirim-See, hat schon 8000 Einw. und treibt starken Handel mit gedörrtem Rindfleisch, Charque (—ke).

16) Minas Geraes (d. h. generales), zwischen Bahia und Rio Janeiro, eine Binnenprovinz, welche auf 11400 □M. etwa 900000 Einw. zählt, die durch strengere Sitten und Bildung über alle anderen Brasilianer hervorragen. Diese und die zwei folgenden sind die eigentlichen Bergwerks-Provinzen Brasiliens. Minas Geraes ist ein unebenes, bergiges Land, worin sich Brasiliens höchste Gebirge erheben; aber es trägt nur im O. Urwälder. Der Ackerbau ist noch

sehr vernachlässigt, da die Einwohner, Mineiros (Bergleute) genannt, sich vorzüglich mit dem Aufsuchen des Goldes und der Edelsteine, namentlich der Diamanten, welche hier zuerst 1728 gefunden wurden, in der früher beschriebenen Art beschäftigen. Ein großer Ueberfluß an Eisen kann wegen Mangel an Brennmaterial nicht gehörig ausgebeutet werden. Nächstdem ist die Viehzucht, vorzüglich der Rinder, Pferde und Schweine, sehr bedeutend. Klima und Boden würden aber den trefflichsten Anbau begünstigen. Die vielen Indianerstämme, welche vor der Ankunft der Portugiesen hier hauseten, haben sich meistens in die Urwälder der Küstengegend zurückgezogen und nur wenige sind zurückgeblieben und haben einige unbedeutende Aldeen (Dörfer) angelegt. Die wichtigsten Städte sind: Ouro Preto, früher Villa Rica, jetzt Villa imperiale genannt, die Hauptstadt, in der Nähe des Itacolumi, auf zwei Hügeln am Abhange eines Berges gebaut, mit einer Citadelle und 15000 Einw.' früher 30000. Sie ist reichlich mit schönem Brunnenwasser versehen und hat ein mildes Klima. Die Gegend aber ist öde, obgleich sie die reichsten Goldwäschereien enthält. Der Handel ist bedeutend. Marianna, ein Paar Stunden östlicher, mit 7000 Einw., hat einen prächtigen bischöflichen Palast. Sabara, am Rio das Velhas, nördlich von Ouro Preto, ist der Mittelpunkt der Goldwäschereien und hat 9000 Einw. Die Gegend östlich vom Rio S. Francisco, zwischen diesem und den Urwäldern, auch Minas novas genannt, ist der Hauptfundort der Diamanten und anderer Edelsteine; vorzüglich berühmt sind die Gegenden von Tejuco, dem Hauptort des Diamantendistricts in einem Passe der Serra Frio, mit 6000 Einw., und von Villa nova do Principe, in der Nähe des Itambe.

17) Goyaz, westlich von Minas Geraes, über 13500 □M. groß, zählt aber höchstens 150000 Einw. Auch hier hat nur der Reichthum an Gold und Edelsteinen bis jetzt Einwohner herbeigezogen und beschäftigt, aber der Betrieb liegt jetzt sehr darnieder. Das schöne, von schiffbaren Strömen bewässerte, hin und wieder mit schönen Wäldern bedeckte, sehr fruchtbare und gesunde Hochland befindet sich noch fast ganz im Naturzustande und die Campos eignen sich trefflich zur Viehzucht; außer den nöthigen Lebensmitteln wird nur noch etwas Baumwolle gezogen. Der Hauptort ist Villa Boa oder Goyaz, mit 7000 Einw., in deren Nähe reichliche Goldwäschereien betrieben werden.

18) Matto Grosso, die westlichste und größte der Binnenprovinzen; sie zählt aber auf 28700 □M. wohl nicht viel über 100000 Menschen, und auch diese sind fast ganz auf den im Mittelpunkt gelegenen, wegen seiner Bergwerke berühmten District Cuyabá zusammengedrängt. Und doch enthält dies große, noch wenig bekannte Land die herrlichsten Ströme, welche nördlich dem Maranhão und südlich dem La Plata zufließen, und würde den Anbau reichlich lohnen. Berge und Campos, Sümpfe und Wälder wechseln darin. Einige Thäler sind indeß als höchst ungesund verschrieen. Ein Theil der Wälder besteht aus wilden Cacaobäumen. Die Hauptörter Cuyabá, mit

10000 Einw., und S. Pedro del Rey haben nichts Bemerkenswerthes, als den Reichthum ihrer Gold- und Diamantenwäschereien. Die eigentliche Hauptstadt ist Villa Bella, jetzt Matto Grosso, unweit der Grenze von Bolivia, am Guaporé, soll 25000 (nach Anderen nur 6000) E. haben.

Inseln. Nur zwei kleine Inseln gehören zu Brasilien. Fernando do Noronha (—nja) (englisch **Rat-Island**), unter 4° s. Br., 45 M. nordöstlich vom Cap S. Roque, mit einer Bevölkerung von 600 Menschen, worunter 100 Mann Besatzung zur Bewachung der hierher geschickten Verbrecher. Es wird etwas Zucker und Obst gewonnen; allein die Insel leidet Mangel an Quellwasser. — Trinidade, unter 20° s. Br., 150 M. von der Bai Espiritu Santo, ein Felseneiland, etwa wie S. Helena; sie hat einen guten Landungsplatz und es wird eine kleine Besatzung dort unterhalten, um die Insel nicht etwa in den Besitz von Seeräubern kommen zu lassen.

XIV. Uruguay.

Das Land am linken Ufer des Uruguay (sprich —u—a—i), zwischen diesem im W., der Mündung des Rio de la Plata im S., dem Meere und Brasilien in O. und N., wurde erst vor etwa hundert Jahren von den Spaniern, von Buenos Ayres aus, in Besitz genommen, um sich der Mündung des La Plata zu versichern. Portugal, damals in Besitz von Brasilien, sah diese Besitznahme höchst ungern und benutzte die Empörung der spanischen Colonien, um die Hauptstadt Montevideo in Besitz zu nehmen. Hierüber brach der Krieg aus zwischen dem Kaiser von Brasilien und der Republik La Plata, in welchem letztere siegreich zwar die Brasilianer vertrieb, aber nicht selbst den Besitz des Landes erlangen konnte, welches im Frieden 1828 als ein unabhängiger Staat, **Republica Oriental del Uruguay**, anerkannt wurde. Früher, als diese Gegenden noch spanisches Eigenthum und durch ihren Schmuggelhandel berühmt waren, wurden sie mit den Namen Montevideo oder Banda Oriental bezeichnet, später entstand der Name Cisplatina oder Uruguay. Das Land erstreckt sich von 31° bis 35° s. Br. und umfaßt nach Leonhardt 4100, nach Anderen 4900 □M., worauf aber wohl 200000, nach anderen Angaben nur 150000 Einwohner leben. Diese sind größtentheils spanischen Ursprungs; das herrschende Volk gegenwärtig sind die mit indischem Blute vermischten und mit Viehzucht beschäftigten Gauchos (s. u. die La Plata-Staaten). Es wird nur von niedrigen Bergrücken durchzogen, von zahlreichen Flüssen bewässert, unter denen außer den Grenzströmen Uruguay und La Plata der Nebenfluß des erstern, Rio Negro, der ansehnlichste ist, und besitzt an der Küste mehrere Seen und Lagunen, worunter auf dem zwischen Brasilien

und Uruguay gelegenen sogenannten neutralen Gebiet die bedeutendsten liegen, nämlich der Mirim- und der Mangueira-See. Mit Ausnahme einiger sandigen Küstenstriche ist der Boden fruchtbar, wird aber wegen seiner vorzüglichen Weiden bis jetzt fast nur zur Viehzucht benutzt, besonders Pferde und Rindvieh, welches die Hauptproducte: Häute und Fleisch, liefert. In Folge der innern Zerrüttung bei fortdauernden Kriegen ist das Land noch sehr in der Cultur zurück, und Gewerbfleiß fehlt fast ganz. — Seit 1830 ist es in 9 Departements eingetheilt und wird von einem Präsidenten, einem Senat und einer Deputirtenkammer regiert.

Die wichtigsten Oerter sind: Montevideo, eigentlich S. Felipe de Montevideo, unter 34° 54′ s. Br. und 38½° w. Lg., eine stark befestigte Stadt auf einer Halbinsel am nördlichen Ufer des La Plata, mit einem zwar sichern, aber zu seichten Hafen und jetzt wieder an 45000 Einw., da der Handel nach den letzten Unruhen wieder aufgeblüht ist und viel Engländer und Franzosen hergelockt hat. Die Häuser sind massiv, aber niedrig, die Straßen ungepflastert und schmutzig; ausgezeichnete Gebäude giebt es hier nicht. Maldonado, weiter östlich, ebenfalls befestigt, mit einem guten Hafen. Colonia del Sagramento, ein Hafen, Buenos-Ayres schräg gegenüber.

XV. Paraguay.

So wird jetzt das Gebiet genannt, welches sich zwischen den beiden mächtigen Strömen, dem Paraguay (u-a-i) im W. und dem Paranà im O. bis zu ihrer Vereinigung, mit ziemlich unsichern Grenzen gegen N., von Brasilien im O. und N., von Bolivia und La Plata im W. und S. begrenzt, vom 20.° bis 27.° s. Br. erstreckt und etwa 4000, nach Anderen 6—8000 geogr. □M. (was eben die Unbestimmtheit der Grenzen, besonders gegen Norden, beweist), mit 600000 bis 1,200000 Einw. umfaßt. Diese sind theils eingewanderte Spanier, weiße Kreolen, theils Farbige, theils Indianer, welche jedoch meist civilisirt sind und unter denen es nur noch wenige eigentlich wilde Stämme giebt. Die Reisenden schildern die Paraguayos als einen verständigen und gutmüthigen Menschenschlag, kalten Temperaments. Das weibliche Geschlecht ist schön und fleißig. Die herrschende Landessprache ist nicht das Spanische, sondern das Guarani, die Mundart der Eingeborenen. Die Religion ist die katholische; doch wird Niemand wegen abweichenden Glaubens belästigt. — Früher machte Paraguay einen Theil des spanischen Vicekönigreichs Rio de la Plata aus. Hier war es vorzüglich, wo die Jesuiten im 17. Jahrhundert unter den Guarani-Indianern zahlreiche Missionen errichtet hatten, in welchen an 150000 bekehrte Indianer in vielen Dörfern lebten. Die Jesuiten waren ihre Lehrer in Allem, hatten Ackerbau,

Handwerke und Künste eingeführt, ja selbst sie im Gebrauche der Waffen unterrichtet. In diesem kleinen Staate herrschte die peinlichste Ordnung; Arbeit und Gottesdienst wechselten täglich regelmäßig mit einander ab; alle Arbeiten wurden gemeinschaftlich verrichtet; aber kein Indianer erhielt ein Eigenthum, sondern Alles, was erbaut und gearbeitet wurde, kam in die Vorrathshäuser der Jesuiten, welche daraus die Indianer mit Kleidung, Nahrung und Waffen versahen; aller Handel war natürlich ebenfalls nur in den Händen der Jesuiten. Da sie aber, angeblich um Unsittlichkeit zu verhüten, sich das Recht erwarben, jeden Weißen aus dem Bereich ihrer Missionen zu entfernen und keinem den Zutritt gestatteten, so wurden sie von ihren Feinden beschuldigt, daß sie sich eine unabhängige Macht unter den Indianern bilden wollten, welcher Verdacht dadurch allerdings sehr verstärkt ward, daß, als der östliche Theil dieser Gegenden an Brasilien abgetreten werden sollte, die Indianer sich mit bewaffneter Hand widersetzten und erst durch abgeschickte Heere unterworfen werden konnten. Diese ganze Einrichtung hörte auf, als die Jesuiten **1767** aufgehoben und aus dem Lande entfernt wurden. Spanische Statthalter traten an die Stelle der Jesuiten, drückten die armen Indianer, welche nach wenigen Jahren den Anbau aufgaben und nun in ihren alten wilden Zustand zurücksanken. Uebrigens war das Volk der Guaranis einst weit über diese Gegenden und über Brasilien verbreitet, und ihre Sprache ist noch jetzt neben der spanischen die herrschende in Paraguay. Die Payaguas und Cuyaguas, welche als einheimische Indianer genannt werden, sind nur Stämme der Guaranis. Ihre Todtfeinde sind die berittenen und tapferen Mbayas, welche auf dem rechten Ufer des Paraguay wohnen und häufig Einfälle in das Land der Guaranis machen. Nördlicher wohnen die ebenfalls berittenen Guaycurus. — Als im Anfange dieses Jahrhunderts in allen spanischen Provinzen Amerikas Unruhen ausbrachen, erklärte auch Paraguay **1811** seine Unabhängigkeit, und es gelang einem Eingeborenen, dem frühern Advokaten Dr. Francia, in dem ungebildeten Lande einen so bedeutenden Einfluß zu gewinnen, daß er **1814** auf **3** Jahre, dann aber **1817** für seine Lebenszeit zum Dictator ernannt ward. Als solcher, zugleich Oberhaupt der Kirche, Chef der Armee und Leiter der ganzen Verwaltung, beherrschte er das Land unumschränkt; doch soll er, wenn auch mit eiserner und oft mit grausamer Strenge, für den Anbau, für die Justiz, für Schulen und für die Militärmacht viel Löbliches gethan haben. Aber treu dem alten System der Jesuiten, hatte er sein Land jedem Fremden fast unzugänglich gemacht, und selbst fremde Gelehrte mehrere Jahre lang wider ihren Willen darin zurückgehalten. Der ganze Handel ward für seine Rechnung betrieben, er allein sorgte für alle Bedürfnisse des Volks. Er starb im September **1840**, worauf die Regierung republikanische Formen annahm; doch hat dasselbe auch unter dem nach Francia's Tode zum Präsidenten erwählten Lopez, einem Neffen Francia's, seine Absperrung zum Theil forterhalten, indem nur die Flußstraßen den Fremden geöffnet sind, und ist, nebst Bolivia, der

einzige von Schulden im Auslande freie Staat in Süd-Amerika. — Der westliche Theil des Landes ist eben, der mittlere bergig und enthält die **Sierra de S. José**, welche sich kaum über **1000'** erheben mag, doch keine Spur von Vulcanen; das Uebrige besteht aus höchst fruchtbaren, sehr reich bewässerten Thälern und Ebenen und senkt sich, nach dem Zusammenfluß der beiden Ströme zu, in sumpfige, periodisch überschwemmte Gegenden, **Esteros,** hinab; der östliche Theil des Landes ist eine von hochstämmigen Urwäldern bedeckte, nur von Indianern bewohnte Wüste. Das Klima ist heiß, sehr angenehm und gesund, halb tropisch und darum der Vegetation besonders günstig. In den drei Sommermonaten (December bis Februar) beträgt die mittlere Temperatur **28° R.**, die Wintertemperatur erreicht den Gefrierpunkt nicht. Die Bäume verlieren ihre Blätter nie, die Wiesen behalten das ganze Jahr ihre Blumen. Edle Metalle finden sich nicht in großer Menge; Ackerbau und sehr bedeutende Viehzucht in den weiten Grasebenen machen die Hauptbeschäftigungen der Einwohner aus. Als das eigenthümlichste und edelste Product des Landes müssen wir den Paraguay-Thee oder Máte, im Lande selbst gewöhnlich nur **yerba** (Kraut) genannt, hervorheben. Er wird aus den Blättern einer Stechpalmen-Art (**Cassine Congonha** oder **Ilex paraguariensis**) gewonnen, welche die Größe eines Orangenbaumes erreicht und sich fast ausschließlich in diesen Gegenden findet. Die Wälder, welche diesen immergrünen Baum oder Strauch vorzüglich enthalten, liegen meistens im nördlichen und östlichen Theile des Landes und werden hier **Montes** genannt. Die Blätter werden gesammelt, geröstet und zerstoßen. In diesem Zustande wird der Máte wie andrer Thee, aber aus der Kanne selbst mittelst kleiner, oben durch ein feines Sieb geschlossener Röhren genossen. Den Gebrauch haben die Europäer nicht von den Indianern erlernt, denen er noch jetzt größtentheils fremd ist; für die weiße Bevölkerung aber ist dieser Thee wie bei uns der chinesische, das allgemeine Bedürfniß nicht allein in diesem Lande, sondern auch in La Plata, Chile, Peru rc. Er ist daher ein sehr bedeutender Handelsartikel für Paraguay, wiewohl die Ausfuhr seit der Revolution und der Absperrung außerordentlich abgenommen hat. Ebenso wichtig könnte der Taback werden, welcher an Güte dem von Havanna nicht nachsteht. Die herrlichen Wälder liefern die nutzbarsten Hölzer, Harz- und Gummi-Arten rc. Besonders bemerkenswerth sind: der Milchbaum, gleichsam eine vegetabilische Kuh, der Schlangenbaum, dessen Blätter als untrügliches Mittel gegen den Biß der Giftschlangen gelten, der Trinkerbaum, aus dessen Saft sich ein labendes Getränk destilliren läßt. Bildung und Industrie stehen noch auf einer niedrigen Stufe. — Das Ganze ist in **8** Departements getheilt. Die einzige bedeutende Stadt ist:

Assuncion, **25¼°** s. Br., auf einer Anhöhe am linken Ufer des Paraguay, vom Dictator Rosa fast ganz neu erbaut; sie soll über **16000** Einw. haben, ist aber sehr weitläufig und dorfartig. Sie wurde **1536** angelegt und zählte **1819** über **15000** Einw. Die Straßen sind nicht gepflastert und zwei Drittel der Einwohner bestehen

aus Mulatten; Negersklaven sieht man gar nicht mehr. Hier ist der Mittelpunkt eines beträchtlichen Handels mit Rindvieh, Häuten, Taback, Holz, Thee, Wachs &c., und die Umgegend ist verhältnißmäßig gut angebaut und bevölkert. — Oestlich davon liegt die Stadt Villa Rica, mit 3000 Einw., in deren Nähe der meiste Paraguay-Thee gewonnen wird.

Der ganze, freie, nach Rosa's Entfernung aus Buenos Ayres, von der argentinischen Republik, von den nordamerikanischen Freistaaten und dem Kaiserthum Brasilien anerkannte Staat ist unter Lopez's guter Leitung in jeder Beziehung im Aufschwunge begriffen; schon wird nur selten noch ein Einwohner angetroffen, der gar keine Schulkenntnisse hätte; Industrie nnd Handel mehren sich von Jahr zu Jahr. Die Sklaverei ist gesetzlich verboten. Es wird daher bald die Zeit kommen, wo Auswanderer Ursache haben, ihre Aufmerksamkeit auf Paraguay zu richten.

XVI. Die La-Plata-Staaten oder Argentina.

Das Land, welches wir jetzt zu schildern haben, machte zur Zeit der spanischen Herrschaft einen Theil des Vice-Königreichs Rio de la Plata aus, welches aber auch noch das heutige Bolivia, Paraguay und Uruguay umfaßte. In seiner heutigen Ausdehnung wird es im N. von Bolivia, im O. von Paraguay, Brasilien, Uruguay und dem atlantischen Ocean, im S. von diesem und Patagonien, im W. von Chile und Bolivia begrenzt; es erstreckt sich etwa vom 22. bis zum 41.° s. Br. und mag gegen 35000 □M. umfassen. Die Zahl der Einwohner läßt sich durchaus nicht bestimmen, beträgt aber wahrscheinlich nicht viel über 8- bis 900000, die Indianer mitgerechnet vielleicht 2 bis 2½ Millionen. Nach anderen „amtlichen“ Mittheilungen soll die Größe der zur „Argentinischen Conföderation“ gehörigen Provinzen nicht mehr als 28000 geogr. □M. mit 1,100000 Einw. betragen. — Im W. trennen die Anden es von Chile, im O. der Paraguay und Uruguay von den gleichnamigen Staaten; die Südgrenze gegen Patagonien ist sehr unbestimmt, gewöhnlich wird der Cusu Leuwu oder Rio Negro dafür angenommen. Der Paraguay, welcher sich in den Paranà ergießt, bildet bis dahin die Ostgrenze; durch die Vereinigung mit dem Uruguay entsteht der an seiner Mündung sich von 5 bis 30 M. erweiternde Rio de la Plata; südlich von diesem liegen das Cap S. Antonio und Corrientes, und der dem R. Negro parallel laufende Rio Colorado oder Cum Leuwu.

Gegen O., nach Uruguay und Brasilien zu, erhebt sich der Boden in sanften Bergrücken, welche noch zum brasilianischen Hochlande

gehören, und hier finden sich auch bedeutende Waldungen. Die Mitte hingegen bildet fast nur eine ununterbrochene, unermeßliche Ebene, ohne Bäume und fast ohne alle Steine. Der Parana selbst hat nur ein äußerst schwaches Gefäll, und viele Bäche, welche von den Anden nach O. fließen, erreichen den großen Strom nicht, sondern versiegen in der Ebene, wie der Rio Dulce; nur etwa fünf oder sechs der bedeutendsten, wie der Pilcomayo, der Vermejo (—cho), der Salado, der Tercero, gelangen durch den Parana in's Meer. Eben deshalb bilden auch die Ufer der großen Ströme zur Zeit der Ueberschwemmungen an manchen Stellen ungeheure Seen oder vielmehr seichte Lagunen, wie die von Ybera, 60 □M. groß, zwischen dem Paranà und dem Uruguay, welche in der trocknen Jahreszeit zu bloßen Sümpfen werden. Andere Flüsse erreichen das Meer gar nicht, z. B. der Desaguadero, welcher durch mehrere Salzseen fließt. Besonders besteht der südliche Theil des Landes, vom Ostfuße der Anden bis an's Meer und den La-Plata, aus nichts als baumlosen Ebenen, hier die Pampas genannt. Sie sind aber größtentheils nicht unfruchtbare Wüsten, sondern Steppen, entweder mit einem 2—3′ hohen Graswuchs bedeckt, welcher, wenn man ihn oft abbrennt, sich in immer feineren Rasen verwandelt, oder mit hohen Disteln bewachsen, welche das Eindringen verhindern. Während man auf der Nordseite des La-Plata Thonschiefer, Granit und Gneiß findet, erblickt man auf der südlichen keine Spur von Gestein und Hunderte von Meilen weit im Innern selbst nicht einmal die kleinsten Geschiebe; die Pampas erscheinen als ein einziges mächtiges Lager des Alluviums, welches wahrscheinlich die zahlreichen Flüsse im Laufe von Jahrtausenden ruhig abgesetzt haben, wie dies noch an manchen Gewässern der Pampas heutigen Tages sichtbar ist. Auch die Schlammmassen, die dem La-Plata beständig zugeführt werden, müssen dessen noch so mächtiges, obgleich schon seichtes Bett einst in engere Grenzen schließen und seine breite Mündung in ein Deltaland umwandeln. Das Phänomen der Erdbeben ist in diesen horizontalen niedrigen Ebenen völlig unbekannt. Fast alle Gewässer dieser Ebenen, Seen, Bäche und Brunnen, besonders im S., sind stark mit Salz geschwängert. Zwischen der niedrigen Sierra de Cordova, dem östlichen Vorgebirge der Andenkette, und den Gebirgen von Tucuman breitet sich, zwischen 28 und 30° s. Br. und in sehr geringer Höhe über dem Meere, eine weite, höchst dürre, sandige Salzebene, Travesia oder Las Salinas genannt, aus, welche größtentheils mit efflorescirendem Salze bedeckt ist und auf der eine Salsola-Art wächst, aus deren Asche man Soda gewinnt. Wie an den Steppenseen der alten Welt, wird das von den zahlreichen Salzseen der Pampas in regelmäßigen Schichten abgesetzte Salz während der trocknen Jahreszeit von den Bewohnern gesammelt. — Der westliche Theil des Landes ist, besonders im N., von niedrigen Ketten und Zweigen der Anden, deren Hauptrücken die Westgrenze bildet, durchzogen und zum Theil gut bewaldet. — Das Klima ist zwar feucht, aber durchaus gesund und gemäßigt; nur im nördlichen Theile der Ebene wird die Hitze oft lästig. Unter 26° Br. ist Eis

eine seltene Erscheinung, in Buenos-Ayres hat man kaum jemals Schnee gesehen; doch friert es wohl 3- bis 4mal im Winter. Nebel sind selten, der Himmel ist fast immer rein, aber die Stürme, besonders in den südlichen Gegenden, wo das Klima schon mit den Winden veränderlicher ist, sehr heftig und die Gewitter häufig und äußerst stark. Den größten Theil des Jahres herrschen hier nördliche Winde, welche an der Küste sehr feucht sind; dazwischen brechen aber oft die Atmosphäre reinigende südwestliche Winde, die berüchtigten Pamperos, herein, welche von den Anden her über die Ebene mit ungeschwächter Heftigkeit streichen, häufig zu furchtbaren Orkanen sich gestalten, auch hin und wieder von den schwersten Gewittern begleitet sind und gewaltige Staubwolken vor sich her treiben; diese machen die Häfen besonders unsicher. — Die Wälder im nördlichen und westlichen Theile des Landes enthalten noch viele köstliche Hölzer, welche Farbestoffe und Harze geben, namentlich auch das Gummi elasticum, welches schon die Indianer zu brauchen wußten. Der Baum, von dem es gewonnen wird, heißt hier Mangaisy *). Die Wälder enthalten viele wilde Bienen, deren Honig vom Volke sehr gesucht wird. Landplagen sind auch hier die Ameisen, zuweilen auch die Heuschrecken und die Ratten; die letzteren dringen oft in ungeheurer Menge aus den südlicheren Ländern hervor. Der Metallreichthum in den östlichen und nördlichen Gebirgen ist, soweit er bis jetzt bekannt ist, nicht von Bedeutung. — Der Boden ist im nördlichen und mittleren Theile geeignet, die gewöhnlichen tropischen Producte zu bauen. Die nördlichen Gegenden sind zu heiß für die europäischen Getreidearten, welche zwar im S. gut gedeihen, aber doch schnell ausarten, so daß man immer fremdes Saamenkorn haben muß. Bis zum 29. Breitengrade gedeihen die Maniokwurzel, der Taback, der Zucker und die Baumwolle. Mais kann überall gebaut werden. Unsere Obstsorten gerathen schlecht und geben wenig Früchte; desto besser gedeihen die europäischen Südfrüchte, namentlich die Oliven, in der Gegend von Buenos-Ayres; zu beiden Seiten des La-Plata wächst der europäische Pfirsichbaum in ungeheurer Menge, so daß er

---

*) Der größte Theil des im Handel vorkommenden Gummis (Kautschuk oder Federharz) wird aus dem scharfen Milchsafte der Siphonia elastica, eines 50—60′ hohen Baumes, welcher vorzüglich in Guyana und Brasilien einheimisch ist, außerdem auch aus einigen andern, namentlich ostindischen Pflanzen gewonnen. Man macht Einschnitte in die Bäume, läßt den Saft über thönerne Formen fließen und über Feuer trocknen, oder sich in flachen Gruben ansammeln und erhärten. In neuester Zeit hat diese Substanz wegen ihrer Eigenschaften in Künsten und Gewerben, vorzüglich in England, eine weit verbreitete Anwendung gefunden, wie z. B. zur Bereitung wasserdichter Zeuge, wozu man sich einer Auflösung des Gummis bedient. — Ein sehr ähnlicher neuer Stoff, Gutta-Percha (spr. —tscha) genannt, welcher aus dem Safte eines der höchsten Bäume auf Singapore, Borneo und einigen anderen Inseln des asiatischen Archipels gewonnen wird, ist seit Kurzem wegen mehrerer Vorzüge vor dem Kautschuk vielfach technisch zur Anwendung gekommen.

hier den größten Theil des Brennholzes liefert; auch der Weinbau, z. B. in den Thälern der Gebirgsgegenden, fängt an, sich zu heben. Ueberhaupt steht bis jetzt der Ackerbau noch der Viehzucht sehr nach, welche den Hauptreichthum des Landes ausmacht. In den unermeßlichen Ebenen oder Pampas, die den größten Theil des Landes ausmachen, haben sich die von Europa herübergebrachten Pferde und das Rindvieh *) unendlich vermehrt. Viele Indianerstämme sind daher beritten und viele haben keine andere Nahrung als das Fleisch der wilden Rinder; die zahlreichen Heerden von Rindvieh und Pferden, welche den Einwohnern gehören und das ganze Jahr unter freiem Himmel zubringen, sind in einem halbwilden Zustande. In Buenos-Ayres mögen allein 3—4 Millionen, in den übrigen Provinzen zusammen wohl auch noch 1 Million Thiere leben, so daß die gesammten Heerden des Staats sich mindestens auf 5 Millionen belaufen werden. Ihre Hirten, **Gauchos** (ga-utschos) genannt, sind Kreolen, durch Vermischung der Spanier mit Indianerinnen entstanden, und führen ein höchst einsames und wildes Leben. Unbekannt mit allen Genüssen und Bequemlichkeiten des geselligen Lebens, halten sie sich mit ihren Familien und Knechten in Hütten, **Ranchos**, auf, haben keine andere Nahrung als das Fleisch der Heerden, und verrichten alle Geschäfte, selbst das Fischen und Wasserschöpfen, zu Pferde; ja sie hören die Messe, vor den Kirchthüren zu Pferde haltend. Alle übrige Zeit bringen sie mit Essen, Trinken und Schlafen zu. Zum Einfangen der wilden und halbwilden Thiere bedienen sie sich zweier Vorrichtungen, die sie mit unglaublicher Geschicklichkeit zu üben wissen, entweder der **Bola** oder des **Lazo**. Die **Bola** (Kugel) ist doppelter Art: entweder ist es nur eine an einem langen Riemen befestigte Kugel, welche der Reiter so wirft, daß sie sich um die Füße des Thieres schlingt und es niederreißt, oder es sind auch wohl drei, durch Riemen in einem Mittelpunkt vereinigte Kugeln, welche ebenso geworfen werden und die nämliche Wirkung thun. Der **Lazo** (lasso) (Schlinge) ist ein sehr langer Riemen vom stärksten Leder, dessen eines Ende an einem Gurt des Sattels festgemacht ist; das andere Ende bildet eine offene Schlinge, welche der Reiter, wenn er dem zu fangenden Thiere nahe ist, erst um den Kopf schwenkt und dann meist in vollem Galopp mit so erstaunenswürdiger Sicherheit zu werfen versteht, daß er jeden beliebigen Theil des Thieres, Hörner, Hals, Vorder- oder Hinterfüße damit einfängt. Sowie dies geschehen, hält er sein Pferd an, das Thier rennt fort, bis der Riemen dadurch angezogen und die Schlinge festgezogen ist, wobei das Thier einen so fürchterlichen Ruck erhält, daß es zu Boden stürzt, aber auch das die Gefahr schon kennende und sich mit aller Kraft stemmende Pferd des

*) Die ersten Pferde (12 oder 30 Stück) wurden von den Spaniern 1535, das erste Rindvieh (9 Stück) 1555 von zwei Portugiesen eingeführt, und von den wenigen davon gelaufenen Thieren rühren die zahllosen Heerden her, welche jetzt gleichsam ein Naturwunder in diesen Staaten bilden.

Reiters oft mehrere Schritte weit fortreißt. Gilt es Pferde einzufangen, die man nicht beschädigen will, so ist die Anwendung der Schlinge noch schwieriger und verfehlt doch selten ihre Absicht. Von dem eingefangenen Rindvieh werden beinahe nur die Haut, die Hörner und der Talg geschätzt. Das Fleisch ist Nebensache und bleibt meist den Raubthieren zur Beute, die sich deshalb ausnehmend vermehrt haben, was einen unglaublichen Verlust an jungen Thieren zur Folge gehabt. In lange Streifen geschnitten und getrocknet, wo es dann **Charque** (tscharke) heißt, wird das Fleisch als gewöhnlicher Proviant auf Reisen benutz that. In manchen holzarmen Gegenden bedient man sich der Thierknochen und des Talges zur Feuerung. Es werden jährlich, obgleich die Production seit 60 Jahren etwas gesunken ist, gegen 1 Million Häute ausgeführt. Im Jahre 1837 hatte die Ausfuhr an Rinderhäuten einen Werth von 5½, die an Hörnern über ½ Million Thaler. — Ein Unglück für das Land ist, daß auch die Hunde sich im wilden Zustande unglaublich vermehrt haben und den Heerden sehr gefährlich geworden sind. — In einigen mittleren Provinzen wird auch bedeutende Maulthierzucht getrieben und bedeutende Heerden nach den Gebirgsgegenden von Peru ausgeführt. — Unter den wilden Thieren sind u. a. die Chinchillas wegen ihres schönen Pelzwerkes, und die Rebhühner in den Pampas bemerkenswerth. — Die Industrie beschränkt sich fast auf die Verfertigung roh gearbeiteter Wollenzeuge, z. B. der Ponchos, wollener Decken, mit denen sich die Gauchos kleiden. Der Handel ist trotz der traurigen Regierung noch immer beträchtlich genug.

Die Bevölkerung dieses Landes, wo Neger und Mulatten jetzt sehr selten sind, ist noch ungemein schwach, und fast nur der südliche Theil und vorzüglich die Ufer der großen Ströme sind wirklich angebaut. Aber die Pampas bilden gegenwärtig nicht mehr eine nutzlose Einöde, in der das Vieh wie ehemals wild umherläuft; der größte Theil desselben ist von der Regierung vermessen und unter Hunderttausenden von Thieren, die hier herumschweifen, ist vielleicht nicht eins, dem nicht vor Erreichung des ersten Jahres ein Zeichen zur Erkennung des Besitzers eingebrannt worden. Das meiste Land ist in **Estancias** (Meiereien) getheilt, oft mehrere Quadratmeilen groß; in der Mitte liegt das aus Furcht vor den Indianern häufig befestigte Wohnhaus, wo möglich in der Nähe eines Baches, weil die zuweilen 3 bis 4 Monate lang anhaltende Dürre für das Vieh verderblich ist*). Es giebt **Estancias**, welche 60000 Stück Vieh und viele hundert Pferde enthalten; vor der Revolution gab es deren, welche 500000 Stück hielten; aber der Preis ist auch jetzt im Verhältniß gestiegen. In den umherliegenden Ranchos halten sich die Gauchos und die Peons auf; diese besorgen die Heerden, jene die Pferde.

---

*) In den höchst trocknen Jahren 1830—32 schätzt man die Zahl der umgekommenen Thiere auf nicht weniger als 1½—2 Millionen; solche Verheerungen kommen jedoch glücklicher Weise nur selten vor.

Das Innere ist noch fast ganz den unabhängigen, hier sehr zahlreichen Indianerstämmen überlassen, unter denen sich noch immer mehrere den Weißen höchst feindselig erweisen. Viele dieser Indianerstämme sind seit der Entdeckung dieser Gegenden ausgestorben oder doch außerordentlich zusammengeschmolzen, was theils die Folge ihrer unaufhörlichen inneren Kriege, theils Wirkung der Blattern und des Branntweins ist, welchen alle Indianer ohne Ausnahme lieben; theils endlich eine Folge der unmenschlichen Sitte, welche (wie in Neuholland) bei vielen Stämmen herrscht, die Leibesfrucht der Weiber vor der Geburt gewaltsam abzutreiben, um nicht die Last vieler Kinder zu haben. Mehrere dieser Stämme sind vortrefflich gebaut, wissen fast nichts von Krankheiten und Gebrechen und erreichen ein außerordentlich hohes Alter. Jeder Stamm redet eine eigene Sprache, wovon einige sehr wohlklingend und leicht, andere außerordentlich schwer auszusprechen sind. Sonderbar ist es, daß, obgleich die wilden Pferde überall verbreitet sind, doch nur einige Indianerstämme sich beritten gemacht haben, andere durchaus nicht. Nur die zahlreichsten oder sonst merkwürdigsten dieser Stämme können wir hier anführen. Die Payaguas, aus deren Namen durch Verstümmelung der Name Paraguay entstanden ist, und welche den Guaycurus, zu beiden Seiten des obern Paraguay, nahe verwandt sind, leisteten bei der Ankunft der Europäer den heftigsten Widerstand, blieben lange die Herren der Schifffahrt auf jenem Strome, sollen aber jetzt nur 1000 Seelen stark sein. Sie haben sich in der Gegend von Assuncion niedergelassen, wo sie zwar keinen Ackerbau treiben, aber mit Kähnen und mit dem Fischfange sehr geschickt umzugehen wissen; sie sind völlig frei, aber Verbündete der Weißen. Die Pampas-Indianer, der Name für mehrere Stämme, leben in den weiten Ebenen südöstlich von Buenos-Ayres; sie sind beritten und daher gefährliche Feinde. Sie leben zwar von der Jagd und wissen sich dabei der Bola sehr gut zu bedienen, handeln aber auch mit Rindvieh. Sie gehören zur Familie Puelches (d. h. Leute von Osten), wie man sie in Chile bezeichnet, und waren sonst eine der mächtigsten Nationen in Süd-Amerika. Früher lebten sie vorzüglich im südlichen Theile des Gebiets von Buenos-Ayres, zwischen dem Colorado und Negro, sind aber jetzt ganz von den Ebenen verschwunden und der Rest hat sich in die Anden zurückgezogen. Die Furchtbarsten unter diesen berittenen Nomaden sind die erst in neuerer Zeit bekannt gewordenen und mit den Araukanern nahe verwandten Pehuenchen. Sie haben keine festen Wohnplätze und halten sich im Winter im Gebirge auf, wo sie zahlreiche Heerden besitzen. Im Sommer streichen sie dagegen in den Pampas umher, stets mit anderen Stämmen oder mit den Weißen im Kriege, wobei eine lange Lanze und der Lazo ihre einzigen Waffen sind. Mehr als einmal haben sie ihre blutigen, verwüstenden Ueberfälle bis an die Thore von Buenos-Ayres ausgedehnt. Die Charruas, jetzt am östlichen Ufer des Uruguay, waren bei der Entdeckung und sind noch gefährliche Feinde der Weißen. Sie sind ebenfalls beritten, leben vom wilden Rindvieh, gehen fast durchaus

nackt und hassen jede Art von Civilisation; sie zählen nur noch 400 Krieger. Am Zahlreichsten sind die Indianer in der Provinz Chaco oder den großen Ebenen westlich vom Paraguay zwischen 20° und 30° Br. Hier hausen unter andern im N. die Guanas; sie mögen an 8000 Seelen zählen, sind friedlich, treiben jetzt größtentheils Ackerbau oder Viehzucht und haben sich freiwillig den kriegerischen Mbayas unterworfen, welche, 4—5000 Seelen stark, beritten sind, mit allen übrigen Indianern in Fehde leben und viele Sklaven halten. Die Machicuys sind ebenfalls beritten, leben von der Jagd und etwas Ackerbau, und zählen über 1000 Krieger. Die Mocobys, gleichfalls in Chaco, leben blos von der Jagd und ihren Rinder- und Schafheerden; sie sind groß, beritten und sollen an 2000 Krieger stellen können. Die ebenso athletischen Abiponen waren einst ein mächtiges und berühmtes Volk in Chaco; jetzt aber sind sie von den Mocobys vertrieben und am untern Paranà ansässig geworden; sie sind wenig zahlreich, behaupten aber noch ihre Freiheit. In den nördlichen Gegenden hausen außerdem mehrere andere, wenig bekannte Stämme, z. B. die Matacos in den Llanos de Manso, westlich vom Flusse Pilcomayo.

Die Mündung des Rio de la Plata ward zuerst von Diaz de Solis 1515 entdeckt, welcher bei dem Versuch der Besitznahme des Landes von den Wilden erschlagen ward. Erst 1526 errichtete Cabot ein Fort in dieser Gegend; es mußte aber wegen der Angriffe der Wilden wieder aufgegeben werden, und die Spanier ließen sich bei Assuncion, wo die Wilden weniger feindselig sich zeigten, nieder; erst 1581 kehrten sie an die Mündung des Flusses zurück und legten Buenos-Ayres an. Von der Zeit an theilten diese Gegenden das Schicksal der übrigen von den Spaniern in Amerika beherrschten Länder, und ertrugen das unnatürliche Joch, welches ihnen auferlegt war und alle Entwickelung ihrer Kräfte lähmte, mit großer Ruhe, obwohl die Kreolen zu Buenos-Ayres schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen bittern Haß gegen die europäischen Spanier hegten. Ueberhaupt belebte ein kriegerischer Sinn die Einwohner jener Stadt, welchen sie rühmlich an den Tag legten, als sie 1806 und 1807 die englische Macht, welche sie überfallen und sich der Stadt bemächtigt hatte, nach großem Blutvergießen zum Rückzuge zwangen. Das Jahr 1810 brachte auch diesen Gegenden die Freiheit. Die ersten Bewegungen geschahen zu Gunsten Ferdinand's VII. und gegen die Befehle des Königs Josephs und Napoleons; bald aber fühlten sie sich gedrungen, die Unabhängigkeit des neuen Staats, der die argentinische Republik genannt wurde, zu behaupten, da sie wohl sahen, welch ein Schicksal ihnen bevorstand, wenn sie sich dem nach Spanien zurückgekehrten Ferdinand unterworfen hätten. Dennoch erklärte erst der Congreß von Tucuman 1816 die Unabhängigkeit der Vereinigten Provinzen von Süd-Amerika oder Rio de la Plata. Allein es dauerte lange, ehe es gelang, sämmtliche Provinzen des ehemaligen Vicekönigreichs in Uebereinstimmung zu bringen. Das obere Peru oder Bolivia, sowie Paraguay, trennten sich gänz-

lich, und auch die Banda Oriental, nachdem die Brasilianer daraus vertrieben worden, bildete einen eigenen Staat. Die Bevölkerung löste sich bald in Parteien auf und ein großer Theil ist in Anarchie fast untergegangen. In Buenos-Ayres selbst, dem eigentlichen Mittelpunkt der Union, folgte eine blutige Umwälzung auf die andere, und erst 1827 kann man annehmen, daß Argentina einen dem nordamerikanischen ähnlichen Föderativ-Staat bildet. 1830 ward Rosas, welcher aus dem rohen Landvolke entsprungen, zum Präsidenten der Union erwählt, der bald, mit Hülfe desselben, die Rolle eines Dictators spielte und seitdem mit großer Strenge und vieler Grausamkeit eine wahre Schreckensherrschaft in dem Lande aufrecht erhalten hat, wodurch die Fremden vertrieben, der Handel vernichtet, das Land entvölkert, die Finanzen in die traurigste Zerrüttung gebracht wurden. Er gerieth sogar 1837 mit Frankreich, und 1845 mit diesem Staate und England in Krieg und daneben dauerten die inneren politischen Stürme unter den Parteien fort. Gegenwärtig besteht die Zahl der La-Plata-Staaten aus 13 unabhängigen Staaten oder Republiken, welche sich zur „argentinischen Conföderation" verbunden haben, an deren Spitze ein Präsident steht, dessen Wohnsitz sich mit der Bundesregierung in der Stadt Parana befindet, seitdem sich im Jahre 1853 die größte der argentinischen Provinzen, Buenos-Ayres, von den übrigen getrennt hat. Die 13 Provinzen der argentinischen Conföderation heißen: Santa Fè, Entre Rios, Corrientes und die Missiones, ein Theil der ehemaligen Jesuitenmissionen in Paraguay, Salta und Jujuy, Tucumán, San Jago del Estero, Cordóva, S. Luis, della Punta, Mendoza, S. Juan della Frontera, Rioja, Catamarca, wozu noch das große nordöstliche, fast ganz unbekannte und von freien Indianern bewohnte Gebiet Gran Chaco oder Chaco, an den Flüssen Vermejo, Pilcomayo und Paraguay, gerechnet werden muß. Man schätzt den Gesammtflächenraum der zur argentinischen Conföderation gehörigen Staaten auf 70—80000 geogr. Quadratmeilen, auf welchem ungeheuren Gebiete kaum mehr als 4 Millionen Menschen wohnen, weshalb Auswanderungs-Gesellschaften mit Recht ihre Blicke dahin richten. Bei der noch herrschenden Unsicherheit der dortigen Verhältnisse müssen wir uns begnügen, die wichtigsten Oerter im Ganzen anzugeben.

Parana (sonst Bajada), am östlichen Ufer des Parana, der Sitz der Bundesregierung, die Hauptstadt von Entre Rios, mit 15000 Einw. Oestlich davon Santa Fè, am Halado, der in der Nähe links den Saladillo aufnimmt, mit 4000 Einw.; sie ist der Hauptort eines gleichnamigen Staats (was auch von den folgenden gilt). — Beim Zusammenfluß des Paraguay und des Parana, am östlichen Ufer, liegt Corrientes, mit einer Citadelle und etwa 20000 Einw.; sie ist erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts entstanden und jetzt der Hauptort eines Staates. — In dem westlichen Theile des Landes liegen die wenig bekannten Oerter: Córdova, in einem tiefen Thale am Steppenflusse Primero, mit einer früher berühmten Universität und 14000 E., welche besonders Maulthier-

handel treiben; sie bildet jetzt eine Art Mittelpunkt der Verbindung zwischen den oberen Provinzen und Buenos=Ayres. Tucuman oder S. Miguel de Tucuman, auf einer heißen, trocknen Hochebene am Rio Dulce, mit 8000 E.; die Gegend ist reich an Südfrüchten. Salta, mit 9000 E., welche starken Handel mit Maulthieren treiben. Mendoza, an den Vorbergen der Anden, über 4000′ hoch, in einer reizenden Gegend, wo trefflicher Wein gedeiht; sie ist eine schöne und wichtige Handelsstadt, indem alle Waaren, von Buenos=Ayres nach Santiago in Chile bestimmt, von hier aus über das Gebirge (den Paß von Uspallata) gehen. Sie soll 12000 E. haben. Nördlich davon: San Juan de la Frontera, am Fuße der Anden, mit 10000 E., welche Weinbau treiben. Die südlichste Ansiedelung von Buenos=Ayres ist die kleine Stadt Del Carmen am Rio Negro. Im südlichen Theile des Landes sind an verschiedenen Punkten des Innern gegen die Einfälle der Pehuentsches kleine Forts errichtet.

XVII. Buenos=Ayres oder Argentina
(im engern Sinne).

Seit 1853, wie gesagt, eine selbständige Republik, von Brasilien, den nordamerikanischen Freistaaten ꝛc. anerkannt, nach Leonhardt 4350, nach Anderen über 5000 geogr. □M. groß, mit 350000 bis 400000 E. Klima, Bodenbeschaffenheit, Einwohner u. s. w. sind denen der argentinischen Republiken sehr ähnlich.

Die Hauptstadt Buenos=Ayres (d. h. gute Lüfte), Sitz des Präsidenten der Republik, liegt am südlichen Ufer des hier 12 St. breiten La Plata, 35 M. von seiner Mündung, in einer flachen, sandigen, aber nicht unfruchtbaren Gegend, unter 34° 37′ s. Br. und 40° 44′ w. Lg. Sie ist regelmäßig gebaut, hat breite, gerade Straßen, die sich rechtwinklich schneiden, schöne Plätze, eine Citadelle und mehrere Forts. Einen eigentlichen Hafen hat sie nicht, weil hier der Fluß zu seicht ist; größere Schiffe bleiben 3 St. von der Stadt auf der Rhede von Barragon; Schiffe von mittlerer Größe finden einen guten Ankerplatz im Riacho oder Bache von Buenos=Ayres; dennoch scheint die Stadt vermöge ihrer Lage an einem der größten Flüsse der Erde, welcher ihr die Verbindung mit dem Innern dieses Landes sowohl, als im Innern Brasiliens eröffnet, zu einem Mittelpunkt des Welthandels bestimmt. Der Seehandel bezieht sich besonders auf Häute ꝛc.; der zu Lande, mit europäischen Fabrikaten ꝛc., nach Paraguay und Chile ist ebenfalls beträchtlich. Ausgezeichnete Gebäude giebt es, etwa die Kathedrale und das Haus der Repräsentanten ausgenommen, nicht. Seit 1821 besitzt sie eine Universität; ferner eine Sternwarte, eine Bibliothek, Academien und mehrere an=

dere Schulen; alle Klöster sind aufgehoben; auch eine protestantische Kirche, fast die einzige in Süd-Amerika, befindet sich hier. Sie soll 3000 durchaus massiv gebaute Häuser und an 90000 Einw. haben, worunter sonst der sechste Theil aus Fremden, besonders Engländern und Franzosen, bestand.

XVIII. Patagonien.

Mit diesem Namen, oder auch wohl Magelhaens-Land, wird die äußerste südliche Spitze des festen Landes von Amerika bezeichnet. Es ist ein den Europäern fast nur an den Küsten einigermaßen bekanntes, im Ganzen unwirthbares, kaltes Land. Dasselbe erstreckt sich etwa vom 39.° bis zum 54.° s. Br., von Rio Negro bis zum C. Froward, auf der Halbinsel Braunschweig, an der Magelhaens-Straße, und mag 16400 □M. enthalten. Die östliche Küste ist meist flach, sandig, besitzt keine vorliegende Inseln, aber weite Meerbusen, wie die Golfe von S. Matias und von S. George; die westliche Küste dagegen, gegen welche die parallel laufende Cordillere der Anden schroff abfällt, ist felsig, steil, sehr zerrissen, von tiefen und schmalen Buchten (Esteros der Spanier), ähnlich den Fjorden an Norwegens Küsten, zerschnitten und mit vielen gebirgigen Inseln und Halbinseln besäet. Von den wenigen Flüssen, welche von den Anden aus das atlantische Meer östlich erreichen, kennt man nur den Rio Negro oder Cusu Leuwu, Chupat, Camerones und Sta. Cruz; ganz südlich fließt der unbedeutende Gallegos. — Die Kette der Anden, welche an der Magelhaens-Straße beginnt, aber noch auf Feuerland hinübersetzt, erhebt sich steil aus dem Meere und nimmt, als einfache Kette gegen N. streichend, bald an Höhe beträchtlich zu; sie steigt zwischen 3700′ und 7500′ über den Ocean empor; ihr Scheitelpunkt ist der Nevado Panteles (7530′), dem der Chayapiren oder Minchimadom (7500′) und der Corcovado (7050′) zunächst stehen. Vom Fuße bis zu einer gewissen Höhe ist das Gebirge größtentheils dicht bewaldet, aber aus der in den Berggipfeln tief herabreichenden Region des ewigen Schnees, welche an der Magelhaens-Straße (53—54° Br.) bei 3400′ beginnt, ziehen sich mächtige Gletscher bis zum Meere. Unter ihren Gipfeln finden sich mehrere Vulcane (z. B. an der Grenze von Chile der Osorno), deren Zahl jedoch früher übertrieben worden. Der Boden hier an der Westküste ist stets naß, das Klima mild, gleichförmig, aber fast beständig herrschen Regen und Nebel und oft brechen furchtbare Stürme aus. Die Wälder, welche das Gebirge zum Theil bedecken, bestehen aus immergrünen Buchen, Birken und aromantischen Wintera-Bäumen. Die große östlich von der Cordillere sich in mehreren Terrassen zum Meere senkende Ebene scheint wenig oder gar keine Gebirgszüge zu enthalten und ist baumlos und arm

an Vegetation, oder hat höchstens hin und wieder einige lichte Wälder, besitzt wenig Quellen, aber desto mehr Sümpfe, Seen und wahre Steppen. Unmittelbar südlich vom Gebiete von Buenos-Ayres bis etwa zum 40.° Br. breiten sich die weiten, meist sandigen und dürren Ebenen der Pampas aus. Südlicher bis zum 45.° Br. nennen spanische Karten das Land **Comarca desierta** (wüster Landstrich). Das Land ist zwar ohne allen Anbau, auch fast ohne Wälder, aber nicht überall unfruchtbar, und bietet im N. unermeßliche Viehweiden dar. Die Vegetation besteht jedoch großentheils nur aus zerstreuten Büscheln sparriger Gräser, welche mit einigen dornigen Sträuchern wechseln, zwischen denen einzelne Cacteen stehen. Ist auch das Klima nicht so streng und unfreundlich, als es oft dargestellt worden, so zeichnet sich doch die Ostküste durch schnelle Temperaturänderungen, durch verhältnißmäßig kalte Winter und heiße Sommer vor der Westküste aus. Diese Verschiedenheit erklärt sich leicht daraus, daß die westlichen Winde alle Feuchtigkeit an der Andenkette absetzen (ähnlich wie in Norwegen), während östlich davon in der Ebene Ostwinde, welche hier allein Regen bringen, nur sehr selten eintreten. Von den Thieren, welche im nördlichen Theile Patagoniens leben, sind vorzüglich zu nennen: wilde Rinder und Pferde, zahlreiche Heerden von Guanacos oder Schafkameelen, von der Größe eines Esels, Hasen, Füchse, amerikanische Strauße, Rebhühner und Bienen. — Das ganze Land ist noch gegenwärtig in den Händen der Urbevölkerung, welche mit dem allgemeinen Namen der Patagonier belegt wird und aus verschiedenen, aber nicht zahlreichen Stämmen besteht. Die wichtigsten derselben sind: die Aucas oder Molutsche (d. h. Kriegervolk), welche gewöhnlich von den Spaniern Araucaner genannt werden und vielleicht nur im NW. des Landes aus ihren Wohnsitzen an der Südsee sich über die Anden ostwärts verbreitet haben. Die Pueltsche (d. i. Ostvolk) und Tehuel-het (Südvolk), welche fast das ganze Land im O. der Anden und von den Grenzen La Platas bis zum Feuerlande einnehmen, unterscheiden sich von jenen durch Sprache und Sitten und sind in viele kleine Horden zersplittert; diesen wird eigentlich der Name Patagonier gegeben; ihre Zahl soll nicht mehr als 4000 Erwachsene betragen. Sie fielen den ersten hier gelandeten Europäern durch ihre Größe auf, und man fabelte bald von einem Volke von Riesen. Genauere Beobachtung hat im Ganzen bestätigt, daß dieser Indianerstamm allerdings eine ungewöhnliche Höhe erreicht; fast alle Individuen sind über 5½′ hoch, selten aber über 6′, dabei sind sie äußerst breitschulterig und kräftig gebaut. Sie kleiden sich, ungeachtet der hier schon empfindlichen Strenge des veränderlichen Klimas, nur sehr nachlässig in Thierhäute, haben keine festen Wohnsitze, sind beritten, wissen den Lazo und die Bola gut zu brauchen und leben von Viehzucht, Jagd und vom Raube; sie werden als stets wandernd, nach der Jahreszeit vom Rio Negro bis zur Magelhaens-Straße, als freiheitsliebend, kriegerisch und raubsüchtig geschildert, und sind mit den Colonisten von Buenos-Ayres fast immer in Fehden gewesen. Von Zweigen

der Araucaner, welche sich ebenfalls durch ihre hohe Statur auszeichnen, leben ferner: in den Anden das nomadisirende und räuberische Hirtenvolk der Pehuen-tsche, welche oft, den Tataren ähnlich, auf ihren Streifzügen zu Pferde in die östlichen Ebenen hinabsteigen; an der Westseite der Anden längs der Küste der Südsee und im westlichen Theile des Feuerlandes die Tschonos, die Po-yus und die Key-yus, welche zusammen Huilli-tsche (Südvolk) genannt werden und rohe Fischervölker sind, die in dem steinigen Lande umherziehen, um ihr Leben zu fristen.

Die äußersten südlichen Gegenden Amerikas sind ein überaus trauriges und ödes Land. Die zahlreichen Inseln an der Westküste, worunter südlich von der Halbinsel Tres Montes Wellington, Madre de Dios, Hanover und Adelaide die bedeutendsten, sind gegen die Südsee hin ganz kahl, nach dem Lande zu aber mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, welche von dem unaufhörlichen Regen beständig in Feuchtigkeit gebadet sind; nur an wenigen Tagen im ganzen Jahre verschwinden die Wolken und der Regen hört auf, wenn östliche Winde eintreten. Alle diese, wie der Chonos-Archipel, sind nicht geeignet zum Anbau und fast unbewohnbar. Die Sommer sind hier in Folge der oceanischen Lage auffallend kühl, dagegen auch die Winter sehr gelinde; dabei herrscht beständig Nebel und Regen; die Vegetation im W. ist an Stellen kümmerlich, aber doch sind Wälder keine Seltenheit; die häufigen Stürme vermehren die Unbehaglichkeit des Klimas. Sowohl die Rauhigkeit der Luft als die Armuth an Pflanzen sind von den älteren Seefahrern und selbst Naturforschern im hohen Grade übertrieben geschildert worden; noch mehr gilt dies vom Feuerlande, obwohl bis dahin selbst noch Papageien in den Wäldern angetroffen werden und die Wälder einer Birkenart (**Betula antarctica**), welche hier nebst Buchen die herrschenden Bäume sind, **30—40'** Höhe, ja zuweilen in hohen Stämmen **8'** Durchmesser erreichen. Die Unfreundlichkeit der wärmeren Jahreszeit, in Verbindung mit den ewigen Nebeln und Stürmen in diesen Gegenden, hat hauptsächlich dazu beigetragen, daß die südlichen Länder dieser Hemisphäre ziemlich allgemein, obwohl sehr übertrieben, wegen ihrer Kälte verrufen sind. — Diese traurigen Gegenden bis zur Magelhaens-Straße, besonders aber jenseit derselben, werden von einem kleinen, schwächlichen, häßlichen und höchst stumpfsinnigen Volke, von Eisenrostfarbe, mit kleinen Augen und langen schwarzen Haaren, bewohnt, welches man die Pescheräs (Freunde) nennt, weil sie dieses Wort den Fremden zuzurufen pflegen; es sind die Eskimos des Süden Sie leben vom Fange der Fische und Robben, die sie roh oder halb verwest verzehren, haben Kanots aus Baumrinde, Bogen und Pfeile, nomadisiren und wohnen in kegelförmigen, mit Gras und Zweigen bedeckten Hütten aus Pfählen. Ungeachtet des rauhen, feuchten Klimas gehen sie fast nackt, indem sie sich nur wenig mit Seehundfellen und anderen Thierhäuten bedecken.

XIX. Die an der Südspitze von Amerika liegenden Inseln.

Unmittelbar im S. von Cap Froward, der Südspitze des Festlandes von Amerika, liegt eine große Felsengruppe, Feuerland, **Tierra del Fuego** genannt, entweder von den Vulcanen, welche auf diesen Inseln brennen, oder von den Feuern der Einwohner, welche die ersten Entdecker erblickten; ihr Flächeninhalt wird auf **1300** □M. gerechnet. Ein schmaler, sehr gekrümmter Canal, von seinem Entdecker Magelhaens, welcher ihn **1519** zum ersten Mal befuhr, die Magelhaens-Straße genannt, trennt diesen Archipel vom festen Lande. Diese Straße, welche sich zwischen gefährlichen Felsgestaden, Klippen und Untiefen durch manche Krümmungen windet, ist etwa **115** Seemeilen lang, höchstens **15**, an manchen Stellen kaum eine Seemeile breit und den heftigsten Strömungen, Brandungen und Stürmen ausgesetzt, weshalb sie auch von den Seefahrern nach der Südsee meistens vermieden wird, welche lieber das Cap Hoorn umsegeln. Feuerland, dessen Küsten erst in neuester Zeit genauer untersucht worden, besteht aus drei größeren und mehreren kleineren Inseln und Felsen, wovon die östliche, durch den Canal Le Maire vom eigentlichen Feuerland getrennte, Staatenland; die größte, zwischen dem Beagle-Canal im S. und der Magelhaens-Straße im N., König Karls Süd-Land genannt wird. Die Westküste des Archipels, wo sich der südlichste Ausläufer der Codilleren steil und felsig aus dem Ocean erhebt und von tief eindringenden schmalen Meeresbuchten mannigfaltig zerschnitten wird, ist weit herab mit ewigem Schnee bedeckt, dessen Grenze sich nur **3500′** und darunter über dem Spiegel des Meeres erhebt, und dennoch bis zu einer gewissen Höhe stellenweise mit immergrünen Wäldern bekleidet. Der höchste bekannte Punkt auf Feuerland ist der Volcan Nevado (Schneevulcan) oder Sarmiento (**54½° s. Br.**), welcher noch **6400′** erreicht und mit dem nach O. fortziehenden Gebirge (**3700′**) wahrscheinlich die höchste Erhebung der Tierra del Fuego bildet. Vielleicht ist jener Gipfel der südlichste Vulcan der Anden-Kette; doch hat man südöstlich davon (⅓° südlicher) noch eine vulcanische Eruption wahrgenommen. Von W. nach O. geht das Gebirge, besonders näher der Ostküste, in ein hügliges oder ebenes Land über, welches zum Theil dicht bewaldet ist und Heerden von Guanacos nährt. Ueber die Vegetation und das Klima dieser Inseln herrschten lange Zeit irrige, sehr übertriebene Ansichten, welche erst durch die in unserer Zeit stattgefundenen Aufnahmen berichtigt worden sind. Die westliche Küste wurde früher als ein ödes, nacktes Felsgebirge mit Schneegipfeln geschildert, wo außer einigen antiskorbutischen Kräutern nur kleine verkrüppelte Sträucher und selten ein Baum in den niedrigsten Klüften und moosbedeckten Sumpfflächen vorkämen; aber mag dies

auch für einzelne Stellen gelten, so geht doch aus den Berichten der englischen Seefahrer hervor, daß z. B. an der Straße Le Maire mehr als hundert verschiedene Pflanzen, treffliches Gras und viel Holz wachsen, daß die südlichen Birken und Buchen, welche die Wälder bilden, gewöhnlich bis 3′ dick und 40′ hoch werden, daß im W. an der Magelhaens-Straße noch die schönsten Bäume gedeihen, hoch genug, um eine Marine mit den besten Masten von der Welt zu versehen; ja es giebt hier Winter, wo das Thermometer noch nicht auf den Gefrierpunkt sinkt, obwohl der wärmste Monat nicht viel über 8° R. mittlere Wärme erreicht: Verhältnisse, die denen der Westküste Norwegens und Nord-Amerikas ähnlich sind. So hat man zu Port Famine (Hungerhafen) an der Magelhaens-Straße, 53⅔° s. Br. und 53¼° w. Lg., einen Winter erlebt, dessen mittlere Wärme noch etwas über 0° betrug, während die mittlere Jahreswärme sich nicht über 4° R. erhebt. Der Sommer ist hier zuweilen so rauh, daß die Gefährten Cook's auf seiner ersten Reise, Banks und Solander, auf einer dieser Inseln, unter 54¾° (etwa wie Kopenhagen), am 16. Januar, also etwa im höchsten dortigen Sommer, bei einer kleinen Excursion in's Land beinahe in einem Schneegestöber vor Kälte umgekommen wären. Das ganze Jahr hindurch herrscht hier trübe Witterung, Regen und heftiger Wind; ein heiterer Tag ist eine Seltenheit. Dennoch versuchten die Spanier unter Philipp II. 1581, in der Magelhaens-Straße, aber an der amerikanischen Küste, ein Colonie anzulegen, welche jedoch bald vor Hunger umkam. Die Flora besteht zum Theil aus diesen Ländern ganz eigenthümlichen Pflanzen. Unter den Landthieren ist der Hund der einzige Vierfüßler, während nur wenige Arten von Vögeln (besonders Falken und Geier) und Insecten hier vorkommen. Dagegen wimmelt das Meer von Walfischen, Robben, Seelöwen, mehreren Arten von Wasservögeln u. s. w. — Die Pescheräs oder, wie sie sich selbst nennen, die Yacannas sind die einzigen und wenig zahlreichen, höchst elenden, halbnackt gehenden Bewohner dieser Inseln, welche auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehen. — Südlich von Feuerland liegen mehrere kleinere Inseln dicht an der Küste, welche die **Hermites** (Einsiedler) genannt werden, und auf einer derselben erhebt sich schroff aus dem Meere die südlichste Spitze des Erdtheils, das Cap Hoorn, unter 55° 58′ 40″ s. Br. Auf Staatenland haben die Engländer jetzt des Walfischfanges wegen eine kleine Niederlassung errichtet. — Noch weiter südlich (56½° Br.) liegen die 3 gänzlich unbewohnten und unbesuchten Diego Ramirez-Inseln.

Im O. von der Südostspitze des Magelhaens-Landes, dem Cap de las Virgines, zwischen 51° und 52° s. Br. und von 40° bis 44° w. Lg., liegen die Falklands- oder Malouinischen Inseln, 224 □M. groß. Sie bestehen aus zwei großen Inseln, West- und Ost-Falkland, zwischen denen eine breite Straße, der Falkland-Sund, für alle Schiffe fahrbar ist, und aus einer großen Menge (vielleicht 90) kleiner Eilande und Klippen. Sie wurden 1593 von

den Holländern entdeckt, und mehrere Male haben im vorigen Jahrhundert Engländer, Franzosen und Spanier, auch 1825 die Staaten von La Plata Ansiedlungen versucht, aber sie immer wieder aufgegeben; doch hat der Staat von La Plata noch 1834 entschieden, wiewohl erfolglos, gegen eine Besitznahme der Inseln von Seiten Englands protestirt, welches 1832 sich derselben wieder bemächtigt, um eine Colonie anzulegen. Das Gebirge, welches sie durchzieht, erhebt sich im höchsten Punkte über 2300′. Ihre Form ist sehr unregelmäßig, die Küste meist niedrig, aber im W. steil und felsig, von vielen Busen und schmalen Buchten zerschnitten und an trefflichen Häfen reich. Der Boden ist felsig, gut bewässert und des Anbaues fähig. Das Klima ist wegen des oceanischen Charakters zwar rauh, auch bei den stets heftig wehenden Winden veränderlich; aber die mittlere Winterwärme hält sich doch noch ein Paar Grade über dem Gefrierpunkt, wenn auch der Sommer kaum 10° R. erreichen mag. Schnee bleibt selten lange liegen, denn das Thermometer, welches sich hier stets zwischen — 5° und + 21° R. bewegt, sinkt doch nur selten unter den Gefrierpunkt. Daher ist die Vegetation, obwohl sich hier keine Bäume befinden, doch nicht schlecht; niedrige Halbsträucher und Kräuter mit kriechenden Wurzeln bilden einen dichten Rasenteppich. Torf ist in erhöhten Mooren, welche den Anblick von Mauern oder Schanzen darbieten, im Ueberfluß vorhanden. An Thieren finden sich unzählige Seevögel und Pinguinen: letztere, welche sich auch in zahllosen Schaaren auf Feuerland finden, haben, wenn sie aufgerichtet stehen, bis an 3′ Höhe und lederne Stummel statt der Flügel; ihr Gang ist höchst ungeschickt und sie sind daher sehr leicht zu erlegen. Auch wilde Hunde finden sich hier. Seit 1780 haben sich die von den Spaniern hierher gebrachten Rinder, Pferde und Schweine außerordentlich vermehrt; ein Beweis, daß der Boden und das Klima wohl früher schon eine Ansiedelung gestattet hätten. Ueberdies sind die Inseln wegen des Walfischfanges wichtig und haben mehrere gute Häfen, worunter der Hafen Egmont, sonst eine englische Niederlassung auf der Insel West-Falkland, der vorzüglichste ist. Jetzt sind sie nur von einigen Engländern und Buenos Ayriern bewohnt, aber häufig besucht von amerikanischen, englischen und französischen Walfisch- und Robbenfängern. Eine kleine englische Besatzung ist zu Port William am Berkeley-Sunde, auf der nordöstlichen Ecke von Ost-Falkland, stationirt.

Oestlich von den Falklands-Inseln, unter 54°—55° s. Br. und etwa 20° w. Lg., liegt der schon früher entdeckte, von Cook aber 1775 wieder aufgefundene Archipel Neu- oder Süd-Georgien, welcher aus schneebedeckten Inseln besteht, von deren höchst zackigen, schroffen, in die Wolken emporragenden Gebirgen sich Gletscher bis an die zerrissenen Küsten herab erstrecken. Sie werden nur von Seevögeln und Robben bewohnt, und ihre dürftige Vegetation besteht aus Gras und allerlei Kräutern, welche bitter schmecken und gegen den Scharbock kräftig wirken.

Weiter gegen SO. liegt das von Cook 1775 entdeckte Sandwich-Land, auch wohl Austral-Thule genannt, unter 57°—60° s. Br. und 10° w. Lg. Es besteht aus mehreren ebenfalls mit ewigem Eise bedeckten, öden Felsinseln, welche fast ohne alle Vegetation sind und den Blicken der Seefahrer durch die beständig herrschenden dichten Nebel verhüllt werden.

F. Südpolar-Länder.

Zum Schluß unserer Betrachtung der Erde wenden wir unsern Blick noch auf die Regionen des südlichen Eismeeres, welches man bis auf die neueste Zeit als eine von Eismassen bedeckte Wasserfläche anzusehen gewohnt gewesen. Erst die Entdeckungen des letzten Jahrzehends namentlich haben auch dort an mehreren Stellen bedeutende Massen von festen Ländern nachgewiesen. Schon im 16. und 17. Jahrhundert hatte sich — in Folge unklarer theoretischer Betrachtungen über ein gewisses Gleichgewicht zwischen den großen, auf der nördlichen Hemisphäre zusammengedrängten Festlandmassen und der weiten Meeresfläche, welche die südliche Halbkugel einnimmt und durch die nach dem Südpol sich verengernden großen Continente, die nirgends in die kalte Zone hineinreichen, nur auf verhältnißmäßig kleinen Räumen unterbrochen erschien, die Meinung Geltung verschafft, daß nach dem Südpole hin ein großer Continent liegen müsse. Erst Cook's Reisen in der Südsee (1772—1775) schienen diese Ansicht völlig zu widerlegen, da er nur wenige Inselgruppen, aber kein großes Festland entdeckte, so weit er auch an mehreren Stellen gegen den Südpol vorgedrungen. Die in den letzten dreißig Jahren unternommenen Erforschungsreisen verschiedener Nationen haben jedoch an vielen Punkten südlich vom 60. Breitengrade, und zwar größtentheils in der Nähe des Südpolarkreises, Inseln und einzelne Küstenabschnitte ausgedehnterer Länder kennen gelehrt. Da sich dieselben im Ganzen nicht weit über den Polarkreis hinaus gegen N. erstrecken, so können sie passend unter dem gemeinsamen Namen der Südpolar- oder antarktischen Länder zusammengefaßt und für sich betrachtet werden: einerseits weil sie meist zu entfernt von den früher betrachteten Erdtheilen liegen, um sie denselben zuzuordnen, andererseits weil ihre physischen Verhältnisse von der Beschaffenheit und Uebereinstimmung sind, daß sie als ein selbständiges Ganzes anzusehen sind. Ob zwischen diesen zerstreuten

Massen von festem Lande, welche sich, nach dem heutigen Standpunkte unserer Kenntnisse, im S. von Amerika, Neuholland und Madagaskar um den Südpol lagern und in ihren Küstenumrissen vorherrschend von W. nach O. ziehen, ein Zusammenhang stattfindet, so daß man sie sämmtlich nur als Theile eines einzigen, größern, sogenannten südlichen Continents anzusehen berechtigt ist, wie schon behauptet worden, — oder ob man es hier, ähnlich den Polarländern Nord-Amerikas, nur mit mehreren Gruppen größerer und kleinerer Inseln, welche zusammen einen ausgedehnten Austral-Archipel bilden, zu thun hat: das wird sich erst entscheiden lassen, wenn es gelungen ist, unter begünstigenden Umständen auf weiten noch unerforschten Strecken, wo das Polareis bisher jedem Vordringen gegen den Pol unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sich noch mehr dem Südpol zu nähern. Bleiben wir bei dem stehen, was die Reisenden selbst wirklich gesehen und als festes Land aufgenommen haben, so scheint die letztere Ansicht die richtigere zu sein.

Während das nördliche Eismeer nach Süden hin fast auf allen Seiten von dem Festlande der drei großen Erdtheile eingeschlossen ist und mit dem atlantischen Meere durch breitere Zugänge, zwischen Norwegen und Island und zwischen Island und Grönland, mit dem großen Ocean nur durch die schmale Behrings-Straße in Verbindung steht, öffnet sich das antarktische Meer gegen N. überall ganz frei gegen die großen Weltmeere und wird nirgends von den großen Continenten der Erde berührt. Die Grenzen der festen Eismassen, welche sich näher dem Aequator erstrecken, scheinen hier von Zeit zu Zeit einer größern Veränderlichkeit als im N. unterworfen zu sein. Während im nördlichen Polarmeere die vielen großen Ströme, welche sich in dasselbe ergießen, in Verbindung mit der höhern Sommertemperatur großer Continentalgebiete 2c., einen Theil der Eismassen ablösen und deren Grenze mehr gegen den Pol zurückdrängen, entbehrt das antarktische Meer jener günstigen Einflüsse; dagegen scheinen hier die mächtigen Wirkungen der vulcanischen Thätigkeit des Erdinnern, wahrscheinlich auch häufig Erdbeben, obwohl minder regelmäßig, zur Veränderung in der Lage der Eismassen erheblich beizutragen. Man hat zu Zeiten weite Meeresstrecken ganz eisfrei gefunden, die früher viele Jahre lang den Seefahrern verschlossen gewesen.

Die Natur aller Polarländer der Erde zeigt viel Uebereinstimmendes; aber doch erscheint sie in den antarktischen hinsichtlich der organischen Wesen, namentlich des Pflanzenreichs, noch dürftiger ausgestattet als in den hochnordischen Regionen der Erde. Die Küsten der Südpolarländer, und sie allein können für einigermaßen bekannt gelten, sind durchaus nackt, öde, felsig, überall von Schnee und Eis bedeckt welche auch die höheren Gegenden des Innern bekleiden, gewöhnlich, von den mächtigsten Gletschern und furchtbaren Eisfeldern umgürtet, welche ihr Treibeis weiter gegen den Aequator senden, als die auf der nördlichen Halbkugel. An vielen Punkten spricht der Anblick der Küste nicht nur für gewaltsame Umwälzungen, und häufig sind inmitten dieser Region des ewigen Eises Gesteine gefunden, die feurig flüs-

sigen Ursprungs sind; sondern man hat selbst noch heut zu Tage in diesen Eiswüsten Vulcane in voller Eruption gesehen *). Schon in der Gruppe von Neu-Georgien sah Bellingshausen einen Vulcan; südlicher liegt: das beständig dicken Rauch ausstoßende Felseiland Bridgeman; die vulcanische Insel Deception im Archipel von Neu-Shetland; an der Ostküste von Louis-Philippe's-Land die kürzlich erst entdeckte Vulcaninsel Cockburn, 2600' par. hoch, unter $64\frac{1}{4}^{\circ}$ s. Br. Aber auch ferner ab von den großen Vulcanreihen der Südsee sind eigentliche Vulcane entdeckt worden; so u. a. von Balleny auf einer Insel unter 66° s. Br. und 184° ö. Lg.; von Roß auf einer Insel unter nahe 72° Br. und $188\frac{3}{4}^{\circ}$ ö. Lg., und endlich noch im Victoria-Lande, unter $77\frac{1}{2}^{\circ}$ Br. und nahe $184\frac{3}{4}^{\circ}$ ö. Lg., der kolossale thätige Vulcan Erebus (s. u.), östlich davon der erloschene Krater des Mount Terror, bis jetzt die dem Pole am Nächsten gelegenen bekannten Vulcane. — Das schauerliche Gewand, in welchem alle diese Polarländer auftreten, wird noch durch die völlige Abwesenheit alles Pflanzenwuchses gesteigert; und wenn man an einigen besonders günstig gelegenen Stellen davon eine Ausnahme bemerkt, so besteht die ganze Vegetation daselbst doch nur in etwas Gras und Flechten. Das Wasser, insbesondere aber das neu entstandene Eis des antarktischen Meeres vom 60. Breitengrade an südwärts, wimmelt von zweifelhaften organischen Gebilden, den sogenannten Diatomeen, welche auf der Grenzmark zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche stehen und deshalb von Einigen zu der großen Familie der unter dem Namen Algen bekannten Wasserpflanzen, von Anderen zu der Classe der Infusorien gezählt werden. Diese Organismen finden sich hier in solcher Menge, daß sie, soweit das Auge reicht, der Meeresfläche eine braune Farbe ertheilen, und die Thiere dieser Gewässer scheinen fast ausschließlich davon zu leben. Nach ihrem Absterben bilden diese Organismen durch ihre Kieselschaalen ungeheure Bänke, welche z. B. nach den Beobachtungen auf Capitain Roß' Reise (s. unten) sich längs der Küsten des Victoria-Landes zwischen 76° und 78° s. Br. mehrere Längengrade weit erstrecken. — Alle diese Länder sind unbewohnt und dienen nur zahllosen Schwärmen von Seevögeln, z. B. Pinguinen, und einigen anderen Seethieren, zum Aufenthalt, derenthalben allein manche Gegenden zuweilen besucht werden. Somit können sie auch, abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, welches ihre physischen Verhältnisse erregen, nur insofern für den Menschen noch einige Bedeutung erlangen, als sie das Gebiet des Walfischfanges und Robbenschlages namentlich vortheilhaft erweitern. Es wird deshalb vollkommen genügen, wenn wir nach dieser kurzen allgemeinen Uebersicht der dortigen Naturerscheinungen die wichtigeren unter diesen Polarländern namhaft machen, deren Entdeckung mit den größten Gefahren für die kühnen Seefahrer, wegen des Eises und der Stürme, verbunden gewesen.

---

*) Die Thätigkeit des unterirdischen Feuers giebt sich sonach in beiden kalten Zonen der Erde kund (s. Jan Mayen S. 566).

Wir beginnen mit den südlich von Süd-Amerika gelegenen Polarländern, zu denen man häufig auch noch, wegen der ganz ähnlichen natürlichen Beschaffenheit, die Inselgruppen von Süd-Georgien und Sandwichs-Land rechnet; noch schrecklicher aber als hier ist der Anblick der jenseit des 60. Breitengrades liegenden Küstenstriche und Inseln. Dazu gehört im SO. vom Cap Hoorn die Reihe der hohen Süd-Orkneys oder Süd-Orkaden, unter 61° Br. und 27—29° w. Lg. F. Westlicher, im Meridian der Falklands-Inseln, zieht eine zahlreiche Kette von nackten und felsigen Inseln und Klippen, der Archipel von Neu-Süd-Shetland, 62—64° s. Br., welche schon 1599 gesehen, aber erst neuerlich näher erforscht worden, und woselbst sich vulcanische Erscheinungen und heiße Quellen zeigen. Sie sind nur von Schwärmen von Seevögeln und von Seesäugethieren bewohnt, besonders Walfischen und Pelzrobben, weshalb sie öfter von Seefahrern besucht werden, und könnten wegen ihrer Steinkohlen vielleicht in Zukunft einige Bedeutung erlangen. Die Bransfield-Straße trennt sie von einem größern, noch wenig erforschten Lande, welches in verschiedenen Theilen von den Entdeckern verschiedene Namen erhalten hat, nämlich: Dreieinigkeits- oder Trinity-Land, Palmer's-Land, Graham's-Land (südlich vom Cap Hoorn, 1832 von Biscoe entdeckt), Louis-Philippe's-Land (von d'Urville 1838 entdeckt, sehr wahrscheinlich nur eine Insel). Weiter gegen SW. entdeckte der russische Seefahrer Bellingshausen die Inseln Alexander I. und Peter I., unter 69—70° Br. Vielleicht gehören alle diese bis an's Meer mit Schnee bedeckten Länder einem zusammenhängenden Lande von anscheinend großer Ausdehnung oder einem Archipel an, dessen Küsten von zahlreichen kleinern Inseln und Klippen umgeben sind.

Westlich von Peter I.-Insel dringt das südliche Eismeer weiter gegen den Pol vor, wie sich namentlich aus Cook's Fahrten im vorigen Jahrhundert und aus der jüngsten Expedition des Capt. Roß in den Jahren 1840 und 41 ergiebt. Erst zwischen den Meridianen von Neu-Seeland und Madagaskar, etwa von 185° bis 60° ö. Lg., ist an vielen Stellen Land gesehen worden, dessen Küsten auf langen Strecken verfolgt worden sind, so daß man hier einen zusammenhängenden Strich festen Landes vermuthet, welchem man den gemeinsamen Namen Wilke's-Land, nach einem der Entdecker, beigelegt hat. Ob dieser Zusammenhang zwischen allen den verschiedenen Küstenstrichen, die die Seefahrer aufgenommen oder gesehen, in der Wirklichkeit stattfindet, muß noch dahingestellt bleiben. Schon im Jahre 1831 entdeckte Capt. Biscoe im SO. vom Cap der guten Hoffnung und unter dem südlichen Polarkreise, in 66° ö. Lg., Enderby's-Land; 1833 ward östlich davon Kemp's Land gefunden. Noch bedeutend östlicher (135° ö. Lg.) sah Balleny 1839 das Land Sabrina; eine Entdeckung, welche durch den Franzosen Dumont d'Urville, den Nord-Amerikaner Wilkes und den Engländer Roß sehr bedeutende Erweiterungen erfahren. D'Urville verfolgte 1840 zwischen 66° und 67° Br. die Küste eines im Mittel etwa 1400′ hoch ansteigenden Gebirgslandes, das er Land Adélie nannte, von 154° bis 160° ö. Lg.;

er fand dieselbe überall mit Schnee und Eis bedeckt, von vielen Schluchten und Buchten zerrissen, erblickte aber keine Spur von Vegetation daselbst. Fast an demselben Tage fand Capt. Wilkes unter 172° ö. Lg. eine ebenso unwirthbare Eisküste, welche er, von den Umständen mehr als d'Urville begünstigt, nach Westen hin eine viel längere Strecke, nämlich bis zum 115. Grade ö. Lg., etwa 1700 englische Meilen weit und in geringer Entfernung vom Gestade verfolgen, aber nirgend betreten konnte; dies Land hat man nach seinem muthigen Entdecker Wilke's-Land genannt. An der Nordost-Ecke dieser von W. nach O. ziehenden Eisküste ward im Februar 1839 die kleine Gruppe der Balleny-Inseln, nach ihrem Entdecker benannt, gefunden (67° s. Br., 182° ö. Lg.), worin die östliche einen hohen Vulcanpik trägt, und hinter welcher man Andeutungen von einem sehr hoch aufsteigenden Schneelande gewahr wurde. Endlich gelang es dem englischen Capt. James Clark Roß, einem Neffen des berühmten Nordpolar-Reisenden, zu Anfang des Jahres 1841 auf einer wissenschaftlichen und besonders der Erforschung des Erdmagnetismus auf der südlichen Halbkugel gewidmeten Expedition, im O. von den genannten Küsten, etwa unter 67° Br. und 192°. ö. Lg. F. in einem weiten Busen des antarktischen Meeres, wo Cook vor ihm bis über den 71. Breitengrad vorgedrungen war, ohne Land zu entdecken, durch die Eismassen in eine freie Region zu dringen und sich mehr als irgend einer seiner Vorgänger dem Südpol zu nähern. Er ward hier bald eine in hohe, völlig in Schnee gekleidete Bergspitzen aufsteigende, steile Küste gewahr, deren gewaltige Gletscher sich weit hinaus in's Meer erstreckten, und verfolgte dies Land von 72° bis gegen 79° s. Br. Es erhielt zu Ehren seiner Königin den Namen Victoria-Land. Unter $77\frac{1}{2}$° Br. und $184\frac{2}{3}$° ö. Lg. ward er von einer der prächtigsten Eruptionen eines Vulcans, des Mount Erebus überrascht, welcher sich 11600′ hoch erhebt und seine Flammen- und Rauchsäule noch 2000′ hoch über seinen Krater in die Lüfte warf; neben demselben erhob sich der wenig niedrigere Krater des unthätigen Mount Terror (10200′); beides Namen von den Schiffen dieser Expedition. Von hier lief die im Allgemeinen von N. nach S. ziehende Küste, welche vielleicht den Ostrand des Wilke's-Landes bildet, noch weiter südwärts; aber die Verfolgung derselben ward durch einen nach OSO. ziehenden hohen Eiswall gehemmt, und Roß mußte von dem südlichsten Punkte, der jemals erreicht worden (78° 4′ s. Br.), sich wieder gegen N. wenden. Später wiederholte der kühne Seefahrer seinen Versuch, gegen den Südpol vorzudringen; aber eine furchtbare Eisschranke stellte sich ihm wiederum entgegen und gestattete nicht, die vom Mt. Erebus ostwärts vielleicht weithin fortsetzende Küste näher zu untersuchen.

Die Ergebnisse dieser Entdeckungsreisen kann man in Folgendem zusammenfassen. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß die großen Ländergruppen, welche an der Nordgrenze des antarktischen Meeres am Weitesten gegen den Aequator vortreten, den südlichen Enden der drei großen Continente Afrika, Neuholland und Amerika ziemlich

gegenüberliegen, während die weiten, inselleeren Wasserflächen der beiden großen Weltmeere noch beträchtlich gegen den Südpol fortsetzen, vielleicht denselben gar erreichen. In der zwischen dem Pol und Neuholland gelegenen Region des Eismeeres treten die von Biscoe, Wilkes, d'Urville und Roß aufgenommenen Küstenstriche von festem Lande so nahe an einander, daß man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen darf, zwischen den Meridianen von 60° und 190° ö. Lg. F. und zwischen den Parallelkreisen des 65. und 79. Grades breite sich eine große Masse von Festland (oder eine fortlaufende Kette von Inseln) aus, dessen östlichster Punkt, welcher hier erreicht worden und etwa unter 188° ö. Lg. und 78° s. Br. gelegen, während der westlichste unter 65° ö. Lg. und 67° s. Br. liegt. Wie weit das feste Land, zu welchem die auf diesem Raume entdeckten Küstenstriche, die zusammen etwa ein Drittel des Erdumfanges einnehmen, gehören, sich gegen S. fortsetzt und ob dasselbe etwa den Südpol ringsum einschließt, wird vielleicht immer in Dunkel gehüllt bleiben. — Auf der andern Seite finden wir: Süd-Amerika gegenüber, auf einem Raume, der von den Meridianen des 5. und 70. Grades ö. Lg. begrenzt wird, sich gegen N. bis zum 55., gegen S. bis zum 70. Breitengrade sich erstreckt, eine Menge von Inselgruppen, wie Neu-Shetland, Powell, Sandwich 2c., deren Verbindung mit einem größern Festlande, wofür man das Graham's- oder Trinity-Land angesehen, durch keine Beobachtung nachgewiesen ist. Das Land Louis-Philippe's, welches für den östlichen Theil dieses hypothetischen Continentes hier gehalten worden, ist, zufolge Roß' letzter Reise (1842—43), wohl nichts als eine Insel von nur mittlerer Größe; und die Ausdehnung des Graham's-Landes nach S. ist nicht allein noch völlig unbekannt, sondern auch durch Weddell's und Roß' Fahrten nachgewiesen, daß, wenn dasselbe sich wirklich gegen O. fortsetzt, dies erst in sehr hohen Breiten (jenseit 74°) stattfinden kann. Wollte man aber selbst annehmen, daß auch hier einige kleine entdeckte Küstenabschnitte einem größern Ganzen und nicht einem Austral-Archipel angehörten, so darf man eine solche Hypothese immer noch nicht so weit ausdehnen, daß man einen ununterbrochenen Zusammenhang dieser Länder und Inseln mit dem Victoria-Lande als sehr wahrscheinlich ansieht. Es erscheint im Gegentheil unzweifelhaft, wenn man den Cours der verschiedenen Seefahrer seit Cook's Zeiten verfolgt, daß zwischen der Ländergruppe im S. von Süd-Amerika und dem Wilke's-Lande sich ein von ungeheuren Eismassen, die sich hier im Laufe von Jahrhunderten aufgehäuft haben, bedecktes Meer weit gegen den Pol ausbreitet. Faßt man die Gestalt dieser Polarküsten allgemein auf, so zeigt sich: 1) daß sie vom Enderby's-Lande, in dessen Nähe jedoch gegen O. hin noch kein Land gesehen ist, bis zum Ostende von Wilke's-Land einen gegen N. vorspringenden Eiswall bilden; 2) daß sie gegenüber Süd-Amerika sich ziemlich ebenso weit, wie im äußersten Punkte des Wilke's-Landes, vom Pol entfernen, und 3) daß das Meer zwischen den beiden Ländermassen auf beiden Seiten tief gegen den Pol einspringende Winkel erfüllt, wie aus den äußersten Punkten hervorgeht, bis zu welchen

die Entdeckungsreisenden hier zu verschiedenen Zeiten gegen den Pol vorgedrungen sind, und die wir sogleich noch näher bezeichnen werden. Werfen wir einen Blick auf die seit Cook in diesen unwirthbarsten Regionen des Erdballs ausgeführten Seereisen, so ergiebt sich zunächst, daß zwar stets Eisfelder, die in größerer oder geringerer Entfernung um den Südpol lagerten, die unbesiegbaren Schranken für die Schifffahrt bildeten, daß jedoch diese Grenze des ewigen Eises keinesweges nothwendig auf das Dasein eines dahinter liegenden festen Landes, in gewissem Abstande, mit Sicherheit schließen läßt. Die Entdeckungsreisen in der neuesten Zeit haben es außer Zweifel gesetzt, daß jene Grenze, mag sie auch Jahre lang, ja Jahrhunderte hindurch ihre Stelle bis auf kleinere Schwankungen behaupten, doch keinesweges als fast unveränderlich überhaupt und für alle Zeiten anzusehen ist. Man braucht nicht auf die historischen Zeugnisse der großartigen Umwälzungen in der Eisschranke der grönländischen Küste zurückzugehen, sondern nur bei den bereits gemachten Erfahrungen im südlichen Eismeere stehen zu bleiben. Schon Cook's Reisen geben dafür Zeugniß. Nachdem er unter 55° s. Br. etwa in den Eismassen Land zu erblicken geglaubt, fand er 2 Jahre später eben daselbst weder Eis noch Land. Biscoe ward von einer Eisschranke aufgehalten, wo Bellingshausen südlich vom 60. Breitengrade segelte und wo Roß kürzlich noch weiter gegen den Südpol vordrang; und d'Urville ward südlich von den Powell-Inseln von einem furchtbaren Eiswalle aufgehalten, Cook, Smith, Bellingshausen und Biscoe versuchten vergeblich im S. des Sandwich-Landes gegen den Pol vorzudringen, während Roß (nur wenige Jahre später als d'Urville) in denselben Regionen seine Fahrt südwärts fortsetzen und — wie Weddell früher schon — sogar noch über den 70. Breitengrad hinaus sich dem Pole nähern konnte. Diejenigen Punkte, wo man sich bis jetzt dem Südpol am Meisten genähert hat, sind folgende: 1) Zwischen dem Enderby's- und Graham's-Lande gelangte Cook bis 67° s. Br. unter 30° ö. Lg. F.; Biscoe bis 68° 50′ s. Br. unter 30° ö. Lg.; Bellingshausen bis gegen 70° unter 17° ö. Lg.; Roß bis 71½° unter 5° ö. Lg., und endlich Weddell bis 74° 15′ unter 17° w. Lg., was der südlichste erreichte Punkt in diesem Abschnitt des Eismeeres ist. 2) Auf der andern Seite, westlich vom Graham's-Lande, drang Cook bis 71¼° s. Br. unter 90° w. Lg. vor; Bellingshausen bis zum 70. Breitengrade unter 75° w. Lg.; Roß bis zum 78.° im O. des Vulcans Erebus, war also nur noch 12° vom Südpol entfernt. Von den Balleny-Inseln bis zum Enderby's-Lande sind die Seefahrer fast nirgends bis zum Polarkreise vorgedrungen. Hiernach bleibt es also unentschieden, ob zwischen jenen beiden großen Gruppen von Australländern noch zerstreute Eilande oder größere Massen zusammenhangenden Festlandes liegen; oder ob die Zwischenräume von einem weiten Meere erfüllt sind, welches mit ungeheuren Eismassen bedeckt ist. Diese scheinen zwar zu Zeiten Lage und Grenzen durch ein Zusammenwirken verschiedener Ursachen sehr beträchtlich zu ändern; aber es darf noch nicht der Schluß gezogen werden, wenn einmal ein See-

fahrer so glücklich ist, seinen Weg zwischen den Eismassen weiter gegen den Pol fortzusetzen, daß das, was nur ein seltener Zufall ist, allgemein und beständig für diese Region gelte, oder daß man sich wohl gar hier das antarktische Meer in der Nähe des Poles als eine offene See vorzustellen habe.

Dies ist in den wichtigsten Umrissen der Zustand unserer Kenntnisse von den unwirthbarsten Regionen der Erde; dieselben verdienten, ausführlich behandelt zu werden, theils weil Entdeckungen der Gegenwart ein höheres Interesse erregen, theils um zu zeigen, welches die Grundlagen sind, auf denen die Annahme eines großen antarktischen Continents beruht, dessen Ausdehnung, falls er wirklich vorhanden, ohne allen Zweifel überschätzt worden ist.

Regiſter.

Anmerk. Die erſte Ziffer zeigt den Theil, die dahinter ſtehende die Seite an.

A.

C.

D.

G.

H.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

S.

T.

U.

X.

Y.

Druckfehler.

1r Band.

S. 9 Z. 3 statt 1717 lies 1710.
" 15 Fig. 8 ist dem Jupiter ein Trabant zu viel, dem Saturn einer zu wenig gegeben; jener hat 4, dieser 8 Trabanten.
" 24 Z. 13 statt Neumond lies Vollmond.
" 51 Fig. 29 müssen die Buchstaben A und B mit einander verwechselt werden.
" 133 Z. 6 v. u. statt Gegenregionen lies Regenregionen.
" 167 " 8 u. 9 lies: welche weiter vorwärts reichen, als die historischen Erinnerungen rückwärts u. s. w.
" 170 " 16 lösche das Wort »nur«.
" 186 " 16 v. u. st. in Euripius l. im Euripus.
" 226 " 11 st. auf l. auch.
" 243 " 4 v. u. st. seinne l. seinen.
" 281 " 2 st. Magalosaurus l. Megalosaurus.
" 328 " 13 v. u. st. Jatropha l. Zatropha.
" 333 " 24 st. Malis l. Macis.
" 338 " 20 st. 331 l. 305.
" 342 " 16 v. u. st. Nautilograpsus l. Nautilographus.
" 395 " 10 fehlt vor »Die pyrenäische Halbinsel« die Ziffer I.
" 396 " 5 v. u. st. Sierra Albarracin l. Sierra de Albarracin.
" 397 " 3 st. in dem l. in dem.
" 401 " 7 st. Sardinien l. Sardinen.
" 404 " 5 st. Lusão l. Lousão.
" 404 " 9 st. Ton l. Thon.
" 432 " 23 v. u. st. Jarschisch l. Tarschisch.
" 438 " 1 v. u. muß es heißen: Tortosa ... mit 20000 E. und einigem Handel; Reus (Re-us) mit 25000 E. und.
" 447 " 15 v. u. st. Spangotello l. Spangoletto.
" 471 " 13 v. u. st. Arraris l. Araris.
" 478 " 13 st. Million l. Millionen.
" 493 " 6 v. u. st. planches l. blanches.
" 494 " 7 st. A. inscriptions l. A. des inscriptions.
" 497 " 22 v. u. st. Ilse l. Isle.
" 501 " 1 v. u. st. Quessant l. Ouessaut.
" 502 " 19 v. u. st. Sévres l. Sèvres.
" 510 " 19 st. crènes l. arènes.
" 532 " 5 st. Korboje l. Koloman, ungarisch Kólmán.
" 542 " 17 st. Marrot l. Marot.
" 543 " 21 v. u. st. Grébillon l. Crébillon.
" 577 " 23 v. u. st. Erançois l. François.
" 559 " 17 st. Lessage l. Lesage.
" 560 " 8 v. u. st. Lepoittevin l. Lepoitevin.
" 587 " 1 st. dupois l. dupoids. Z. 13 st. conties l. counties.
" 597 " 13 v. u. st. Lloid's l. Lloyd's.
" 653 " 14 st. Eletcher l. Fletcher.
" 655 " 2 st. Macauley l. Macaulay.
" 696 " 19 v. u. st. Gallalt l. Gallait.
" 729 " 7 st. Cjämer Thal l. Chijämer Thal.
" 738 " 26 v. u. st. Lovetzstein l. Lawetzstein.
" 778 " 3 st. Bergall l. Bergell; st. Chiavena l. Chiavenna.

2r Band.

S. 15 Z. 9 v. u. st. Oll= l. Oell=.
" 32 " 11 v. u. st. Sogneſj l. Sogneſj.
" 90 " 10 st. Fercynius M. l. Hercynius M.
" 97 " 24 st. Zichopou l. Zschopau.
" 148 " 26 v. u. st. Wiel l. Weil; Z. 20 v. u. st. Teophrastus l. Theophrastus.
" 193 " 18 st. Straßfurt l. Staßfurt.
" 194 " 20 st. Neumark l. Neumarkt; Z. 7 v. u. st. Glauchau l. Glaucha.
" 195 " 16 v. u. st. Lebcjön l. Löbejün.
" 202 " 16 v. u. st. Tornowitz l. Tarnowitz.
" 203 " 21 st. Gebiege l. Gebirge.
" 257 " 1 st. Kursal l. Kursaal.
" 262 " 17 st. Bremerbaven l. Bremerhafen.
" 336 " 4 st. Bieskiden l. Beskiden.
" 337 " 22 v. u. sind die Worte »und Russen« zu streichen.
" 382 " 12 st. Boeo l. Boco.
" 536 " 5 v. u. st. Argosta l. Agosta.
" 559 " 7 v. u. st. Pentekilos l. Pentelikos.
" 574 " 2 v. u. st. Lango l. Stanco.
" 672 " 23 st. Anos l. Aenos.

3r Band.

S. 70 Z. 12 st. Sakbrab l. Sakarab.
" 71 " 5 v. u. st. El=Kbalil l. El=Khulil.
" 98 " 12 u. 14 st. Arsacas l. Arsaces.
" 154 " 22 v. u. st. Kobestan l. Kohestan.
" 213 " 9 v. u. st. Pupi l. Yupi.
" 221 " 11 v. u. st. Pamar l. Pamer.
" 224 " 7 v. u. st. Kizul=Kum l. Kizil=Kum.
" 275 " 1 st. Lanner l. Lander.
" 383 " 21 v. u. st. S. Nicclo l. S. Nicolo.
" 398 " 17 st. T. friar l. T. fria
" 427 " 20 st. Belt=Sund l. Bell=Sund.
" 463 " 14 v. u. st. Cbippeways l. Chippewas.
" 525 " 8 st. Saltillo l. Salbillo.
" 563 " 14 v. u. st. Gallopagos l. Gallapagos.
" 571 " 10 st. Paragua l. Paraguay.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

G 115 B55 1857 v.3

Blanc, Ludwig Gottfried
Handbuch des Wissenswurdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 12 25 01 005 6